

Autobiographisches Wiedererzählen: Eine interdisziplinäre Studie im qualitativen Längsschnitt

Selbert, Shevek K.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Dissertation / phd thesis

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Selbert, S. K. (2024). *Autobiographisches Wiedererzählen: Eine interdisziplinäre Studie im qualitativen Längsschnitt*. (Medical Humanities, 14). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839471906>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

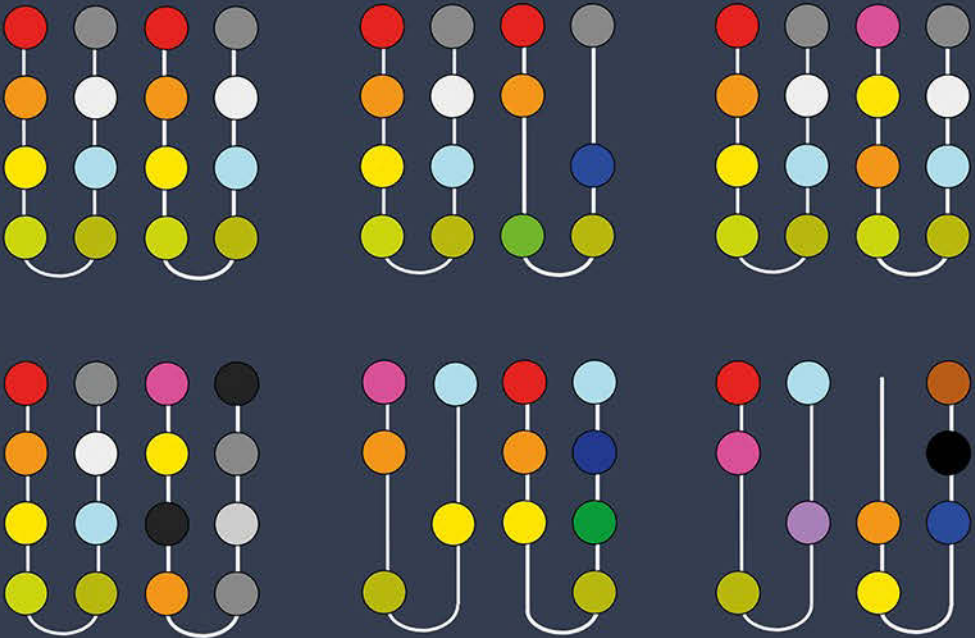
Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Shevek K. Selbert

AUTOBIOGRAPHISCHES WIEDERERZÄHLEN

Eine interdisziplinäre Studie
im qualitativen Längsschnitt



[transcript] + Medical Humanities

Shevek K. Selbert
Autobiographisches Wiedererzählen

Editorial

Menschen sind mehr als die Summe ihrer Organe und Körperteile: Ihre sozialen Rollen, ihre Geschichte(n), ihre Lebensumstände, ihre ökonomischen Verhältnisse, aber auch ihre Phantasien, Ängste und Erfindungen prägen ihre Gesundheit.

Die Reihe **Medical Humanities** will sich inter- und transdisziplinär an die Schnittstellen zwischen Gesundheit, Gesellschaft und Umwelt setzen, Perspektiven der Geistes- wie der Sozial-, Kultur- und Humanwissenschaften verbinden. Eng am Körper, aber auch am Leib stellt sie genderpolitische, sozialkritische und bioethische Fragen, vermittelt zwischen Pflege und Gesundheitspolitik, Technik und Körperbildern.

Shevek K. Selbert (M.A.), geb. 1981, studierte Philosophie und Pädagogik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. 2023 promovierte er an der Medizinischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau mit der hier vorliegenden Dissertation zu wiederholten biographisch-narrativen Interviews zum Dr. sc. hum. Die Promotion erfolgte im Rahmen des interdisziplinären DFG-Graduiertenkollegs 1767 »*faktuales und fiktionales erzählen*«. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Zusammenhang zwischen Biographie, Identität und Erzählen.

Shevek K. Selbert

Autobiographisches Wiedererzählen

Eine interdisziplinäre Studie im qualitativen Längsschnitt

[transcript]

Freiburger Dissertation aus dem DFG-Graduiertenkolleg 1767 »faktuales und fiktionales erzählen«

ORCID des Autors: 0009-0008-2330-1363

Diese Publikation wurde großzügig durch den Publikationsfonds der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell.

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Shevek K. Selbert**

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung, Lektorat & Satz: Shevek K. Selbert, Nieder-Olm

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

<https://doi.org/10.14361/9783839471906>

Print-ISBN: 978-3-8376-7190-2

PDF-ISBN: 978-3-8394-7190-6

Buchreihen-ISSN: 2698-9220

Buchreihen-eISSN: 2703-0830

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Wir leben auf einem laufenden Band, und es gibt keine Hoffnung, daß wir uns selber nachholen und einen Augenblick unseres Lebens verbessern können. Wir sind das Damals, auch wenn wir es verwerfen, nicht minder als das Heute –

[...]

Indem man es nicht verschweigt, sondern aufschreibt, bekennt man sich zu seinem Denken, das bestenfalls für den Augenblick und für den Standort stimmt, da es sich erzeugt. Man rechnet nicht mit der Hoffnung, daß man übermorgen, wenn man das Gegenteil denkt, klüger sei. Man ist, was man ist. Man hält die Feder hin, wie eine Nadel in der Erdbebenwarte, und eigentlich sind nicht wir es, die schreiben; sondern wir werden geschrieben. Schreiben heißt: sich selber lesen. Was selten ein reines Vergnügen ist; man erschrickt auf Schritt und Tritt, man hält sich für einen fröhlichen Gesellen, und wenn man sich zufällig in einer Fensterscheibe sieht, erkennt man, daß man ein Griesgram ist. Und ein Moralist, wenn man sich liest. Es läßt sich nichts machen dagegen. Wir können nur, indem wir den Zickzack unsrer jeweiligen Gedanken bezeugen und sichtbar machen, unser Wesen kennenlernen, seine Wirrnis oder seine heimliche Einheit, sein Unentrinnbares, seine Wahrheit, die wir unmittelbar nicht aussagen können, nicht von einem einzelnen Augenblick aus.

(Max Frisch, Tagebuch 1946–1949 (1996): 19f.)

Inhalt

Danksagung	11
Kapitel 1: Einleitung	13
1.1 Zur medizinischen und interdisziplinären Relevanz des Wiedererzählens	16
1.2 Erkenntnisinteresse, Arbeitsdefinition und Forschungsfragen	20
1.3 Gliederung und Inhalt der Arbeit	24
I. GRUNDLAGEN	
Kapitel 2: Forschungslandschaft(en)	29
2.1 Wiedererzählforschung	30
2.1.1 „retellings in psychotherapy“ – Kathleen Ferrara (1994)	30
2.1.2 „twice-told tales“ – Neal Norrick (1997 und 1998)	32
2.1.3 „Wiedererzählen“ – Barth-Weingarten et al. (2012) und Schumann et al. (2015)	33
2.1.4 „Repeated Narration“ - Special Issue Adler et al. (2019)	35
2.2 Längsschnittliche Biographieforschung	38
2.2.1 „ein tiefgreifendes Zeitdefizit“ – Kade et al. (2008–2017)	39
2.2.2 Übersicht des Forschungsfeldes qualitativer Längsschnittforschung	42
2.3 Zusammenführung: Autobiographisches Wiedererzählen als Forschungsfeld	47
2.3.1 Synergetische Zusammenführung	47
2.3.2 Erste synergetische Projekte	50
Kapitel 3: Theoretisches Fundament	57
3.1 Zum Verhältnis von Lebensvollzug und Lebenserzählung	58
3.2 Textsorten, „Stimmen“ und Dimensionen der Lebenserzählung	61
3.2.1 Textsorten	62
3.2.2 „Stimmen“	67
3.2.3 Selbsterzählung als Einheit von Chronik, Reinszenierung und Eigentheorie ...	70
3.3 Paradigmen der Konstitutionsbedingungen von Stegreiferzählungen	73
3.3.1 Das Paradigma der Erzählemergenz	73
3.3.2 Das Paradigma der Vorgeformtheit	76
3.3.3 Das Paradigma der interaktiven Hervorbringung	84
3.3.4 Zu einer Vereinbarkeit der Paradigmen	86

II. EMPIRISCHER TEIL

Kapitel 4: Materialbasis und Gesamtkorpusrekonstruktion	93
4.1 Zur Ersterhebung 2006/07	94
4.1.1 Das Material der Ersterhebung	96
4.1.2 Die Nachfrageteile der Ersterhebung	102
4.2 Zur Zweiterhebung 2017	105
4.2.1 Teilnahmbereitschaft und Erinnerungswürdigkeit der Ersterhebung	108
4.2.2 Das Material der Zweiterhebung im Vergleich zur Ersterhebung	111
4.2.3 Die Nachfrageteile der Zweiterhebung im Vergleich zur Ersterhebung	120
4.3 Zur Situierung der Wiederbefragung	123
4.3.1 Interviewbeziehung und Interviewendenwechsel	123
4.3.2 Zum „Messzeitpunkteffekt“	136
4.4 Fallpriorisierung und Schlüsselfallselektion	139
Kapitel 5: Auswertungsmethode	143
Kapitel 6: Biographische Schlüsselfallanalysen	153
6.1 Phänomene des <i>Gleich</i> -Wiedererzählens bei Ilse Heberling	154
6.1.1 Feinanalyse der Eingangserzählungen von Ilse Heberling	155
6.1.2 Erste Fallhypothese zu Ilse Heberling auf Basis der Erzählanfänge	164
6.1.3 Makroanalyse des globalen Wiedererzählens bei Ilse Heberling	165
6.1.4 Mesoanalyse des zonalen Wiedererzählens bei Ilse Heberling	168
6.1.5 Mikroanalyse des lokalen Wiedererzählens bei Ilse Heberling	173
6.1.6 Fallstrukturhypothese zum Wiedererzählen bei Ilse Heberling	184
6.2 Phänomene des <i>Anders</i> -Wiedererzählens bei Joachim Marne	190
6.2.1 Zentrale Befunde der Fall-Auswertung	191
6.2.2 Fallstrukturhypothese zum Wiedererzählen bei Joachim Marne	204
6.3 Phänomene des Nicht- <i>Anders</i> -Wiedererzählen-Könnens bei Kurt Groscher	212
6.3.1 Zentrale Befunde der Fall-Auswertung	213
6.3.2 Fallstrukturhypothese zum Wiedererzählen bei Kurt Groscher	223
6.4 Phänomene des Nicht- <i>Gleich</i> -Wiedererzählen-Könnens bei Vera Bergmann	232
6.4.1 Zentrale Befunde der Fall-Auswertung	233
6.4.2 Fallstrukturhypothese zum Wiedererzählen bei Vera Bergmann	244
6.5 Phänomene beziehungsorientierten (Wieder-)Erzählens bei Wolfgang Timme	258
6.5.1 Zentrale Befunde der Fall-Auswertung	259
6.5.2 Fallstrukturhypothese zum Wiedererzählen bei Wolfgang Timme	273
6.6 Phänomene des (Wieder-)Nicht-Erzählens bei Irmgard Lindgen	286
6.6.1 Zentrale Befunde der Fall-Auswertung	286
6.6.2 Fallstrukturtypik des Wiedererzählens von Irmgard Lindgen	303

III. ERGEBNISSICHERUNG

Kapitel 7: Modellbildung	315
7.1 Paarweise Relationierung der sechs Schlüsseltypen	315
7.1.1 Reproduktion und Revision als gegensätzliche Grundtypen	315
7.1.2 Routinisierung und Reorientierung als dynamische Zwischentypen	316
7.1.3 Reaktivität und Resistanz als nicht-monologische Sondertypen	318
7.2 Typenmodell des Autobiographischen Wiedererzählens	320
7.2.1 Paarweise Gegenüberstellung der Schlüsseltypen	320
7.2.2 Skalares Modell der Schlüsseltypen	322
7.2.3 Übersichtsmodell der Techniken des Wiedererzählens	323
7.2.4 Einbezug der Nebenfälle	324
Kapitel 8: Synthese und Diskussion	331
8.1 Theoriebildung zum Autobiographischen Wiedererzählen	332
8.1.1 Faktor biographisches Erzählprofil	333
8.1.2 Faktor Situationseffekte	334
8.1.3 Faktor Zeitpunkteffekte	336
8.2 Limitationen, leftovers und Perspektiven	339
Literaturverzeichnis	343
Anhang	361
Abbildungsverzeichnis	361
Tabellenverzeichnis	362

Danksagung

Um ein Kind aufzuziehen, heißt es, braucht es ein ganzes Dorf. Für das Erarbeiten einer Dissertation gilt ganz offenbar ähnliches. Sicherlich hilft eine Hütte abseits vom Marktplatz, weil das meiste alleine geleistet wird. Aber hätte man keinen, mit dem man reden könnte, und keinen Ort, an den man gehen könnte, wäre man einfach nur alleine und könnte gar nichts leisten. Im Folgenden stelle ich dieses „Dorf“ vor.

Zuerst muss ich Prof.'in Heide von Felden danken, deren Forschungsprofil mir überhaupt erst ermöglichte, in meinem Studium der Erziehungswissenschaften an der Uni Mainz auf Biographieforschung nicht nur zu stoßen, sondern mich daran beteiligen zu können. Ihre 2006er Erhebung von fünfzehn biographisch-narrativen Interviews begleitet mich nun schon seit 2009 und bildete die Grundlage für meine Wiederbefragung 2017.

Diese Lebensgeschichten habe ich 15 beeindruckenden Menschen zu verdanken, die bereit waren, für die Befragungen zur Verfügung zu stehen und für uns, den freundlichen Fremden, nichts Geringeres zu tun als in den eigenen vier Wänden von sich und ihrem eigenen Leben zu erzählen. Ohne dieses große Geschenk wäre dieses Projekt vielleicht eine gute, aber ganz sicherlich nicht umsetzbare, Idee geblieben.

Aber auch ohne finanzielle Unterstützung hätte die Idee nicht zur fertigen Dissertation werden können: Ich bin meiner Heimatuniversität, der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, sehr dankbar, dass sie die Zeit meiner Interviewdurchführung finanziell gefördert hat. Eine weitere Förderung durch das Zentrum für Schul-, Bildungs- und Hochschulforschung (ZSBH) ermöglichte mir dann die weitgehende Daten-Aufbereitung und Projektkonstitution. Größten Anteil an meiner „Themenfindung“ dieser Zeit hatte der Sammelband „Wiedererzählen“ (2015), deren Beteiligten ich entsprechend ebenso von Herzen danken möchte. Die eigentliche Auswertung durfte ich dann als Kollegiat am DFG-Graduiertenkolleg GRK 1767 „faktuales und fiktionales erzählen“ an der Albert-Ludwig-Universität Freiburg mit der Absicherung einer Mitarbeiterstelle verfolgen. Die Vertragsverlängerung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft linderte zudem die Belastungen und Verzögerungen durch die COVID-19-Pandemie deutlich. Zusätzlich ermöglichte mir ein dreimonatiges Abschlussstipendium der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg noch einen weiteren Schlüsselfall einarbeiten zu können. Insgesamt waren mir also privilegierte Arbeitsbedingungen und ein umfassendes Unterstützungssystem zugänglich, was ich sehr zu schätzen weiß. Insbesondere Prof.'in Monika Fludernik ist zu verdanken, mit dem Graduiertenkolleg 1767 einen Ort auf Zeit geschaffen zu haben, an dem die inhaltliche

Arbeit und das forschende Fragen im Zentrum standen und nicht etwa die fachliche Zugehörigkeit.

Dies setzt sich auch in meinem interdisziplinären Betreuungsteam fort. Durch den Promotionsausschuss sc. hum. der Medizinischen Fakultät wurde dieses institutionell überhaupt nur möglich: Mit Prof. Carl Eduard Scheidt, Prof.'in Gabriele Lucius-Hoene und Prof. Daniel Jacob hatte ich das Glück, drei Menschen gefunden zu haben, die mich mit ihrer Neugier und ihrer Leidenschaft für das (Wieder-)Erzählen verständnisvoll und ermutigend begleiteten. Sie schenkten mir das Vertrauen und die Freiräume, die ich benötigte und fingen mich mit Geduld, Umsicht und den richtigen und menschlichen Ratschlägen wieder ein und auf, wann immer das nötig war. Sie halfen mir sehr, an mich und das Projekt zu glauben. Zuspruch, den ich zusätzlich insbesondere Prof. Stephan Grätzel, Prof.'in Elisabeth Gülich, wieder Prof.'in Monika Fludernik, Prof. Ansgar Nünning, Prof.'in Bettina Fritzsche und Prof. Tilmann Habermas verdanke, die mich mit ihrem Interesse, Lob und Hilfestellungen deutlich bestärkten. Sehr beeindruckt hat mich Dr. David Willmes, der mir in der Spätphase mit den richtigen Fragen und Ratschlägen half, auf die Zielgerade zurückzufinden.

Vieles der konkreten, handwerklichen Arbeit eines solchen Projektes hätte ich alleine überhaupt nicht stemmen können. Sehr dankbar bin ich deshalb Alwina Nagel, Nathalie Müller und Claudia Ternava, die als Mainzer Hilfskräfte mit viel Durchhaltevermögen und gutem Ohr die Transkriptionen erarbeiteten, und Libia Caballero und Melinda Tóth, die mich als Freiburger Hilfskräfte geduldig und aufmerksam beim Inventarisieren unterstützten und mich immer wieder ermutigten.

Eine unschätzbare Unterstützung waren meine lieben KollegInnen und Mit-KollegiatInnen, die sich kontinuierlich meine Fortschritte und Rückschläge, Durchbrüche und Sorgen anhörten, mit viel Rat, Ermutigung und Hilfe zur Seite standen und mich ihrerseits teilhaben und lernen ließen an und von ihren Projekten und Perspektiven, ihren Fortschritten und Rückschlägen, Durchbrüchen und Sorgen. Da denke ich vor allem an Nicola Eysel, Julian Menninger, Annika Wirth, Ferik Blome, Andrea Klatt, Christopher Koppermann, Sophie Figueredo-Hardy, Rita Luppi, an Philipp Freyburger und unser „Feedback-Tandem“, an Marlene Weck und Michelle Thompson und unsere „Selbsthilfegruppe“ bzw. peer mentoring group, aber auch an Jacob Langeloh und seine GRK-Schreibwerkstatt. Wertvoll war ebenso das kollegiale Profitieren voneinander in Datensitzungen, Promotionskolloquien, Workshops, dem jährlichen Magdeburger Methodenworkshop ZSM usw. Für die nochmal aufregende Vorbereitungszeit der Disputation danke ich zudem Steffen, Axel, Rita, Sophie, Christoph, Marlene, Michelle, Philipp und meiner Frau für die viele Geduld und Nachsicht, meine vielen unbegründete Sorgen geduldig zu zerstreuen.

Ich danke Freunden, Familie und dem familienalltäglichen Umfeld für jedes Mal, das sie mich nach dem Fortschritt meiner Arbeit fragten und für jedes Mal, das sie mich nicht nach dem Fortschritt meiner Arbeit fragten. Am meisten involviert war fraglos meine Frau Sarah. Die vorliegende Dissertation ist in vielen Wiederholungsschleifen in ihren Ohren entstanden. Unfassbar, wie viel Geduld, Nachsicht, Verständnis und Rücksicht ein einzelner Mensch überhaupt aufbringen kann. Man kann sich dafür eigentlich gar nicht angemessen bedanken, aber ich will es versuchen. Unsere Kinder, Julika und Yorick, sind während dieser Arbeit zu Schulkindern und immer größeren wunderbaren Menschen geworden. Am Ende meinte die Zehnjährige: „Schade, dass du kein Kinderbuch gemacht hast, dann könnt' ich es auch lesen und verstehen.“

Kapitel 1: Einleitung

Neugierde kann auf ein Problem oder aber auf eine Disziplin gerichtet sein. Disziplinär orientiertes Fragen lernt man heute an den meisten Universitäten, und daran ist nichts auszusetzen, es sei denn, das Problem selbst respektiert diese Grenzen nicht und erstreckt sich über mehrere Disziplinen.

(Cigerenzer 1999: 11f., zit. n. Schmitt 2017: VI)

„Erzählen ist allgegenwärtig“. Gerne beginnen auch und gerade erzähltheoretische Einführungstexte mit dieser Beobachtung.¹ Es sei eine „grundlegende Form unseres Zugriffs auf Wirklichkeit“ (Klein/Martínez 2009b: 1), in „allen Bereichen der Gesellschaft unentbehrlich, um Wirklichkeit zu erfassen, um etwas mitzuteilen, um auf andere einzuwirken“ (Martínez 2017: VII) und auch *Wiedererzählen* sei „zu allen Zeiten in den verschiedensten Formen und Gattungen [zu finden]“ (Schumann/Gülich/Lucius-Hoene/Pfänder 2015: 9). Diese Feststellung der Allgegenwärtigkeit des Erzählens steht im Einklang mit zwei Beobachtungen an der Forschungslandschaft: Zum einen mag es der Selbstverständlichkeit von Alltäglichem geschuldet sein, dass sich die Wissenschaft verhältnismäßig zögerlich dem insbesondere mündlichen Erzählen (und mehr noch: wiederholtem Erzählen) gewidmet hat. Zum anderen kann es nicht verwundern, dass ein Untersuchungsgegenstand, der immer und überall ist, nicht von *einer* Disziplin allein erfasst werden kann. Zusätzlich ist also die disziplinäre Leistungsfähigkeit und Zuständigkeit herausgefordert. Vielfach und wiederholt wurde in oder für verschiedene Forschungsdisziplinen ein *narrative turn* bzw. eine *narrative Wende* ausgerufen (exempl. Brockmeier/Harré 2005, Lucius-Hoene 2010), aber durchaus auch kritisch relativiert bzw. ausdifferenziert²

1 So beginnt beispielsweise das „Handbuch Biographie“ mit „Biographisches Erzählen ist allgegenwärtig“ (Klein 2009: XI), der Sammelband „Lernen und Erzählen interdisziplinär“ mit „Erzählen und Erzählungen sind allgegenwärtig“ (Hartung/Steininger/Fuchs 2011: 9) und „Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch“ wird beworben mit „Erzählen als allgegenwärtiges soziales und kulturelles Phänomen“ (Martínez 2017).

2 Hyvärinen 2010 spricht von „at least four different turns with different agendas and attitudes toward narrative: firstly, the turn in literary theory in the 1960s; the turn in historiography following literary narratology; the turn in social sciences from the 1980s onwards; and finally a more broadly cultural and societal turn to narration.“ Letzterer zeigt sich aktuell in der medialen Berichterstattung im allgegen-

(exempl. Hyvärinen 2010, Straub 2010). Nicht zu leugnen sind jedenfalls deutliche Entwicklungslinien seit den 1970er/80er Jahren, so dass in und unter unterschiedlichen Fachtraditionen Forschungsbewegungen entstanden, die das Erzählen als Untersuchungsgegenstand (wieder-)entdeckten. Diese Hinwendung zum Erzählen als Untersuchungsgegenstand war und ist notwendigerweise interdisziplinär und eng auf fachliche Wechselbezüge angewiesen, was nicht selten auch traditionelle Fachzuordnungen in Frage stellt.³

Am Anfang stehen jeweils fachdisziplinäre Fragestellungen, zu denen dann ein Forschungszugang über Material gefunden werden muss. Solche forschungsthematischen Interessen sind entsprechend breit gefächert, könnten sich im Feld der vorliegenden Arbeit je nach Fach beispielsweise auf Erinnern und Gedächtnis, Sozialisation und Sozialität, Selbst und Identität, Lernen und Bildung, Vulnerabilität und Resilienz, Gesundheit und Krankheit, Routine und Krise, Bewältigung und Trauma, aber auch vieles anderes beziehen. Unabhängig von der Fachdisziplin ergeben sich sodann methodische Herausforderungen: Erhebungstechnisch stellt sich die Frage der Materialbeschaffung bzw. Datengenerierung, auswertungstechnisch die Frage der Datenauswertung und der Interpretation des Materials. Diese methodischen Herausforderungen stehen in besonderer Weise *zwischen* den Disziplinen, so dass interdisziplinäre Wechselbezüge und Weiterentwicklungen notwendig sind, um diese zu überwinden. Für Fritz Schütze und die Biographieforschung seiner Prägung hat der Soziologe Gerhard Riemann diese Notwendigkeit der Meta-Disziplinarität folgendermaßen auf den Punkt gebracht:

[Es] fällt auf, dass er [sc. Fritz Schütze] immer wieder Brücken schlägt und Disziplinen und Ansätze zusammenbringt, deren Vertreter entweder keine Notiz voneinander nehmen oder sich misstrauisch belauern. Und dabei geht es ihm nicht um die Verwischung von Grenzen aus Prinzip, sondern darum, bestimmte Fragestellungen zu verfolgen, die sich im Rahmen herkömmlicher disziplinärer (und anderer) Abgrenzungen nicht mehr bearbeiten lassen. Was dann entsteht, gehört – wie im Fall seines Stils der Biographieanalyse auf der Grundlage narrativer Interviews – nicht mehr *einer* Disziplin. Es entstehen Diskurszusammenhänge von Erziehungswissenschaftlern, Soziologen und Vertretern anderer Disziplinen und Professionen, in denen die disziplinäre Selbstverortung und -behauptung für alle praktischen Zwecke irrelevant geworden sind. (Riemann 2009: 158, Herv. i. O.)

wärtigen Begriff des „Narrativs“, aber auch an populärwissenschaftlichen Publikationen wie „Erzählende Affen: Mythen, Lügen, Utopien – wie Geschichten unser Leben bestimmen“ (El Ouassil/Karig 2021) oder „Das narrative Gehirn: Was unsere Neuronen erzählen“ (Breithaupt 2022).

3 Anschaulicher erzählt der Soziologe Fritz Schütze, der wirkmächtige „Entdecker“ des Narrativen Interviews, in der eigenen Disziplin von Anfang an „Außenseiter“ gewesen und nur „randseitige Anerkennung“ erhalten zu haben. Es seien die „Nachbarfachbereiche“ gewesen, insbesondere Erziehungswissenschaft und Linguistik, denen er die Etablierung seiner Methoden zu verdanken habe (Schütze/Ruppel/Chakkarath 2021: 93f.). Pointiert bemerkt Schütze nebenbei, wie Disziplinzuschreibungen fehlschlagen können: „Es stimmt, ‚normale‘ Soziolog*innen denken, das ist das Feld der Psychologie, also Schütze ist entweder ein Germanist oder ein schlechter Psychologe (lacht). Das sind so die Epitheta, die ich vorgeworfen bekomme.“ (Ebd.: 106)

Eine solche methodische Herausforderung, die *zwischen* den Disziplinen steht und nur durch Synthese von Instrumentarien verschiedener Disziplinen jenseits „herkömmlicher disziplinärer (und anderer) Abgrenzungen“ zu bewältigen ist, ist das *Wiedererzählen*. Erste Arbeiten zu diesem neuartigen Ansatz, wiederholtes mündliches Erzählen zu untersuchen, entstanden tatsächlich überwiegend mit Anwendungsbezug in medizinischer Nähe. In der Wiederholung bildet sich die narrative Selbst- und Identitätskonstruktion so über mehrere Zeitpunkte ab und reflexive Prozesse früherer Erzählungen schlagen sich in Wiedererzählungen nieder. Lebenserzählungen und – wenn auch auf konkrete Beschwerden fokussierte – Patientenerzählungen geben Einblick in die biographische Selbstkonzeption in ihrer lebenszeitlichen Entwicklung. Deren Analyse zeigt den individuellen Umgang mit – medizinisch jetzt – Schicksalsschlägen, Krisen und Traumata, Gesundheit und Krankheiten auf Ebene der Lebensführung. Auf Ebene der sprachlichen Selbstdarstellung offenbart sie zusätzlich auch die Entwicklung von Erklärungsroutinen, Darstellungsgewohnheiten und wortwörtlich wiederholten Einzelgeschichten. Dadurch werden beispielsweise direkte medizinrelevante Rückschlüsse möglich auf biographische Ver- und Aufarbeitungsprozesse, Entwicklungs- und Hemmnisfaktoren von Selbstwertgefühl, Handlungsmacht, psychisches Wohlbefinden, psychosomatische Kausalitäten, (Krankheits- und Krisen-)Bewältigung, Vulnerabilität und Resilienz. Deutlich wird, dass und wie sich biographische Narrative, Eigentheorien und Selbstschemata bilden, verändern oder verfestigen. Es ist Chance und Risiko zugleich, dass sich Erfahrungen einerseits in Geschichten festschreiben, sich andererseits aber im und durch Erzählen auch verändern können.

Privilegierten Zugang zu diesen Mechanismen und der Zeitlichkeit des Menschen bietet die Erforschung von wiederholtem Erzählen. Über die Zeit bilden sich Entwicklungen ab, vormals feste Strukturen lösen sich oder verschwinden, zuvor Randständiges gewinnt an Bedeutung oder vielleicht bleibt auch, zumindest scheinbar, alles gleich. Wiederholte Lebenserzählungen im Stegreif ermöglichen es, die jeweils erzählende Person zu sich selbst ins Verhältnis zu setzen und deren *Herstellung und Darstellung von narrativer Identität* (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 10) zu zwei Zeitpunkten des Lebens für tiefe Einsichten einem Vergleich zu unterziehen.

In den nächsten Unterkapiteln der Einleitung führe ich schrittweise in meine Untersuchung ein. Im ersten Schritt entwerfe ich einen Überblick auf den größeren interdisziplinären Zusammenhang, um die besondere medizinische und meta- bzw. interdisziplinäre Relevanz des Wiedererzählens zu entwickeln. In einem zweiten Schritt stelle ich mein konkretes Erkenntnisinteresse dar, entwickle die zugrundeliegende Definition des *Autobiographischen Wiedererzählens* und benenne die anleitenden und begleitenden methodischen und theoretischen Forschungsfragen. In einem letzten Unterkapitel vermittele ich schließlich Gliederung und Arbeitsprogramm der vorliegenden Dissertation.

1.1 Zur medizinischen und interdisziplinären Relevanz des Wiedererzählens

Lebende Systeme oder Ganzheiten aus Organismus und Umwelt sind keine statischen Gebilde. Sie entstehen, wachsen und vergehen als Geschichten. Für die Medizin sind Krankengeschichten Geschichten einer Krankheit. Sie sollten auch Geschichten eines Kranken sein, die der Phantasie einen Raum in der Zeit eröffnen, in dem Arzt und Patient von der Gegenwart in die Vergangenheit gehen, und, was entscheidend ist, bei allem, was sich in dieser Geschichte ereignet, ‚gemeinsam dabei sein‘ können.

(Thure von Uexküll 2013: 70)

Jedenfalls sehen wir bei dieser Betrachtungsweise von „Mensch“, indem wir das Leibliche zum Ausgangspunkt nehmen, an dem in Geschichten verstrickten Menschen ebenso vorbei, wie wenn wir beim einzelnen Menschen seinen Leib als Ausgangspunkt nehmen statt seiner Geschichten, statt seines Verstricktseins in Geschichten. Wir sehen vielleicht nicht so vorbei, daß wir nichts mehr von ihm treffen, aber doch ist das, was wir in den Blick bekommen, abgeblendet gegen die Geschichten. Die vollständige Abblendung mag allerdings nie gelingen, insofern als der Leib des Menschen ein Ausdrucksfeld für Geschichten ist, eine Illustration zu Geschichten, und wir von diesem Ausdrucksfeld und dem illustrierenden Charakter niemals absehen können.

(Wilhelm Schapp 2004 [1953]: 193)

Für die Medizin erweist sich der *narrative turn* (Köhle/Koerfer 2017: 360) durch ihren Anwendungsbezug zusätzlich als „kommunikative Wende“ (Koerfer et al. 2008: 36) hin zur *sprechenden Medizin* (Gülich 2020a [2017]). Diese geht mit einem „Paradigmenwechsel von einem biotechnischen zu einem biopsychosozialen Versorgungsansatz“ (Koerfer et al. 2008: 36) einher, erfordert einen „*biographisch-narrativen* Zugang“ und eine „(Wieder-)Einführung [des Patienten] als *Subjekt*, dessen Krankengeschichte als persönliche Leidengeschichte rekonstruiert wird, die tief in seiner Lebensgeschichte verwurzelt sein kann“ (ebd.).

Medizin und Erzählforschung sind in den letzten Jahrzehnten über verschiedene parallellaufende Entwicklungslinien zueinandergelassen. Elisabeth Gülich (2020b) zeichnet die Entwicklung für die deutsche Psychosomatik nach, indem sie einen zunehmenden Stellenwert des Erzählens im Uexküll-Lehrbuch „Psychosomatische Medizin“ im Verlauf der acht Auflagen zwischen 1979 und 2016 nachweisen kann. Es dokumentiert das wachsende Bewusstsein dafür, dass in Ergänzung eines *paradigmatischen Erkenntnismodus* ein *narrativer Erkenntnismodus* zur Verfügung steht (vgl. Köhle/Koerfer 2017: 366). Durch eine erzählförderliche, offene Gesprächsführung in der Arzt-Patient-Kommunikation entstehen unverzichtbare diagnostische und therapeutische Vorteile (vgl. ebd.).

Zeichnet der Aufsatztitel von Bliesener 1980 mit „Erzählen unerwünscht. Erzählversuche von Patienten in der Visite“ noch ein nüchternes Bild, demonstrieren zentrale Publikationen seither mit ausdrucksstarken Titeln die steigende medizinische Wertschätzung von Krankheitserzählungen bzw. *illness narratives* (Kleinman

1988) und die Entwicklung einer *narrativen Medizin*.⁴ Parallel entdeckte man von der anderen Seite her in der linguistischen Gesprächsforschung ein Interesse an Patientenerzählungen (Gülich 2020a [2017]: 102). Es entstanden Forschungsbereiche und -netzwerke wie *Linguistik und Medizin* oder *Medizin und Interaktion* (Iakushevich/Ilg/Schnedermann 2021, Gülich 2020b). Das Lebenswerk der Linguistin Elisabeth Gülich steht für diese Annäherung. Ihre linguistisch-medizinischen Projekte zu Anfallskranken und Angsterkrankungen führten zur Verbesserung der Differentialdiagnostik durch sprachanalytische Sensibilisierung.⁵ Ihr Einsatz für Interdisziplinarität geht soweit, konsequenterweise auch ein „Plädoyer für die medizinische Weiterbildung von Linguisten“ (Gülich 2020b: 28) auszusprechen.

Auch in der Psychologie wird eine narrative Wende festgestellt, so dass sich nicht nur der Teilbereich der *Narrativen Psychologie* etablieren konnte (vgl. für Überblick exempl. Straub 2010, 2022), sondern auch Felder der „mainstream psychology“ Erzählen als Gegenstand entdeckten (vgl. Habermas 2019: X und Lucius-Hoene 2010). Der 1986 erschienene Sammelband „Narrative Psychology. The Storied Nature of Human Conduct“ hat diese Entwicklung mit in Gang gesetzt. Dessen Herausgeber Theodore R. Sarbin schlug darin vor, Erzählungen als „root metaphor“ der Psychologie zu verstehen. Die Psychoanalytikerin Brigitte Boothe charakterisiert die Perspektive folgendermaßen:

Die narrative Psychologie betrachtet Narrationen als grundlegend für die menschliche Erfahrungsorganisation: die alltagspraktische Erkenntnis, dass Menschen einen großen Teil ihrer Erfahrungen in Geschichten verwandeln und in Form von (Alltags-) Erzählungen kommunizieren, bildet diesbezüglich den Ausgangspunkt. (Boothe 2011: 40)

Für die psychotherapeutische Anwendung stellen der Arzt und Psychotherapeut Carl-Eduard Scheidt und die Psychologin Gabriele Lucius-Hoene fest, dass „unverarbeitete Trauma-Erfahrungen an verschiedenen sprachlichen und inhaltlichen Merkmalen mit relativer Zuverlässigkeit erkennbar sind“ (Lucius-Hoene/Scheidt 2017: 240). Sie stellen heraus, dass zusätzlich zur diagnostischen Leistung die Arbeit mit Erzählungen auch die Chance der *narrativen Bewältigung* eröffnet. Die Leistung des Erzählens,

4 Beispielsweise „The discourse of medicine. Dialectics of medical interviews“ (Mishler 1984), „The illness narratives. Suffering, healing, and the human condition“ (Kleinman 1988), „Narrative knowing and the human sciences“ (Polkinghorne 1988), „The wounded storyteller. Body, illness and ethics“ (Frank 1997), „Just listening: Narrative and deep illness“ (Frank 1998), „Narrative-based medicine. Dialogue and discourse in clinical practice“ (Greenhalgh/Hurwitz 1998), „Narrative and the cultural construction of illness and healing“ (Mattingly/Garro 2001), „Narrative-based Primary Care. A Practical Guide“ (Launer 2002), „Narrative Research in Health and Illness“ (Hurwitz/Greenhalgh/Skultans 2004), „Narrative medicine: Honoring the stories of illness“ (Charon 2006), „Narrative methods for the human sciences“ (Riessman 2008), „The Principles and Practice of Narrative Medicine“ (Charon et al. 2017), „Narrative-based practice in health and social care“ (Launer 2018), „Illness Narratives in Practice: Potentials and Challenges of Using Narratives in Health-related Contexts“ (Lucius-Hoene/Holmberg/Meyer 2018).

5 Es handelt sich um die interdisziplinären Forschungsprojekte „Linguistische Differenzialtypologie epileptischer und anderer anfallsartiger Störungen. Diagnostische und therapeutische Aspekte“ (1999–2011, Gülich/Schöndienst; DFG-gefördert) und „Kommunikative Darstellung und klinische Repräsentation von Angst. Exemplarische Untersuchungen zur Bedeutung von Affekten bei Patienten mit Anfallskrankheiten und/oder Angsterkrankungen“ (2004, Bergmann/Gülich/Schöndienst/Wörmann).

(belastende) Erfahrungen sprachlich erfassen und erzählbar zu machen, kann der Bewältigung von Krankheit (Lucius-Hoene 2002), von Trauma und Verlust (Scheidt/Lucius-Hoene/Stukenbrock/Waller 2014) und allgemein von Erlebnissen (Lucius-Hoene/Scheidt 2017) dienen.

Dazu kommt der Zusammenhang zwischen Erzählen und Identität: Der Psychologe Tilmann Habermas bezeichnete „die Lebensgeschichte als die umfassendste Form der Darstellung der psychosozialen Identität“ (Habermas 2020: o. S.). Die Psychologin Gabriele Lucius-Hoene und der Sprachwissenschaftler Arnulf Deppermann „verstehen autobiografisches Erzählen als *Herstellung und Darstellung von narrativer Identität im Interview*“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 10, Herv. i. O.). Ebenso wie die Lebenserzählung ist die eigene Identität also nicht einfach da, sondern wird situativ hervorgebracht und performativ hergestellt. Was freilich nicht heißt, dass ein Mensch über seine Selbst- und Identitätskonstruktion eine volle oder bewusste Kontrolle habe oder haben könnte. Entscheidend ist auch nicht die Frage, ob wir eine kohärente, einheitliche und in welcher Hinsicht auch immer stabile Identität haben. Vielmehr ist die Beobachtung, dass Personen in aller Regel sehr darum bemüht sind, ein klar definiertes und „sinnvolles“ Selbst zumindest sprachlich herzustellen, also *sich selbst* so zu erzählen, als ob es diese stabile Identität tatsächlich gäbe.

Diese starken Zusammenhänge zwischen medizinischen Relevanzen und Erzählen, zwischen Erzählen und Identität und zwischen Identität und Biographie legt schon nahe, dass sich auch eine Entwicklungslinie von der Biographieforschung zur Medizin feststellen lässt. Der Soziologe Fritz Schütze, der als Begründer des *Narrativen Interviews* gilt, hat sich vielfach narrationsanalytisch mit medizinischen Relevanzen und Anwendungsbezügen auseinandergesetzt. Er arbeitete zu „Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie“ (Schütze 2006), aber auch medizinisch viel konkreter zu Diabetesbehandlung (Schütze et al. 2002), Akupunktur (Schütze et al. 2005), Morbus Crohn (Schütze et al. 2006), Leukämie (Schütze et al. 2012) und zu „Ärztliche Vermittlungs- und Beratungsmuster [...] bei Herzinfarkt- und Brustkrebspatienten“ (exempl. Schütze 2013). Sein enger Kollege Gerhard Riemann, mit dem er das Auswertungsverfahren der Narrationsanalyse entwickelte, führte Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten für seine Dissertation „Das Fremdwerden der eigenen Biographie“ (Riemann 1987). Auch der Schütze-Schüler Carsten Detka, ebenfalls an den Forschungsprojekten zu Diabetes und Akupunktur beteiligt, verfolgt diese biographieanalytische Annäherung an medizinische Anwendungsbereiche mit Publikationen wie „Die Rolle von Lernprozessen in der Behandlung chronischer Krankheiten“ (Detka 2003), „Zur Wirkung biographischer Bedingungen in Krankheitsprozessen“ (Detka 2007), „Biographische Arbeit in Krankheitsprozessen“ (Detka 2010), seiner Dissertation zu „Dimensionen des Erleidens – Handeln und Erleiden in Krankheitsprozessen“ (Detka 2011), „Die gemeinsame Arbeit von Ärzten und Patienten an den biographischen Körperkonzepten der Patienten“ (Detka 2013a), „Aneignungsprozesse bei Patienten aus Ärztesicht“ (Detka 2013b) und zur „biographischen Verankerung von Eigentheorien in Krankheitsgeschichten aus der Perspektive der Biographieforschung“ (Detka 2018). Ebenso gab er den Sammelband „Qualitative Gesundheitsforschung. Beispiele aus der interdisziplinären Forschungspraxis“ (Detka 2016) heraus, in dem Schützes Beitrag „Biographische Prozesse und biographische Arbeit als Ressourcen der Diagnose und

Behandlung“ (Schütze 2016) erschien, und war beteiligt am Sammelband „Perspektiven qualitativer Gesundheitsforschung“ (Detka et al. 2020).

Angesichts dieser engen Verflechtung zwischen mündlicher Erzählforschung und medizinischem Anwendungsfeld auf verschiedenen parallellaufenden Entwicklungslinien verwundert es nicht, dass auch die Pionierarbeiten zu wiederholtem Erzählen in medizinischer Nähe stehen: Kathleen Ferrara (1994) untersuchte in „Therapeutic Ways with Words“ anhand aufgezeichneter Psychotherapiesitzungen unter anderem auch *retellings*. Elisabeth Gülich untersuchte die „Orientierung an vorgeformten Strukturen beim Reden über Angst“ (Gülich 2020a [2007b]) und inspirierte damit auch Analysen zu Wiedererzählungen. Rainer Wohlfarth führte in seiner Dissertation zur Identitätsarbeit von Hochaltrigen Wiederholungsbefragungen durch (Wohlfarth 2012), die auch als Wiedererzählen untersucht wurden (Barth-Weingarten/Schumann/Wohlfarth 2012). Entsprechend sind auch im interdisziplinären Sammelband „Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis“ (Schumann/Gülich/Lucius-Hoene/Pfänder (Hg.) 2015) zahlreiche medizinisch orientierte Beiträge vertreten: Diese widmen sich der narrativen Bewältigung von belastenden oder traumatischen Erlebnissen (Gülich/Lucius-Hoene 2015), Redewiedergabesequenzen in Interviews vor und nach einer aortokoronaren Bypass-OP (Burbaum/Schumann 2015), Wiedererzählungen in der Psychotherapie (Scheidt/Lucius-Hoene 2015) und wiedererzählten Krankheitsnarrativen (Birkner 2015). Die *Qualitative Psychology*-Special Issue „Exploring Repeated Narration“ nähert sich Wiedererzählungen aus einer Längsschnittstudie schließlich aus entwicklungs- und persönlichkeitspsychologischer Perspektive und stellt die Frage nach „Stability and Change in Narrative Identity“ (Josselson (Hg.) 2019).

Eine solche Sichtung der Forschungslandschaften (vgl. ausführlicher in Kapitel 2) offenbart das Missverhältnis, dass noch mehr interdisziplinärer Austausch notwendig ist, um die jeweiligen einzeldisziplinären Forschungsinteressen verfolgen zu können. So bleiben die bisherigen Ansätze der Wiedererzählforschung überwiegend auf verhältnismäßig kleinräumige Formulierungsphänomene begrenzt (*small story-approach*), so dass die biographische Dimension des subjektglobalen Einzelfalls fehlt (*big story-approach*). Diese ist jedoch notwendig, um Identitätsbildungsprozesse in ihrer je individuellen Dynamik im Verlauf der Lebenszeit als Prozesshaftigkeit eines echten Menschen erfassen zu können. Auf den ersten Blick passt dazu gut, dass im Forschungsfeld der Biographieforschung zunehmend Längsschnittstudien gefordert werden. Allerdings können erste Forschungsvorhaben qualitativer Längsschnittforschung den Anspruch noch nicht erfüllen. Sowohl fehl(t)en bislang gesamtbiographische Wiederholungsbefragungen. Als auch verbleiben die Auswertungen selbst der Studien, die zumindest zu einem Zeitpunkt gesamtbiographisch erheben, praktisch ausschließlich auf Inhaltsebene, so dass zusätzlich deutliche erzähltheoretische Defizite festzustellen sind. Beide Forschungsansätze können also voneinander lernen bzw. deutlich von der Zusammenarbeit profitieren: Die bislang vorrangig auf sprachwissenschaftliche Feinanalysen begrenzte Wiedererzählforschung profitiert von der gesamtbiographisch-rekonstruierenden Biographieforschung ebenso, wie eine um Längsschnittlichkeit und Mehrfacherhebungen bemühte biographische Forschung von erzähltheoretisch fundierten, auf Versionsvergleich hin bewährte Auswertungsverfahren.

Insgesamt ergibt sich somit der Befund, dass wesentliche Desiderate des mündlichen Erzählens, m.E. insbesondere das Wiedererzählen, tiefer liegen als Fragen der disziplinären Fachanwendung. Zentrale fachdisziplinäre Interessen richten

sich regelmäßig auf die Prozesshaftigkeit des Lebens bzw. die Zeitlichkeit des Individuums, ganz gleich ob diese erziehungswissenschaftlich als Lern- und Bildungsprozess, psychologisch als Identitätsentwicklung oder unter therapeutischem Anwendungsbezug als Bewältigung von Krankheit, Krise und Trauma untersucht wird. Unabhängig von den jeweilig disziplinären Anwendungsorientierung besteht jedoch ein metadisziplinärer Bedarf an Grundlagenforschung zur gegenstandsangemessenen Weiterentwicklung der methodischen und begrifflichen Instrumentarien. Um diese weitestgehend disziplinunabhängige Grundlagenforschung zu leisten, unternehme ich in der vorliegenden Dissertation die Zusammenführung von Biographie- und Wiedererzählforschung. Es gilt also, sowohl erhebungstechnische als auch auswertungstechnische Herausforderungen zum Wiedererzählen zu reflektieren und praktisch zu überwinden.

1.2 Erkenntnisinteresse, Arbeitsdefinition und Forschungsfragen

Identity is a life story, and as such, it exists as a product of the imagination. But life stories are not imagined out of thin air. Instead, they are based on reality as both personally known and consensually validated. There exists, therefore, a complex relationship between what really happens in a person's life and how the person chooses to remember and understand it.

(McAdams et al. 2001, „When Bad Things Turn Good and Good Things Turn Bad“: 483)

In der vorliegenden Arbeit gehe ich einem Erkenntnisinteresse nach, indem ich ein erhebungsinnovatives Erzählmaterial in auswertungsinnovativer Weise analysiere. Es geht darum, reflektierend zu erproben, wie sich wiederholte autobiographische Stegreiferzählungen erheben, theoretisch und methodisch beschreiben, verstehen und erklären lassen. Mich hatte die explorative Unternehmung der Wiederbefragung schon allein deshalb gereizt, weil sich ein solches Material wiederholter Stegreiferzählungen bisher nicht beschrieben fand. Mich interessierte deshalb einerseits die biographietheoretische Dimension, die sich dadurch eröffnet, zwei Versionen der „gleichen“ Lebensgeschichte vergleichen zu können. Andererseits motivierte mich die damit zusammenhängende methodische Dimension, mit welchen Instrumenten und Analyseverfahren ein solches Verhältnis von Erzählversionen überhaupt angemessen zu erfassen sein könnte. Qualitative Längsschnittanalysen sind noch immer Pionierarbeit, die Entwicklung längsschnittlicher Auswertungsverfahren entsprechend nicht nur notwendig, sondern auch vielversprechend. In diesem Sinne betrachte ich meine Untersuchung zugleich als Machbarkeitsstudie und Grundlagenforschung.

Den entscheidenden Impuls zur Konzeption der zu entwickelnden Forschungsperspektive verdanke ich der Wiedererzählforschung. Die Linguistin Kathleen Ferrara hatte sich in ihrem 1994 erschienenen „Therapeutic Ways with Words“ unter anderem mit *retellings* in der Psychotherapie auseinandergesetzt und dafür mit ihrem *Narrative Equivalency Principle* eine recht weite Definition zu grundegelegt: „Two or more narratives

can be viewed as a retelling or as the same if one or more of the narrative elements: event, point, or theme, is the same.“ (Ferrara 1994: 83, Herv. i. O.). Ferrara besteht für ihr Material aus Therapiesitzungen also nicht auf die Bedingung des gleichen Erzählinhalts, sondern zählt auch Erzählungen unterschiedlicher Ereignisse als Wiedererzählung, solange zumindest deren Botschaft (*point* und *theme*) „gleich“ ist.

Die HerausgeberInnen des Sammelbandes „Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis“ (2015) (hrsg. von Elke Schumann, Elisabeth Gülich, Gabriele Lucius-Hoene und Stefan Pfänder) legen eine im Vergleich engere Verwendungsweise des Begriffs *retelling* zugrunde, wollen diese jedoch angesichts der „Vielfältigkeit der Phänomene“ auch nicht als ausschließende Definition von Wiedererzählen verstanden wissen: „Im vorliegenden Band liegt der inhaltliche und methodische Schwerpunkt auf wiederholten mündlichen Präsentationen einer selbsterlebten Episode durch denselben Sprecher in alltagsweltlichen bzw. institutionellen Interaktionen und in Forschungsinterviews.“ (Schumann et al. 2015: 10). Sie nehmen also die Bedingung des gleichen Erzählinhalts, nämlich die Wiederholung einer (i.S.v. der *gleichen*) selbsterlebten Episode, in den Fokus.

Für mein eigenes Vorhaben mache ich mir den versionenvergleichenden Auswertungsblick der Wiedererzählforschung zu eigen und wende ihn auf vollumfängliche biographisch-narrative Interviews an. Das weite und das engere Verständnis von Wiedererzählen führe ich dazu insofern fort, als ich für wiederholte Lebenserzählungen im Stegreif zwei begriffliche Ebenen des autobiographischen Wiedererzählens unterscheide:

- Autobiographisches Wiedererzählen in einem weiten Sinn als *globales* Wiedererzählen (also als *retelling autobiography*), insofern dieselbe Person noch einmal den Anspruch erhebt, den gleichen (nämlich eigenen) Lebensweg sprachlich darzustellen. Untersucht wird diesem Verständnis nach also die Gangstruktur und die Relevanzsetzung der lebensgeschichtlichen Gesamterzählung im Vergleich mit anderen Erhebungszeitpunkten. Für dieses Verständnis ist zunächst zweitrangig, ob konkret die gleichen Erzählinhalte wiederholt werden oder nicht.
- Autobiographisches Wiedererzählen in einem engen Sinn als *lokales* Wiedererzählen (also als *autobiographical retellings* bzw. *retold stories*), insofern sich Ausschnitte globaler Gesamterzählungen als Versionen der gleichen Erfahrung bzw. des gleichen lebensgeschichtlichen Einzel-Ereignisses erkennen und vergleichen lassen. Untersucht werden diesem Verständnis nach also kleinräumige Erzähleinheiten, in denen dieselbe Person den wiedererkennbar gleichen oder sehr ähnlichen Darstellungsgehalt, insbesondere die gleiche biographische Episode, mit gleichen, ähnlichen oder anderen Darstellungsverfahren vermittelt.

Leitmetapher meiner Arbeit war von Beginn an das Bild der *Erzählkette*, die auch das Verhältnis zwischen globalem und lokalem Wiedererzählen illustriert: Das eigene Leben zu erzählen bedeutet auch, aus einem narrativen Repertoire einzelne Geschichten auszuwählen und hintereinander zu verketteten (vgl. Selbert 2020). Niemand kann alle Perlen auffädeln, sondern muss aus dem eigenen Perlenkasten auswählen. Gleichzeitig entstehen die Erzählketten natürlich nicht wahllos. Bestimmte

Erzählperlen scheinen wichtiger als andere, manche Perlen scheinen auf bestimmte weitere Perle angewiesen zu sein, so dass sie gemeinsam aufgefädelt werden, einige werden nie gewählt und aufgefädelt, während wiederum andere unerlässlich scheinen und offenbar ausgewählt werden müssen. Es mag auch sein, dass jemand immer die immer gleichen Perlen zur immer gleichen Kette auffädelt. Bereits Fritz Schütze hat im Zusammenhang mit biographisch-narrativen Interviews Formulierungen verwendet wie „Themenstrang der Erzählkette“, „Erfahrungs- und Ereignisketten“ und deren „Verknüpfungsformen“, „Haupterzählkette“ und „Verkettung von im Erzählvorgang zeitlich hintereinander geordneten Erzählsätzen“ (Schütze 1984). Die Denkfigur der Verkettung von Worten zu Sätzen, von Sätzen zu Einzelgeschichten und von Einzelgeschichten zu einer vollumfänglichen Lebensgeschichte hat sich jedenfalls in meiner empirischen Auswertungsarbeit bewährt und eignet sich dafür, Erzählversionen miteinander zu vergleichen. Sie strukturiert die Auswertungsschritte als Annäherung über gesamt-rekonstruktive Analyse bis zur Feinanalyse, so dass auch die von mir entwickelten Visualisierungen an Verkettungen von Einzelelementen bzw. „Perlen“ erinnern.

Im Hinblick auf den Doppel-Charakter meines Forschungsvorhabens als zugleich Machbarkeitsstudie und Grundlagenforschung fallen die anleitenden Forschungsfragen entsprechend offen und explorativ aus:

- Was lässt sich aus zwei Erhebungen biographisch-narrativer Interviews darüber herausfinden, wie autobiographisches (Wieder-)Erzählen funktioniert? Welche grundsätzlichen Herangehensweisen zur Selbst- und Identitätskonstruktion lassen sich beobachten und mit welchen konkreten Darstellungsverfahren werden diese jeweils umgesetzt? In welchen Verhältnissen stehen die jeweiligen lokalen und globalen Erzählversionen zueinander und wie lassen sich diese erklären und systematisieren? Welche biographietheoretischen Ausdifferenzierungen sind notwendig, um die Bandbreite an einzelfallspezifischen Phänomenen methodologisch fassen zu können?

Dieses grundlegende Forschungsinteresse lässt sich ausdifferenzieren in eher forschungsmethod(olog)ische Fragen der handwerklich-hermeneutischen Auswertungsarbeit narrativer Forschungsdaten und eher forschungstheoretische Fragen der Interpretation dieser Auswertungsarbeit. Zum methodischen Programm gehören insbesondere:

- Im Hinblick auf eine Verlängerschnittlichung der Biographieforschung: Wie lassen sich bewährte Auswertungsmethoden der Biographieforschung auf längsschnittlich erhobenes Erzählmaterial anwenden und welche Modifikationen sind dafür notwendig?
- Im Hinblick auf eine Biographisierung der Wiedererzählforschung: Wie lassen sich bewährte versionenvergleichende Auswertungsmethoden der Wiedererzählforschung auf vollumfängliche Lebenserzählungen im Stegreif übertragen und welche Modifikationen sind dafür notwendig?
- Im Hinblick auf die Forschungsökonomie qualitativer Forschung: Welche (visualisierenden) Auswertungs- und Abkürzungsverfahren lassen sich finden, die unüberschaubare Menge an Datenmaterial, wie es bei biographisch-narrativen

Erhebungsformen anfällt, nicht nur forschungsökonomisch zu bearbeiten, sondern insbesondere auch möglichst transparent und niedrigschwellig, dabei aber auch methodisch kontrolliert zu repräsentieren?

Zum theoretischen Programm gehören insbesondere:

- Im Hinblick auf Biographietheorie: Wie lässt sich das Verhältnis zwischen den beiden Bedeutungsdimensionen von Biographie, als sowohl Lebensvollzug als auch dessen Nacherzählung, beschreiben und im Hinblick auf die Untersuchung von wiederholtem Biographisieren operationalisieren? Welche aufschließenden analytischen Modelle stehen zur Verfügung, um den individuellen Eigensinn in Selbsterzählungen zu fassen?
- Im Hinblick auf unterschiedliche Forschungsparadigmen: In der Biographieforschung geht man klassischerweise von einer hohen Erzählemergenz aus, erwartet also eine hohe Selbstläufigkeit von Stegreiferzählungen und interpretiert augenscheinliche Wiederholungen eher als (methodische) Fehlleistung. Auch in der Konversationsanalyse beobachtet man eine hohe Erzählemergenz, führt diese jedoch insbesondere auf Ko-Konstruktion und Adressatenzuschnitt zurück. Dagegen beschreibt die Wiedererzählforschung inhaltliche und strukturelle Wiederholung nicht nur als unvermeidbare Notwendigkeit, sondern auch als wichtige Ressource zur Bewältigung kommunikativer Aufgaben. Wie lassen sich diese unterschiedlichen, einander teils widersprüchlichen paradigmatischen Erwartungen zu den Konstitutionsbedingungen von Stegreiferzählung anwenden und zu einer einheitlichen Forschungsperspektive zusammenführen?
- Im Hinblick auf Identitätstheorie: Wie konstituiert und konstruiert sich serielle narrative Identität zwischen Konstanz und Varianz, Stagnation und Weiterentwicklung, Kontinuität und Wandel, Autonomie und Fremdbestimmung, Selbstkohärenz und Selbstfremdheit? Welche verschiedenen Aneignungsprozesse der eigenen Lebensgeschichte lassen sich empirisch beobachten und wie lassen sich diese systematisieren? Wie etablieren und vermitteln die Teilnehmenden sich jeweils selbst und ihrem Gegenüber ein lebensgeschichtlich gewachsenes Selbst? Welches Selbstverhältnis legen sie zugrunde, um zugleich Person der eigenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu sein?
- Im Hinblick auf Narrativität: Welche Funktionen erfüllen Einzel-Geschichten in den Selbsterzählungen und welche Rückschlüsse lassen sich auf das Identitätsmanagement der Teilnehmenden ziehen, die das Potential des Erzählens sowohl dazu nutzen können, sich selbst zu befähigen und sich die eigene Geschichte anzueignen, aber auch dazu, Grenzen und Krisen der Vergangenheit zu reproduzieren und so in der eigenen Geschichte gefangen zu bleiben?

Diese Fragestellungen bestimmen die folgenden Suchbewegungen dieser Studie. Beantwortet werden diese überwiegend implizit bzw. *in praxis*, wobei sowohl theoretische als auch empirische typisierende Modellbildungen von besonderer Bedeutung sein werden. Insgesamt ist mir wichtig, möglichst viele meiner Erfahrungen und Reflexionen in der Entwicklung dieser explorativen Forschungsperspektive auf autobiographisches Wiedererzählen gewissermaßen autoethnographisch transparent zu dokumentieren. Davon verspreche ich mir, Anschlussforschung durch Vor- und

Vergleichserfahrung zu unterstützen. Entsprechend umfangreich fällt die Reflexion der Erhebungseinflüsse und die Berücksichtigung der Konstitutionsbedingungen des Stegreiferzählens in wiederholten biographisch-narrativen Interviews aus (vgl. insbesondere Kapitel 4), die ich über die sechs Einzelfallanalysen hinaus für das Gesamtkorpus insgesamt in Anspruch nehmen möchte.

1.3 Gliederung und Inhalt der Arbeit

Ich stelle im Folgenden die Struktur meiner Ausarbeitung vor. Zur Vorbereitung des empirischen Teils ist zunächst in einem Grundlagenteil eine zweifache Selbstverortung notwendig: In Kapitel 2 entfalte ich dafür in einem ersten Schritt den Blick in die Forschungslandschaft(en), um mit Kapitel 3 in einem zweiten Schritt in diese Landschaft hinein das theoretisch-methodologische Fundament zu entwickeln, das meiner Studie als Forschungsperspektive zugrunde liegt. In Kapitel 2 leiste ich also zunächst einen Überblick in die zwei vergleichsweise neue Forschungsentwicklungen, die ich in meinem Vorhaben zusammenführe: Zum einen Forschungsanstrengungen, die sich als *Wiedererzählforschung* bezeichnen lassen (2.1), zum anderen Forschungsbestrebungen der Verlängsschnittlichung in der Biographieforschung (2.2). Dafür skizziere ich die Entwicklung der Wiedererzählforschung anhand zentraler Publikationen, wobei deren bisheriger Fokus auf lokales Wiedererzählen i.S.v. Einzelgeschichten deutlich wird. Danach verdeutliche ich die Pionierarbeit längsschnittlicher Biographieforschung zunächst an einem besonders strahlkräftigen Beispielprojekt, um das herum ich dann eine Übersicht der Studienlage entwerfe. Dieser kritische Rundumblick offenbart, dass den Studien zwar durchgängig Erzählmaterial zugrundeliegt, dieser spezifischen Materialität jedoch in den deutlich inhaltlich-thematisch fokussierten Auswertungen kaum bis gar nicht Rechnung getragen wird. In einem dritten Unterkapitel argumentiere ich deshalb für eine synergetische Zusammenführung von Auswertungsansätzen der Wiedererzählforschung und der Biographieforschung, um mit den jeweiligen Potentialen den jeweiligen Desiderata zu begegnen (2.3). Ziel ist somit die Fundierung einer biographischen qualitativen Längsschnittforschung, die sich stärker den erzählerischen Qualitäten ihres Grundlagenmaterials widmet. Als Abschluss diskutiere ich einige wenige Studien, die sich als erste synergetische Projekte zwischen Wiedererzählforschung und subjektglobaler Analyse verstehen und würdigen lassen.

Auf Grundlage dieser Verortung in der Forschungslandschaft führe ich mit Kapitel 3 eine theoretische Konstitution meines Forschungsgegenstandes durch, indem ich in drei Etappen das theoretische Fundament der Unternehmung erläutere. Zunächst schlage ich ein Erklärungsmodell vor, wie der historisch faktische Lebensvollzug durch subjektive Verarbeitungsprozesse über *Ereignis*, *Erleben*, *Erinnern*, *Erzählen* und *Erklären* in einer jeweils situierten Lebenserzählung zur Darstellung kommt (3.1). Dann argumentiere ich dafür, zum Verständnis von Lebenserzählungen im Stegreif von einer Dreipoligkeit auszugehen. Ich schlage vor, nicht nur von drei wesentlichen Textsorten, nämlich *chronikalisches Berichten*, *episodisches Erzählen* und *biographisches Argumentieren*, sondern auch von drei damit korrelierenden *biographischen Stimmen*, nämlich *Person-Ich*, *Erzähl-Ich* und *Autor-Ich*, auszugehen. So lässt sich die Lebens-

erzählung im Stegreif analytisch trennen in zugleich *Chronik*, *Re-Inszenierung* und *Eigentheorie* (3.2). Im letzten Schritt der Gegenstandskonstitution entwickle ich aus dem Forschungsstand die bereits angedeuteten drei grundlegenden wirkmächtigen Paradigmen gegenüber Stegreiferzählungen (3.3). Während das *Paradigma der Erzählemergenz* in der Biographieforschung eher von Eigendynamik und Selbstläufigkeit ausgeht und (mutmaßliches) Wiedererzählen eher als Scheitern des Stegreifprinzips interpretiert, lässt sich für die Wiedererzählforschung eher das in gewisser Hinsicht gegenteilige *Paradigma der Vorgeformtheit* feststellen, das empirisch auf die Funktionen und die Effizienz von Wiederholungen als *Recycling* abhebt. Mit dem *Paradigma der interaktiven Hervorbringung* steht schließlich noch eine dritte Forschungserwartung bereit, die insbesondere Adressierungseffekte und Erhebungsemergenzen als gestaltprägend annehmen lassen. Dieses spannungsreiche Nebeneinander von Annahmen zu den Konstitutionsbedingungen von Stegreiferzählungen versuche ich insbesondere dadurch in Vereinbarkeit zu überführen, insofern ich dafür argumentiere, dass Selbsterzählungen im Rahmen von Forschungsinterviews dem *passing stranger-effect* (Rubin 1974) unterliegen, denn tatsächlich gibt es bei diesen viele Hinweise auf eine allgemeine Reduzierung von Adressierungseffekten.

Der sich daran anschließende empirische Teil widmet sich mit Kapitel 4 zunächst ausführlich der zugrundeliegenden Materialbasis. Ich rekonstruiere und dokumentiere diese darin nicht nur materiell in ihrer Entstehung, Umfang und Beschaffenheit, sondern reflektiere auch die damit verbundenen Fragen längsschnittlicher qualitativer Datenerhebung. Zentral hierfür ist der Einfluss der Interviewführung, so dass ich Phänomenen der Nachfrage, der Interviewbeziehung und des Interviewendenwechsels hier ebenso kritisch nachgehe, wie Beobachtungen zur Teilnahmebereitschaft und Erinnerungswürdigkeit, aber auch möglichen Effekten des Befragungszeitpunkts. Die Darstellung der Fallpriorisierung und Schlüsselfallselektion schließt diese Gesamtkorpusrekonstruktion ab. Mit dem kurzen Kapitel 5 stelle ich die konkreten Analyseschritte vor, die ich der Fallanalyse als Auswertungsmethode zugrunde gelegt habe. Das umfangreiche Kapitel 6 präsentiert schließlich die Ergebnisse dieser Fallanalysen. Sechs Schlüsselfälle sind notwendig, um die globalen und lokalen Phänomene des Autobiographischen Wiedererzählens in ihrer Breite und Tiefe auffinden und herausarbeiten zu können. Dabei erweisen sich die Doppelinterviews von zwei Teilnehmenden als grundlegende Haupttypen: Während Ilse Heberling auf mehreren Ebenen insbesondere *Phänomene des Gleich-Wiedererzählens*, die ich als *Reproduktion* bezeichne, offenbart, sind bei Joachim Marne tiefgreifende *Phänomene des Anders-Wiedererzählens* als falltypisch zu beobachten, also *Revision*. Mit Fall 3 und 4 zeigen sich zwei zwischen diesen beiden Grundtypen liegende dynamische Nebentypen: Während Kurt Groschers Doppelinterviews im Vergleich *Phänomene des Nicht-Anders-Wiedererzählens-Könnens*, ich spreche von *Routinisierung*, dokumentieren, zeigt sich in den beiden Interviews mit Vera Bergmann das Gegenteil, nämlich das problematische *Phänomen des Nicht-Gleich-Wiedererzählens-Könnens*, also der *Reorientierung*, da die früheren biographischen Gewissheiten durch ihre zwischenzeitliche Verwitwung verloren gegangen oder fragwürdig geworden sind. Mit dem letzten Fallpaar runden schließlich zwei kontrastive Sondertypen die Schlüsselfalluntersuchung ab, bei denen das Stegreifprinzip des Narrativen Interviews aus unterschiedlichen Gründen herausgefordert wird: Während Wolfgang Timme nur zwischenmenschlich zum (monologischen) Erzählen zu motivieren ist und so *Phänomene des*

beziehungsorientierten Wiedererzählens, also der *Reaktivität*, zeigt, ist es bei Irmgard Lindgen ein vielschichtiger Widerstand gegenüber Erzählaufforderungen, der zu *Phänomenen des (Wieder-)Nicht-Erzählens*, also der *Resistenz*, führt.

Im dritten Teil der Arbeit, der Ergebnissicherung, führe ich diese sechs Schlüsselfälle in Kapitel 7 zu einem Typenmodell autobiographischen Wiedererzählens zusammen, das ich mit einer Nebenfallbetrachtung auch mit den neun übrigen Fällen des Gesamtkorpus konfrontiere. Mit Kapitel 8 endet die Ausarbeitung in einer Synthese und Diskussion. Dazu trage ich in einer resümierenden Theoriebildung zusammen, was ich zu den Bedingungen und Einflüssen autobiographischen Wiedererzählens insgesamt habe herausfinden können und unterscheide dafür mit *biographischem Erzählprofil*, *Situationseffekten* und *Zeitpunkteffekten* drei Hauptfaktoren. Abschließend diskutiere und reflektiere ich Erträge und Limitationen der Studie, weise *leftovers* aus und entfalte Perspektiven der Anschlussforschung.

I. Grundlagen

Kapitel 2: Forschungslandschaft(en)

Die Untersuchung wiederholter Lebenserzählungen siedelt notwendigerweise in zwei Forschungslandschaften, die es über eine Brücke zu verbinden gilt. Diese Brücke ist der Forschungsansatz *Autobiographisches Wiedererzählen*, den ich im Folgenden auf bestehende Forschungslücken hin entwickle, in der vorliegenden Arbeit grundlege und anwende. Ich verbinde dazu theoretische, methodische und empirische Konzepte und Vorarbeiten der Biographieforschung mit denen der Wiedererzählforschung. Ich reagiere damit in Bezug auf die Biographieforschung auf das Desiderat der nötigen Verlängerschnittlichung, indem ich, abweichend von der Forschungstradition der Einmalerberhebung, eine Wiederbefragung durchgeführt habe. Im Hinblick auf die Wiedererzählforschung reagiere ich dagegen auf deren Herausforderung der Materialbeschaffung und deren sprachwissenschaftlichen Fokus auf eher lokale Phänomene (z. B. Einzelformulierungen und relativ kurze *retold stories*). In Ergänzung dazu nutze ich die zweifach elizitierten vollumfänglichen Lebenserzählungen, um Wiedererzählen auch in globaler, also gesamtbiographischer, Perspektive zu untersuchen. Mit einem empirisch erstmaligen Design verbinde ich also die Suchbewegungen und Potentiale zweier Felder, um eine gemeinsame Perspektive auf wiederholte Lebenserzählungen theoretisch und methodologisch zu entwickeln und forschungspraktisch umzusetzen.

Dafür skizziere ich im Folgenden die beiden Forschungsfelder mit dem Ziel, deren Anschlussfähigkeiten zueinander herauszustellen und deren Vereinbarkeit schließlich zu erproben. Dazu stelle ich zunächst zentrale Arbeiten heraus, die sich als entwickelndes, vergleichsweise neues Forschungsfeld mit dem Begriff „Wiedererzählforschung“ fassen lassen. Ich fokussiere dabei auf das Potential dieser Vorarbeiten und deren materielle Begrenzungen in Reflexion der Frage nach *autobiographischem* Wiedererzählen. Danach konzentriere ich mich auf Studien aus dem Bereich qualitativer biographischer Forschung, denen längsschnittliche Erhebungen zugrunde lagen. Auch dort suche ich nach nützlichen Impulsen und den jeweiligen Limitationen. In einem dritten Unterkapitel unternehme ich schließlich eine synergetische Zusammenführung dieser beiden jungen Forschungsrichtungen.

2.1 Wiedererzählforschung

Schon dem Begriff „Wiedererzählforschung“ haftet etwas Innovatives an, insofern er nicht nur nicht etabliert ist, sondern bisher nicht einmal wirklich existiert. Die HerausgeberInnen des Sammelbandes „Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis“ (2015), der zentralen und feldkonstituierenden Publikation im deutschsprachigen Raum zum Forschungsansatz überhaupt, sprechen in ihrer Einleitung von „Retellingforschung“ (Schumann/Gülich/Lucius-Hoene/Pfänder 2015: 21). Analog zu „Erzähltheorie“ bzw. „Erzählforschung“ oder auch dem Ansatz der „Weitererzählforschung“ (Koch und Welzer 2004) bzw. „Re-Narrations“¹ (Welzer 2010) übertrage ich diese Bezeichnung somit als „Wiedererzählforschung“ ins Deutsche² und stelle im Folgenden die zentralen Forschungsleistungen einer solchen Forschung vor.

2.1.1 „retellings in psychotherapy“ – Kathleen Ferrara (1994)

Gewissermaßen als Gründungsmonument der Auseinandersetzung mit Wiederholungserzählungen kann „Therapeutic Ways with Words“ der Linguistin Kathleen Ferrara (1994) gelten, obwohl sie sich nur in einem der sechs für sich stehenden empirischen Kapiteln mit *Retellings* beschäftigt.³ Ferrara verspricht in der Einleitung „methodological innovations of incorporating ethnographic perspective to discourse analysis“ (Ferrara 1994: 10) und stützt ihre Analysen auf Audioaufzeichnungen von Psychotherapiesitzungen. Ihr Korpus besteht aus 48 Stunden Material mit insgesamt zehn KlientInnen und sechs TherapeutInnen, wobei pro Fall in der Regel sechs hintereinanderliegende einstündige Sitzungen aufgezeichnet wurden (vgl. ebd.: 17).

Ferrara macht die grundsätzliche Beobachtung, wie „discourse participants can use and reuse the same events to make different points in their presentation of self and how they can use different events to undercore the same theme“ (ebd.: 6). Aus drei Beispielen entwickelt sie daraus eine seither in der Wiedererzählforschung vielfach zitierte „typology of retellings in psychotherapy“ (ebd.: 54). Der Verdienst dieser Typologie ist insbesondere, dass Ferrara insofern einen weiten Begriff von Wiedererzählen fundiert, als sie eben nicht allein das Erzählen des gleichen Ereignisses als

-
- 1 Anders als Harald Welzers eigene Übertragung ins Englische, Re-Narrations, erwarten lassen könnte, untersucht dieser kein Wiedererzählen i.S.v. wiederholtem Thematisieren von Selbsterfahrung durch den gleichen Sprecher, sondern tatsächlich das „Weitererzählen“ von Fremderfahrung an Dritte. Forschungsgrundlage sind bspw. experimentelle Erzählketten. In ähnlicher Weise werden die „Stille-Post-Experimente“ im experimental humanities lab des Literatur- und Kognitionswissenschaftlers Fritz Breithaupt als „story retelling“ bezeichnet, auch hier im Sinne von intersubjektiver „serial reproduction“ mit wechselnden Sprechern (vgl. Breithaupt 2022).
 - 2 Eine Google-Suche gibt für den Begriff „Wiedererzählforschung“ derzeit (Stand: 01/2023) noch keinen einzigen Treffer. Die alternativen Formulierungen „Wiedererzählungsforschung“ und „Wiedererzählensforschung“ ergeben dagegen zwar jeweils einen einzigen Treffer, die jedoch bezeichnenderweise beide zu Publikationen führen, die ich selbst verfasst habe.
 - 3 Nach Einleitung und einer Einführung in den psychotherapeutischen Hintergrund, legt Ferrara Untersuchungen zu fünf Phänomenen des Therapiesgesprächs vor, denen sie jeweils ein Kapitel widmet: Retellings, Traumdeutung, Interaktive Formulierungswiederholungen, Metapherinsatz und gemeinsames Formulieren.

retelling auffasst, sondern auch das Erzählen der gleichen Botschaft unabhängig vom konkreten narrativen Inhalt. Damit hat sie ein weites Verständnis lokalen Wiedererzählens grundgelegt. Entsprechend formuliert sie abschließend ein „Principle of Narrative Equivalency“ (ebd.: 55): „Two or more narratives can be viewed as a retelling or as the same if one or more of the narrative elements: event, point, or theme, is the same.“ (Ebd.: 83, Herv. i. O.)

Nach diesem Prinzip besteht ihre Typologie aus verschiedenen Kombinationen von *event* auf der einen Seite (also dem Ereignis, das der Erzählung als Rohmaterial zugrundeliegt) und von *point* oder *theme* auf der anderen Seite (womit sie die je nachdem lokale oder globale Aussage bzw. Botschaft (*proposition*) bezeichnet, die vermittelt werden soll). Als „three types of retelling“ (ebd.: 6) ergeben sich so:

a. *Same Event – Different Point*

In den Erzählungen einer Klientin finden sich „three narratives, told in three successive therapy sessions, [which] relate the same event, yet they differ in several interesting ways, both structurally and evaluatively“ (ebd.: 61). Der Geschichtenkern (*kernel story*) sei der gleiche (ebd.: 62), da drei Mal auf das gleiche Ereignis Bezug genommen wird (also *same event*), allerdings wird die Geschichte nicht nur zunehmend weiter ausgebaut, sondern insbesondere auf der Deutungsebene jeweils verschieden ausgerichtet, da sich die Erzählerin unterschiedlich positioniert (deshalb *different point*).

b. *Different Events – Same Point*

Bei einer weiteren Klientin macht Ferrara die gegenteilige Beobachtung: Das Beispiel zeigt, wie nun zwar unterschiedliche Ereignisse erzählt werden (also *different events*), diese „chained narrative“ (ebd.: 67) bzw. „chained stories“ (ebd.: 68) jedoch die gleiche Botschaft vermitteln sollen und jeweils die gleiche Selbstpositionierung vorgenommen wird (also *same point*).

c. *Similar Events – Same Theme*

Zwei Erzählungen eines Klienten erkennt Ferrara als „twin tales“ (ebd.: 73), die zwar zwei unterschiedliche Ereignisse berichten, einander jedoch so ähnlich sind (deshalb *similar events*), dass sie diese in einer Synopse tabellarisch nebeneinander stellen kann. Im Gegensatz zu einer *local proposition*, worunter sie *point* versteht, werde hier jedoch eine *global proposition* vermittelt, so dass sie hier von *theme* spricht (deshalb *same theme*).

Auffällig ist, dass Ferraras Typologie keine „identische“ Wiederholung vorsieht, „Same Event – Same Point“ also fehlt. Die einfachste Erklärung dafür ist, dass Ferrara dazu keine Beobachtungen in ihrem Material gemacht hat. Tatsächlich ist es so, dass die Beschaffenheit ihres Korpus als „natürliche“ Therapiesprache in besonderem Maße auch die innere Beziehungsgeschichte der Therapiedyade abbildet, insofern also ausschließlich „retellings by the same narrator to the same recipient in the same setting“ (ebd.: 54) bzw. „to the same listener at different times“ (ebd.: 58) beinhalten. Somit folgt Ferrara der Einschätzung Livia Polanyis in „Telling the same story twice“ (1981) und verneint entsprechend die Frage, „whether it is possible to tell the same story twice, whether retellings are expansions or condensations, and what counts as reportable in a specific setting“ (Ferrara 1994: 6). Sie bestimmt: „it is apparent that the same narrative, given by the same speaker to the same addressee, acting in the same

roles, in the same setting, will still differ from week to week“ (ebd.: 58). Zu begründen sei dies mit „the passage of time, and the incumbent impact on subtly changing the relationship between individual participants“ (ebd.).

In Ferraras Pionierarbeit entsteht aus der Beschaffenheit ihres Grundlagematerials somit notwendigerweise das Desiderat, dass sie *Wiedererzählwürdigkeit* (*retellability* [ebd.: 58]) lediglich im Kontext therapeutischer Beziehungsentwicklung in den Blick bekommt. Der *Adressatenzuschnitt* (vgl. Deppermann/Blühdorn 2013) in wachsender Vertrautheit (und das im Rahmen einer alles andere als absichtslosen Kommunikationssituation wie der Therapie) macht das Auftreten bestimmter zentraler Phänomene des Wiedererzählens (insbesondere das Erzählen von Gleichem mit gleicher Absicht in gleicher Form) unwahrscheinlich. Die Wiederholung geteilten Wissens ohne zumindest einen Fortschritt in der Deutung der geschilderten Ereignisse zu demonstrieren, ist schlicht ein dispräferierter Beitrag im therapeutischen Setting. Ferraras Pionierarbeit liegt somit notwendigerweise die Begrenzung inne, längsschnittliches Wiedererzählen allein in Abhängigkeit zu längsschnittlicher Beziehungsentwicklung untersucht zu haben. Andere Erzählkontexte zeigen dagegen, dass Erzählungen des „unmöglichen“ Typs „Same Event – Same Point“ nicht nur möglich, sondern auch notwendige und „normale“ Phänomene sind, also entsprechend beobachtet werden können und typologisch erfasst werden sollten.

2.1.2 „twice-told tales“ – Neal Norrick (1997 und 1998)

Neal Norrick, ebenfalls Linguist, stellt schon in seinen Aufsatztiteln seine Untersuchungsgegenstände heraus als „Twice-told tales. Collaborative narration of familiar stories“ (1997) und „Retelling stories in spontaneous conversation“ (1998). Er zeigt sich enttäuscht, dass Livia Polanyi mit ihrem Titel „Telling the Same Story Twice“ (1981) die Erwartungen von zitierten Beispielen für *retold stories* nicht einlöste und schließt daraus: „a empirical treatment of the matter is long overdue“ (Norrick 1998: 75). Er positioniert seinen Zugang explizit als Ergänzung zu Ferraras Untersuchung, deren Analyse „of talk in therapy sessions necessarily identified different structures, functions, and conditions on participation rights from those we find in everyday conversation“ (ebd.: 76f.), so dass er sich Wiedererzählungen in Alltagsgesprächen zuwendet. Auch wenn Norrick sich somit entschieden anderen Erzählsituationen widmet, (ent)stehen jedoch die von ihm vorwiegend untersuchten Wiedererzählungen abermals in sehr spezifischen Zusammenhängen, denn es handelt sich um mehreren oder gar allen Anwesenden bekannte (Wieder-)Erzählungen mit entscheidenden Auswirkungen auf die Beschaffenheit der Erzählungen. Die von Norrick erkannten Funktionen derart situierten (Wieder-)Erzählens sind entsprechend interaktiv ausgerichtet: die Pflege des Gruppenzusammenhalts, die Bestätigung von Gruppenzugehörigkeit und die Vermittlung gemeinsamer Werte mit entsprechenden Phänomenen kooperativ-gemeinsamen Erzählens (*co-narration* [Norrick 1997: 199] bzw. *polyphonic narration* [Norrick 1998: 77]).

In seinem späteren Aufsatz nimmt er daneben auch andere Erzählzusammenhänge in den Blick, namentlich ein Beispiel unmittelbaren Wiedererzählens für eine neu hinzukommende Person und, das gleiche Ereignis betreffend, das Wiedererzählen gegenüber neuen Adressierten einige Tage später.

Im Unterschied zu Ferrara ist das von Norrick untersuchte Wiedererzählen somit zwar lebensweltlicher situiert, allerdings ebenso spezifiziert durch den Adressaten-zuschnitt im Kreis der Familie. Gleichwohl ergänzen Norricks Analysen Ferraras Modell gewinnbringend, als dieser insbesondere auf Gemeinsamkeiten zwischen den Erzählversionen abhebt. In streng methodischer Feinanalyse segmentiert er seine Transkripte nach Kategorien Labovs in ihre *narrative clauses*, um im direkten Vergleich der Versionen deren *skeletal form* sichtbar zu machen. Auf dieser Grundlage unternimmt er eine „Distillation of a kernel story from separate narrative performances“ (Norrick 1998: 75), indem er durch die Paraphrasierung der jeweiligen Gemeinsamkeiten der Erzählsätze ein „generalized set of kernel clauses“ (ebd.: 80) synthetisiert. Dadurch erkennt er „separate performances as versions of the same story“ und entwickelt daraus die Annahme, „that tellers redesign a basic story for the audience present, rather than reconstructing a narrative from the ground up for each new audience“ (ebd.: 75). Dabei zeigt sich Norrick durchaus überrascht, wann immer die Wiedererzählungen hohe Übereinstimmungen zeigen, die aufgedeckten Ähnlichkeiten seien „quite amazing“ (ebd.: 89), Variationen „surprisingly little from one telling to the next“ (ebd.: 90) und „[t]he overall form of the story can remain surprisingly constant in a retelling, although it addresses a new topic and must navigate around different audience responses“ (ebd.: 91).

Norrick reflektiert mögliche Einflussfaktoren für den Übereinstimmungsgrad von Erzählversionen, die „more or less verbatim“ gestaltet sind, und vermutet einerseits zeitliche Nähe und Relevanz des berichteten Ereignisses, andererseits den zeitlichen Abstand zwischen den Erzählversionen und deren Erzählfrequenz insgesamt, aber auch den persönlichen Erzählstil als verantwortlich (vgl. ebd.). Häufiges Wiedererzählen könnte also manche Personen dazu bringen, „to crystallize and recycle stories as fairly complete units“ (ebd.: 95). Vor allem Redewiedergaben (*dialogue*) sind ihm davon unabhängig als außerordentlich stabil aufgefallen, insbesondere wenn diese als „punch line in an anecdote“ (ebd.: 91) fungieren. Norrick liefert damit in Teilen nach, was als „Same Event – Same Point“ in der Typologie Ferraras gefehlt hatte.

2.1.3 „Wiedererzählen“ – Barth-Weingarten et al. (2012) und Schumann et al. (2015)

2012 erschien mit „*Da capo al fine?* Beobachtungen zu Vorgeformtheit von Prosodie und Phonetik in *retold stories*“ ein Aufsatz von Dagmar Barth-Weingarten, Elke Schumann und Rainer Wohlfahrt. Unter *retold stories* verstehen sie „die wiederholte narrative Rekonstruktion einer Episode, dargeboten von demselben Erzähler bei gleichen oder auch verschiedenen Gesprächsanlässen“ (Barth-Weingarten/Schumann/Wohlfahrt 2012: 325) und übertragen diese mit *Wiedererzählungen* bzw. *Wiedererzählen* begrifflich ins Deutsche. Unter Rückgriff auf die Konzepte der *Vorgeformtheit* und insbesondere der *Orientierung am Modell* zeigen sie in ihrer linguistischen Untersuchung, dass Wiedererzählungen nicht nur Hinweise auf lexikalisch-syntaktische Reproduktion zeigen, sondern auch deren prosodisch-phonetische Gestaltung (also etwa Betonung, Sprechtempo, Tonhöhenbewegungen und Stimmqualität) Schlüsse auf Vorgeformtheit zulassen (ebd.: 324). Wie sie festhalten, „scheinen sich die Sprecher bei der Präsentation einer Wiedererzählung mehr oder weniger an einem Modell zu orientieren, das sich durch das wiederholte Erzählen einer Episode bildet und entwickelt und das daher als

individuelles Modell bezeichnet werden kann“ (ebd.). Als empirische Grundlage dienen ihnen biographische Doppelinterviews, die 2009/10 im Abstand von nicht ganz einem Jahr mit Hochaltrigen (20 Personen im Alter von 91 bis 103 Jahren [vgl. Wohlfarth 2012, für dessen Dissertationsprojekt die Erhebungen stattfanden]) durchgeführt wurden. In zwei Fallstudien belegen sie hohe Vorgeformtheit anhand kurzer Wiedererzählungen insbesondere an deren *Ankerpunkten*, also an den „Stellen, die für das Verständnis der Episode und/oder für die Durchführung der Erzählaktivität an sich wichtig sind, weil sie die Episode sinnhaft und besonders erzählwürdig machen“ (Barth-Weingarten et al. 2012: 336). Zu diesen zählen sie *Positionierungssequenzen*, *nicht weglassbare Bestandteile von Episoden* und *Pointen*. Im Hinblick auf ihren (lokalen) Fokus auf Einzelepisoden weisen sie zum Abschluss als Desiderat aus, den „lebensgeschichtlichen Status der Episoden“ (ebd.: 348) berücksichtigen zu müssen, um zu ergründen, ob „Episoden, die für die Sprecher besonders bedeutsam sind, auch besonders oft erzählt werden“ (ebd.). Dafür nehmen sie an, dass sich für solche Episoden ein stabileres „Modell einer ganz bestimmten Erzählversion als vorgeformte Struktur“ etabliert haben dürfte als bei „Alltagsepisoden“, die „wohl mehr Potenzial für variierende Gestaltung bieten“ (ebd.).

Erneut unter Beteiligung von Elke Schumann erschien 2014, gemeinsam mit Gabriele Lucius-Hoene, sowohl der Aufsatz „Wiedererzählen als Möglichkeit, anders zu erzählen?“ und 2015 von beiden gemeinsam mit Elisabeth Gülich und Stefan Pfänder der interdisziplinäre Sammelband „Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis“. Die HerausgeberInnen stellen das Wiedererzählen mit ihrem Sammelband als wirkmächtige Alltags- und Kulturleistung heraus und zeigen sich entsprechend erstaunt, „dass dieses Phänomen bisher noch nicht Gegenstand interdisziplinärer Forschung war.“ Der „Vielfältigkeit der Phänomene, die mit dem Begriff *retelling* bezeichnet werden“ (Schumann et al. 2015: 10) nähern sie sich über eine fokussierende Arbeitsdefinition der „wiederholten mündlichen Präsentationen einer selbsterlebten Episode durch denselben Sprecher in alltagsweltlichen bzw. institutionellen Interaktionen und in Forschungsinterviews“ (ebd.: 10). Zum Verdienst des Bandes gehört jedoch auch, dass einige der dreizehn Beiträge jenseits dieser fokussierten Suchbewegung Untersuchungen anstellen.

An mehreren Stellen dokumentiert der Sammelband den Mangel an Daten und Studien zum Wiedererzählen. Die Beitragenden führen dies auf die methodischen Schwierigkeiten zurück, sowohl „*retellings* in vorhandenen Korpora zu finden“, als auch „quasi-natürliche Methoden zu entwickeln, um Wiedererzählungen zu elitizieren“ (ebd.: 19). Die Idealform des Wiedererzählens unter möglicher Eigenrelevanzsetzung liesse sich durch experimentelle Provokationen nicht erzwingen (vgl. Scheidt/Lucius-Hoene 2015: 228). Die Autorinnen und Autoren greifen dementsprechend auf „Zufallsfunde“ zurück (explizit: Pfänder 2015: 119 und Burbaum/Schumann 2015: 182) und/oder ohnehin bestehende Erzählsettings, z. B. Aussagen vor Gericht (Hannken-Illjes 2015), im Asylverfahren (Busch 2015), wiederholte Audio-Aufzeichnungen eines Auschwitz-überlebenden (Bader 2015), mehrere Interviewaufnahmen für einen Dokumentarfilm (Pfänder 2015).

Elisabeth Gülich und Gabriele Lucius-Hoene (2015) zeigen mit ihrem Plädoyer für interdisziplinäre Zusammenarbeit eine weitere methodische Herausforderung bei der Erforschung von Wiedererzählungen auf, „die die Möglichkeiten *einer* Disziplin übersteigt“ (Gülich/Lucius-Hoene 2015: 163, Herv. i. O.). Nämlich, dass „[l]inguistische Analysen [...] aus sich heraus keine komplexen, z. B. biographischen oder identitäts-

strategischen Sinnhorizonte des Erzählens begründen [können]“ (ebd.: 161). Dieser Einsicht bzw. dem Anspruch, dass linguistische Analysen allein nicht ausreichen, um Wiedererzählen in seinen Funktionen und Verfahren zu untersuchen, können die Beiträge des Sammelbandes allerdings nur bedingt gerecht werden. Durch den durchgängigen Bezug auf das Kernphänomen des Wiedererzählens als Wiederholung einer Einzelepisode bleibt die Forschungsanstrengung notwendigerweise auf die Ebene lokaler Formulierungsphänomene begrenzt. In beginnender Traditionsbildung an Ferrara, Norrick und anderen wird Wiedererzählen somit weitgehend *lokal* untersucht, also bezogen auf Einzelepisoden, die „im Vergleich von Erzählversionen sowohl Ähnlichkeiten als auch Unterschiede in der inhaltlichen und sprachlichen Gestaltung“ (Schumann et al. 2015: 12) erkennen lassen. Vergleichende Untersuchungen der Verkettung solcher Einzelgeschichten und ihrer Kontextualisierung zu größeren Einheiten, also *globales Wiedererzählen* i.S. einer Defokussierung zur Globalebene der biographischen und subjektbezogenen Dimension, scheint in den Beiträgen des Sammelbandes nur selten auf: Carl Eduard Scheidt und Gabriele Lucius-Hoene weisen in ihrer Untersuchung von Wiedererzählungen „prototypischer Beziehungserfahrungen in der Psychotherapie“ (Scheidt/Lucius-Hoene: 227) auf deren biographische Tragweite und subjektkonstitutive Bedeutung hin, denn sie „liegen an der Schnittstelle zwischen episodischer Einzelerfahrung und der sprachlich repräsentierten Erstellung allgemeiner Erfahrungsmuster“ (ebd.: 239). Solch lokal-episodisches Wiedererzählen kann „die Funktion einer *Belegerzählung* spielen, d.h. eines Narrativs, das eine Beziehungsepisode beschreibt, die als repräsentativ für eine Klasse interaktioneller Erfahrungen mit dieser Person angesehen werden kann“ (ebd.: 237). Eine anders gelagerte biographische Global-Einbettung reflektiert Katarina Bader in ihrem Beitrag „Das Unerzählbare erzählbar machen?“ über den Ausschwitzüberlebenden Jerzy Hronowski. Sie überblickt dafür das außerordentlich umfangreiche Korpus von insgesamt neun mündlichen Erzählversionen seiner Erfahrungen im Konzentrationslager, die zwischen 1965 und 1998 aufgezeichnet worden sind (vgl. Bader 2011). Obwohl auch Bader sich natürlich und gewinnbringend auch auf lokale Wiedererzählungen stützt, geht es ihr in ihrem Beitrag maßgeblich darum, die globale Entwicklungslinie der Selbsterzählungen Hronowskis nachzuzeichnen. Eindringlich belegt sie, wie dieser für seine Vermittlung im Laufe der Jahrzehnte zu inhaltlichen und formalen Überarbeitungen gefunden habe, die nicht nur ihm das Erzählen des Unerzählbaren ermöglichten bzw. erleichterten, sondern auch seinen Adressierten die Rezeption, das Erfassen und Verarbeiten des Unfassbaren. Diesen ersten Ansätzen, *Wiedererzählen* nicht ausschließlich lokal und episodisch zu denken, folge ich mit meiner Untersuchung.

2.1.4 „Repeated Narration“ - Special Issue Adler et al. (2019)

Eine weitere gemeinsame Forschungsanstrengung zur Ergründung von Erzählen *als* Wiedererzählen dokumentiert die von Ruthellen Josselson herausgegebene *Qualitative Psychology*-Special Issue von 2019 mit dem Titel „Stability and Change in Narrative Identity: Exploring Repeated Narration.“ Das Besondere ist, dass sich die dreizehn AutorInnen dieser Publikation zusammengefunden haben, „to openly discuss their different approaches to analyzing the same narratives in a longitudinal study“ (Josselson 2019: 133). Nach dem einführenden Beitrag des Initiators Jonathan

Adler, berichten die beteiligten ForscherInnen in fünf Aufsätzen von ihren jeweiligen psychologischen Untersuchungen der gemeinsamen Datengrundlage. In einem sechsten Aufsatz kommentiert Dan McAdams schließlich die Beiträge und „strives to consolidate some of the overarching themes that emerge across the five exploratory contributions“ (Adler 2019: 140).

Als Datengrundlage dienten vier Fälle aus der *Foley Longitudinal Study of Adulthood* (vgl. ebd.: 137), zu dessen Erhebung das *Life Story Interview* nach McAdams eingesetzt worden war (vgl. ebd.: 140). Diese Interviewform sieht vor, die Teilnehmenden zunächst darum zu bitten, sich das eigene Leben als Buch vorzustellen und dafür eine mögliche Einteilung in (gewöhnlich zwei bis sieben) Kapitel vorzuschlagen. Ein Fragebogen strukturiert im Anschluss Erzählstimuli zu neun Schlüsselszenen des Lebens, es wird also gezielt um das Erzählen eines Höhepunktes, eines Tiefpunktes, eines Wendepunktes und anderer Schlüsselmomente des Lebens gebeten.⁴ Zusätzliche Fragen zielen auf Erzählungen zu Herausforderungen, Lebenseinstellung und -themen. Insgesamt wurden in der Langzeitstudie 157 Teilnehmende über vier Jahre hinweg begleitet, die zu Beginn zwischen 55 und 57 Jahren alt waren. Die Life Story Interviews erfolgten „in the first and fifth year of the longitudinal study“, in den drei Zwischenjahren fanden kürzere Telefonbefragungen statt.

Die AutorInnen gehen davon aus, aus dem längsschnittlichen Vergleich der Auswahl der Geschichten auf die *narrative Identität* der Teilnehmenden schließen zu können. Teilnehmende, die beim zweiten *Life Story Interview* auf die verschiedenen Erzählstimuli eher noch einmal die gleiche Episode erzählten, werten sie somit als *high repeater*, dagegen Teilnehmende, die eher andere Ereignisse auswählten, als *low repeater*. Durch diese Annahme wird es beispielsweise von Adler durchaus als Widerspruch aufgefasst, dass sich die befragte „Abigail“ im zweiten Interview eigentheoretisch als konservativ und „still basically the same person“ beschreibe, obwohl sie der Vergleich ihrer Antworten als *low repeater* offenbare, da sie „nearly entirely different moments from her life“ ausgewählt habe (Adler 2019: 143). Dieses Beispiel kann als symptomatisch dafür gelten, dass in den Beiträgen insgesamt wenig berücksichtigt wird, welche Einflüsse die Datenerhebung auf das Material hatte bzw. gehabt haben könnte. In diesem Beispiel bezieht Adler in seine Feststellung nämlich nicht ein, dass „Abigail“, wie erst aus einem anderen Aufsatz hervorgeht, „remembers some of what she shared at the first interview and says she wants to share new events, perhaps in part because she had the same interviewer at both time points“ (McLean/Kober/Haraldsson 2019: 152). Eine subjektglobale Forschungsperspektive wie ich sie anstrebe, beugt solchen dekontextualisierten Phänomendeutungen vor. Denn Relevanz und Funktion von Einzelerzählungen sind nur zu verstehen, wenn deren fallspezifische Konstitutionsbedingungen berücksichtigt werden.

Insgesamt herrscht die Annahme vor, mit einem weitestmöglich standardisierten Erhebungsverfahren „kontrollierte“ Bedingungen für das Erzählen biographischer Schlüsselmomente garantiert zu haben. Nicht bedacht werden dabei Auswirkungen unumgänglichen *Reaktivität* einer solchen Befragung und des damit verbundenen *Versuchskaninchen-Effektes* (Marotzki 2006: 127), denn es „kann ja gar nicht vermieden

4 Die Befragung berücksichtigt „high point“, „low point“, „turning point“, „positive childhood memory“, „negative childhood memory“, „another vivid adult memory“, „wisdom scene“, „religious or spiritual scene“ und „next chapter“ (vgl. Adler 2019: 137).

werden, dass der Informant weiß, dass seine Aussagen Material für ein wissenschaftliches Forschungsprojekt darstellen“ (ebd.). Es ist davon auszugehen, dass die Beantwortung der konkreten Frage beispielsweise nach einem Tiefpunkt des eigenen Lebens sehr viel mehr von Erwartungserwartung, Auftragserfüllung, bewusstem Sendungsbewusstsein und strategischer Selbstdarstellung beeinflusst sein wird als die „natürliche“ Darstellung einer solchen Episode in der Dynamik einer längeren, selbstläufigen Lebenserzählung. Eine solche schon in das Erhebungsinstrument selbst eingeschriebene Beeinflussung wird kaum reflektiert.⁵ Dabei wird der Versuchskaninchen-Effekt durch mehrere Faktoren sogar noch zusätzlich verstärkt: Die Teilnehmenden wurden für die Erhebung ins universitäre Institut gebeten und erhielten 75 US-Dollar pro Befragung. Das Bewusstsein der eigenen Forschungsteilnahme wurde durch das zusätzliche Dokumentieren von „extensive self-report data [...] about their dispositional traits, other aspects of personality, as well as mental and physical health data“ (Adler 2019: 137) und jährliche Telefoninterviews zwischen den beiden Erhebungen sogar noch weiter erhöht. Ebenjene jährlichen Telefoninterviews werden das Längsschnittbewusstsein der Teilnehmenden gefördert haben.

Die folgenreichste forschungspragmatische Entscheidung⁶ ist allerdings sicherlich bereits die Erhebung in Form des *Life Story Interviews*. Durch dessen strenge Strukturiertheit und die vorgegebene Relevanzsetzung durch die überaus konkreten Erzählstimuli gerät die Befragung zur *Abfragung*. Durch diese ist die Tragweite des empirischen Materials zwangsläufig auf lokales episodisches Wiedererzählen begrenzt, das schlicht deshalb nur isoliert und biographisch dekontextualisiert zur Verfügung steht, als für die auto/biographische Einbettung der Sequenz durch die Erzählenden selbst forschungsmethodologisch weder Raum noch Zeit eingeräumt wird.⁷ Pasupathi und Wainryb gestehen ein, dass das „training of interviewers to follow a more standardized protocol“ (Pasupathi/Wainryb 2019: 187) auch zu der Herausforderung führt, das Interview „along the appropriate, scripted lines“ führen zu müssen. Im initialen Erzählstimulus, für das eigene Leben eine Kapitelstruktur zu entwickeln, beinhaltet deshalb auch eine Zeitbegrenzung von „no more than about 20 minutes“ (ebd.: 188) und auch sonst kommt es zu Interventionen „primarily to keep the interviews to a somewhat standardized length“ (ebd.: 189).

5 Bei Dunlop findet sich immerhin eine Überlegung zu möglicherweise unterschiedlichen Erwartungserwartungen der Teilnehmenden, wenn er in Betracht zieht, dass die Teilnehmenden erwogen haben könnten, ob „the researcher wishes to hear the same story“ oder ob sie „attempt to tell a different story“ (Dunlop 2019: 170). Insbesondere Pasupathi und Wanryb reflektieren aber durchaus Adressierungseffekte über „listener-oriented“, „listener-focused“, „listener-related“ und „interviewer-directed“ und zielen auf eine „working taxonomy of the ways that life stories reflect previous and current audiences“ (Pasupathi/Wainryb 2019: 178).

6 McAdams erläutert die beabsichtigte Operationalisierbarkeit des Datenmaterials: „The interviewer began the process by following the standardized protocol that we used for all the participants in the study [...]. We needed to ask the same questions in the same way for each participant in order to code the interviews fairly and to compare scores across interviews.“ (McAdams 2019: 209).

7 Der Interview-Einstieg über die metaphorische Konzeption der eigenen Lebensgeschichte als Buchkapitel erfüllt den Anspruch narrativer Gesamtgestalt jedenfalls nicht, überhaupt aktiviert eine solche Einordnungsaufgabe eher kontrolliert-kognitive Logiken als emergent-narrative Selbsterzählungen.

So nachvollziehbar es insbesondere im Hinblick auf forschungsökonomische Überlegungen ist, die Operationalisierbarkeit und Vergleichbarkeit von Daten durch eine möglichst hohe Standardisierung der Datenerhebung sicherzustellen, muss doch der ko-konstruktive Aspekt der eigenen Forschungskonzeption und -beteiligung in Rechnung gestellt werden. Nur so kann reflektiert werden, welche Art von Forschungsfragen sich mit den vorliegenden Daten überhaupt beantwortet lassen. Denn tatsächlich ist der Anspruch des gemeinsamen Vorhabens und der fokussierten Forschungslücke hoch, wie Adler in seiner Einleitung ausweist:

This special issue of *Qualitative Psychology* grapples with one of the most important and intractable problems that have arisen over the past two decades in the study of narrative identity: How can we conceptualize stability and change in the life story? Although there are many qualitative and quantitative explorations of life stories in the literature, very few address this key question directly. (Adler 2019: 135)

Der proklamierte Anspruch dieser gemeinsamen Forschungsanstrengung ist also durchaus, Lebensgeschichten und narrative Identität zu erforschen, also nicht nur in Bezug auf stark subjektbezogene, sondern zugleich auch subjektglobale Phänomene. Im Gegensatz dazu stellt die empirische Grundlage nicht nur außerordentlich standardisierte, sondern auch insbesondere spezifiziert lokale Erzählungen zur Verfügung. Allein im Beitrag von Pasupathi und Wainryb findet sich die Überlegung, was es bedeutet, dass „every interview is a human exchange“, in dem Interviewende zwischen Protokoll und „responding as fellow human beings“ hin und her gerissen sein können. Gerade auch in diesen nicht standardisierbaren Momenten der Zwischenmenschlichkeit zeigten die Teilnehmenden Persönlichkeit. Die beiden Autorinnen finden so zu dem entscheidenden Eingeständnis, dass es solche „person-environment transactions in progress“ sind, die „could be viewed as a cause for hopelessness about standardizing measurements and procedures in psychological work“ (Pasupathi/Wainryb: 190).

2.2 Längsschnittliche Biographieforschung

Entgegen der traditionell längsschnittlichen Lebenslaufforschung, die auf den Einsatz quantitativer Methoden setzt, orientieren sich Ansätze der Biographieforschung am *Interpretativen Paradigma* und stützen sich klassischerweise auf Einmalerberhebungen (zumeist von biographisch-narrativen Interviews, aber durchaus auch von Gruppendiskussionen oder in Form ethnographischer Verfahren) (vgl. Marotzki 2006: 115f.). Es ist gerade die Lösung von der antonymischen Trennung von „Biographie“ und „Lebenslauf“, die Biographieforschung und Lebenslauf-forschung einander annähern lässt (vgl. Kade/Nolda 2015) und Biographieforschung⁸

8 Birgit Griese 2010 reflektiert die Methodenpluralität eindringlich: „Ob es angemessen ist, ohne nähere Bestimmungen von Biographieforschung zu sprechen, ist allein vor dem Hintergrund der Methodenpluralität fraglich. Besteht unter Forschenden hinsichtlich der Erhebung [...] weitgehend Konsens – gelegentlich wird erörtert, ob es sinnvoll ist, lebensabschnittbezogen zu interviewen oder das Erinnern aktiv zu unterstützen [...] –, gilt dies keineswegs für die Auswertung. Die Narrationsstrukturanalyse,

dem zunehmenden Druck aussetzt, sich längsschnittlichen Perspektiven zu öffnen und dahingehend biographietheoretisch und method(olog)isch zu innovieren.

Im Folgenden zeichne ich diese Entwicklung nach, indem ich zunächst ein Beispielprojekt vorstelle, das sich bewusst als Pionierarbeit präsentiert, um dann im nächsten Schritt den Blick auf weitere praktische Umsetzungen im qualitativ-längsschnittlichen Forschungsfeld zu weiten.

2.2.1 „ein tiefgreifendes Zeitdefizit“ – Kade et al. (2008–2017)

Als zentralen Fürsprecher längsschnittlicher Biographie- und Bildungsforschung lässt sich der Erziehungswissenschaftler Jochen Kade ausmachen. Mit seinem Großprojekt „Prekäre Kontinuitäten: Der Wandel von Bildungsgestalten im großstädtischen Raum in einer Phase der forcierten Institutionalisierung des Lebenslangen Lernens“ (2008–2017), hat er ein Netzwerk geschaffen, aus dem ein vielstimmiges Plädoyer für Mehrfacherhebungen hervorgegangen ist. Als Auftaktpublikation kann der Aufsatz „Biographie und Lebenslauf. Über ein biographietheoretisches Projekt zum lebenslangen Lernen auf der Grundlage wiederholter Erhebungen“ gelten, den er 2008 gemeinsam mit Christiane Hof veröffentlichte, in dem sie bestimmten: „Will man die Zeitlichkeit von Biographien empirisch zugänglich machen, braucht man mindestens zwei biographische Erzählungen, die sich über eine gewisse Spanne im Lebenslauf erstrecken“ (Kade/Hof 2008: 164). Sie erkannten, dass es „der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung [...] indes noch an einer entsprechenden Forschungstradition“ (ebd.: 161) mangle und reflektierten, dass Mehrfacherhebungen „nicht nur vor methodische, methodologische und theoretische Probleme, sondern auch, und dies zunächst, forschungspraktische, letztlich institutionelle und finanzielle Probleme“ (ebd.: 165) gestellt seien. Ihrem Plädoyer, dennoch „auch im Rahmen qualitativer Forschung vermehrt auf Mehrfacherhebungen, also Panel-Studien umstellen [zu] müssen“ (ebd.: 165), folgten sie selbst. In diesem ersten Aufsatz berichten sie von der Vorbereitung ihrer *follow-up*-Studie, für die sie „auf der Grundlage von 85 thematisch fokussierten offenen Interviews, die 1984/85, in einer ersten Welle, geführt worden waren“ (ebd.), nach „mehr als 20 Jahren (1984/5, 2005/6)“ eine „zweimalige Erhebung“ (ebd.: 170) durchführten.⁹ Gerade in der konkreten empirischen Umsetzung zeigt sich der Innovationsdruck solcher Pionierarbeiten:

Methodisch beschreibt das Forschungsvorhaben insofern Neuland, als es den Gedanken der Längsschnittstudie von der quantitativen Lebenslaufforschung auf die qualitative Bildungsforschung überträgt. Durch die Durchführung von zwei Erhebungs-

die objektive Hermeneutik, Interpretationen im Paradigma narrative Identität, (tiefen-)psychologische Verfahren oder die dokumentarische Methode werden zur Analyse der mithilfe des biographisch-narrativen Interviews hervorgeholten, so genannten autobiographischen Stegreiferzählungen herangezogen (und die Aufzählung kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit reklamieren [...]).“ (Griese 2010: 8, Literaturverweise entfernt)

9 Maier-Gutheil 2012 nennt mit den „zwei unterschiedlichen Zeitpunkten (t1: 1983–1986 und t2: 2005–2009)“ etwas weitere Erhebungszeiträume.

wellen von Interviews wird der Einstieg in eine längerfristig perspektivierte qualitative Längsschnittstudie gemacht. (Ebd.: 172)

Auch Sigrid Nolda erkennt in einem Aufsatz von 2009 die Notwendigkeit von Längsschnittanalysen und vermutet deren Mangel ebenso in „langfristige Projekte erschwerenden Finanzierungsproblemen“ (Nolda 2009: 31). Hoffnung setzt sie deshalb in die „sachgerechte Archivierung und kontrollierte Wiederverwertung von Daten“ (ebd.) und der Hinterfragung der „Tendenz zur Originalität, die offensichtlich vor der Nutzung von fremderhobenen Daten und der Re-Analyse von vorliegenden Interpretationen zurückschrecken lässt“ (ebd.).

2010 – bzw. auch in der überarbeiteten und erweiterten Neuauflage des entsprechenden Sammelbandes 2020 – verdichteten Kade und Hof ihren früheren Appell und diagnostizierten der (erziehungswissenschaftlichen) Biographieforschung ein „tiefgreifendes Zeitdefizit“ (Kade/Hof 2020: 241), das mit deren „methodischen Beschränkung auf Einmalerhebungen“ (ebd.: 255) korrespondiere. Erneut betonten sie, dass „qualitative Follow-Up- und Längsschnittstudien“ (ebd.: 256) einerseits als „unverzichtbares Instrumentarium“ anzuerkennen seien, andererseits eine besondere Herausforderung darstellten, denn „[w]er sich empirisch in dieses Feld vorwagt, betritt indes noch in hohem Maße Neuland. Und auch die Methodologiediskussion in der Biographieforschung und qualitativen Forschung hält sich, und dies auch international, bezogen auf dieses Thema vollständig zurück“ (ebd.: 255). Auf den längsschnittlichen Forschungsbedarf reagieren sie biographietheoretisch mit einer auf Serialität ausgerichteten Auffassung von Biographie:

Wenn man die Biographie als zeitstellenfixiertes Ereignis im Lebensverlauf begreift, dann gibt es *die* Biographie, und auch *die* Autobiographie eines Lebens nicht als Eines, als eine Einheit, sondern nur als Vielheit, als unendliche Reihe. Die Biographie ist der Inbegriff einer Serie von biographischen Erzählungen, die nach vorne hin in die Zukunft prinzipiell offen ist. In formalisierter Schreibweise: Eine Biographie ist die Serie $B_{1,2,3, \dots}$. (Ebd.: 253f.)

Christiane Hof, Jochen Kade und Monika Fischer sprechen unter dem Titel „Serielle Bildungsbiographien“ schließlich von „Serien biographischer Momentaufnahmen“ (Hof/Kade/Fischer 2010: 328), in denen sich durch qualitative Längsschnittstudien *Bildungsgestalten* zeigten. Etwas allgemeiner sprechen Jochen Kade und Sigrid Nolda 2014 von der singulären Lebenserzählung eines Individuums als „nur eine performative Momentaufnahme im un stetigen Prozess des Biographisierens von Lebenslaufereignissen“ (Kade/Nolda 2014: 126).

Insbesondere in der von Jochen Kade und Sigrid Nolda gemeinsam herausgegebenen Sammelpublikation „Lernen im Kontext von Biografie und Lebenslauf“ von 2015 wird die Vielstimmigkeit des längsschnittlichen Forschungsbedarfes und „die Bereicherung lebenslaufbezogener Biografieforschung durch längsschnittliche Interviewstudien“ (Kade/Nolda 2015: 4) offenbar: Ines Himmelsbach erkennt eine „Neuorientierung der Biographieforschung in Reaktion auf ein Zeit-, Welt- und Subjektdefizit“ (Himmelsbach 2015: 87) und sieht in der Analyse „mehrerer biografischer Erzählungen und dem Vergleich dieser Erzählungen“ (ebd.) die einzige Möglichkeit, die „performatorische Veränderung aus unterschiedlichen Erzählzeiten“

(ebd.) in den Blick zu bekommen. Während sie diesen Bedarf auf die Altersforschung bezieht, kommt Sascha Benedetti zur Erforschung von freiwilligem Engagement zum gleichen Schluss, da deren „längerfristige bildungsbiografische Bedeutung [...] durch Einmalbefragungen [...] nicht ausreichend greifbar wird“ (Benedetti 2015: 55). Etwas allgemeiner fragt Cornelia Maier-Gutheil danach, „welche methodischen Designs aktuell angemessen erscheinen, um Lern- und Bildungsprozesse im Lebens(ver)lauf zu erforschen“ (Maier-Gutheil 2015: 11). Sie erkennt Individualisierungs- und Temporalisierungsphänomene, durch die „die individuellen Biografisierungsprozesse des Erlebens und des Umgangs mit den gesellschaftlichen Bedingungen“ in den Fokus rücken. Es würden somit „längsschnittliche Forschungsdesigns zentral, die Lern- und Bildungsprozesse sowohl aus einer kontextspezifischen als auch einer zeitsensiblen Perspektive analysieren“ (ebd.: 19).

Diesen bisherigen Forschungsanstrengungen von und um Jochen Kade kommt das Verdienst zu, mit einer „Art Probebohrung in einem noch kaum ausgeleuchteten Terrain“ (Kade 2018: 38) die empirische Gangbarkeit qualitativer Längsschnittperspektiven herauszufordern und das Forschungsfeld „Biographie“ in zeitlicher Dimension zu erweitern. Sie haben damit erreicht, dass neben den üblicherweise grundlegendsten Fragen an das empirische Feld nach Inhalt („Was?“) und Form („Wie?“) nun auch noch die Frage des zeitlichen Standorts und des Verlaufs („Wann?“) fundamental an Bedeutung gewinnt.

Weiterer Forschungsbedarf entsteht, wie bereits in der Forschungslandschaft zum *Wiedererzählen* deutlich wurde, insbesondere durch die Beschaffenheit des im Kade-Projekt untersuchten empirischen Materials. In Bezug auf die Erhebungsmethoden lassen sich insbesondere zwei dieser Eigenschaften als Limitationen auffassen: Der Zeitabstand zwischen Wiederbefragungen und der Umstand, dass „bildungsbiographisch akzentuierte Interviews“ (Kade/Nolda 2012) und nicht offene gesamtbiographische Stegreiferzählungen durchgeführt wurden. Kade/Hof 2020 reflektieren durchaus, dass „die Entscheidung über die Größe des Abstandes zwischen den Erhebungszeitpunkten [...] von erheblichem Einfluss auf die erwartbaren Ergebnisse“ (Kade/Hof 2020: 256) seien. Sie nehmen an, dass ein Zeitabstand, der „relativ gering ist, höchstens einen Zeitraum von einem bis zwei Jahre umfasst“ (ebd.), nicht ausreiche, da davon auszugehen sei, „dass die interviewten in ihre Erzählungen auf Grund des Untersuchungsdesigns Vergleichshorizonte und Veränderungsstilisierungen einbauen, die sich mehr den antizipierten Forschungserwartungen verdanken, als dass darin davon unabhängige Erfahrungen und Deutungen der Interviewten zum Ausdruck kommen“ (ebd.: 257). Deshalb habe sich der gewählte Abstand von etwa 25 Jahren bewährt, da die Teilnehmenden gar nicht mehr erinnert hätten, „was sie vor einem Vierteljahrhundert über ihr Leben erzählt hatten“ (ebd.). Dass die Zwischenzeit allerdings auch zu lang sein könnte, um die Aussagen der Teilnehmenden am gewinnbringendsten miteinander in Verbindung bringen zu können, reflektieren sie indes nicht. Daraus lässt sich der Forschungsbedarf ableiten, auch und gerade mittlere Erhebungsabstände in den Blick zu nehmen.

Die zweite Limitation, die sich aus dem Erhebungsdesign der Kade-Studie ergibt, geht zugleich mit Beschränkungen der Auswertungspraxis einher: Die vielfältigen Publikationen der verschiedenen Forschenden des Großprojektes lassen keine Rückschlüsse zu, dass das Material *als* Erzählmaterial ausgewertet wurde. Schon die Erhebungsform selbst sah die thematische und inhaltliche Fokussierung

auf Darstellungen der eigenen Bildungserfahrungen vor, die auch die diversen Auswertungseinblicke und Ergebnisdarstellungen dominiert. Sprachwissenschaftlich oder erzähltheoretisch inspirierte Anleihen finden sich nicht, selten geben die Publikationen überhaupt Einblick in das konkrete Erzählen der befragten Personen. Entsprechend referieren Fallporträts die „objektiven“ Daten des Lebenslaufs, die Teilnehmenden werden überwiegend durch Nummerierung anonymisiert bzw. depersonalisiert und entstehende Modelle und Erkenntnisse basieren auf analytischer Abstraktion, die keine direkte Verweise zum Erzählmateriale enthalten.¹⁰ Dies ist nicht zuletzt auf eine biographietheoretische Annahme zurückzuführen, die den Wert der Mehrfacherhebung eher im Zugang zu Selbstaussagen zu Entwicklungen sieht als in der wiederholten autobiographischen *Selbstdar- und herstellung* (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 10). Diese Annahme verdeutlicht sich bei Kade/Hof 2020:

Die wiederholten Interviewerzählungen werden dabei insofern als biographische Erzählungen begriffen, als sie ein Lebensereignis darstellen. Ob und inwiefern in den Erzählungen auch die Biographie inhaltlich zum Thema gemacht wird, dies (sic) ist eine fallspezifisch zweitrangig zu beantwortende Frage. Es ist die Stellung im Lebensverlauf, nicht der erzählte Inhalt, der die Interviews zu biographischen Erzählungen macht. (Kade/Hof 2020: 259)

Es wird somit deutlich, wie diese kollektive Forschungsanstrengung zwar das „Wann?“ als neue, entscheidende empirische Perspektive ausmacht und etabliert, dabei allerdings das „Wie?“ der (inter)subjektiven Hervorbringung durch *Erzählen* stark gegenüber dem forschungsthematisch motivierten „Was?“ der Bildungsentwicklung zurückstehen lässt. Man könnte also sagen, dass der in die Weite geöffnete Blick durchaus an Tiefe einbüßt.

2.2.2 Übersicht des Forschungsfeldes qualitativer Längsschnittforschung

Parallel zum Forschungsnetzwerk von und um Jochen Kade zeigen sich in den letzten Jahren einige weitere Publikationen Forschungsanstrengungen zur qualitativen Verlängsschnittlichung, insbesondere konkrete praktische Umsetzungen längsschnittlicher Designs qualitativer Ausrichtung. Zwei weitere Sammelpublikationen haben zur Etablierung und Sichtbarkeit qualitativer Längsschnittperspektiven beigetragen: Die von Barbara Asbrand, Nicolle Pfaff und Ralf Bohnsack herausgegebene Schwerpunktausgabe der *Zeitschrift für Qualitative Forschung* (ZQF) unter dem Titel „Rekonstruktive Längsschnittstudien in der Bildungsforschung“ (2013) versammelte anlässlich eines Workshops zu dokumentarischer Längsschnittforschung maßgeblich Forschungsberichte aus der Bildungs-, Schul- und Unterrichtsforschung. Der

¹⁰ So differenzieren Kade/Hof 2010 bzw. 2020 beispielsweise fünf „Zeitgestalten der Beschreibung“, von denen sie Biographie, Lebenslauf und Karriere als „Schemata der zeitbezogenen (Selbst-)Beobachtung und (Selbst-)Beschreibung des individuellen Lebens“, dagegen Lebensverlauf und Bricolage als „zwei Beschreibungsschemata [...], die beide das Leben gerade nicht als einen Prozess darstellen“ (Kade/Hof 2020: 249). Obgleich sie diese Modellbildung im Rahmen des Forschungsprojektes entwickeln, vermisst man empirische Bezüge auf das zugrundeliegende Erzählmateriale, was der Differenzierung schon allein illustrativ dienen würde.

von Sven Thiersch herausgegebene Sammelband „Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen“ (2020) unternimmt schließlich „eine erste systematische und differenzierte Zusammenführung der unterschiedlichen theoretischen und methodischen Perspektiven sowie forschungspraktischen Erfahrungen bei der Umsetzung von qualitativen Längsschnittstudien“ (Thiersch 2020: Klappentext). Die Beiträge geben Einblicke in die praktischen Erfahrungen, methodischen Reflexionen und Ergebnisse konkreter längsschnittlicher Studien, die ich in den folgenden Forschungsüberblick einbeziehe.¹¹

Bei der Sichtung der Publikationen von 20 qualitativen Längsschnittstudien der letzten 15 Jahre fällt auf, dass keine einzige offene vollumfängliche biographisch-narrative Interviews zu mehr als einem Zeitpunkt erhoben hat. In den Studien wird zwar auf Selbsterzählungen der Teilnehmenden gesetzt, durchaus auch überwiegend unter Bezug auf das Erhebungsinstrument *narratives Interview* und unter Einsatz entsprechender Erzählstimuli für eine freie Stegreiferzählung. Allerdings führen verschiedene forschungsökonomische oder -strategische Abwägungen jeweils dazu, entweder durchgängig oder überwiegend nicht gesamt-biographisch, sondern problem- bzw. themenzentriert zu elizitieren. Wenn also überhaupt biographisch-narrative Interviews ohne zeitliche Begrenzung oder thematische Vorgabe – also unter weitgehender Relevanzsetzung durch die Teilnehmenden selbst – durchgeführt werden, so dann wiederum nur zu einem einzigen Befragungszeitpunkt. Unter diesem Aspekt der Erhebungsmethode lassen sich vier Forschungsdesigns unterscheiden, denen ich die Studienlage im Folgenden überblicksartig zuweise, um das Forschungsfeld zu strukturieren und die Forschungslücke des *Wiedererzählens* offenzulegen.

A – Längsschnittdesign gänzlich ohne Erhebung offener Lebenserzählungen (acht Projekte)

Wie bereits im Projekt um Kade/Hof bzw. Kade/Nolda (vgl. 2.2.1), die davon sprechen, „thematisch fokussierte bildungsbiographische Interviews mit Erwachsenen“ (Kade 2014) erhoben zu haben, zielen die Projekte oftmals auf sogenannte *bildungsbiographische Interviews*. Mit Rücksicht auf die eigene disziplinär-thematische Forschungsfrage zielt die Erhebung somit – nicht zuletzt aus forschungsökonomischen Überlegungen heraus – auf entsprechend thematisch fokussiertes Erzählen der Teilnehmenden. Beispiele hierfür sind:

- Die Mixed-Method-Studie „Zwischen Selbstprojekt und limitierten Chancen – eine Längsschnittstudie der biographisch verdichteten Phase zwischen Schule und Berufsqualifikation“ (2008–2011) unter der Leitung von Doris Bühler-Niederberger. Der qualitative Teilstudienteil bestand aus zwei Erhebungsphasen mit 38 Teilnehmenden, die im Abstand von einem Jahr thematisch fokussiert nach ihrem Weg ins Studium befragt wurden (vgl. exempl. König/Türkyilmaz 2013: 74).
- Zwei Studien aus dem Projektverbund „Mikroprozesse schulischer Selektion bei Kindern und Jugendlichen“, nämlich „Peergroups und schulische Selektion – Interdependenzen und Bearbeitungsformen“ (2005–2011) unter der Leitung von Heinz-

¹¹ Unter dem Titel „Die Relevanzsetzung in wiederholten Selbsterzählungen. Zur methodischen Grundlegung einer qualitativen Längsschnittstudie zum autobiographischen Wiedererzählen“ habe ich dort vom frühen Stand meines Projektes berichtet (Selbert 2020, 2018 verfasst).

Hermann Krüger und „Erfolg und Versagen in der Schulkarriere – eine qualitative Längsschnittstudie zur biographischen Verarbeitung schulischer Selektionsereignisse“ (2005–2010) unter der Leitung von Rolf-Torsten Kramer und Werner Helsper. Beide Studien begleiteten jeweils mehrjährig in drei Wellen 52 bzw. 15 Schülerinnen und Schüler ab der 5. bzw. 4. Klasse und forschten mit „offenen, thematisch strukturierten qualitativen Interviews“ (Krüger et al. 2009: 285f.) bzw. „durch eine thematisch auf die Grundschulzeit bezogene Erzählaufforderung“ (Kramer et al. 2009: 59).¹²

- Ebenso lässt sich bei der Follow-Up-Studie zu Kramer/Helsper „Der ‚Abstieg‘ in die Hauptschule: Vom Hauptschülerwerden zum Hauptschülersein – ein qualitativer Längsschnitt“ (2015) durch Mareke Niemann (vgl. exempl. Lüdemann 2020) und auch beim „Evaluationsprojekt zum Programm ‚Wege finden‘“ mit ca. 30 Schülerinnen und Schülern unter der Projektleitung von Michael Corsten von *schulbiographischen* Interviews sprechen (vgl. Schierbaum/Corsten 2020).
- Alternative forschungsthematische Fokussierungen zeigen die Erhebungen der Studien „Habitustransformation durch westlichen Buddhismus? Eine praxistheoretisch informierte Längsschnittstudie“ (2012–2021) unter der Projektleitung von Werner Vogd (vgl. exempl. Harth 2020), „Der Ernst der Ehe: Heirat und Ehe im Spannungsfeld der Deinstitutionalisierung und rechtlicher Normierung“ (seit 2017) unter der Leitung von Wolfgang Ludwig-Mayerhofer (vgl. exempl. Klesse/Wutzler 2020) und „Transformations(an)forderungen im Übergang zwischen Familie, Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie und (Klinik-) Schule in der Adoleszenz“ (seit 2017) unter der Leitung von Mirja Silkenbeumer (vgl. exempl. Becher/Schulmeister 2020). Im Abstand von vier bzw. ein bis zwei Jahren bzw. 16 Wochen erfolgen in diesen forschungsfragengeleiteten Erhebungen religionsbiographische, paarbiographische und bildungsbiographische Interviews.

B – Längsschnittdesign mit Lebenserzählung zum ersten Befragungszeitpunkt (fünf Projekte)

Auffallend ist, dass drei groß angelegte Langzeitprojekte mit mindestens vier Erhebungszeitpunkten und sehr hohen Teilnehmendenzahlen mit umfangreichen biographischen Ersterhebungen begannen, um diese in den Folgebefragungen lediglich im Hinblick auf die Zwischenzeit zu ergänzen.

- Die 1993 von Ursula Lehr und Hans Thomae initiierte *Interdisziplinäre Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE)*¹³ aus dem Bereich der Lebenslauf- und Altersforschung setzte mit der ersten Erhebungswelle unter anderem auf eine sogenannte

12 Zwischenzeitlichen Projektdokumentationen ist das Vorhaben zu entnehmen, zum Abschluss der Längsschnittstudie auch die Lebenserzählungen der jungen Teilnehmenden erheben zu wollen: „Erst am Ende des Längsschnitts soll dann mit den etwa 16jährigen Jugendlichen ein autobiographisch narratives Interview geführt werden.“ (<https://www.zsb.uni-halle.de/forschungsprojekte/abgeschlosseneprojekte/mikroprozesse/> (Zugriffsdatum: 31.01.2022)). Meine Recherchen ergeben nicht, ob dieses Vorhaben umgesetzt worden ist. Falls ja, wäre diese Studie nicht mehr Typ A, sondern Typ C zuzuordnen.

13 Mit „Interdisziplinär“ ist in diesem Fall gemeint: „Entwicklungspsychologie, Körpermedizin, ökologische Gerontologie, Gerontopsychiatrie, Psychosomatik, Zahnmedizin, Medienforschung“ (Himmelsbach 2015: 88). Entsprechend verwundert es nicht, dass Erzählen gar nicht erst untersucht wurde und

biographische Exploration, mit der offenbar bis zu sechs Stunden Aufzeichnungsmaterial pro Teilnehmenden erhoben wurde. Bei den folgenden Erhebungswellen über mindestens zwölf Jahre¹⁴, die auch umfassende körperliche Untersuchungen der fast 800 Teilnehmenden vorsahen, wurde „der Teil der Biographischen Exploration zunehmend standardisiert und der offene Teil der Befragung bezieht sich vor allem auf Veränderungen seit dem letzten Interview“ (Himmelsbach 2015: 89). Ines Himmelsbach weist auf den biographietheoretischen Hintergrund dieses Forschungsdesigns hin, denn Initiator Hans Thomae sei in der methodologischen Anlage der Studie „nicht von der Eigenkonstruktivität im Moment des Erzählens der Biografie aus[gegangen], sondern von einer ‚wahren‘ Biografiedarstellung“ (ebd.: 88), wodurch sich eine Wiederholungsbefragung natürlich erübrigte.

- Die britische Studie „Learning Lives: Learning, Identity and Agency in the Life-Course“ (Laufzeit: 2003–2008) führte im Rahmen eines Methodenmix auch als „biographical approach“ bezeichnete biographisch-narrative Interviews mit 117 Erwachsenen durch (vgl. Goodson/Biesta/Tedder/Adair 2010). Lediglich die erste Erhebung im Zeitraum von 36 Monaten zielte auf die vollständige Biographie („Can you tell me about your life?“) und führte zu etwa zweistündigen Interviews (vgl. Biesta 2008, 16f.). Die vier bis fünf Wiederbefragungen in den anschließenden 36 Monaten „increasingly focused on ongoing events in the lives of interviewees“.
- Auch die qualitativen Panelbefragung „Armutsdynamik und Arbeitsmarkt. Entstehung, Verfestigung und Überwindung von Hilfebedürftigkeit bei Erwerbsfähigen“ (2007–2012) des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) unter der Leitung von Andreas Hirsland setzte bei den vier jährlichen Befragungen von 152 Teilnehmenden auf zwei unterschiedliche Befragungsdesigns, „je nachdem, ob es sich um eine Erst- oder um eine Wiederholungsbefragung handelte“ (Grimm/Schütt 2020: 408). Orientierte sich die Erstbefragung noch „am Modell biografisch-narrativer Interviewtechniken“, folgten die drei jährlichen Folgerhebungen „der Methode des problemzentrierten Interviews“ und „konzentrierten sich auf Veränderungen und Erfahrungen seit dem letzten Interview“ (ebd.: 409).

Abgesehen von diesen drei auf Repräsentativität angelegten Studien mit hohen Teilnehmendenzahlen setzen aber auch kleinere Studien auf autobiographische Einstiegs-erhebungen, die in den Folgebefragungen lediglich fokussiert ergänzt werden:

- Lena Dreier (2020) führt „eine qualitativ-längsschnittliche Paneluntersuchung zur Konversion“ durch und geht der Frage nach, „wie veränderbar Religiosität ist und mit welchen Veränderungen der biographischen Erzählung der Übertritt in eine

so im Abschlussbericht auch nicht erwähnt wird. Eine explizit qualitative Sekundäranalyse unternimmt Himmelsbach (2015), jedoch ebenso ohne erzähltheoretisch fundierte Analyse.

14 Meine Recherchen ergeben kein klares Bild, inwiefern ein „vierter Messzeitpunkt [...] für die Jahre 2009–2011 und ein fünfter für die Jahre 2014–2016“ durchgeführt worden sind, wie der vom BMFSFJ herausgegebene „Abschlussbericht anlässlich der Fertigstellung des dritten Messzeitpunkts“ von 2008 ankündigt (Schmidt/Wahl/Kruse 2008: 10). Das Projekt „EMIL – Emotionale Reaktivität und Emotionsregulation im Alter“ an der Universität Heidelberg setzt eigene psychologische Fragestellungen mit weiteren Befragungen der ILSE-Teilnehmenden jedenfalls fort (vgl. <https://www.psychologie.uni-heidelberg.de/arbeitsseinheit/altersforschung/projekte> [28.07.2022]).

neue Religionsgemeinschaft über die Aktualität der Konversion hinaus einhergeht“ (Dreier 2020: 367). Der Erstbefragung, die „mit einem klassischen biographisch-narrativen Stimulus auf die Lebensgeschichte der Interviewpartner abzielte“ folgte bei der zweiten Befragung ca. ein Jahr später „die Aufforderung zu erzählen, wie es in der Zwischenzeit beim Gegenüber weitergegangen ist“ (ebd.: 370).

- Abermals unter der Projektleitung von Heinz-Hermann Krüger wurden im Rahmen des Projektes „Exklusive Bildungskarrieren und der Stellenwert von Peerkulturen“ (2011–2019) in drei Erhebungswellen 42 Schülerinnen und Schüler an Gymnasium von der 10. Klasse bis kurz nach dem Abitur befragt. Nachdem die qualitativen Interviews der Erstbefragung „aus einem biografischen Eingangsteil und einem thematisch strukturierten Nachfrageteil bestanden“ (Krüger et al 2019: 13), änderte sich bei den Folgebefragungen der „narrative Eingangsstimulus [...], der sich nun auf die vergangenen zwei Jahre bezog“ (ebd.: 14).

C – Längsschnittdesign mit Lebenserzählung zu späterem Befragungszeitpunkt (zwei Projekte)

Manche Forschende entscheiden sich, eine umfassendere autobiographische Selbsterzählung erst retrospektiv in den weiteren Verlauf der Erhebungsreihe zu setzen.

- Zu den frühen qualitativen Projekten mit Längsschnittausrichtung zählt „Passagen und Passantinnen. Biographisches Lernen junger Frauen; eine Längsschnittstudie“ (2006) von Doris Lemmermöhle, Stefanie Große, Antje Schellack und Renate Putschbach. Die Forscherinnen begannen ihre Mixed-Methods-Studie bereits 1988 mit 72 problemzentrierten Interviews mit damals 13–14jährigen Schülerinnen, die sie zunächst nach einem Jahr, dann 1992 und 1995 wiederholten. Erst zum fünften Erhebungszeitpunkt 2001 wurde mit 19 der inzwischen 26 bzw. 27jährigen Frauen ein biographisch-narratives Interview durchgeführt (vgl. Lemmermöhle et al. 2006: 62f.).
- Auch in dem Projekt „Jugendkultureller Alkoholkonsum. Riskante Praktiken in riskanten biografischen Übergängen“ von John Litau, Barbara Stauber, Gabriele Stumpp, Sibylle Walter und Christian Wißmann wurde nicht gleich zu Beginn lebensgeschichtlich erhoben: Von den drei Befragungszeitpunkten über einen Zeitraum von fünf Jahren wurde mit den 16 Jugendlichen lediglich beim zweiten Termin ein „narrativ-biografisches Interview“ durchgeführt (vgl. Litau/Stauber/Stumpp/Walter/Wißmann 2015, Lüdemann 2020).

D – Längsschnittdesign mit wiederholten Lebenserzählungen

Die absolute Ausnahme stellen Forschungsdesigns dar, die zu mehreren Erhebungszeitpunkten einen weder thematisch noch lebenszeitlich fokussierten biographischen Erzählstimulus setzen. Obwohl die Studie von Martina Goblirsch (2001–2007), die Erfahrungen von Dori Laub und Johanna Bodenstab mit Zeitzeugeninterviews Shoa-Überlebender (2007) und die Langzeitstudie „MainLife“ von Tilmann Habermas (seit 2003) nur unter gewissen Einschränkungen dazu gezählt werden können, lohnt es dennoch, diese im nächsten Kapitel als erste synergetische Projekte zur Ergründung Autobiographischen Wiedererzählens zu diskutieren (vgl. 2.3.2). Lohnenswert deshalb, da sie erste Erträge subjektglobaler Zugänge zum Wiedererzählen liefern.

Dem meiner Untersuchung zugrundeliegenden Erzählmaterial kommt schließlich das Alleinstellungsmerkmal zu, eine Doppel-Erhebung (von Felden/Selbert, vgl. Kapitel 4) biographisch-narrativer Interviews mit offenem Erzählstimulus unter Verzicht auf thematische und zeitliche Vorgaben umgesetzt zu haben. Es stellt die Voraussetzung, Autobiographisches (Wieder-)Erzählen umfassend als *Wiedererzählen* zu untersuchen und damit eine synergetische Zusammenführung der Wiedererzähl- und Biographieforschung zu verfolgen.

2.3 Zusammenführung: Autobiographisches Wiedererzählen als Forschungsfeld

Mein Ziel in der vorliegenden Arbeit ist die Konstitution des Forschungsfeldes und der Forschungsperspektive des *Autobiographischen Wiedererzählens*. Die beginnende Forschungstradition einer interdisziplinären Wiedererzählforschung führe ich dazu mit der beginnenden Forschungstradition einer längsschnittlichen Biographieforschung zusammen.

2.3.1 Synergetische Zusammenführung

Die Zusammenführung einer eher sprachwissenschaftlichen und erzähltheoretischen Wiedererzählforschung und einer eher fallrekonstruktiven, zunehmend um Längsschnittlichkeit bemühten Biographieforschung verspricht die synergetische Ausschöpfung von Erhebungs- und Auswertungspotentialen zugleich. Auf der einen Seite steht die Suchbewegung einer sich formierenden Wiedererzählforschung. Bildlich gesprochen konzentriert sich diese mit der hermeneutischen Lupenbrille auf lokale Narrativierung und einzelne Phänomene der (Wieder-)Versprachlichung. Gleichzeitig sieht sie sich mit Elizitierungsschwierigkeiten und Materialmangel konfrontiert und als weitreichend von Zufallsfunden abhängig. Auf der anderen Seite steht die bewährte Felderschließung der Biographieforschung. Routiniert fängt sie lebensweltlich gesättigtes Erzählmaterial ein. Dabei droht sie eher in ihrem empirischen Material zu „ertrinken“ und greift zu forschungsökonomische Abkürzungsstrategien, um die umfassenden Daten zumindest forschungsfragenorientiert, also vorrangig inhaltlich, bewältigen zu können.

Die Sichtung des Forschungsstandes zum Wiedererzählen hat ergeben, dass deutlich eine entsprechend zur Dekontextualisierung neigende Fokussierung auf lokale Einzelerzählungen, also *retold stories*, dominiert. Elisabeth Gülich und Gabriele Lucius-Hoene haben in ihrem Plädoyer für interdisziplinäre Zusammenarbeit darauf hingewiesen, dass „linguistische Analysen [...] aus sich heraus keine komplexen, z. B. biographischen oder identitätsstrategischen Sinnhorizonte des Erzählens begründen [können]“ (Gülich/Lucius-Hoene 2015: 161) und die Wiedererzählforschung vor Herausforderungen steht, „die die Möglichkeiten *einer* Disziplin übersteigt“ (ebd.: 163). Die Wiedererzählforschung zeigt somit bisher insbesondere das Desiderat, *Wiedererzählen* auf einer lokalen Ebene im Sinne episodischen Wiedererzählens (vgl. *small stories* [vgl. Scheidt/Lucius Hoene 2015: 229, Bamberg/Georgakopoulou 2008, von Engelhardt 2011]) zu untersuchen. Um die subjektglobalen Funktionen und Verfahren des Wiedererzählens zu verstehen, ist allerdings auch ein subjektglobaler Zugang notwendig, der

auf Datenmaterial angewiesen ist, das wiedererzählte Episoden in ihrer „natürlichen“ Einbettung in umfassende Selbsterzählungen zeigt. Eine Wiedererzählforschung, die sich auf vollumfängliche biographisch-narrative Stegreiferzählungen stützt, ermöglicht durch die biographische Gesamtgestalt den privilegierten Zugang zu einem globalen Verständnis von Wiedererzählen, das lokales und zonales (z. B. Verkettungen lokaler Phänomene) Wiedererzählen in seiner „natürlichen“ Umgebung offenbart. Erst so wird das (Wieder-)Erzählen von episodischen Erfahrungen in seiner lebensweltlichen Einbettung und den Gangstrukturen der Erzählorganisation untersuchbar.

Gleichzeitig hat die Sichtung des Forschungsstandes zu ersten Versuchen der Verlängsschnittlichung der qualitativen Biographieforschung zwei Desiderate aufgezeigt: das Erhebungsdesiderat, dass bislang auf die Wiederholung freier Stegreiflabelednerzählungen verzichtet wurde, und das Auswertungsdesiderat, die narrative Materialität der erhobenen Erzählungen zu unterschätzen.

Um einen möglichst „authentischen“ Zugang zu individuellen Narrativierungs- und Biographisierungsprozessen (*doing biography* [Denzin 1989, Dausien 1996, Kade 2020]) zu erreichen, sind möglichst die Befangenheiten zu vermeiden, die sich als *Versuchskaninchen-Effekt* (Marotzki) bezeichnen lassen. Thematisch fokussierte Erzählstimuli orientieren die Teilnehmenden an den inhaltlichen Erwartungserwartungen im Hinblick auf das Forschungsprojekt und motivieren im Hinblick auf eine inhaltliche Erfüllung des forschungsfragenorientierten Erzählauftrages. Bei zu kurzen zeitlichen Wiederbefragungsabständen,¹⁵ aber auch bei einer höheren Anzahl von Befragungswellen, ist davon auszugehen, dass die Erinnerung an das eigene Erzählen und das erhöhte Bewusstsein der längsschnittlichen Forschungsteilnahme, ebenso zu Befangenheiten führt, die Einfluss auf die Selbstläufigkeit und Eigendynamik der autobiographischen Selbsterzählung haben.

Bei den bisherigen Studien kommen insbesondere forschungsökonomische und -technische Gründe in Betracht, wieso bislang auf gesamt-biographische Wiederbefragungen verzichtet wurden: (vermeintlich) zu kurze Befragungsabstände, (vermeintlich) zu junge Teilnehmende, (vermeintlich) zu viel Auswertungsaufwand, (vermeintlich) redundante Datengenerierung und (vermeintlich) zu vernachlässigende gesamtbiographische Dimension des Einzelfalles.

Damit hängt das Auswertungsdesiderat der bisherigen „biographischen Längsschnittforschung“ (Kramer 2013: 13) zusammen, denn auffällig ist die geringe Reflexion in der entstehenden Forschungslandschaft zur Materialität des als Grundlage dienenden Erzählmaterials. Analog zum wiederholt proklamierten *Zeitdefizit* (Kade, vgl. 2.2.1) der Biographieforschung, dem erhebungstechnisch mit längsschnittlichen Designs begegnet werden soll, sehe ich deshalb auswertungstechnisch das drängendere Problem eines *Erzähldefizits* der Biographieforschung. Denn obwohl

15 Lena Dreier resümiert zur Zwischenzeit ihrer Wiederbefragung von ca. einem Jahr eher positiv: „Trotz des kurzen Abstands zwischen den beiden Interviews zeigten sich erhebliche Differenzen darin, ob von den Interviewten neue biographische Entscheidungen getroffen wurden und inwiefern sie sich an das erste Interview erinnern konnten.“ (Dreier 2020: 367f.). Allerdings waren die Lebensumstände ihrer Befragten als aktuell religiös Konvertierende überdurchschnittlich dynamisch, die Wiederbefragung zielte „nur“ auf die Zwischenzeit, also ohnehin auf Neues und überdies zeigten durch den fehlenden Interviewendenwechsel auch Beziehungs- und Vertrautheitsbildung zwangsläufig einen interaktiven Einfluss.

Erzählungen den Kerngegenstand qualitativer Forschung insgesamt darstellen, zeigen die publizierten Auswertungsbeispiele und Ergebnisse den Mangel an erzähltheoretisch und erzählanalytisch fundierten Auseinandersetzungen. Die bislang ausschließlich forschungsfragenzentrierten Studien fokussieren das *Was?* der Erzähl-inhalte, zusätzlich in der längsschnittlichen Perspektive des *Wann?* Die Frage des *Wie?* der konkreten formalen Erzählgestaltung, der Darstellungsverfahren und ihrer Funktionen bleibt bislang jedoch durchgängig nahezu unberücksichtigt. Somit steht die methodische Grundlagenforschung zu qualitativen Längsschnittforschungen noch aus, die Erzählen zu unterschiedlichen Zeitpunkten *als* (Wieder-)Erzählen auffasst und untersucht.

Im gleichen Sammelband („Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung“, herausg. v. von Felden 2008), in dem Kade und Hof ihren ersten Appell zu Mehrfachbefragungen erhoben, findet sich auch ein Appell von Birgit Griese. Unter dem Titel „Erzähltheoretische Grundlagen in der Biographieforschung: Ein Plädoyer für die Beschäftigung mit den Basiskonzepten“ vertritt sie die These, dass es in der Biographieforschung, um „es pointiert und dementsprechend leicht überzogen auszudrücken, hinsichtlich der erzähltheoretischen Fundierung zu einem Stillstand gekommen ist“ (Griese 2008: 133). Sie erinnert an die kanonischen Schriften von Fritz Schütze der frühen 1980er Jahre, der das narrative Interview als Erhebungsinstrument auf „erzähltheoretischen Fundamenten“ begründete und dessen Texte dominiert seien von „Termini wie (Stegreif-)Erzählung, Erzähler, Zugzwänge des Erzählens, Erzählvorgang, -segment, -darstellung oder -schema, (Haupt-)Erzählkette, Erzählgerüst-sätze“ (ebd.: 132). Diese erzähltheoretischen und methodologischen Basiskonzepte der Forschungsperspektive seien wieder aufzunehmen:

Würde innerhalb der Biographieforschung einmal weniger die Frage nach dem (unhintergehbaren) Geworden-Sein und einmal mehr die Frage danach gestellt, *wie* Identität sprachlich konstruiert und mit Sinn ausgestattet wird – es dürfte einiges hinsichtlich einer biographietheoretischen Fundierung *und* der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit empirischer Analysen zu gewinnen sein. (Ebd.: 150, Herv. i. Original)

Entsprechend zielt Grieses Handlungsempfehlung auf Interdisziplinarität:

Der hypostasierte Stillstand im narrationsstrukturellen Ansatz aber ist in Bewegung umzusetzen, würden die unterschiedlichen Gedankengebäude *gemeinsam diskutiert* und die *interdisziplinären Bezüge zur Erzähltheorie* stärker berücksichtigt. Profitieren könnten die grundlagentheoretische Fundierung und die Biographieanalyse. (Ebd.: 134, Herv. i. Original)

Eine solche grundlagentheoretische Fundierung ermöglicht die Zusammenführung biographischer Erhebungsverfahren mit narratologischen Auswertungsverfahren. Die Forschungsperspektive des *Autobiographischen Wiedererzählens* kombiniert also die auf analytische Tiefe ausgerichtete Untersuchung narrativ-sprachlicher Mikrostrukturen der Wiedererzählforschung mit der auf analytische Breite ausgelegten Rekonstruktion erzählglobaler Zusammenhänge der Biographieforschung. Verfolgt wird somit eine Biographisierung der Wiedererzählforschung bei gleichzeitiger (Re-)Narratologisierung einer längsschnittlichen Biographieforschung.

2.3.2 Erste synergetische Projekte

Wie bereits angedeutet (vgl. 2.2.2., Typ D), lassen sich die folgenden drei Forschungsbestrebungen zwar nur unter Einschränkungen, aber dennoch fruchtbar als erste Vertreter einer synergetischen Verbindung von Forschungsperspektiven zur Ergreifung einer Wiedererzählforschung unter Berücksichtigung der subjektsspezifischen Globalstruktur des Erzählens diskutieren. Ich stelle im Folgenden die wesentlichen Erträge und Begrenzungen der Studien Goblirsch 2005 und 2010, Laub/Bodenstab 2007 und Tilmann Habermas (seit 2003) vor, um im Anschluss auf meine eigene empirische Arbeit zu sprechen zu kommen.

a) „retold story“ – Martina Goblirsch (2005 und 2010)

Die Kinder- und Jugendlichenspsychotherapeutin Martina Goblirsch publizierte 2010 ihre Dissertation mit dem Titel „Biographien verhaltensschwieriger Jugendlicher und ihrer Mütter. Mehrgenerationale Fallrekonstruktionen und narrativ-biographische Diagnostik in Forschung und Praxis“. Die Formulierung „narrativ-biographische Diagnostik“ gibt schon den Hinweis auf ihr Vorgehen, mit ihrer anwendungsbezogenen Studie sowohl Konstitutionsbedingungen des Erzählens, als auch lebensgeschichtliches Fallwissen in Verbindung zu untersuchen. Dazu orientiert sie sich am Konzept der *biographischen Strukturierung* nach Wolfram Fischer-Rosenthal, demzufolge die „Analyse autobiographischer Texte [...] hermeneutisch und rekonstruktiv sein [sollte], da die biographische Strukturierung oder biographische Erzählungen interpretativ und konstruktiv sind.“ (Goblirsch 2010: 54). Zwischen 2001 und 2006 hat sie dafür „16 narrativ-biographische Interviews mit Jugendlichen [14 bis 19 Jahre], die in der stationären Jugendhilfeeinrichtung untergebracht sind, geführt“ (ebd.: 75) und deren Erzählimpuls auf „möglichst die gesamte Familien- und Lebensgeschichte“ (ebd.: 78) ausgerichtet. Der Umfang dieser Interviews lag „zwischen 30 Minuten und drei Stunden, belief sich jedoch meist auf 60 bis 90 Minuten. Längere Interviews waren eher die Ausnahme“ (ebd.: 75). Diese Interviews mit den Jugendlichen betten sich ein in insgesamt „etwa 50 Einzelinterviews“ auch mit deren Bezugspersonen, fast ausschließlich mit den Müttern. Goblirchs Fallverständnis bezieht sich somit nicht auf zwölf Einzelpersonen, sondern zwölf Familien. Individuelle Wiederholungserhebungen stellen in Goblirchs Korpus allerdings die fallspezifische Ausnahme dar (deshalb 16 Interviews mit 12 Jugendlichen), wurden also nicht systematisch durchgeführt: „In drei dieser Fälle habe ich zur Überprüfung des Entwicklungsverlaufs die Jugendlichen ein bzw. zwei weitere Male im Abstand von einem, zwei und in einem Fall von drei Jahren zum Erstinterview erneut interviewt“ (Goblirsch 2010: 75). Auf *Wiedererzählen* war das Forschungsdesign – und die Auswertung im Rahmen der Dissertation – also nicht angelegt, geriet also eher zufällig in den Blick. Umso verdienstvoller, dass Goblirsch sich diesem Zufallsfund in einem Aufsatz mit dem Titel „Herstellung narrativer Identitäten durch biographische Strukturierung und Positionierung. Eine *retold story* aus der Jugendhilfe“ (2005) widmet. Sie verfolgt darin die Kombination zweier Forschungsperspektiven: Der „qualitativen soziologischen und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung“ entnimmt sie das Potential der „Rekonstruktion biographischer Prozesse“, um der „gesamtbiohistorischen Bedeutung des erzählten Ereignisses“ gerecht werden zu können. Allerdings beachte diese die „interaktive Herstellung der biographischen Selbstpräsentation im Interview“ wenig, so dass sie auf Ansätze der

„Soziolinguistik oder der ‚diskursiven‘ und ‚narrativen‘ Psychologie“ zurückgreife, um die „aktuelle Identitätskonstruktion im Gespräch“ zu erfassen (alle Zitate: Goblirsch 2005: 198).

Konkret vergleicht Goblirsch „zwei von einer Sprecherin zu einem Thema erzeugte Narrationen [...], die im Abstand von drei Jahren im narrativ-biographischen Interview erzeugt wurden“ (ebd.: 196). In ihren Feinanalysen legt sie besonderen Wert auf die Positionierungsakte, durch die „ihre sprachliche Ausgestaltung nach den lebensgeschichtlich gegenwärtigen und aktuell interaktiven Relevanzen vorgenommen wird“ (ebd.: 210). Im Versionenvergleich der *retold story* positioniert die jugendliche Erzählerin ihren Vater als gefährlich: „Im zweiten Interview zeigt sich, dass diese polare Sinnkonstruktion, nämlich des bösen Vaters und der guten Mutter, in Bezug auf beide Elternteile an Starrheit verliert und sich relativierende Elemente einschleichen“ (ebd.: 217). Gerade solche „Re-Interpretationen gegenwärtig relevanter ehemaliger Wendepunkte“ seien das therapeutische Potential, durch das Professionelle „in der Interaktion mit ihren Klienten durch gezielte Gesprächsführung Einfluss [...] nehmen auf die Lesarten vergangener Erfahrungen, um so eine (inter-)aktive Hilfe bei der Identitätsherstellung und -veränderung der Klienten zu leisten.“ (Ebd., Fußnote)

Entsprechend schließt auch Goblirsch ihre Arbeit mit einem Plädoyer für Interdisziplinarität und der methodischen Ausdifferenzierung der Biographieforschung:

Dennoch besteht hier weiterhin ein hoher Forschungsbedarf. Eine interdisziplinäre Vernetzung zwischen Soziologie, Linguistik, Psychologie und der Sozialen Arbeit wie auch eine intensive Grundlagenforschung, die sich mit der Entwicklung und Veränderung erzählter Lebensgeschichten und von Narrationen im biographischen Prozess befasst, würde die Methodologien und Methoden der Biographieforschung weiter ausdifferenzieren und anwendungsbezogene Einzelstudien besser fundieren. (Goblirsch 2010: 358)

b) „Wiederbefragt“ – Dori Laub und Johanna Bodenstab (2007)

Unter dem Titel „Wiederbefragt. Erneute Begegnung mit Holocaust-Überlebenden nach 25 Jahren“ (2007) berichtet der Psychoanalytiker Dori Laub mit Johanna Bodenstab von einmalig wiederholten Interviewerhebungen mit Shoah-Überlebenden, die beide von ihm persönlich durchgeführt worden sind.¹⁶ Laub und Bodenstab „wollten eine vergleichende Untersuchung zwischen den frühen und den kürzlich durchgeführten Zeugenaussagen durchführen“ (Laub/Bodenstab 2007: 303) und erfassen die „erzählerischen Umgestaltungen, die über die letzten 25 Jahre stattgefunden haben“ (ebd.: 304). Diese führen sie auf drei Aspekte bzw. „Vergleichspunkte“ zurück: Erstens habe der Wandel des gesellschaftlichen Holocaust-Bewusstseins zu einer gestärkten Selbstidentität als Überlebende und Zeitzeugen geführt („Zeugnis abzulegen ist zu einem respektierten gesellschaftlichen Diskurs geworden“ [ebd.: 306]). Zweitens zeige sich in der jeweils biographischen Entwicklung der Befragten eine größere Fähigkeit, die eigene Vergangenheit darzustellen, so dass nun eher die Integration traumatischer Erfahrung gelänge und sich Prozesse des *Durcharbeitens* abbildeten („den biografischen Faktoren [...], die zu den erzählerischen Verschiebungen und den Veränderungen

¹⁶ Die videographierten Ersterhebungen stammen aus den späten 1970er und den frühen 1980er Jahren. Acht Personen dieser Erhebung konnte Dori Laub 2005/2006 erneut befragen.

der narrativen Gestalt als Ganzer beitragen.“ [ebd.: 307]). Und drittens habe sich die Interviewtechnik bzw. Dori Laub als Interviewer weiterentwickelt und durch die eigene Professionalisierung als empathischer Zuhörer das Erzählen erleichtert oder gar erst ermöglicht, also ebenfalls beeinflusst („habe ich allmählich gelernt, mich als Gefährte auf der gespenstischen Reise der Zeugenaussage zu begreifen, als ‚jemand, der tatsächlich am Wieder-Erleben und Wieder-Erfahren des Ereignisses teilnimmt‘“ [ebd.: 313]).

Oggleich die Erzählungen der Zeitzeugen durch den Befragungszusammenhang deutlich thematisch bzw. lebenszeitlich fokussiert ist auf deren „Identität als Überlebende und Zeitzeugen“ (ebd.: 304) und auch der *Versuchskaninchen-Effekt* im besonderen Setting des Videographierens für einen Dokumentarfilm in besonderer Weise erhöht ist, ermöglicht „Wiederbefragt“ Einblicke in gesamtbiographische Relevanzverschiebungen. Beispielhaft zeigen Laub/Bodenstab die veränderte Wiedererzählung des gleichen Ereignisses bei Leon W.: In der Ersterhebung habe er noch schamhaft eingestanden, heimlich von den Brotrationen seiner Schwester gestohlen zu haben. Auf konkrete Nachfrage habe er dies beim zweiten Erzählzeitpunkt 25 Jahre später jedoch anders dargestellt, nämlich, „dass es seine Mutter gewesen sei, von der er sie gestohlen habe, denn als Jugendlicher sei er davon überzeugt gewesen, seine Eltern seien unangreifbar, sein Diebstahl könne ihnen nichts anhaben“ (ebd.: 307). Wie auch in Katharina Baders Wiedererzählforschung zu den diversen Erzählversionen von Jerzy Hronowskis Zeitzeugenschaft als Überlebender (vgl. 2.1.3), deutet sich auch hier an, wie im Laufe der Zeit narrative Überarbeitungen die Erzählbarkeit von Erfahrungen erhöhen und positive Deutungen erleichtern helfen. Unterschiede, die sich „in der narrativen Gestalt ihrer Interviews bemerkbar“ (Laub/Bodenstab 2007: 308) machen.

Mit ihrem Titel „Wiederbefragt“ setzen Laub und Bodenstab einen rezeptionsseitigen Vorläuferbegriff zum „Wiedererzählen“. Das einfühlsame und kluge Fazit ihres Essays lässt sich jedenfalls auch als Motto der Forschungsperspektive Autobiographisches Wiedererzählen lesen:

Abschließend wollen wir betonen, dass wir neben diesen Verschiebungen und Unterschieden in den Interviews eine beeindruckende narrative Beständigkeit vorgefunden haben. Es traten keine eklatanten Widersprüche auf. Es gab fast keine Hinweise auf ein Verschwimmen der Erinnerung über die Zeit. Es handelte sich eher um zwei im Abstand von mehr als 25 Jahren voneinander erzählte Geschichten mit ungeheuer großen Überschneidungen, die sich ergänzten und zusammengenommen die Erfahrungen noch vollständiger beschrieben. (Ebd.: 315)

c) „narrating experiences repeatedly“ – Tilmann Habermas (seit 2003)

Der Psychologe und Psychotherapeut Tilmann Habermas beschäftigt sich insbesondere in seinen Publikationen seit 2000 mit der Entwicklung und den Ausdrucksformen autobiographischen Erzählens. In frühen Beiträgen gemeinsam mit der US-Amerikanischen Psychologin Susan Bluck postulierte er mit dem *Life story schema* (vgl. 3.3.2) eine „skeletal mental representation of life's major components“ (Bluck/Habermas 2000b: 121). Gemeinsam untersuchten sie – mit quantitativen Methoden – die entwicklungsgeschichtliche Entstehung der Lebensgeschichte (Habermas/Bluck 2000a, „Getting a Life“), was Habermas 2015 mit Elaine Reese fortsetzte („Getting a

Life Takes Time: The Development of the Life Story in Adolescence“). Ebenfalls 2015 erschien gemeinsam mit Christin Köber eine erneut quantitative Untersuchung zu „Autobiographical reasoning in life narratives“ (Habermas/Köber 2015).

Seit etwa zehn Jahren publiziert er explizit zu Wiedererzählungen, zunächst gemeinsam mit Nadine Berger im Aufsatz „Retelling everyday emotional events: Condensation, distancing, and closure“ (Habermas/Berger 2011), erneut mit Christin Köber im Aufsatz „How stable is the personal past? Stability of most important autobiographical memories and life narratives across eight years in a life span sample“ (Köber/Habermas 2017), dann in seinem Beitrag „Retelling Lives: Narrative Style and Stability of Highly Emotional Events Over Time“ (Fivush/Habermas/Reese 2019) gemeinsam mit Robyn Fivush und Elaine Reese für die Special Issue *Repeated Narration* (vgl. 2.1.1.4), in einem Kapitel seiner großen Monographie „Emotion and narrative. Perspectives in autobiographical storytelling“ (2019) und seinem Aufsatz „Die Veränderung von Lebensgeschichten im Laufe des Lebens“ (2020).

Als empirische Grundlage dient Habermas eine von ihm initiierte „Langzeitstudie von kurzen Lebenserzählungen“: Unter dem Titel „MainLife – Entwicklung der Lebensgeschichte“ wurden zwischen 2003 und zuletzt 2020 insgesamt fünf Erhebungswellen mit letztlich 137 Teilnehmenden durchgeführt. Diese setzen sich zusammen aus sechs Kohorten („zu Beginn 8, 12, 16, 20, 40 und um die 65 Jahre alt“), die in der Regel alle vier Jahre (mit Ausnahme der zweiten Erhebung, die bereits zwei Wochen nach der ersten stattfand) „relativ kurze, nämlich 10 bis 25 Minuten lange Lebensgeschichten erzählen“ (Habermas 2020: [2])¹⁷. Diese Lebenserzählungen erfolgen allerdings vorstrukturiert, denn die Teilnehmenden wurden „gebeten, jeweils eine Lebensgeschichte von einer Viertel Stunde Länge zu erzählen“ und sollten dafür „zuerst die sieben wichtigsten Erinnerungen aus ihrem Leben auswählen, auf Karten schreiben, und diese zeitlich geordnet vor sich auf den Tisch legen, um sodann ihr Leben zu erzählen und darin auch diese sieben Ereignisse zu integrieren“ (Habermas 2006: 7).

Während das so generierte Datenmaterial insbesondere in den ersten Jahren mit quantitativen Auswertungsverfahren analysiert wurde,¹⁸ geht Habermas in den aktuelleren Publikationen hermeneutisch nah am Erzählmaterial vor. Entsprechend wechselt auch der Anspruch von statistischer Repräsentativität zur bedeutungsaufschließenden Rekonstruktion von Einzelfalllogiken. Insofern erweisen sich die neueren Arbeiten als autobiographische Wiedererzählforschung. Wie auch Laub/Bodenstab 2007 nähert sich Habermas 2019 in seinem Kapitel „Working through by narrating experiences repeatedly“ dem Wiedererzählen über das psychoanalytische Konzept des *Durcharbeitens*. Dazu orientiert er sich zunächst an den drei Typen Ferraras

17 Habermas/Köber 2015 gestehen die Limitation durch Zeitbegrenzung insofern ein, als sie ältere Teilnehmenden benachteilige: „Short young and long old lives were narrated in the same amount of time (15 minutes), requiring much more compression by the older participants.“ (Habermas/Köber 2015: [7]) Sie scheinen also davon auszugehen, dass der zu erwartende Umfang von Lebenserzählungen in direkter Relation zur zurückgelegten Lebenszeit liegt, dass also Erzählzeit und Erzählte Zeit überindividuell normiert korrelieren.

18 Mit entsprechend für qualitativ-hermeneutische Verhältnisse ungewohnten Ergebnissen, z. B.: „To indirectly control for (linear) age effects we reran the correlations between autobiographical arguments and sense of self-discontinuity in the four quartiles of objective change in life with age partialled out (rp = .04, -.08, .09, all ns, and -.36, p = .030). The predicted variance decreased in the highest quartile somewhat from R2 = .19 to R2 = .13.“ (Habermas/Köber 2015: [7]).

(vgl. 2.1.1) und entscheidet sich „[f]or simplicity’s sake [...] [to] exclusively focus on retellings of the same event because this simplifies the direct comparison of linguistic forms. In psychotherapeutic practice, however, the other two kinds of repeated telling are equally important“ (Habermas 2019: 226).

Das zentrale Fallbeispiel (ebd.: 249ff., in Deutsch auch in Habermas 2020: 8) zeigt „five narratives of the same two events elicited from Teresa“, befragt durch „different interviewer each time“. Die Längsschnittbefragung ermöglicht es, die Darstellung der ersten Liebe über verschiedene Erzählversionen zu fünf Zeitpunkten über das Alter von 20, bei der Erstbefragung, bis ins Alter von 32 Jahren zu verfolgen. Die emotionale Verarbeitung der zunächst gar nicht erwähnten, dann als sehr belastend geschilderten Trennungserfahrung bis hin zur letztendlichen Verarbeitung dieser Lebensphase, die schließlich, beim sechsten Befragungszeitpunkt – ihrer Relevanz und Erzählwürdigkeit beraubt – wiederum nicht mehr erzählt wird bzw. werden muss.

Habermas gelingt es, mehr als allen anderen Studien zuvor, sich Wiedererzählen in autobiographischer Dimension *als* (Wieder-)Erzählen zu nähern. Seine empirische Studie ist in ihrer Anlage und Laufzeit einzigartig und bietet insbesondere im Hinblick auf das Sichtbarmachen der Entwicklung autobiographischer Erzählkompetenz im Laufe der Lebenszeit von der Kindheit (ab 8 Jahre) bis ins Alter (81 Jahre) über bislang 16 Jahre hinweg. Die wesentliche Limitation im Hinblick auf die autobiographische Dimension liegt jedoch in der erhebungsmethodischen Anlage. Indem das Studiendesign vorsieht, die Lebenserzählungen in ihrem Umfang zeitlich zu begrenzen¹⁹ und durch die Festlegung auf sieben Lebensereignisse zusätzlich vorab zu strukturieren, werden die maßgeblichen Potentiale des Stegreiferzählens stark eingeschränkt, in Einzelfällen vermutlich sogar ausgesetzt. Dadurch wird der Eigensinn des Einzelfalls reglementiert, statt naturwüchsigem, „authentischen“ Lebenserzählungen nach eigengesetzlicher Selbstläufigkeit steht so das Bewusstsein der Studienteilnahme gewissermaßen unter „Laborbedingungen“ im Vordergrund. Durch die zeitliche Umfangsbegrenzung und die methodische Konzentration auf das Elizitieren einer vorgegebenen Anzahl an Ereigniserzählungen eignet sich das Korpus wenig zur Untersuchung der gesamtbiographischen Gestalt- und Zusammenhangsbildung. Die vorbereiteten Ereigniskarten begrenzen das dem Erzählen verfügbare Geschichtenrepertoire, übergewichten die Ereignisperspektive des Lebenslaufs und begünstigen insgesamt eine argumentative, lebenserklärende Erzählhaltung, da der Selektionsdruck der Episoden zwangsläufig mit einem erhöhten Legitimationsdruck verbunden ist. Ähnlich wie beim *Life Story Interview* von McAdams (vgl. 2.1.4) lässt sich zusätzlich kritisch einwenden, dass autobiographische Erzählwürdigkeit im Modus des *Nach-Vorgabe-Auswählens* ohnehin nach gänzlich anderen Kriterien selektiert wird als im Modus selbstläufiger Erzähldynamiken (vgl. 3.3): Motive von Eitelkeit, sozialer Erwünschtheit, Selbstzensur, Erwartungserwartung und Ideal-Ich-Orientierungen sollten bei der bewussten, zunächst nicht-narrativen Auswahl von Erzählbarem ungleich stärker wirken als unter Einfluss von Zugzwängen des unvorbereiteten Stegreiferzählens. Um *globales* Wiedererzählen untersuchen zu können ist somit Erzählen unter freieren Bedingungen notwendig.

19 Gemessen an der zeitlichen Vorgabe „von einer Viertel Stunde Länge“ (Habermas 2006: 7) zeigt sich im Vergleich, dass der offene Erzählimpuls unserer Erhebungen (Vgl. Kapitel 4) zu einem mehr als doppelten durchschnittlichen Erzählumfang führte (38–55 Min. in 2006/07 bzw. 36 Min. in 2017).

d) Doppelerhebung biographisch-narrativer Interviews (von Felden/Selbert)

Meine eigene Arbeit zu Autobiographischem Wiedererzählen stützt sich auf den in der Forschungslandschaft einmaligen Korpus von nach etwas mehr als zehn Jahren wiederholten biographisch-narrativen Interviews. Im Gegensatz zu bestehenden qualitativen Längsschnitterhebungen erfolgten die Erzählstimuli in beiden Erhebungszeitpunkten gesamtbiographisch, also ohne thematische oder lebensabschnittliche Fokussierung. Ebenso wurde der Erzählumfang zeitlich nicht beschränkt, so dass sich die erwartungsoffenen Stegreiferzählungen nach eigenen Relevanzsetzungen und individueller Selbstläufigkeit vollzogen. Zusätzlich garantierte der Interviewendenwechsel, dass keine wachsende Vertrautheit Einfluss auf die Adressierungseffekte hatte (zu Erhebung und Korpus ausführlich: Kapitel 4). Mit diesen erhebungstechnischen Vorkehrungen bzw. Umständen ist es möglich, testweise das Erhebungsdesiderat der bestehenden Längsschnittprojekte zu überwinden.

Die Projektleiterin der ursprünglich als Einmalbefragung durchgeführten Ersterhebung, die Erziehungswissenschaftlerin Heide von Felden, hat kürzlich eine eigene Auswertung vorgelegt. Mit ihrer Monographie „Zeitdimensionen des Biographischen. Narrative Identität – Lern- und Bildungsprozesse – Dritte Lebensphase im Längsschnitt-Design“ (2021) legt sie eine forschungsfragen-orientierte Analyse von fünf Fällen des Korpus vor, die disziplingebundenen insbesondere auf Lern- und Bildungsprozesse ausgerichtet ist. Das Material der Wiederbefragung wird dabei nicht als Wiedererzählen konzipiert, entsprechend auch nicht gleichwertig im Sinne eines Direktvergleichs, sondern eher additiv als Serialität von Hauptbefragung und Nachbefragung aufgefasst. Entsprechend erfolgt die Auswertung der Lebenserzählungen beider Erhebungszeitpunkte getrennt. Dabei wird die präsentierte Auswertung der Ersterhebung ausdrücklich „anhand der Chronologie des Lebensablaufs und wichtiger Themen dargestellt und nicht anhand der Erzählabfolge, weil damit die Entwicklung der Person besonders gut zum Ausdruck“ (von Felden 2021: 233) komme. Die Darstellung der Zweiterhebung erfolgt dann im Gegenzug wiederum „nicht anhand der Chronologie, sondern ausschließlich anhand von Themen im Vergleich zum Interview von 2006“ (ebd.). Der eigendynamischen Gangstruktur des Stegreiferzählens, den Zugzwängen des Erzählens und ganz allgemein den eigengesetzlichen Relevanzsetzungsphänomenen der Erzählenden insgesamt, wird dadurch keine Bedeutung zugemessen. Stattdessen wird aus der Verarbeitungslogik der Forschungsperspektive eine Neuordnung des Erzählmaterials nach chronologischen und/oder thematischen Gesichtspunkten vorgenommen.

Im Unterschied dazu strebe ich in der vorliegenden Untersuchung an, die globale Relevanzsetzung der Teilnehmenden fallspezifisch zu erfassen, die Konstitutionsbedingungen des Erzählens dabei zu berücksichtigen und damit das Erzählen als gesamtbiographisch kontextualisiert anzuerkennen und als (*Wieder-*) *Erzählen* zu würdigen. Es geht mir also um ein „rekonstruktives und sequenzielles Vorgehen“, das Gabriele Rosenthal als Gemeinsamkeit der „von Fritz Schütze (1983) vorgestellten Textanalyse“, „der strukturalen Hermeneutik von Ulrich Oevermann“, der „thematischen Feldanalyse“ und ihres eigenen Ansatzes, der biographischen Fallrekonstruktion, herausstellt. Sie erläutert ein solches Vorgehen folgendermaßen:

Mit ‚rekonstruktiv‘ ist gemeint, dass nicht, wie etwa bei der Inhaltsanalyse, mit vorab definierten Kategorien an den Text herangegangen wird, sondern dass vielmehr die Bedeutung einzelner Passagen aus dem Gesamtzusammenhang des Interviews erschlossen wird. Unter ‚sequenziell‘ wird hier ein Vorgehen verstanden, bei dem der Text bzw. kleine Texteinheiten entsprechend ihrer sequenziellen Gestalt, also in der Abfolge ihres Entstehens, interpretiert werden. (Rosenthal 2015: 202)

Im folgenden Kapitel lege ich zunächst das theoretische Fundament eines solchen rekonstruktiv-sequenziellen Forschungsperspektive, in Kapitel 5 werde ich dazu die Schritte der entwickelten Auswertungsmethode vorstellen.

Kapitel 3: Theoretisches Fundament

In diesem Kapitel schlage ich die Brücke zwischen den Forschungslandschaften und der empirischen Auswertung. Im Hinblick auf die Forschungslandschaft geht es darum, nun die Potentiale zweier Forschungsfelder, der Wiedererzählforschung und der (längsschnittlichen) Biographieforschung, zusammenzuführen und damit erstens die jeweiligen Begrenzungen zu überwinden und zweitens den Forschungsbedarfen beider Felder nachzugehen. Grundbedingung dafür ist, durch terminologische Klärungen, Modellbildungen und Heuristiken die verschiedenen theoretischen und methodologischen Vorannahmen zu einer amalgamierten Forschungsperspektive zusammenzuführen. Für die Anwendbarkeit in der empirischen Auswertung muss dieses theoretische Fundament terminologische und heuristische Instrumentarien bereithalten, die empirisch anleitend, methodisch kontrollierend, gegenstandsangemessen, phänomensensibel, hermeneutisch aufschließend und nicht nur theoriegeleitet, sondern auch theoriegenerierend sind. Dabei tragen Errungenschaften der Wiedererzählforschung dazu bei, die entstehende längsschnittliche Biographieforschung grundlagentheoretisch zu erweitern, indem eine narratologische Refundierung sicherstellt, das zugrundeliegende Material als (Wieder-)Erzählen zu würdigen. Umgekehrt geht es darum, die Wiedererzählforschung zu „globalisieren“, indem ihrem bisherigen Fokus auf lokale Einzelerzählungen eine zweifache Kontextualisierung erfolgt: Zum einen eine stärkere Berücksichtigung der Stellung und Funktion der wiederholte Einzelgeschichte in ihrem Zusammenhang der jeweiligen Gesamterzählung, zum anderen deren (auto-)biographische Dimension.

Diese zusammenführende Theorierahmung begründe ich im Folgenden in drei großen Schritten. In einem ersten Schritt (Kapitel 3.1) entwickle ich ein fundierendes Erklärungsmodell dafür, wie sich der Prozess des Autobiographisierens vollzieht, also wie der historisch reale Lebensvollzug in einen Erzähltext überführt wird. In einem zweiten Schritt (Kapitel 3.2) fokussiere ich die Frage, worum es sich bei einer Lebenserzählung im Stegreif eigentlich handelt. Auch hierfür entwickle ich ein analytisches Erklärungsmodell, das darauf basiert, mit *chronikalischem Berichten*, *episodischen Erzählen* und *Argumentieren* drei wesentliche Textsorten zu unterscheiden. Ich argumentiere dafür, dass diese Textsorten mit drei *biographischen Stimmen*, Person-Ich, Erzähler-Ich und Autor-Ich, korrespondieren und dass sich die Lebenserzählung gewinnbringend als Einheit von *Chronik*, *Reinszenierung* und *Eigentheorie* verstehen lässt. Ziel ist die Zusammenführung dieser Dreipoligkeiten zu einem methodologischen

Modell, das der Forschungsperspektive *Autobiographisches Wiedererzählen* zugrunde liegt.

Im dritten Schritt (Kapitel 3.3) unterscheide ich schließlich drei einander widerstreitende Positionen zu den Konstitutionsbedingungen von Stegreiferzählungen, die ich als *Paradigma der Erzählemergenz, der Vorgeformtheit und der interaktiven Hervorbringung* bezeichne. Ich arbeite deren Logiken heraus, markiere die Streitlinien und vollziehe abschließend ihre Zusammenführung zu einer gemeinsamen, differenzierten Perspektive.

3.1 Zum Verhältnis von Lebensvollzug und Lebenserzählung

Der Begriff „Biographie“ wird unterschiedlich verwendet. Unterschiedlich genug, dass Christian Klein in der Einleitung des von ihm herausgegebenen *Handbuch Biographie* auf eine präzise Definition verzichtet, um dem Band keine Fokussierung vorwegzunehmen (Klein 2009: XIII)¹. Auch in der Biographieforschung liegt dem Begriff ein breites, nicht immer einheitliches Bedeutungsfeld zugrunde.²

Grundsätzlich lässt sich eine Doppeldeutigkeit von „Biographie“ feststellen:³ Ein Grundverständnis, das ich hier als „Biographie I“ bezeichnen möchte, vermittelt sich in Formulierungen wie „Erlebnisse, die wir im Lauf unserer Biographie gemacht haben“ (Alheit/Dausien 2016: 275) oder „Das Erfahrungsfremde, das uns im Laufe unserer Biographie begegnet“ (Alheit/Dausien 2006: 435). Das andere Grundverständnis, also „Biographie II“, zeigt sich dagegen in Formulierungen wie „Biographie macht für ein Individuum den Lebenslauf zum Thema“ (Hahn 1988 zit. n. Griese 2008: 142) oder „Biographien sind vielmehr selber Ereignisse im Lebenslauf“ (Kade/Hof 2008: 163). Michael von Engelhardt (2011) bezieht sich auf die Unterscheidung von *life course* und *life record* aus der Lebenslauforschung und wählt dafür die Begriffe des *biographischen*

1 Das Handbuch Biographie bildet entsprechend eine große Bandbreite an Biographie-Verständnis ab, unter anderem „als Gattung, als Wissensformation“, „als Erinnerungsort“, „als Gedächtnisgattung“, „als arme, aber trotzdem beliebte Verwandte der Autobiographie“, „als Kunstwerk“, „als machtvolle Erinnerungspraxis“, „als Textsorte“, „als Leitmedium des 19. Jahrhunderts“, „als ‚erzählende Darstellung‘“, „als ‚Erfindung der Wahrheit‘“, „als eine besonders marktgängige Publikationsform“ etc. (vgl. Klein 2009, Stichwortsuche „Biographie als“).

2 Im Handbuch Biographieforschung (Lutz/Schiebel/Tuider 2018) findet sich Biographie unter anderem „als ‚Lebensbeschreibung‘ bzw. als Darstellung/Erzählung der Lebensgeschichte“, „als rhetorisches Konstrukt“, „als Lebens- und Kunstform“, „als Medium gesellschaftlicher Analyse“, „als diskursives Format und institutionalisierte Praktik“, „als einem Prozess des Netzwerkbildens“, „als Ordnungsformat“, „als eine Form gesellschaftlicher Strukturierung“, „als Selbstkonstruktion des Menschen“, „als narrative Konstruktion des Selbst“, „als soziales Konstrukt“, „als Ort von und für Gedächtnis“, „als Wissensvorrat“, „als soziale Praxis“, „als das Resultat einer sozialen Interaktion“ (vgl. Lutz/Schiebel/Tuider 2018, Stichwortsuche „Biographie als“).

3 Interessanterweise setzt sich diese Doppelbedeutung von „Biographie“ auch in seinem Synonym „Lebensgeschichte“ fort. Denn auch „Geschichte“ lässt sich sowohl als zurückliegendes Geschehen historischer Ereignisse und Handlungen als auch als gegenwärtige, retrospektive Erzählung eben dieses Geschehens verstehen. Durch die Ergänzung von „Biographie“ durch die Selbstbezüglichkeit „Auto“ zu „Autobiographie“ reduziert sich die Doppeldeutigkeit. Während man sich mit „Biographie“ sowohl auf einen Lebensweg als auch auf die Darstellung eines Lebenswegs beziehen kann, ist „Autobiographie“ sehr viel deutlicher als Darstellungsform zu verstehen.

Lebensvollzugs und der *biographischen Lebenserzählung* (ebd.: 41). Er betont: „Die Transformation von Lebensereignissen und Lebenserfahrungen in die Wirklichkeitsform des Erzählens ist ein überaus voraussetzungsvoller Verarbeitungs-, Gestaltungs- und Darstellungsvorgang.“ (Ebd.: 50)

Es stellt sich somit die Frage nach dem Verhältnis zwischen Biographie I und II, Lebensvollzug und Lebenserzählung, die sich innerhalb von Lebenserzählungen als *erzählte Zeit* und *Erzählzeit*, *erzähltes Ich* und *erzählendes Ich*, *erlebte Lebensgeschichte* und *erzählte Lebensgeschichte* (vgl. Rosenthal 1995, 2010 und 2015: 202f.) abbilden. Theoretische Konzeptionen fassen letztere als narratologische Grundkategorien überwiegend deckungsgleich als *histoire/Geschichte/Was'/story* und *discours/Erzählung/Wie'/plot* (exemplarisch: Zipfel 2014: 107) oder nehmen Ausdifferenzierungen dieses zweigliedrigen Modells vor.⁴ Diese theoretische Polarisierung findet Entsprechungen in der empirischen Forschung, beispielsweise in der Unterscheidung von *life history* und *life story* (Habermas/Bluck 2000a: 748), wird jedoch zumeist zu mehrgliedrigen Konzeptionen ausdifferenziert: *Ereignis*, *Erlebnis*, *Erinnerung* und *Erzählung* (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 29, s.u.); *Erlebte Lebensgeschichte*, *Erinnerte Lebensgeschichte* und *Erzählte Lebensgeschichte* (Rosenthal 2010); *historisch-empirische Ebene der Lebensgeschichte*, *psychisch-semantic Ebene* und *diskursive Ebene der Lebenserzählung* (Bertaux 2018: 84). Dieter Nittel spricht in Bezug auf Stierles Unterscheidung von *Geschehen*, *Geschichte* und *Text der Geschichte* von der „tripolaren Beobachterposition der Biographieforschung“ und unterscheidet *Faktisches Geschehen*, *Handlungs- und Erleidenszusammenhang* und *Primärmaterial der lebensgeschichtlichen Erzählung* (Nittel 2008: 94). Der Philosoph Stephan Grätzel differenziert – ebenfalls dreigliedrig – *Ereignis*, *Geschichte* und *Lebensgestalten/Lebensgeschichte* im Sinne einer konkreten Erzählung und beschreibt die dazwischen nötigen Aufarbeitungen: Unter Rückbezug auf Paul Ricœurs Modell der Konfiguration spricht er bei der Verwandlung von Ereignissen in Geschichte durch die „geschichtlich-biographische Aufarbeitung“ anschaulich von *narrativer Fermentierung* (Grätzel 2016: 145). In einer kompositorischen, zweiten Aufarbeitung – der *narrativen Formatierung* – erlange diese dann „die Form der Geschichte, eine Gestalt mit Anfang, Pointe und Abschluss“ (ebd.). Eine solche Unterscheidung fermentierter Geschichten einerseits und sogar bereits formatierter Geschichten andererseits findet sich auch in der Konzeption des Psychoanalytikers Daniel Stern, der von „Gelebten Geschichten“ und „Erzählten Geschichten“ ausgeht (Stern 2005, vgl. Giesemann 2010: 68f.). Bilden erstere gewissermaßen ein Reservoir bisher noch nie explizit verbalisierter autobiographischer (Selbst-)Erfahrungen, stellen zweitens das Repertoire an bereits verbalisierten Erinnerungen, das dann auch als Ressource für Wiedererzählen dienen kann.

Immer geht es darum, dass *Biographie I* im Sinne von *historisch faktischem Leben* in Richtung *Biographie II* im Sinne von *sprachlicher Darstellung eines Lebens* mental geordnet

4 Stierle 1973 empfahl „an die Stelle der zweigliedrigen Textkonstitutionsrelation von *histoire* und *discours* die dreigliedrige Textkonstitutionsrelation von *Geschehen*, *Geschichte*, *Text der Geschichte* zu setzen“ (ebd.: 531). Martínez/Scheffel 2007 unterscheiden im Bereich der Handlung die vier Elemente *Ereignis*, *Geschehen*, *Geschichte*, *Handlungsschema* und auf Seite der Darstellung die zwei Aspekte *Erzählung* und *Erzählen* (ebd.: 25). Leicht variierte Modelle finden sich bei Schmid 1982 (*Geschehen*, *Geschichte*, *Erzählung*, *Präsentation der Erzählung*) und Kuhn 2011 (ebd.: 66, *Ereignis*, *Geschehen*, *Geschichte/histoire*, *Handlungsschema*, *Erzählung/discours*, *Narration*).

und kommunikativ vermittelt wird. Ursprünglich historisch objektive Tatsachen werden dabei zu einer notwendigerweise subjektiven Aufbereitung gebracht, die mehrere Bearbeitungsschritte durchläuft. Diese sind „jeweils konstruktive Akte des Individuums, in denen mentale Prozesse gestalterischen Einfluss nehmen“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 29). Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann unterscheiden als solche Akte in „Rekonstruktion narrativer Identität“ (2002) unter dem Schlagwort „Konstruktivität des Erinnerns“ „zwischen

- den *Ereignissen*, die stattgefunden haben;
- der Art und Weise, wie wir sie *damals erlebt* haben;
- der Art und Weise, wie wir uns heute daran und an unser erlebendes Selbst *erinnern*;
- und der Art und Weise, wie wir davon *erzählen*“ (ebd.).

Mit zwei Modifikationen möchte ich dieses lineare Modell der subjektiven Verarbeitung vom Ereignis zur Ereignis-Narrativierung zu einem einfachen, basalen Modell des *Autobiographisierens* ausbauen: Die Relativierung der ersten Stufe durch einen Bezug auf die subjektive Wahrnehmung und die Ergänzung eines weiteren Schrittes. So wird erfasst,

- was wir *als Ereignisse* wahrgenommen haben;
- die Art und Weise, wie wir diese *damals erlebt* haben;
- die Art und Weise, wie wir uns heute daran und an unser erlebendes Selbst *erinnern*;
- die Art und Weise, wie wir davon *erzählen* und
- die Art und Weise, wie wir uns *heute erklären*, wie und wieso wir bestimmte Ereignisse *als Ereignisse* wahrgenommen haben, wie wir sie *damals erlebt* haben, wie wir sie *heute erinnern* und wie wir sie *heute erzählen*.

Für das Verhältnis zwischen der objektiven Realität der Vergangenheit (also Biographie I mit allen Ereignissen, „die stattgefunden haben“) und der subjektiven Repräsentation dieser Realität vom jeweiligen Gegenwartsstandpunkt aus (also Biographie II, „wie wir davon erzählen“) lassen sich somit *Ereignis, Erleben, Erinnern, Erzählen* und *Erklären* als verschiedene Stufen der Selbst-, Fremd- und Weltwahrnehmung und -darstellung bzw. als *black box* interner Biographisierung unterscheiden:

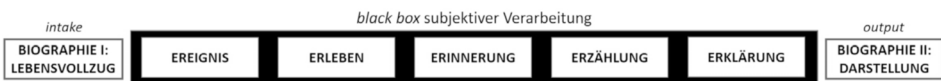


Abbildung 1: Fermentierung und Formatierung von Biographie I zu Biographie II

Mit „Erzählen“ und „Erklären“ sind hier aber zunächst die internen Prozesse gemeint, also ein biographisches Erzählprofil und ein Set an Eigentheorien, durch die die „Art und Weise“, wie dann intersubjektiv erzählt und erklärt werden kann, festgelegt ist.

Für den Prozess des Autobiographisierens ist nun entscheidend, sich diese Stufen nicht als lineares Ablaufmodell vorzustellen, sondern als zirkuläres Modell des synergetischen Verarbeitens und Wiederverarbeitens von Erfahrung, durch das ein Mitteilen der eigenen Lebenswelt überhaupt erst möglich wird: Ereignishaftigkeit,

Erlebnishaftigkeit⁵, Erinnerbarkeit, Erzählbarkeit und Erklärbarkeit von (Lebens-)Erfahrungen ist je nach Beispiel unterschiedlich ausgeprägt und determinieren und beeinflussen einander in komplexer Weise. Zusätzlich spielen Erinnerungswürdigkeit, Erzählwürdigkeit und Erklärwürdigkeit eine große Rolle dafür, welche Ereignisse des eigenen Lebens überhaupt als relevant erlebt/erinnert/erzählt/erklärt werden und welche nicht. Gleichzeitig sind diese Relevanzen nicht aus Prinzip statisch, sondern Neubewertungen und Veränderungen unterworfen, wann immer neue Erfahrungen Auswirkungen auf bestimmte Vorerfahrungen entfalten. In diesem Sinne ist Erleben auch stets Wieder-Erleben, Erinnern auch stets Wieder-Erinnern, Erzählen auch stets Wieder-Erzählen und Erklären auch stets Wieder-Erklären.

Diese Prozesse des *Wieder-* entstehen und entwickeln sich zwischen Motiven der Vorgeformtheit und der Emergenz der konkreten Erzählsituation, sind also einerseits durch vorgegebene Modelle prädeterniert und werden mit und aus bestehenden Ressourcen strukturell und inhaltlich versorgt, sind andererseits aber durch situative oder aktuelle Einflüsse und Eindrücke in unterschiedlichem Maße auch offen für Veränderungen, Transformationen und Unvorhergesehenes (vgl. 3.3).

3.2 Textsorten, „Stimmen“ und Dimensionen der Lebenserzählung

Die so erarbeitete analytische Ausdifferenzierung der Übersetzung von Biographie I zu Biographie II über *Ereignis*, *Erleben*, *Erinnerung*, *Erzählung* und *Erklärung* lässt sich nun auch auf Biographie II, also die Lebenserzählung, anwenden. Tatsächlich ist es so, dass autobiographisches Wiedererzählen Phänomene aufweist, die als Repräsentationen der genannten mentalen Ordnungskategorien gelten können. Lebenserzählungen verfolgen so mehrere Darstellungslogiken zugleich: Lebenserzählungen (*life narratives*) stellen *als Chronik (life history)* Abläufe auf der Ebene *Ereignis* dar, *als Re-Inszenierung (life stories)* vermitteln sie in ihrer Erfahrungshaftigkeit Qualitäten der Ebenen *Erleben* und *Erinnerung* und enthalten zuletzt *als Eigentheorie (life theory)* deutende und argumentierende Vermittlungen auf Ebene der *Erklärung*. Diese Ausdifferenzierung der autobiographischen Dimensionen von Lebenserzählungen als *Chronik*, *Re-Inszenierung* und *Eigentheorie* erarbeite ich im dritten Unterkapitel (3.2.3). Zuvor schlage ich vor, drei mit dieser analytischen Trennung korrespondierende *autobiographische Stimmen* zu unterscheiden, nämlich Person-Ich, Erzähl-Ich und Autor-Ich (3.2.2) und zeige, dass auch die Unterscheidung der in Stegreiferzählungen eingesetzten Textsorten diese Dreipoligkeit nicht nur stützt, sondern mit ihr korrespondiert (3.2.1).⁶

5 Straub 2022 hebt hervor, dass Erlebnisse „zwar symbolisch oder hermeneutisch vermittelt sein [können.] [...] aber gleichwohl leibliche Phänomene [sind], die wirklich und wirksam sind, ohne bereits symbolisch durchformt und sprachlich artikuliert worden zu sein“ (ebd.: 42). Das erzählerische Vermitteln von Erlebnissen „muss nicht immer glücken und gelingt tatsächlich häufig nur unzulänglich. Deswegen ist uns allen das frustrierende Gefühl geläufig, beim besten Willen nicht angemessen ausdrücken zu können, was wir erlebt haben. Es fehlen uns die Worte, die unseren Erlebnissen angemessen wären. [...] Nicht alles lässt sich – gleich gut, deutlich und klar – erzählen.“ (Ebd.)

6 Entsprechend überrascht nicht, dass Detka/Reim 2016 in ihrer Einleitung zur Schriftensammlung von Fritz Schütze auf die Unterstellung der Kritik, „dass im biographieanalytischen Konzept nicht zwischen Ereignis, Erleben, Erfahrung, reflektierendem Kommentar und eigentheoretischer Konstruktion

Die Unterscheidung zwischen Person/Biographieträger, Erzähler und Autor/Autobiograph als *autobiographische Stimmen* nach den Vorarbeiten von Lejeune und Genette und den mit diesen in Verbindung zu bringenden Textsorten des Berichtens, Erzählens und Argumentierens ist insbesondere analytischer Natur und insofern zwangsläufig simplifizierend. Die Realitäten konkreter Phänomene, wie sie sich in empirischem Erzählmaterial abbilden, sind naturgemäß komplexer, die darin zum Ausdruck kommende Vielstimmigkeit nicht immer leicht zuzuordnen und auch die eingesetzten Textsorten oft miteinander untrennbar verwoben.

3.2.1 Textsorten

Das Sprechen über Erzählen neigt auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zwangsläufig und unvermeidbar zu einer missverständlichen Pauschalität, die in der Umgangssprache ohnehin vorherrscht: Man spricht auch dann von „Lebenserzählung“ und „Erzählen“, wenn gar nicht (durchgängig) in einem eigentlichen, narratologischen Sinn als „der Wiedergabe eines Wandels in der Zeit“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 141) tatsächlich *erzählt* wird. Grundsätzlich ist deshalb zu unterscheiden zwischen:

- *Erzählen* in einem umgangssprachlichen Sinn, also als „Großform des Sprechens“ (vgl. Rehbein 1980: berichten, schildern, mitteilen, erläutern, zit. n. Nittel 2008: 79), z. B. in Form von „autobiographischem Erzählen“ im Sinne des Oberbegriffs als Beschreibung der ganzen Handlung („eine autobiografische Gesamterzählung abgeben“)“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 142), das ich als *globales (Wieder-)Erzählen* bezeichne und
- *Erzählen* „als spezifisch diachroner (und dominierender) Darstellungsform innerhalb einer autobiografischen Gesamterzählung“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 142), also als konkretes Darstellungsverfahren unter anderen, das ich als *lokales (Wieder-)Erzählen* bezeichne.

Werner Kallmeyer und Fritz Schütze haben 1977 „Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung“ vorgeschlagen und dafür neben *Erzählen* auch *Beschreiben* und *Argumentieren* als wesentliche Textsorten des Stegreiferzählens unterschieden (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977: 160, auch Schütze 1983). Diese Schematisierung differenziert globales *Erzählen im umgangssprachlichen Sinn* somit aus in Darstellung ohne Zeitverlauf ([Zustands-]Beschreibung), Darstellung mit Zeitverlauf (lokales Erzählen) und überzeitliches Deuten (Argumentieren). Lucius-Hoene und Deppermann 2002 nehmen diese Unterscheidung von Erzählen, Beschreiben und Argumentieren zur Grundlage für ihre differenzierte „Taxonomie der Textsorten in der autobiographischen Gesamterzählung“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 145). Dafür unterteilen sie einerseits „Erzählen (im weiten Sinne)“ in „szenisch-episodische Erzählung (Erzählen im engeren Sinne)“, „berichtende Darstellung“ und „chronikartige Darstellung“ und andererseits *Beschreiben* in „Eigenschaften“ und „Typisierende Handlungen“.

unterschieden werde“, ausgerechnet mit einem Verweis auf die Textsortentrennung kontern: „Dem muss entgegengehalten werden, dass die Identifizierung der unterschiedlichen Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung die Basis der prozessualen, textformalen und inhaltlichen Analyse von empirischen Daten ist.“ (Ebd.: 14)

Für die Analyse der Phänomene *Autobiographischen Wiedererzählens* schlage ich dagegen ein Textsortenverständnis vor, das die Textsorte *Beschreibung* vernachlässigt und stattdessen neben *Argumentieren* zwei Erzählformen, nämlich *Berichten* und (*episodisches*) *Erzählen* unterscheidet.⁷ Eine solche Textsortenunterscheidung nutzen auch Habermas und Reese 2015:

Life narratives may be divided into partially overlapping chapters, which in turn are segmented into three major types of text: namely, single event narratives (e.g., my eighth birthday), chronicles which list events or summarize extended time periods (e.g., one's time at high school), and arguments (e.g., reflections about the quality of the relationship to one's parents [...]). (Habermas/Reese 2015: 175, Verweis a. Grafik entf.)

Sie unterscheiden entsprechend „CHR = chronicle; SEN = single event narrative; ARG = argument“ (ebd.: 176), denen sie die einzelnen „Life narrative text segments“ ihres empirischen Materials zuweisen. Wichtiger als die Berücksichtigung von *Beschreibung* als Textsorte ist auch ihnen also die Differenzierung zweier erzählerischer Prozessdarstellungen, die durchaus auch von Schütze 1984 gesehen wurde. Unabhängig vom Textsortenschema unterscheidet er als „zwei grundsätzliche Detaillierungsformen der autobiographischen Stegreiferzählung [...] [1] die undramatische, ereignisraffende, die Lebensepochen als Ganzheiten skizzierende Lebensdarstellung, sowie [2] die dramatische ereignisbezogene Lebenslauf erzählung mit der detaillierten szenischen Darstellung von Situationshöhepunkten“ (Schütze 1984: 89f., Herv. i. O.). Nach diesen Konzeptionen liegt meiner Forschungsperspektive *Autobiographisches Wiedererzählen* somit die Unterscheidung folgender Textsorten zugrunde:

- *Chronikalisches Berichten*. Bei Schütze 1984 als „lebensepochale Darstellungsweise“ (ebd.: 90), bei Habermas/Reese 2015 als „chronicles which list events or summarize extended time periods“ bzw. CHR (ebd.: 175) und bei Lucius-Hoene/Deppermann 2002 als „Form der Chronik oder der berichtenden Darstellung“ (ebd.: 144)⁸ bezeichnet.
- *Einzelereigniserzählungen*. Bei Schütze 1984 als „dramatische szenische Höhepunkt erzählung“ (ebd.: 99), bei Habermas/Reese 2015 als „single event narratives“ bzw. „SEN“ (ebd.: 175) und bei Lucius-Hoene/Deppermann 2002 als „szenisch-episodische Erzählung (Erzählen im engeren Sinne“ (ebd.: 145) bezeichnet.
- *Eigentheoretische Ausführungen*. Bei Schütze 1984 und Lucius-Hoene/Deppermann 2002 als „Argumentieren“ und bei Tilmann Habermas et al. als „arguments“ bzw. ARG (Habermas/Reese 2015: 175) oder auch „biographical reasoning“ (vgl. Habermas/Bluck 2000b, Habermas/Köber 2015, Habermas 2020) bezeichnet.

7 Tatsächlich referieren Griese/Franz 2010 die ursprüngliche Kallmeyer/Schütze-Schematisierung sogar in diesem Sinne. Sie referieren „dass Sprecherinnen drei sprachliche Formate zur Verfügung stehen, um Sachverhalte darzustellen: Sie können argumentieren, berichten oder erzählen (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977).“ An Stelle von „beschreiben“ nennen sie also „berichten“. Eine insofern fruchtbare Fehlrezeption als sie die Taxonomie der Textsorten dadurch – wie ich hier auch – zielführend vereinfachen.

8 Ich verzichte der Einfachheit halber auf die Unterscheidung von berichtender und chronikartiger Darstellung, die Lucius-Hoene/Deppermann 2002 vorschlagen (vgl. ebd.: 141f.).

Chronikalische Darstellungsverfahren erfüllen im Rahmen der Stegreiferzählung insbesondere eine ressourcenökonomische Funktion: Sie ermöglichen die Vermittlung von möglichst viel *erzählter Zeit* (also Lebenszeit) in möglichst wenig *Erzählzeit*, erfüllen also den *Kondensierungszwang* (vgl. 3.3.1). Dadurch erleichtern sie die autobiographische Bringschuld der Skizzierung des eigenen Lebens in seinem Gesamtverlauf, die in aller Regel auch das enthält, was sich mit Habermas 2006 als „Chronistenpflicht, genaue historische Angaben zu machen“ (ebd.: [9]) bezeichnen lässt. Nach Charlotte Linde (1993) sind *chronicles* zusammenfassende Kurzbeschreibungen von Ereignissen. Habermas/Reese 2015 weisen auf deren notwendige Einbettungsfunktion hin, da „[a] life narrative cannot consist solely of single event narratives. Chronicles need to summarize the extended time periods in which specific events are embedded“ (ebd.: 175).

Zur Unterscheidung von Bericht/Chronik und *Erzählen im eigentlichen Sinn* dient grundsätzlich der narrative Detaillierungsgrad. Schütze 1984 sieht *Redewiedergaben* als ein entscheidendes Kriterium, denn die „lebensepochale Darstellungsweise“ sei mit dem Einsatz „des direkten, wörtlichen Zitierens von Gesprächen und der gedanklichen Kommunikation mit sich selbst (»erlebte Rede« usw.) nicht vereinbar“ (ebd.: 90). Auch Labov 2006 nennt „the embedding of direct speech as the complement of verbs of quotation“ (ebd.: [7]) als typischen Teil von Erzählsätzen. *Redewiedergaben*⁹ (auch bezeichnet als „Dialogwiedergabe“, „Figurenrede“, „Ich- und Personenrede“, „inszenierte Rede“, „fremde Stimme“, „Redeanimation“) fallen in Wiedererzählungen immer wieder als auffällig stabil auf (vgl. Quasthoff 1993, Norrick 1998, Gordon 2006, Barth-Weingarten et al. 2012, Burbaum/Schumann 2015, Luppi 2022; mein Datenmaterial zeigt es ebenso). Daniel Bertaux 2018 nennt ein weiteres Kriterium zur Unterscheidung von Chronik und Erzählung i.e.S., das man als *Gestalthaftigkeit* bezeichnen könnte: „Eine Rede, die sich bei der Wiedergabe einer diachronen Reihe von Ereignissen nur darauf beschränkt, sie nebeneinander zu stellen, ohne etwas über die Gründe für ihre Verknüpfung zu sagen, ist keine Erzählung; sie ist nur eine ‚Chronik‘“ (ebd.: 49).¹⁰ Mit diesen „Gründen für ihre Verknüpfung“ erinnert Bertaux zusätzlich daran, dass Textsorten und ihre Funktionen miteinander verwoben sind und insbesondere Erzählungen, ganz gleich ob globaler oder lokaler Art, von Motiven der Sinnbildung durchzogen sind, so dass ihnen nicht zuletzt auch argumentative Funktionen zukommen.

Szenisch-episodische Erzählungen richten sich auf „die Darstellung einer einzelnen Episode, in der sich etwas Erzählwürdiges mit dem Charakter des Unerwarteten, Spannenden und Besonderen ereignet hat“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002:

9 Die Bezeichnung als „Wiedergabe“ bedeutet übrigens nicht, dass davon ausgegangen wird, dass es sich um eine verlässliche 1:1-Reproduktion von historisch tatsächlich Gesagtem handelt. Elisabeth Gülich stellt klar: „Dabei spielt es allenfalls eine untergeordnete Rolle, ob das, was in direkter Rede wiedergegeben wird, ‚wirklich‘ genau so gesagt wurde. Die direkte Rede ist nicht authentischer als irgendeine andere Form der Wiedergabe. Sie ist ein Darstellungsmittel – nicht mehr, aber auch nicht weniger.“ (Gülich 2020a [2007a]: 70)

10 Lucius-Hoene/Deppermann 2002 bestimmen im gleichen Sinn für die chronikartige Darstellung: „Aufordnungsprinzip ist also der zeitliche Ablauf, nicht ein thematischer oder evaluativer gemeinsamer Bezugspunkt. Durch das Fehlen einer resultativen Beziehung zwischen den einzelnen Ereignissen ist die chronikartige Darstellung – auch wenn sie in einem umgangssprachlichen Sinne als ‚erzählen‘ empfunden wird – am weitesten vom Erzählen im engeren Sinne entfernt.“ (Ebd.: 154)

146). Analog zu „single event narratives“ (Habermas/Reese 2015) bezeichne ich diese als *Einzelereigniserzählungen*. Sie sind von einzigartiger Bedeutung für die Dar- und Herstellung narrativer Identität,¹¹ zugleich vermittelt sich insbesondere in diesen *Erfahrungshaftigkeit* (Fludernik 1996).¹² Als *Re-Inszenierungen* (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 228) vergegenwärtigen sie Erfahrungen in Form von Einzelepisoden. Viele Terminologien wurden hervorgebracht, um solche Erzählungen zu fassen, insbesondere

- *nuclear scenes* (Tomkins 1978) bzw. *nuclear episodes* als „stand[ing] out in bold print in life story as narrative high points and turning points“ (McAdams 1985) bzw. *Kernepisoden* (Kotre 1996: 131),
- *self-defining memories/SDMs* (Singer/Salovey 1993) als „*iconic memories within narrative identity*“ (Singer/Blagov/Berry/Oost 2012: [4]) bzw. *selbstdefinierende Episoden* als Darstellung von „Erfahrungen, die unser Leben in signifikanter Weise geformt haben“ (Nittel 2008: 91), oder auch
- *anchor events* (Pillemer 1998), *self-definitional events* (Dunlop 2019), *prototypical scenes* (Schultz 2003), *critical event narratives* (Chen/McAnally/Wang/Reese 2012), *Schlüsselergebnisse im episodischen Gedächtnis* (Hardtke et al. 2002: 304), *biographische Kernnarrationen* (Keupp et al. 2002: 229), *self-definitional key autobiographical narratives* (Dunlop et al. 2021), *life moments* (Barry 2017) und *Schlüsselerzählung* (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 152).

Die unterschiedlichen Ebenen autobiographischer Fermentierung und Formatierung (vgl. 3.1) finden sich hier begrifflich wieder: mal wird über den Ereignisbezug („events“, „moments“), vor allem aber mal über den Erinnerungsbezug („memories“) und mal über den Erzählbezug („Episoden“/„episodes“, „scenes“, „Erzählung“/„Narrationen“/„narratives“) definiert. Entscheidend ist die Beobachtung, dass chronikalische Darstellungen sich insbesondere auf die Ereignisebene beziehen, jedoch auf dieser insofern verbleiben, als Erinnerungs- und Erlebnisqualitäten erst im episodischen Erzählen, also in Form von *Erfahrungshaftigkeit*, ihren Ausdruck finden. Schütze 1984 weist ebenso darauf hin, dass es „auch narrativ-autobiographische Interviews [gibt],

11 Singer/Salovey vermitteln das in „The Remembered Self“ anschaulich: „Erinnerungen an unsere stolzesten Erfolge und schmachlichsten Niederlagen, Erinnerungen an gewonnene wie verlorene Liebe – Erinnerungen, die sich immer wieder darauf auswirken, wie wir uns intim verhalten oder wie wir unsere Macht gebrauchen –, eben Erinnerungen, die die Frage beantworten, wer wir sind.“ (Singer/Salovey 1993 zit. n. Kotre 1996: 130)

12 Die Debatte um die sogenannte „Homologietheese“ zeigt, wie schwierig es ist, das Verhältnis von vergangener Erfahrung und gegenwärtiger Erzählung dieser Erfahrung zu bestimmen. Auslöser der Debatte waren Formulierungen Schützes wie: „Der lebensgeschichtliche Erfahrungsstrom wird in erster Linie ‚analog‘ durch Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebensablauf wiedergegeben und erst sekundär ‚digital‘ durch unterstützende Resymbolisierungen des Erfahrungsablaufs mittels abstrakter Kategorien und Prädikate dargestellt“ (Schütze 1984: 78). Kritiker warfen daraufhin eine unhaltbare Gleichsetzung vor (exempl.: Bude 1985: 329f., „so wie es erzählt wird, ist es auch erfahren worden“), Kritiker der Kritiker bestehen darauf, diese würden die These radikaler rezipieren als sie gemeint war (exempl. Nittel 2008: 81). Griese 2008 liefert dazu Literaturverweise und kritisiert, dass die Debatte nie grundlagentheoretisch geführt worden sei (vgl. ebd.: 133 Fußnote).

die über das Detaillierungsniveau der lebensepochalen Darstellungsweise nicht hinauskommen“ (ebd.: 90). Lucius-Hoene/Deppermann 2002 halten übereinstimmend fest, dass die „szenisch-episodische oder Erzählung ‚im engeren Sinne‘ [...] in autobiographischen Erzählungen quantitativ eher in den Hintergrund rückt, in manchen Interviews sogar gänzlich fehlen kann“ (ebd.: 146).

Erzählungen beinhalten immer auch Motive der Sinnbildung, was im Fall von Beleggeschichten, aber auch anhand von Anekdoten deutlich wird: „Die Geschichte fungiert als Träger einer Botschaft, einer Moral, die dem Plot mit seinem Ergebnis eingeschrieben ist, Werthaltungen und Weltansichten beinhaltet und einen Teil der Erzählwürdigkeit der Geschichte mit trägt“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 23). Insbesondere Glaubwürdigkeit und Anschaulichkeit sind in detailreichen Erzählungen gegenüber rein adjektivischen Beschreibungen erhöht (vgl. Scheidt/Lucius-Hoene 2015: 237), da sie bestimmte Identitätsbehauptungen durch Anschauung zu „beweisen“ scheinen statt diese lediglich zu behaupten. Dadurch erhalten Einzelepisoden regelmäßig den argumentativen Charakter von *Beleggeschichten*.

Im Gegensatz zu chronikartigen und erzählenden Textsorten weisen rein argumentative Darstellungsverfahren in der Stegreiferzählung einen sehr viel stärkeren Gegenwartsbezug auf: „Theoretische Reflexionen und evaluative Stellungnahmen haben stets einen starken inhaltlichen Bezug zum Gegenwartstandpunkt des Erzählers“ (Schütze 1987: 149, vgl. auch Rosenthal 2015: 166f.). Arndt-Michael Nohl hebt deutlich die konkrete zwischenmenschliche Entstehungssituation hervor: „Gegenüber seinen Erzählungen trägt der Informant in den argumentativen Teilen narrativer Interviews vor allem der Kommunikationssituation des Interviews selbst Rechnung, denn er expliziert und theoretisiert hier ja gegenüber dem/der Interviewer/in Motive und Gründe seines eigenen Handelns“ (Nohl 2005: 11). Während sich chronikalisches Berichten ausschließlich auf die Vergangenheit und ihren Verlauf bezieht und Einzelereigniserzählungen singuläre Begebenheiten der Vergangenheit vermitteln, also „relativ nahe an den erlebten Handlungsabläufen“ (Rosenthal 2002: 235) liegen, diese allerdings durch Reinszenierung *vergegenwärtigen*, orientieren sich eigentheoretische Ausführungen in besonderem Maß „an der Gegenwartsperspektive der AutobiographInnen“ (ebd.). In argumentativen Passagen zeigt sich die „Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experten und Theoretiker seiner selbst“ (Schütze 1983: 285). Diese treten häufig im Anschluss an Einzelereigniserzählungen auf (sozusagen als Lokal-Evaluation), insbesondere aber zum Abschluss der globalen Haupterzählung (sozusagen als Global-Evaluation). Habermas und Reese 2015 weisen darauf hin, dass diese *autobiographical arguments* die Herstellung globaler Kohärenz begünstigen (ebd.: 175). Auf die gesundheitlichen Implikationen einer solchen eigentheoretisch gesicherten Kohärenz hat Donald Polkinghorne 1991 mit dem Begriff des *Self-Concept* hingewiesen: Es sei gerade die Funktion von Psychotherapie, zu einer (neuen) Konstruktion einer sinnstiftenden und kohärenteren Narration der Selbstidentität zu verhelfen. Polkinghorne bezieht sich auf das Konzept der *personal myth* von Rollo May 1969, deren Konstruktion notwendig sei für mentale Gesundheit. Sie sei „a story having the power to provide life with meaning – that is, a self-narrative“ (May ref. v. Polkinghorne 1991: 145).

Das lebenszeitliche Datengerüst der Chronik und der in Einzelereigniserzählungen vergegenwärtigten Erfahrungshaftigkeit wird durch die argumentative Textsorte somit insbesondere durch autobiographische Sinnbildung ergänzt. Singer et al. 2012

sehen ein Gleichgewicht dieser verschiedenen Selbstbezüge als Grundbedingung einer gesunden narrativen Identität. Sie sprechen von einem *dual memory system* und unterscheiden *episodic memory* als „experience-near“ von der Fähigkeit „[to] draw more ‚experience-distant‘ meaning from these encounters“ (ebd.: [6]). Ich schlage vor, die Textsorten als Ausdruck *autobiographischer Stimmen* aufzufassen, die ich im Folgenden erläutere. Durch diese lassen sich Selbsterzählungen gewissermaßen als triologischer Monolog bzw. Selbstgespräch verschiedener Ich-Instanzen fassen.

3.2.2 „Stimmen“

Der erzähltheoretisch besonders wirkmächtige Literaturwissenschaftler Gérard Genette stellt in „Fiktion und Diktion“ (1992) sein Konzept der *Stimme* vor. Da sich fiktionales und faktuales Erzählen im Hinblick auf die zeitliche Gestaltung nicht unterschieden, beide also gleichermaßen sowohl rückwärtsgewandte, vorwärts-gewandte sowie simultane und eingeschobene Narration einsetzen könnten (vgl. ebd.: 79), sei deren Unterscheidung stattdessen insbesondere über die Frage nach der Person zu klären:

Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich das eigentlich narratologische Gebiet verlasse, wenn ich im Zusammenhang mit den Fragen der Stimme („Wer spricht?“) auf das stets dornenvolle Thema der Beziehungen zwischen Erzähler und Autor zu sprechen komme. Philippe Lejeune hat gezeigt, daß die kanonische Autobiographie durch die Identität Autor = Erzähler = Person gekennzeichnet ist[.] (Genette 1992: 79f.)

Während die faktuale Erzählung also eine „strenge Identität (A = N)“ aufweise und „der Autor die volle Verantwortung für die Behauptungen seiner Erzählung übernimmt und infolgedessen keinem Erzähler [sc. Narrateur = N] irgendeine Autonomie zubilligt“, sei die Fiktion durch deren „Dissoziation (A ≠ N)“ geprägt, also ein „Erzähltypus, bei dem der Autor nicht ernsthaft auf der Wahrhaftigkeit besteht“ (ebd.: 80f.). Durch die strenge Identität werde die Erzählinstanz im Fall der Autobiographie entbehrlich, denn das Gleichheitszeichen

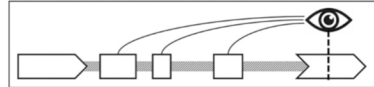
zwischen A und N symbolisiert [...] die ernsthafte Verantwortlichkeit des Autors hinsichtlich seiner narrativen Assertionen, wodurch zugleich die Eliminierung von N, das sich als überflüssige Instanz erweist, dringend nahegelegt wird: wenn A = N, exit N, denn es ist ganz einfach der Autor, der erzählt. (Ebd.: 88)

Ich möchte dagegen vorschlagen, keine der drei Instanzen als überflüssig anzusehen, sondern deren Gleichsetzung insofern zu relativieren, als diese als Ausdifferenzierung *autobiographischer Stimmen* durchaus einzelfallabhängige Gewichtungen erkennen lassen. Als hermeneutisches Instrument ermöglicht diese Differenzierung einen phänomensensiblen und typisierenden Blick auf konkrete Lebenserzählungen im Stegreif. Obwohl sich autobiographisches Erzählen also gerade als Ineinanderspielen von Autorhaftigkeit, Erzählerhaftigkeit und Personhaftigkeit auszeichnet, lohnt es sich die Haltung der Erzählenden daraufhin zu untersuchen, welche der drei Stimmen dominiert und in welchem Verhältnis sie zu einander stehen. Es geht also darum, dem zu begegnen, was sich mit Monika Fludernik als „confusion about the use of the first-

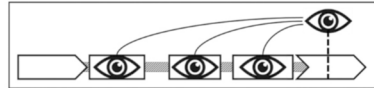
person pronoun“ (Fludernik 2010: 98) bezeichnen lässt. An meinem Materialkorpus hat sich folgende Charakterisierung bewährt:

A = Autor, N = Narrateur/Erzähler, P = Person
 A = N → faktuale Erzählung
 A = N = P → Autobiographie

A
 =
 N = P
Autor-Dominanz (Autobiograph, Erklärendes Ich)
 Hohe Gegenwartsorientierung (Fokus: Vermittlung/Erzählzeit)
 „Strategische“ Selbstdarstellung, starke Deutungsperspektive
 Hohe Erzählflusskontrolle, eher argumentierend



A
 =
N = P
Erzähler-Dominanz (Selbsterzähler, Erzählendes Ich)
 Vermittlung zwischen Erzählzeit und Erzähler Zeit
 Hoher Grad an Narrativität und Vergegenwärtigung
 Hohe Selbstläufigkeit durch Zugzwänge des Erzählens



A
 =
N = **P**
Person-Dominanz (Biographieträger, Erzähltes Ich)
 Vergangenheitsorientierung (Fokus: Vermitteltes/Erzählte Zeit)
 Geringe Aktualitätsrelevanz, geringere Gesamtkohärenz
 Geringe Selbstreflexivität, eher berichtend und referentiell



Abbildung 2: Trianguläre Schemata zur Ausdifferenzierung der autobiographischen Stimme

Insbesondere längsschnittliche Erhebungen und das damit zum Vorschein kommende globale und lokale Wiedererzählen eignen sich dafür, solche Dominanzen im Zusammenspiel der *autobiographischen Stimmen* sichtbar zu machen. Sie verweisen als zeitliches Selbstverhältnis auf die *Doppelte Zeitperspektive* des Erzählens (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 24), denn Erzählungen vermitteln „die Perspektive der *erzählten Zeit* (der Zeit, in der die Geschichte sich abspielte) mit ihrem damaligen Orientierungszentrum und die Perspektive der *Erzählzeit* (die Zeit, in der erzählt wird, Hier und Jetzt des Erzählens) als aktuellem Orientierungszentrum“ (ebd.: 25, Herv. i. O.). Damit einher geht auch „eine *Verdoppelung des Ich*: Das *erzählende Ich* der aktuellen Erzählsituation stellt sein vergangenes Ich, das *erzählte Ich* als erinnerten Handlungsträger dar“ (ebd.: 24). Von Engelhardt, auf den sich Lucius-Hoene/Deppermann hier beziehen, liefert mit *Gegenwarts-Ich* und *Vergangenheits-Ich* diese zentrale Unterscheidung, mit der sich die autobiographischen Stimmen als zeitliche Selbstverhältnisse fassen lassen:

Das Gegenwarts-Ich und das Vergangenheits-Ich sind durch die biographische Zeit (und die damit einhergehenden Differenzen der Erfahrungs- und Lebenssituation und durch die Entwicklung der Person) voneinander unterschieden. Zugleich sind sie miteinander verbunden. Zum einen führt eine Entwicklungslinie vom Vergangenheits-Ich zum Gegenwarts-Ich, über die die Vergangenheitserfahrungen in das Gegenwarts-Ich eingegangen sind – die Vergangenheit als Ausgangspunkt der Gegenwart. Zum anderen führt in umgekehrter Richtung eine Verbindung vom Gegenwarts-Ich zum Vergangenheits-Ich, indem das Gegenwarts-Ich sich erinnernd und erzählend seinem Vergangenheits-Ich zuwendet – die Gegenwart als Ausgangspunkt für die Aneignung der Vergangenheit. So erfolgt im (rückblickenden) lebensgeschichtlichen Erzählen die biographische Identitätsvermittlung zwischen dem Gegenwarts-Ich und dem Vergangenheits-Ich als zeitlich-biographisches Selbstverhältnis, in der das Was und Wie des Erinnernten und Erzählten auf unterschiedliche Weise gestaltet werden. (von Engelhardt 2011: 45)

Die „biographische Identitätsvermittlung“ zeigt sich in den Stimmen Person, Erzähler und Autor grundsätzlich verschieden: Als historische Person vermittelt sich ein Vergangenheits-Ich in seinem Lebensweg über räumliche, soziale und zeitliche Stationen und als Autor der eigenen Geschichte als Gegenwarts-Ich in seinem aktuellen Gewordensein im situativen Hier und Jetzt. Nur im Erzählen kommt es zum direkten Selbstverhältnis, denn der Erzähler verhält sich zu sich selbst und erscheint als Subjekt und Objekt zu gleich, was sich fassen lässt als „*ich* erzähle, was *ich* getan oder erlebt habe.“

Für diese Adaption ließe sich der literaturwissenschaftlich assoziierte Begriff des „Autor“ übersetzen mit „Autobiograph“. Im Verständnis von Daniel Bertaux, der eine Lebenserzählung im Stegreif streng unterscheidet von einer monologisch erstellten Autobiographie, geht es dem Autobiographen darum, „Herr über sein eigenes Leben zu werden“, also eine „*a posteriori*-Rekonstruktion [und] [...] ‚Glättung‘ des biografischen Verlaufs“ anzustreben, die Bertaux als „*biografische Ideologie*“ bezeichnet (Bertaux 2018: 51). In diesem Sinne verurteilt Bertaux die „Autobiographie“ (im Gegensatz zur „Lebenserzählung“) als „vielfach bearbeitete Selbstreflexion“, als Betrachtung durch einen „Filter“, wodurch der Autobiograph „sein eigenes Langzeit-Selbstportrait als eine Art narzisstisches Dauer-*Selfie*“ (ebd.: 53) herstelle. Im gleichen Sinn warf Bourdieu auch autobiographischen Forschungsinterviews vor, „der Fragende und der Untersuchte“ verfolgten gemeinsam eine illusionäre „Sinnhaftigkeit der berichteten Existenz“:

Diese Neigung, sich dadurch zum Ideologen seines eigenen Lebens zu machen findet die natürliche Komplizenschaft des Biographen, der alles, angefangen bei seinen Dispositionen des professionellen Interpreten, dazu beiträgt, diese artifizielle Kreation von Sinn zu akzeptieren. (Bourdieu 2000: 52f.)

Der missverständliche Begriff der „Person“ (bzw. „Protagonist“ in der Konzeption bei Lejeune 1994)¹³ lässt sich mit dem in Verbindung bringen, was Fritz Schütze mit dem Begriff „Biographieträger“ geprägt hat:

Jedes Erzählen selbsterlebter Erfahrungen bezieht sich zumindest partiell auf die Veränderungen des Selbst des Erzählers als Biographieträgers [sic], der »seinerzeit« die berichteten Ereignisse erlebt hatte und der sich »seinerzeit« aufgrund der Verstrickung in die berichteten Ereignisse (und sei es auch nur als »bloßer Beobachter«) und der Auswirkung ihres Erlebens auf die Innenwelt des eigenen Selbst zumindest spurenweise verändert hatte und der in der verstrichenen Zeit zwischen Erlebnis- und Erzählsituation möglicherweise auch erheblicheren Veränderungsprozessen unterworfen war. Jedes Stegreiferzählen eigenerlebter Erfahrungen ist auch das Wiedererinnern dieses mehr oder weniger unmerklichen Veränderungsprozesses. (Schütze 1984: 82)

13 Auch Goffman spricht bei Sprecherrollen in Bezug auf das erzählte Ich von „Protagonist“, synonym aber auch von Figur und character: „Rather, as speaker, we represent ourselves through the offices of a personal pronoun, typically ‚I,‘ and it is thus a figure – a figure in a statement – that serves as the agent, a protagonist in a described scene, a ‚character‘ in an anecdote, someone, after all, who belongs to the world that is spoken about, not the world in which the speaking occurs. And once this format is employed, an astonishing flexibility is created.“ (Goffman 1981: 147)

Auch der Begriff „Biographieträger“ lässt sich hier¹⁴ als eine Art Rolle – also als *Stimme* – verstehen, die genutzt werden kann, um näher an der damaligen Ereignisperspektive zu berichten. Dieses Ich beschreibt sich somit als historische Person in ihrem lebensgeschichtlichen Verlauf.

Diese biographischen Stimmen lassen sich nun mit der zuvor entwickelten Textsortentrennung in Verbindung bringen. Die Stimme des Person-Ich spricht insbesondere in chronikalischer Raffung in der Perspektive der erzählten Zeit. Sie leistet einen an äußeren Daten orientierten Lebenslauf als Abriss der Vergangenheit auf Ereignisebene. Erfahrungsqualitäten einzelner Ereignisse kommen jedoch erst in der Stimme des Erzähl-Ichs in Form von Einzelereigniserzählungen zur Darstellung. In diesen zeigt sich ein dialogischer Brückencharakter, der durch die doppelte Zeitperspektive und die Subjekt-Objekt-Verflechtung eines erzählenden Ichs und des erzählten Ichs, Vergangenheit in besonders zugänglicher Weise vergegenwärtigt. Auf dieser Erzählebene verbindet sich die historische Referenz der Ereignis-Ebene mit der argumentativen Sinnbildung der Erklär-Ebene. Die Stimme des Autor- bzw. Autobiographen-Ichs schließlich spricht in der Perspektive der Erzählzeit in argumentierender Textsorte und leistet das, was Tilmann Habermas mit *biographical reasoning* bzw. *autobiographischem Urteilen* bezeichnet als ein „Denken über Erinnerungen, das diese mit anderen Teilen des Lebens und der eigenen Persönlichkeit und Entwicklung verbindet“ (Habermas 2006). Polkinghorne 1991 nimmt mit Bezug auf MacIntyre an, dass die Idee „of complete self-authorship“ eine für den modernen Individualismus und Narzissmus typische Übertreibung sei und weist darauf hin, „that I am but the narrator, not the author, of my life story“ (ebd.: 145). Mit dem Konzept der autobiographischen Stimme lässt sich diese Erkenntnis insofern differenzieren, dass sich beide Rollen, *narrator* und *author*, keineswegs ausschließen, sondern – einzelfalltypisch! – abwechseln und wechselseitig ergänzen.

3.2.3 Selbsterzählung als Einheit von Chronik, Reinszenierung und Eigentheorie

Die bisher vorgenommenen Unterscheidungen lassen sich nun zu einem Verständnismodell zusammenführen, worum es sich bei einer (erzählten) Lebensgeschichte eigentlich handelt. Hierfür sind ein letztes Mal begriffliche Klärungen notwendig.

Schütze 2007 unternimmt in seinem englischen Aufsatz „Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives“ terminologische Ausdifferenzierungen: Er lässt dafür den Begriff „life course“ fallen, um „just use the term ‚life history‘ or ‚biography‘ referring by these terms both to the sequence and configuration of the socio-biographical processes of life course, on the one hand, and to narrative renderings of these processes, on the other“ (ebd.: 84). Tatsächlich nutzt er beide,

14 Allerdings verwendet Schütze seinen Begriff „Biographieträger“ keineswegs einheitlich. Im hierfür zentralen Aufsatz „Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens“ (1984) nutzt er den Begriff auf 40 Seiten 167 Mal. Die häufige Formulierung „der Erzähler als Biographieträger“ entspricht der von mir hier angelegten Lesart und Verwendung. Allerdings findet sich ebenso dazu widersinnige Formulierungen wie „Biographieträger als Stegreiferzähler seiner eigenen Lebensgeschichte“ (ebd.: 97), „erzählenden Biographieträger“ oder diverse und-Verbindungen („Hier wird dem Erzähler und Biographieträger während des Erzählvorgangs erst nachträglich deutlich“ [ebd.: 102]).

„life history‘ (or ‚biography‘)“ (ebd.: 85), dann synonym. Dabei ist es gewinnbringend, die beiden Ebenen „the sequence and configuration of the socio-biographical processes of life course“ und „narrative renderings of these processes“ voneinander zu unterscheiden und entsprechend auch terminologisch abzugrenzen.

Ich habe deshalb vorgeschlagen, der Doppeldeutung der Begriffe „Biographie“ und „Lebensgeschichte“ zu folgen und den historisch-faktischen Lebensvollzug als Biographie I (*life course*) von der situativ-versprachlichten erzählten Lebensgeschichte als Biographie II (*life narrative*) zu unterscheiden (3.1). Mit der Differenzierung von drei wesentlichen Textsorten des Stegreiferzählens als *chronikalisches Berichten*, *reinszenierendes Erzählen* und *eigentheoretisches Argumentieren* (3.2.1) und der damit korrelierenden Annahme von Person-Ich, Erzähl-Ich und Autor-Ich als *autobiographischen Stimmen* (3.2.2), habe ich der Biographie II drei Pole zugewiesen. Diese drei Pole, die den Funktionen der erzählten Lebensgeschichte entsprechen, möchte ich nun als *Chronik (life history)*, *Re-Inszenierung (life stories)* und *Eigentheorie (life theory)* bezeichnen:

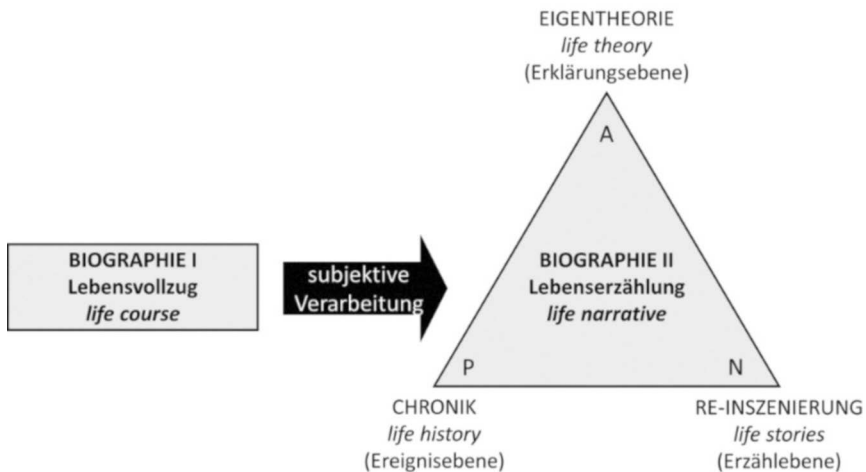


Abbildung 3: Visualisierung des theoretischen Rahmenmodells
(A = Autor/Autobiographen-Ich, P = Person-Ich, N = Erzähl-Ich)

Für die Unterscheidung von *life history* und *life story* kann ich mich auf Habermas und Bluck 2000 beziehen. Sie besetzen den Begriff *life histories* neu und verstehen darunter eben nicht mehr eine „objective sequence of events in a life“ „as seen from an observer perspective“, sondern die „subjective versions of one’s life“ (ebd.: 748). Diesem stellen sie den Begriff der *life story* entgegen als „the life as told, remembered, or thought about by the individual“ (ebd.: 748). Ich interpretiere und adaptiere diese Unterscheidung so, dass ich als *life history* oder *Chronik* die Darstellungsebene von Lebensgeschichten begreife, die den Lebenslauf berichten, wie er – der Darstellung nach – historisch-faktisch stattgefunden haben soll. Darstellungsverfahren dieser Ebene sind insbesondere Referenzen auf Daten und Fakten, chronikalisch-raffende und in gewissem Sinne aufzählungsartige Schilderungen des Lebensweges. Die Zeitperspektive ist entscheidend vergangenheitsbezogen und das verwendete Personal-

pronomen „ich“ wird maßgeblich im Sinne der eigenen historischen Personhaftigkeit und als Subjekt des zurückliegenden Lebens eingesetzt. Mit *life stories* oder *Reinszenierung* bezeichne ich dagegen die im eigentlichen Sinn *erzählenden* Passagen, in denen einzelne Ereignisse des eigenen Lebens in ihrer Erfahrungshaftigkeit vergegenwärtigt werden. Als Darstellungsverfahren werden szenische Beschreibungen, eine häufig isochrone Zeitdarstellung (so dass Erzählzeit und erzählte Zeit einander decken), Redewiedergaben, bisweilen auch szenisches Präsens und sensorische Detaillierung eingesetzt. Es zeigt sich die für Erzählen typische doppelte Zeitperspektive und eine entsprechende *Verdoppelung des Ich*, im Rahmen der Erzählstimme positionieren sich sowohl *erzähltes Ich* als auch *erzählendes Ich*.

Zusätzlich erweist sich als fruchtbar und aufschließend, mit *life theory* oder *Eigen-theorie* noch die (Selbst-)Darstellungsebene zu unterscheiden, in der argumentative Passagen und Kommentierungen Deutungsangebote unterbreiten und ein Autor- oder Autobiographen-Ich sich als „Experte und Theoretiker seiner selbst“ (Schütze 1983: 285) und gewissermaßen als „Ideologe seines eigenen Lebens“ (Bourdieu 2000: 52) zeigt. Als Darstellungsverfahren finden sich Metakommentare, Reflexionspassagen, Selbstcharakterisierungen, Evaluationen, Selbstkritik, Rationalisierungen, Legitimierungen usw. Die Zeitperspektive ist distanziert-retrospektiv, vorwiegend bis ausschließlich auf die situative Gegenwärtigkeit fokussiert, aber in entscheidendem Sinn überzeitlich.

Autobiographisches Erzählen beinhaltet diese drei Dimensionen zwangsläufig, denn von sich selbst und dem eigenen Leben zu „erzählen“, bedeutet somit grundsätzlich vom eigenen Lebensweg zu *berichten*, also eine Art Chronik zu leisten, besondere Schlüsselmomente *narrativ* zu vergegenwärtigen und zugleich aus einer überzeitlichen Perspektive *sinnhaft ordnend* eine globale Bedeutung zu entwickeln.¹⁵ Vorverständnis und Erwartungserwartungen der Erhebungsteilnehmenden, Vorabsprachen, das genannte Forschungsthema, die Formulierung des initialen Erzählstimulus und auch die Art der Fragen im Nachfrageteil beeinflussen mit, welche Dimension der Lebensschilderung „gefragt“ scheint. Unabhängig davon liegen jedoch einzelfallabhängige, eigensinnige biographische Erzählprofile im Einsatz dieser drei Dimensionen vor, so dass sich dieses theoretische Modell der terminologischen Differenzierung als Auswertungsinstrument eignet und empfiehlt (vgl. Kap. 5).

15 Die retelling-Typologie von Ferrara (vgl. 2.1.1) lässt sich mit diesem dreigliedrigen Model als zweigliedrig verstehen: Ihre Typen „same event – different point“, „different events – same point“ und „similar events – same theme“ beziehen sich so auf *life history* und *life theory*. Dadurch fehlt ihrer Konzeption das Instrumentarium für bestimmte Fälle des Wiedererzählens: Ein retelling der Form „same event – different story – same/similar/different point/theme“ läge dann vor, wenn ein biographisches Ereignis wie beispielsweise die Hochzeit oder eine Konfliktsituation in entscheidendem Sinne unterschiedlich verlaufen erzählt wird. Allerdings führt diese Ausdifferenzierung zu mehr Komplexität als Nutzen, so dass ich sie nicht weiter verfolge. Im genannten Beispiel würde ich sehr viel einfacher von der *Revisionstechnik* „*Umänderung*“ sprechen, im Falle „different point“ zusätzlich von *Umdeutung* (vgl. Schlüsselfall 2, 6.2).

3.3 Paradigmen der Konstitutionsbedingungen von Stegreiferzählungen

Hauptherausforderung einer Grundlagenforschung, die um eine Zusammenführung verschiedener, bewährter Forschungsparadigmen zum gleichen Gegenstand bemüht ist, ist sicherlich die Vereinbarung unterschiedlicher methodologischer Erwartungen. Zu Stegreiferzählungen sind insbesondere zwei Annahmen etabliert, die jedoch einander in Frage stellen: Als *Paradigma der Erzählemergenz* bezeichne ich die methodologischen Konzeptionen, die als Konstitutionsbedingung des freien Erzählens von einer dynamischen Selbstläufigkeit ausgehen. Im Erzählen verliere das Subjekt die bewusste Kontrolle über den Erzählfluss, Relevanzsetzungsprozesse organisierten sich entscheidend ohne bewusste Entscheidung und ohnehin handele es sich um einen „Strom des Nacherlebens“, der die konkrete Erzählsituation transzendiere. Eine andere Perspektive legen methodologische Konzeptionen an, die sich als *Paradigma der interaktiven Hervorbringung* bezeichnen lassen. Diese sehen die Konstitutionsbedingung wesentlich in der Erzählsituation, die als zwischenmenschliche Kommunikation niemals frei sein könne von Adressierung und Interaktion, so dass das soziale Gegenüber unvermeidlich Einfluss auf das Erzählen nähme, die Erzählenden dieses berücksichtigten und ihre Darstellung auf dieses zugeschnitten würden. Beiden Paradigmen ist gemeinsam, dass ihre Vorannahmen zwangsläufig zu der Auffassung führen, dass Erzählen insofern nicht wiederholt werden kann, als es sich angesichts der unterschiedlich begründeten unbewussten Einflussfaktoren um je neue, also emergente, Erzählprozesse handele. Die Wiedererzählforschung konfrontiert jedoch beide Annahmen mit der Tatsache, wie deutlich Erzählen den verschiedensten Emergenzeffekten trotzen kann. Ich bezeichne die daraus entwickelten Annahmen zu den Konstitutionsbedingungen als *Paradigma der Vorgeformtheit*.

Tatsächlich erweisen sich alle drei Paradigmen als notwendig, um autobiographisches Wiedererzählen zu verstehen und erklären zu können. Im Folgenden stelle ich diese zunächst im Einzelnen dar, um im Anschluss mit dem *passing stranger-effect* (Rubin 1974) einen Vorschlag der Vereinbarkeit dieser widerstreitenden Annahmen zu entwickeln.

3.3.1 Das Paradigma der Erzählemergenz

Das methodologische Fundament des narrativen Interviews als Erhebungsmethode ist die empirische Beobachtung der Selbstläufigkeit von Erzählen im Stegreif. Diese Eigendynamik offener Selbsterzählungen wurde von Fritz Schütze als Verlust an Selbstkontrolle gedeutet mit der Schlussfolgerung, dass „der Erzähler stets mehr in ihnen ausdrückt, als er anfänglich ausdrücken wollte“ (Schütze 1987: 197). Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal 1997 beschreiben diese Dynamik anschaulich:

Können die Gesprächspartner dagegen ohne Interventionen erzählen, ergibt sich das umgekehrte Phänomen: Von Geschichte zu Geschichte werden die Erzählungen detaillierter, aus dem Gedächtnis des Erzählers tauchen mehr und mehr Einzelheiten und Erlebnisse auf. Während ein Erzähler am Anfang einer Lebenserzählung vielleicht noch überlegen muss, was er aus seinen Erinnerungen auswählt, was zum Thema gehört

bzw. was für den Interviewer interessant sein könnte, läßt mit einsetzendem Erzählfluß diese Selbstkontrolle zunehmend nach. (Rosenthal und Fischer-Rosenthal 1997: 144)

Diese Tendenz zur *Detaillierung* dient aber auch der intersubjektiven Zugänglichkeit zu den eigenen Ausführungen. Werner Kallmeyer und Fritz Schütze 1977 prägten für diese Notwendigkeit, das eigene Erzählen durch ergänzende und weiterführende Darstellungen nachvollziehbarer und verständlicher zu gestalten,¹⁶ den Begriff *Detaillierungszwang*. Als diesem entgegenwirkend benennen sie den *Kondensierungszwang* (oder auch *Relevanzfestlegungszwang*), durch den sich reguliere, dass erzählzeit- und aufmerksamkeitsökonomisch nur so viel wie nötig und so wenig wie möglich erzählt werde. Als Drittes zählen sie den *Gestaltschließungszwang* zu den *Zugzwängen des Erzählens*,¹⁷ womit sie die Notwendigkeit benennen, eine begonnene Geschichte nicht einfach abzubrechen zu können, sondern in aller Regel zu einem Abschluss bringen zu müssen. Erst so sei Erzählwürdigkeit sicher zu stellen und zu vermeiden, „dass der Zuhörer auf das Erzählte mit *so what?* reagiert, also mit Unverständnis darüber, warum es erzählt wurde.“ (Gülich/Mondada 2020 [2008]: 40, Herv. i. O.).

Diese *Zugzwänge des Erzählens* (vgl. Griese 2008, Schütze 1982: 571ff., Schütze 1984) bezeichnet Thomas Göymen-Steck 2009 gemeinsam mit Schützes Modell der *kognitiven Figuren* als „soziale Grammatiken der Erzählung“ (Göymen-Steck 2009: 137, Fußnote). Während die sogenannten *kognitiven Figuren* eher der Vorgeformtheit der Stegreiferzählung zuzuordnen sind (vgl. 3.3.2), sind es gerade diese *Zugzwänge*, mit denen sich die eigentümliche Erzähldynamik, wie sie sich insbesondere beim Narrativen Interview entfaltet, beschreiben lässt. Aus ihnen resultiert „[d]as Gestaltungsstranszendente, Situationsemergente, Kreative der Erzähldynamik“ (Schütze 1987, ebd.: 205), die für Schütze das Charakteristische der Stegreiferzählung ist, auf die die Erhebungsmethode des biographisch-narrativen Interviews ziele. Ermöglicht werde diese durch den „narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrungen“:

Das Gelingen eines autobiographisch-narrativen Interviews setzt voraus, daß der Informant akzeptiert, sich dem narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrungen zu überlassen, und daß er keine kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie nimmt. Das Ergebnis eines gelingenden autobiographisch-narrativen Interviews ist also eine *Stegreiferzählung des selbsterfahrenen Lebensablaufs*. Aufgrund der Wirksamkeit der Zugzwänge des Stegreiferzählens (Schütze 1982) rekapituliert ein derart gelungenes autobiographisch-narratives Interview die in den entsprechenden Lebensphasen erfahrenen

16 Peter Alheit veranschaulicht: „Um in die ‚Welt‘ des Erzählers versetzt zu werden, braucht der Zuhörer jedoch mehr als das dürrtige Gerippe des damaligen Geschehens. Er muß die Szene kennen, die Zeiträume, die durchlaufen wurden. Er muß sich Mitakteure und Kontrahenten vorstellen können. Er muß sich ein ‚Bild‘ machen von der Situation, auf die sich der Erzähler bezieht. Dazu sind Einzelheiten notwendig.“ (Alheit 1984: 4)

17 Pathologisierende Assoziationen, die sich beim Begriff „Zwang“ aufdrängen können, sind insofern unbegründet als Kallmeyer und Schütze sich mit „Zugzwang“ auf das Schachspiel beziehen. Schütze 2007 reflektiert ausführlich das Problem, diesen Begriff ins Englische zu übertragen, dessen Schachterminologie kein sinnerhaltendes Analogon vorsieht (vgl. ebd.: 112f.).

Erlebnisströme nicht nur durch *Darstellungsinhalte*, sondern auch durch *die Art, wie vom Informanten die Darstellung vorgenommen wird*. (Schütze 1984: 78, Herv. i. O.)

Schütze stellt dem methodischen Erfolg des „narrativen Strom des Nacherlebens“ somit methodisch Unerwünschtes gegenüber, das er charakterisiert als „kalkulierte, vorbereitete bzw. [...] bereits oftmals präsentierte Geschichte“, die als etwas diene, was er als *Erzählfolie* bezeichnet. Ivonne Küsters bezieht sich auf diese Formulierung und spricht bei der Vermutung, dass „der Befragte [...] eventuell sogar entlang einer zuvor bereits bestehenden ‚Erzählfolie‘ gesprochen hat“, von einer gescheiterten Erhebung, denn „kurz gesagt: misslungen sind Interviews ohne Stegreiferzählung“ (Küsters 2006: 66). In einem Aufsatz von Dieter Nittel findet sich die gleiche Charakterisierung mit dem Begriff *Repertoiregeschichte*. Ein erstes Mal verwendet er diesen in einer Replik auf die aus seiner Sicht zu pauschale Kritik Harald Welzers an Interviewformen:

Für ihn [sc. Harald Welzer] ist das Zeitzeugeninterview offenbar ein in sich geschlossener Erhebungstyp, der ein gleichbleibend unzuverlässiges Datenmaterial erzeugt. Ob es sich um Zeitzeugen handelt, die *schon mehrfach befragt* worden sind und *Repertoiregeschichten* erzählen, oder um Zeitzeugen, die *zum ersten Mal* berichten – das alles ist ihm genau so gleichgültig wie die Frage nach dem Alter der Befragten oder danach, ob es sich um traumatisierte Informanten handelt oder um Zeitzeugen, die über moralisch heikle Erfahrungen berichten. (Nittel 2008: 81, Herv. d. Verf.)

Repertoiregeschichten resultierten aus dem Umstand, „schon mehrfach befragt worden“ zu sein und seien zu unterscheiden von Darstellungen, die „zum ersten Mal“ erfolgten. Die unterschiedliche Wertung, die sich hier bereits implizit andeutet, expliziert Nittel an späterer Stelle:

Auch die von uns gesammelten Projekterfahrungen mit über 150 autobiographisch-narrativen Interviews zeigen, dass das Forschungssetting und die anschließenden formalen Prüfstrategien einen zuverlässigen Schutzmechanismus enthalten, um *Repertoiregeschichten*, *inszenierten Erzählungen* oder *gar ausgedachten Geschichten* auf die Schliche zu kommen. (Ebd.: 95, Herv. d. Verf.)

Es spräche somit gerade für die Wirkmächtigkeit der Methode, ein solches Untergraben der Stegreifprinzips entlarven zu können. Wiederholte Geschichten nennt er dabei gemeinsam mit Inszenierungen und Fiktionen.

Bemerkenswert ist, dass sowohl Schütze als auch Nittel ihre weitreichenden Annahmen auf Basis von Einmalserhebungen gewonnen haben und die Wiederholung der Stegreifmethode offenbar weder praktisch erprobten, noch hypothetisch reflektierten. Stattdessen rechnen sie mit der methodisch garantierten Möglichkeit, gewissermaßen echtes und authentisches, spontanes und bewusst nicht kontrollierbares Erzählen im Stegreif unterscheiden zu können von gewissermaßen gefälschtem und irreführenden, da vorbereitetem und dadurch künstlich kontrolliertem Erzählen. Nach dieser an Einmal Erzählungen gewonnenen Überzeugung, es müsse so etwas wie

„Erstmalserzählen“ geben,¹⁸ erscheint ihnen (mutmaßliches) Wiedererzählen als etwas, dem der Makel der Täuschung anhaftet.

Die empirische Arbeit mit Mehrfacherhebungen zeigt jedoch, dass sich eine solche theoretische Ächtung von Wiedererzählungen nicht halten lässt. *Repertoiregeschichten* sind nicht einfach nur unerwünschter Beifang einer Erhebung, die als gewissermaßen minderwertiges oder irreführendes Erzählmateriale fragwürdiger Qualität entdeckt und aussortiert werden müsste. Ebenso wenig sind wiederkehrende Strukturen und die Orientierung an *Erzählfolien* ein Anzeichen für eine gescheiterte Stegreiferzählung. Das Paradigma der situativen Erzählemergenz stößt deshalb insofern an Grenzen, als es vorstrukturierte und sich wiederholende Elemente als defizitäre Erzählphänomene betrachtet und damit deren Funktion, Wertigkeit und letztlich auch identitätsstabilisierende Leistung unterschätzt. Erst eine ressourcenorientierte Perspektive auf Phänomene der Wiederholung, die ohnehin erst durch Wiederbefragungen in ganzer Bandbreite sichtbar werden, ermöglicht ein wertneutrales Verständnis für die vielfältigen Darstellungsverfahren im Stegreiferzählen. Das Paradigma der Erzählemergenz, das insbesondere Phänomene der Selbstläufigkeit des (Wieder-)Erzählens erklären kann, ist somit um ein Paradigma der Vorgeformtheit zu ergänzen, um auch Phänomene der Wiederholung verstehen, erklären und auch würdigen zu können. Entscheidend ist der Befund, dass Erzählemergenzen und Selbstläufigkeiten eben nicht mit Erstmalserzählen gleichgesetzt werden darf und das „Erzählfolien“ und „Repertoiregeschichten“ der Eigendynamik des Erzählens nicht etwa zuwiderlaufen, sondern durch diese erst gelöst werden. Stegreiferzählen besteht eben ganz einfach auch daraus, auf ein „bewährtes“ Repertoire zurückzugreifen.

3.3.2 Das Paradigma der Vorgeformtheit

So unalltglich und in gewisser Hinsicht unnatürlich die Erzählsituation des biographisch-narrativen Interviews im Rahmen einer Forschungserhebung durch eine fremde Person auch ist: Die so befragten haben in aller Regel keine Schwierigkeiten, den autobiographischen Erzählauftrag zu erfüllen und im Stegreif eine Lebenserzählung zu leisten, selbst dann, wenn sie sich dies im Vorfeld selbst nicht zugetraut hätten (vgl. 4.2.1 Teilnahmebereitschaft). Ein Hauptgrund für die scheinbare Mühelosigkeit in der Bewältigung der kommunikativen Aufgabe, das eigene Leben darzustellen, findet sich in der Möglichkeit, nicht nur im Hinblick auf die Konzeption des eigenen Redebeitrags auf soziale Konventionen und kulturelle Orientierungshilfen zurückgreifen zu können, sondern auch in der inhaltlichen Strukturierung und Ausgestaltung vielfache Ressourcen zur Verfügung zu haben.

Für das narrative Interview postulierte Schütze „die Ordnungsprinzipien der darstellungsmäßigen Erfahrungsrekapitulation“ (Schütze 1984: 80f.) und bezeichnete sie als *kognitive Figuren*. Er definiert sie als „die elementarsten Orientierungs- und Darstellungsraster für das, was in der Welt an Ereignissen und entsprechenden Erfahrungen aus der Sicht persönlichen Erlebens der Fall sein kann und was sich die

18 Auch ein Zitat Thure von Uexkülls, des Begründers der psychosomatischen Medizin, lässt auf die Annahme eines solchen Erstmalserzählens schließen: „Wenn wir unsere Wirklichkeit erzählen, erfinden wir sie jedes Mal neu. Eine Erzählung ist das Schicksal eines Menschen. Sie konstruiert ein Selbst.“ (von Uexküll zit. nach Otte 2001: 176)

Interaktionspartner als Plattform gemeinsamen Welterlebens wechselseitig als selbstverständlich unterstellen“ (ebd.). Erst sie garantierten die „formale Geordnetheit des Erzählens“, die sich in Segmentierung, Erzähllinienhierarchie, Ergebnisankündigung und Gesamtgestalt der Lebensgeschichte (ebd.: 108) ausdrücke und nachvollziehen lasse. Konkret benennt Schütze vier kognitive Figuren: Biographie- und Ereignisträger und ihre soziale Beziehung; Ereignis- und Erfahrungsverkettung; Lebensmilieu und schließlich die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte. Gemeint sind damit die Selbstpositionierung der Erzählenden als Hauptfigur, die Darstellung von Ereignissen und Verläufen, die soziale Einbettung und der „Gesichtspunkt, unter welchem der Erzähler das Erfahrungsmaterial aufordnet“ (ebd.: 103), der sich als „bewertende Stellungnahme zu den wichtigsten Ergebnissen der Lebensgeschichte“ explizit ausdrücken kann. Solche erzähltheoretischen Gesetzmäßigkeiten liefern gewissermaßen die Erzählkonvention, in die hinein die eigene Erfahrung formuliert werden kann. Die Stegreif-erzählung mäandert somit keineswegs ziellos und planlos umher, sondern wird durch kulturell vorgeprägte Konventionen und Erwartungserwartungen vorgespurt und reguliert. Zusätzlich stehen Erzählrepertoires und Erfahrungsreservoir bereit.

Beide Mechanismen, kulturell vorgeprägte Konventionen als auch die individuell verfügbaren Erzählrepertoires, lassen sich mit dem Begriff *Vorgeformtheit* fassen. Elisabeth Gülich 2007 charakterisiert die „Orientierung an vorgeformten Strukturen“ folgendermaßen: „Wir verstehen unter dem Begriff Vorgeformtheit sowohl konventionalisierte, sozial geteilte Formen als auch individuelle Routinen, die einzelne Sprecher angesichts von Interaktionsaufgaben herausbilden, mit denen sie wiederholt konfrontiert werden“ (Gülich 2020a [2007b]: 273). Es handele sich also um „ein Verfahren oder eine *Methode* (im konversationsanalytischen Sinne) zur Lösung konversationeller Formulierungs- und Verständigungsaufgaben“. Wiederkehrende Elemente seien allerdings keineswegs „Fertigteile“, die reproduziert und im Formulierungsprozess in ‚frei formulierten‘ Text eingesetzt“ werden. Stattdessen sei deren Einsatz „durchaus eine Formulierungs- und Verstehensleistung“, die entsprechend „produziert und interaktiv bearbeitet wird.“ Ein weiterer Vorschlag ist deshalb, Vorgeformtheit als „Orientierung am Modell“ zu verstehen und „konventionalisierte und individuelle Modelle“ zu unterscheiden. Schließlich handele es sich bei Vorgeformtheit um „ein graduales Phänomen, [...] das heißt, Äußerungen sind nicht entweder vorgeformt oder frei, sondern mehr oder weniger vorgeformt“ (alle Zitate ebd.: 273–274).

In ihrem Artikel von 2012 wenden Dagmar Barth-Weingarten, Elke Schumann und Rainer Wohlfahrt diese Grundlagen schließlich auf *retold stories* an, um lokale Wiedererzählungen aus Interview-Material zu untersuchen (vgl. 2.1.3). Im Sammelband *Wiedererzählen* (2015) widmet sich auch Heike Knerich der Zusammenführung von *Vorgeformtheit* und *Wiedererzählen*, gesteht jedoch ein, dass ihr „nicht zu allen Aspekten Daten vorliegen“, ihr Beitrag deshalb auf „daten- und literaturgestützte Überlegungen“ (Knerich 2015: 34) präsentiere. Sie unterscheidet fünf Aspekte der Vorgeformtheit, die sich in *retold stories* zeigen könnten. Diese Auflistung lässt sich nun auch für Lebensgeschichten nutzbar machen, notwendig ist dafür insbesondere die Einbeziehung des Aspektes *globalen* Wiedererzählens, der von Knerich in der üblichen Fokussierung auf *episodisches* Wiedererzählen nicht berücksichtigt wird. Folgende Tabelle zeigt meine Adaption:

Phänomene der Vorgeformtheit im Wiedererzählen (nach Knerich 2015: 39f.)	Adaption für Autobiographisches Wiedererzählen
<ul style="list-style-type: none"> · die Orientierung der Interagierenden an einem konventionalisierten Muster im Sinne einer rekonstruktiven kommunikativen Gattung, 	<ul style="list-style-type: none"> · Jeweilige Biographieauffassung, die evtl. in der Interaktion ausgehandelt wird, insbesondere aber kulturell als Selbstverständlichkeit und individuell von dem/der Befragten orientierend angewandt wird.
	<ul style="list-style-type: none"> · Globales Wiedererzählen. Also die Gangstruktur der lebensgeschichtlichen Gesamterzählung. (bisheriges Desiderat der Wiedererzählforschung, vgl. 2.3.1)
<ul style="list-style-type: none"> · die individuell rekurrente Rekonstruktion einer Episode auf immer die gleiche Weise bzw. als nachweisliche Orientierung an einem auf die gesamte Rekonstruktion bezogenen individuellen Modell, 	<ul style="list-style-type: none"> · Lokales Wiedererzählen. Also das Vorliegen einer Einzelereigniserzählung in mindestens zwei Versionen. (von Ferrara nicht berücksichtigter Typ same event – same point, im Falle von Umdeutung Typ same event – different point, vgl. 2.1.1.)
<ul style="list-style-type: none"> · die (rekurrente) Verwendung konventionalisierter sprachlicher Formen und Strukturen innerhalb von Wiedererzählungen, 	<ul style="list-style-type: none"> · Fokales Wiedererzählen.¹⁹ Also das wiederholte Auftreten von gleichen oder sehr ähnlichen Formulierungen. Am auffälligsten bei Redewiedergaben (vgl. 3.2.1).
<ul style="list-style-type: none"> · die Verwendung individuell vorgeformter sprachlicher Formen oder Strukturen innerhalb von retold stories, 	
<ul style="list-style-type: none"> · andere individuelle Modelle in Bezug auf retold stories wie eine immer gleiche Einbettung von lebensgeschichtlich oder situativ-thematisch relevanten Narrativen oder eine Leitmotivik 	<ul style="list-style-type: none"> · Formales Wiedererzählen durch strukturelle Vorgeformtheit. Also Episoden gleicher Form, aber unterschiedlichen Inhalts bzw. zu unterschiedlichen Ereignissen (Ferrara-Typ similar events – same theme bzw. twin tales, vgl. 2.1.1.)
	<ul style="list-style-type: none"> · Zonales Wiedererzählen. Also idiosynkratische Verkettung mehrerer Episoden (Ferrara-Typ different events – same point bzw. chained stories, vgl. 2.1.1.) oder Episoden-Reflexion-Kombinationen (vgl. Schlüsselfall Heberling), die sich wiederholen.
	<ul style="list-style-type: none"> · Biographisches Narrativ. Auf Ebene Eigen-theorie/life theory vorliegende Leitmotivik (Sacher 2015) oder Selbsttheorie bzw. Makronarrativ (Hardtke/Levitt/ Angus 2002: 304).

Während sich Aspekt drei und vier in Knerichs Liste zu fokalem Wiedererzählen also zusammenfassen lassen, ist insbesondere Aspekt fünf gewinnbringend auszudifferenzieren. So entsteht ein Fächer relevanter Aspekte, die zudem die zentralen Eigenschaften der Lebenserzählung als Einheit von *Chronik*, *Reinszenierung* und

19 Die Unterscheidung von konventionalisiert und individuell vorgeformt, die Knerich hier berücksichtigt, lässt sich vernachlässigen, wie Gülich 2007 ausführt: „Die Grenzen zwischen diesen beiden Typen von Vorgeformtheit sind fließend, sofern man die Formulierungsaktivitäten beschreibt: Für den Rekurs auf Vorgeformtes bei der Lösung von Formulierungsaufgaben macht es keinen Unterschied, ob es sich um konventionelle oder individuelle Vorgeformtheit handelt.“ (Gülich 2020a [2007b]: 273)

Eigentheorie abbilden: Der (Wieder-)Erzählsituation liegt ein Verständnis der kommunikativen Gattung zugrunde, an der sich die Beteiligten orientieren.²⁰ Im Falle des Narrativen Interviews wird mit der Einstiegsfrage nach der Lebensgeschichte ein kulturell vorgeprägtes – Nittel spricht von „gesellschaftlich präformiert“ (Nittel 2008: 91) – Verständnis dessen, worum es sich bei einer Lebensgeschichte handelt, abgerufen, welches dann aber individuell umgesetzt wird.²¹ Tilmann Habermas bezeichnet dieses Vorwissen, das die Grundstruktur von Lebenserzählungen vorgebe, als „kulturelles Biographiekonzept“ (Habermas 2006: [7]) bzw. *cultural concept of biography* (Habermas/Bluck 2000b: 131), das wohl nicht nur das Erzählen, sondern auch die mentale Organisation anleite (ebd.). *Globales Wiedererzählen* folgt diesem kulturvarianten Verständnis und orientiert sich an der *Chronik/life history*. Darin findet sich *lokales Wiedererzählen* in Form von *Reinszenierung/life stories* (entweder mehrere Versionen der gleichen Ereigniserzählung oder verschiedene in der gleichen Form erzählte Ereignisse), die ihrerseits fokales Wiedererzählen in Form deutlich paralleler Einzelformulierungen und Redewiedergaben enthalten. Zusätzlich zeigen sich als *zonales Wiedererzählen* mannigfaltige Verkettungsphänomene, die auch Einzelereigniserzählungen mit expliziten Darstellungselementen der *Eigentheorie/life theory* verknüpfen können.

Schließlich findet sich auf Ebene der *Eigentheorie/life theory* ein weiteres globales, implizit bleibendes Phänomen des Wiedererzählens, das ich als *Biographisches Narrativ* bezeichnen möchte. Während die zugrundeliegende Biographieauffassung die konventionalisierte Vorgeformtheit der kommunikativen Gattung beschrieb, zeigt sich hier deren individuelle Vorgeformtheit darin, worum es sich bei der eigenen

20 Werner Fuchs-Heinritz 2009 entwickelt eine „Liste von Orientierungsfolien und Formtraditionen, die biographische Kommunikation fundieren“ (ebd.: 26). Er zählt darunter „Beichte, Anamnese, Biographie und Autobiographie, Memoiren, Tagebuch, Brief, Lebenslauf, Akte, Laudation und Nachruf“ und einige mehr (ebd.: 26ff.). Entscheidend ist allerdings, dass die autobiographische Stegreiferzählung eine ganze Bandbreite an Gattungsbezügen aufweist, um „ihre angestrebte Funktion – Selbstdarstellung, Rechtfertigung, Anklage, Beweis, Belustigung, etc.“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 175) anzustreben.

21 Die der Lebenserzählung grundlegende *Biographieauffassung* zeigt deutliche Parallelen zwischen Biographie I/Lebensvollzug und Biographie II/Lebenserzählung. Deutlich wird das mit Begriffen wie *biographische Normalschemata* (Griese 2008) und *objektive Ablaufprogramme des Lebens* (Fischer/Kohli 1987). Griese 2008 bespricht diese als „Konzept der (männlichen) ‚Normalbiographie‘“ (ebd.: 143) und zählt zum Muster des „institutionalisierten Lebenslaufs in seiner kulturellen und historischen Prägung“ (ebd., Fußnote) die Stationen „Geburt → Kindergarten → Vorschule → (Grund-)Schule → Berufliche Ausbildung → Arbeitslosigkeit → Beruf bzw. (Fach-)Hochschule → Familiengründung → Beruf(swechsel) → Form des kritischen Lebensereignisses → Beruf → Verrentung/Ruhestand“ (ebd.). Dieses Muster kann auch die Stegreiferzählung zeitlich strukturieren. Henze/Kellner-Evers 2009 bezeichnen ein solches „institutionelles Ablaufmuster“ als „sozial vorgegebene Erwartungshorizonte, die dem Biographieträger gewisse Bewegungskorridore eröffnen oder verschließen“ (ebd.: 203, Fußnote). Habermas 2020 nennt „Statuspassagen wie Einschulung, erster Kuss, Führerschein, Abschluss der Berufsausbildung oder des Studiums sowie Heirat und die Geburt der Kinder und Enkel“ (ebd.: [2]) und sieht sie als „eine Art normatives Gerüst von Lebenserzählungen“ und zählt sie „zum kulturellen Konzept davon, wie eine Biografie auszusehen hat“ (ebd.). Kade/Nolda 2012 schließlich beziehen sich auf ein spezifisches Verständnis von *Lebenslauf*, „als ein allgemeines Muster, das allen konkreten Lebensläufen in der Moderne zugrunde liegt. Dies kann individuell als ein kulturell verfügbares Schema zur Beschreibung des eigenen Lebens genutzt werden“ (Kade/Nolda 2012: 120).

Lebensgeschichte konkret handelt. Aber auch hier werden durchaus *ready mades* (Kraus 1999) und *ready made meanings* bzw. *ready-made stereotypical narratives* (Payne 2000: 21) eingesetzt,²² so dass die Grenzen zwischen kultureller Folie und idiosynkratischer *personal myth* (May) fließend sind.²³ Das biographische Narrativ ist so die eigenthereoretische Botschaft, die implizit aus der Gesamterzählung „spricht“. Es ist die biographische Stimme des Autor-Ich bzw. Autobiographen-Ich, das die Ausführungen unter ein Motto stellt bzw. diesen eine „bestimmte ‚Moral‘ der Lebensgeschichte“ (Schütze 1984: 103) hinterlegt. Julia Sacher 2015 illustriert diese eigenthereoretische Grundierung mit dem Begriff des *Leitmotivs*. Es handele sich dabei um ein „argumentatives Modell“ (ebd.: 83), mit dem „Sprecher bestimmte Facetten ihres sozialen Selbst in unterschiedlichen Zusammenhängen gleich oder ähnlich konstruieren“ (ebd.: 61). Dessen „argumentative Struktur erscheint individuell vorgeformt“ (ebd.: 83), diene dem *face-work* (Goffman) und funktioniere wie „eine Art narrative Schablone, in die unterschiedliche biographische Versatzstücke eingepasst werden“ (ebd.: 66). Während die meisten Publikationen „im Bereich Retellingforschung“ auf die Oberfläche der Darstellung zielten, also Wiedererzählen lediglich „anhand von Gemeinsamkeiten der Prosodie, Wortwahl, Syntax oder vergleichbarer oberflächennaher Phänomene“ verfolgten, könnten aber auch „auf Grundlage tieferliegender struktureller Phänomene Hinweise auf wiederholtes Erzählen gefunden werden“ (ebd.: 83). Im therapeutischen Kontext sprechen Karen Hardtke, Heidi Levitt und Lynne Angus 2002 mit Blick auf die Forschungsliteratur von der „Entwicklung der Selbsttheorie des Individuums, die wir auch Makronarrativ (*macronarrative*) des Klienten nennen“ (Hardtke/Levitt/Angus 2002: 304), für die „Schlüsselereignisse im episodischen Gedächtnis [...] als Schemata fungieren könnten“ (ebd.). Das Makronarrativ sei „ein vorbewusstes, durch Erfahrung geprägtes konzeptuelles System [...], das automatisch Erfahrungen strukturiert und Handlungen leitet“ (ebd.). Die therapeutische Schlüsselstrategie sei, dieses Makronarrativ von Klientinnen und Klienten über den Erzählauftrag von bedeutsamen Erinnerungen aufzudecken.

Grundsätzlich erinnert das Paradigma der Vorgeformtheit daran, dass allen Dimensionen der Lebenserzählung kulturelle und individuelle Modelle zugrunde liegen. Für das Verständnis davon, was eine Lebenserzählung ist und wie sich die eigene Lebensgeschichte darin einfügen lässt, was wie zu berichten, erzählen und zu beurteilen ist (und was nicht), stehen Vorbilder und Vorgänger, Vorerfahrungen in Form von „Formulierungserfahrungen aus früheren Kommunikationssituationen“

22 Wolfgang Kraus 1999 bezieht sich auf Gergen und Gergen 1988, die davon ausgehen, dass Erzählende durch Sozialisation lernen, „Lebensereignisse als Beständigkeiten, als Verbesserungen oder als Verschlechterungen zu interpretieren“ und mit etwas Training in der Lage seien, „das Leben als Tragödie, Komödie oder als romantische Saga zu sehen“ (Gergen/Gergen 1988: 33 zit. n. Kraus 1999, o.S). Orientierung bieten *shared master narratives* (Singer 2019: 195), die überwiegend medial vermittelt werden: „Myths, legends, fairytales, novels, plays, films, TV shows, newspapers, magazines, and social media are the cultural raw material from which each individual's unique life story is drawn.“ (Ebd.)

23 Solche Verflechtungen sind es, die das individuell-soziale Doppelgesicht von Lebenserzählungen ausmacht und „das soziale Konstrukt ‚Biographie‘“ (Fischer/Kohli 1987: 26) als Forschungsgegenstand auszeichnet: „Die individuelle Geschichte eines Menschen und die kollektive Geschichte, die subjektiven und die kollektiven Wirklichkeiten, durchdringen sich wechselseitig. Die Lebensgeschichte ist sowohl in ihrer Entwicklung als auch im gegenwärtigen deutenden Rückblick der BiographInnen immer beides zugleich: ein individuelles und ein soziales Produkt.“ (Rosenthal 2015: 172)

(Dausendschön-Gay/Gülich/Krafft 2007: 189) und narrative Vorversionen als Orientierungsfolien bereit. Hochproblematisch ist, wenn solche Vorbilder und Orientierungsfolien fehlen: „Für jede Kultur ist davon auszugehen, daß in ihr einige Formen von Geschichten wesentlich häufiger verwendet werden als andere“ (Kraus 1999: o.S.). Kulturelle Normerwartungen begünstigen bestimmte Geschichten, während „andere“ Geschichten nicht „passen“. Menschen mit Erfahrungen, für die keine – wie Kraus sie nennt – „verfügbaren Formen einer Narration des Selbst“ zur Verfügung stehen, entsteht so die Gefahr des *silencings*: Menschen mit Erfahrungen abseits kanonischer Normnarrative sind so mit höheren Hürden konfrontiert, Erzählbarkeit und -würdigkeit zu erreichen. Mögliche Folge ist ein „*untellable and silenced self*“ (McLean 2008: 11).²⁴

Dieser *Orientierung am Modell*, auf die das Konzept der Vorgeformtheit hinweist, sind viele Forschende auf verschiedenen Ebenen und aus verschiedenen Perspektiven nachgegangen, um bestimmte Regelmäßigkeiten auf Ebene der Lebenserzählung – oder gar auf Ebene der Lebensführung – zu fassen. Der Begriff, der dabei auffallend dominiert ist der des *Skriptes*. Er taucht häufig zur Beschreibung empirischer Phänomene des Wiedererzählens auf, beispielsweise in Formulierungen wie: „*some autobiographical recollections seem more scripted and rehearsed than others*“ (McAdams 2019: 209)“, „*The story was too good to be true [...] – too tight, too scripted, too rehearsed*“ (ebd.: 219) oder „zu Skripten destillierten Erfahrungskomplexe“ (Scheidt/Lucius-Hoene 2015: 238). Die Denkfigur des *Skriptes* illustriert somit eine Art des Vorbereitetseins, dem etwas von Automatisierung anhaftet. Formulierungen wie „bei der der Klient ein gut einstudiertes Skript aufzusagen scheint“ (Hardtke/Levitt/Angus 2002: 305) spielen damit, noch deutlicher die Metapher der Kassettenaufnahme: „*It was as if Shirley pushed a button in her mind, and the tape automatically played*“ (McAdams 2019: 209). McAdams 2019 differenziert den Skriptbegriff, wenn er in einer Interviewanalyse hervorhebt, es handele sich um „*stories that seemed to be especially well scripted in two different senses[?] [...] It seemed as if they had told these stories many times before. [...] Second, [they] told stories that tended to conform to a standard script that many listeners would expect American life stories to follow*“ (ebd.: 209). Eine Form von Skript entstünde demnach durch Wiederholung, eine andere Form von Skript stünde zugleich in Form konventionalisierter Vorbilder zur Verfügung. Einen dritten Anwendungsbereich deuten Pasupathi/Wainryb 2019 an, wenn sie die Aufgabe der Interviewenden in der Erhebungssituation beschreiben als „*moving the interview along the appropriate, scripted lines*“ und eine standardisierte Datenerhebung charakterisieren als: „*Interviewers introduce the chapter task to all participants in very similar, scripted*

24 Kate McLean 2008 führt aus: „*At the same time, and more provocatively, we can learn what society silences and what stories are untellable. Indeed, the narratives that cultures allow and encourage to emerge may not always match the personal narratives of the individual. For example, certain stories may be silenced, such as sexual abuse or rape [...], and certain people may be silenced, such as ethnic minority groups [...], women [...], or homosexuals [...]. Silencing refers to the explicit or implicit message that one's stories, and consequently, one's self, are not acceptable, interesting, or relevant, thus rendering one's voice unheard. Therefore, the canonical narrative in a given culture is given privilege and authority over the non-canonical narrative. Voice is given to those people who have personal narratives that match the canonical narrative, as their experiences are both socially accepted and assumed. Conversely, those people who cannot identify with the canonical narrative have experiences that are silenced.*“ (Ebd.: 11, Literaturhinweise entfernt)

ways“ (ebd.: 188). Eine vierte Bedeutungsdimension deutet sich schließlich an, wenn die Rede davon ist, ein Teilnehmer „appears to have led a less scripted life“ (Fivush/Habermas/Reese 2019: 163f.), der Begriff des „Skriptes“ also nicht auf Ebene des Erzählens, sondern auf Ebene des Lebensvollzugs verwendet wird.

Zwischen diesen vier – und noch weiteren – Bedeutungen zerbricht der allgegenwärtige Begriff des Skriptes, der mal auf Ebene des Lebensvollzugs als „angeborene Verlaufserwartungen“ (Eibl 2003: 578) in Form von „vorliegenden Schemata oder Skripten, die mit unseren eigenen Daten gefüllt werden“ (ebd.: 586) oder – in der Transaktionsanalyse – als eine Art „vorbewußten Plan oder Programm“ (Schlegel 1988: 171) in Form eines „Lebensplans“ festlegt, wie „jemand seine Rolle im Leben spielen wird, [ein] Skript, also Rollentext“ (ebd.). An anderen Stellen geht es

- mal um scripts als „standardisierte Drehbücher für soziale Situationen“ (Habermas 2006: [4f.]),
- mal um „cultural scripts, known as ‚master narratives‘ are shared stories within specific cultures“ (Blackie/Colgan/McDonald/McLean 2020: [4]),
- mal um *narrative scripts*, beispielsweise in Form eines „Jewish American life script“ (McLean/Köber/Haraldsson 2019: 152) oder als *redemption* oder *contamination scripts* (Singer et al. 2012: (8), Singer 2019: 201f.), oder als „the ‚same old story‘“ (Singer et al. 2012: [9]),
- mal um „Skripts als gesellschaftliche, kulturell vorrätige, sprachliche Muster der Identitätskonstruktion“ (Leitner referiert von Griese 2008: 136),
- mal um *life scripts* als „culturally shared expectations as to the order and timing of life events in a prototypical life course“ (Berntsen/Rubin 2004: 427) oder um *cultural life scripts* als „cultural template to guide a stable selection of events for her life story“ (Fivush/Habermas/Reese 2019: 162f.),
- mal um *Lebensskripte* beispielsweise in Form von „Leben als harte und gute Arbeit, die zum Erfolg führt“, ‚Leben als mehr oder weniger erfolgreicher Kampf‘, ‚Leben als Aneinanderreihung von glücklichen Momenten‘, ‚Lebensweg als Folge göttlichen Wirkens‘ und ‚Leben in der und für die Familie‘“ (Wohlfarth 2012: 60f.), u.v.m.

Ausdrücklich nicht als *script/Skript* bezeichnen Habermas/Bluck 2000 ihr Konzept des *life story schema*: Im Gegensatz zu *script* habe *schema* „the benefit of not limiting organization to only a temporal [...] structure“ (Habermas/Bluck 2000b: 126). Sie definieren es als „a skeletal mental representation of life’s major components and links“ (ebd.: 121) bzw. „a mental organization of one’s past that models one’s experience with life“ (ebd.: 126). Sie stellen sich vor, dass es dieses *life story schema* ist, das *autobiographical memory* (AM) strukturiert, die *life story* mental repräsentiert und so ökonomisch und effizient Ressourcen bereitstellt, das eigene Leben erinnern und erzählen zu können. Es handelt sich also um eine Art Abkürzungsstrategie, „to organize the search so as to inhibit retrieval of the huge amounts of information one has stored about one’s life in the past“ (ebd.). Es organisiert *autobiographical reasoning* ebenso wie das Erzählen des *life narrative*.

All diese diversen Skriptbegriffe lassen sich nicht nur grundsätzlich dem Paradigma der Vorgeformtheit zuschreiben, sondern in ihrem Anwendungsbezug auch der Differenzierung von Biographie I/Lebensvollzug und Biographie II/Lebenserzählung zuweisen. In meiner Auswertungsarbeit hat sich bewährt, für die drei Dimensionen der Lebenserzählung, Chronik, Re-Inszenierung und Eigentheorie jeweils eigene „Skripte“

anzunehmen, die einzelfalltypisch deutlich ausgeprägt zu erkennen sein können. Die Dimension der Chronik, also die Person-Stimme, folgt dabei am deutlichsten dem historischen Lebensvollzug und orientiert sich deutlich am Lebenslauf im Sinne der Abfolge gesellschaftlich erwartbarer Lebensstationen. Hier spielen Vorstellungen der Chrononormativität eine Rolle, also die Frage nach der kulturell erwarteten Rechtzeitigkeit bestimmter Lebensereignisse, der bei (mutmaßlicher) Abweichung durch die Selbsterzählenden in aller Regel metakommunikativ Rechnung getragen wird. Man könnte von *Lebenslaufplan* sprechen, der doppelgesichtig sowohl auf Lebensführung als auch die Strukturierung der Lebenserzählung einwirkt. Die Orientierung am Modell auf dieser Ebene des globalen Erzählens richtet sich, so sie fallspezifisch vorliegt, auf ein *Globalskript*, das ich zur Vermeidung des überlasteten Skript-Begriffs als *globalen Erzählplan*²⁵ bezeichne. Auf Dimension der Re-Inszenierung, also der Erzähler-Stimme, zeigt sich, wie schon Norrick 1998 hervorgehoben hat, „that some speakers recycle stories as fairly intact units, apparently sometimes with moveable subsections, tailoring them just as much as necessary to fit the current context“ (ebd.: 90). Auch Heller/Morek/Quasthoff 2015 bezeichnen in ihrer Auseinandersetzung von *mehrfachem Erzählen* solche „Verfahren der Wiederverwertung einer Erzählung daher als recycling“ (ebd.: 354). Haapanen/Perrin 2020 denken die Metapher schließlich weiter, wenn sie annehmen, dass sich analog zu PET-Flaschen auch bei *linguistic recycling* von „down-, cross-, and upcycling“ (ebd.: 3f.) sprechen lässt. Die Orientierung am Modell auf dieser Ebene des lokalen Erzählens richtet sich auf ein *Lokalskript* bzw. einen *lokalen Erzählplan*. Auf Dimension der Eigentheorie schließlich finden sich solche skriptartigen Modelle in Form des bereits eingeführten *biographischen Narrativs*, das als *Leitmotiv* erkennbar wird oder explizit in selbstcharakterisierenden Argumentationen formuliert wird, durch die sich die *Selbsttheorie* bzw. das *Makronarrativ* der Selbsterzählenden repräsentiert. Es handelt sich hierbei um *Selbstschemata*, die Lefarth et. al. 2018 definieren als „kognitive Strukturen, die zentrale Annahmen über das Individuum beinhalten und der Organisation selbstbezogener Informationen dienen“ (ebd.: 16). Im Idealfall tragen sie „den psychologischen Motiven der Selbstwerterhöhung und des Konsistenzstrebens Rechnung“ (ebd.), stützen also als „selbstwertdienliche Kausalattributionen in Form eines Self-Serving-Bias“ (ebd.: 73), wie schon die *personal myth* von Rollo May, die mentale Gesundheit. Bedroht wird diese jedoch durch dysfunktionale Selbstschemata. Mit dem Alternativbegriff *Selbstkonzept* findet sich auch bei Schütze das bedrohliche Bild, dass „auch bei den zunächst stabil gebliebenen Selbstkonzepten Risse entstehen [können] [...] [und ein] partieller biographischer Zusammenbruch“ (Schütze 1981: 99) folgen kann. Durch die dadurch erhöhte Selbstaufmerksamkeit kann dies eskalieren, denn werden „diese Schleifen einige Male durchlaufen, kann der Glaube an das eigene Selbst wiederum partiell zusammenbrechen“ (ebd.).

Mit möglichen globalen und lokalen Erzählplänen und biographischen Narrativen liegen jedenfalls im Regelfall starke Modelle vor, an denen sich Selbsterzählende orientieren und die narrative Wiederholungen nicht nur wahrscheinlich, sondern auch notwendig machen.

25 Bei Schütze findet sich dieser Begriff m.W.n. ein einziges Mal, wenn er 1984 von *Relevanzabstufungsmarkierern* spricht, die darauf hinweisen können, „daß die vorliegende Seiten- bzw. Hintergrundkonstruktion nicht zum ‚eigentlichen‘ Erzählplan gehört“ (Schütze 1984: 108). Da er den Begriff und dessen Denkfigur nicht ausführt bleibt unklar, wie Schütze das Verhältnis zwischen *Erzählplan* und *Erzählfolie* (vgl. 3.3.1) sieht.

3.3.3 Das Paradigma der interaktiven Hervorbringung

In „Le récit de vie“ („Die Lebenserzählung“, 2018) bezieht sich der Soziologe Daniel Bertaux auf Ferrarotti, wenn er feststellt: „einem Aufnahmegerät erzählt man sein Leben nicht“ (Bertaux 2018: 72). Mit diesem Grundsatz hängt unmittelbar zusammen, dass Bertaux für seine am Modell des *Narrativen Interviews* orientierten Erhebungen den Begriff „Interview“ meidet und diese stattdessen als *narratives* oder *erzählendes Gespräch* bezeichnet. Entsprechend wichtig ist ihm die strenge Unterscheidung von „Autobiographie“ und „Lebenserzählung“, die man nicht verwechseln dürfe. Denn letztere entstehe „in dialogischer Interaktion zwischen zwei Menschen: dem_der Interviewpartner_in, der_die erzählt, und dem_der Forschenden, der_die zuhört, begleitet, ermuntert und anspornt; sie hat also nicht eine_n, sondern zwei Autor_inn_en“ (ebd.: 49). Eine solche Unterscheidung findet sich bei Arnulf Deppermann 2013 bezogen auf Forschungsperspektiven: *Interview als Text* als ein Verständnis, das „Interviews unter inhaltlichen Gesichtspunkten analysiert und als Zugang zu einer vorgängigen sozialen oder psychischen Wirklichkeit“ ansieht, und *Interview als Interaktion*, das Interviews versteht „als situierte Praxis, in welcher im Hier und Jetzt von InterviewerInnen und Befragten gemeinsam soziale Sinnstrukturen hergestellt werden“ (ebd.: o.S.).

Der Erziehungswissenschaftler Thomas Göymen-Steck mahnt, das narrative Interview „nicht mit einem quasi geistigen Monolog zu verwechseln“ (Göymen-Steck 2009: 147). Die bzw. der Teilnehmende beteilige „sich an Kommunikation und spielt damit eben ein soziales (!) Spiel²⁶, muss sich also bei allen Freiheiten zumindest auch an der Fremdreferenz des realen Gegenübers orientieren“ (ebd.). Dadurch sei beobachtbar, „wie sich der Erzähltext mit Kontexturen im Sinne eines virtuellen Publikums versorgt, und insbesondere, welche Position der Interviewer innerhalb dieses Publikums zugewiesen bekommt“ (ebd.).

Da im Fall des Narrativen Interviews „das Setting der Datenerhebung die Daten selbst beeinflusst“ (Marotzki 2006: 127) handelt es sich unvermeidbar um ein *reaktives* Verfahren. Die mit ihm gewonnenen Darstellungen sind somit grundsätzlich *recipient-designed* (vgl. exempl. Ferrara 1994: 56) bzw. beinhalten *Adressatenzuschnitt* (vgl. exempl. Deppermann/Blühdorn 2013) und *Hörerorientierung* (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 257). Gülich und Lucius-Hoene 2015 heben als *Primat der Interaktion* hervor, dass „jede Äußerung [...] im sequentiellen Kontext und im zeitlichen Verlauf des Gesprächs zu sehen [ist], und [...] immer als Ergebnis gemeinsamer Aktivitäten – als ein *interactional achievement* (Schegloff 1982) – betrachtet“ (Gülich/Lucius-Hoene 2015: 137) werden muss. Entsprechend sieht nicht nur die Auswertungsmethode der biographischen Fall-

26 In meinem Korpus wird die Erhebungssituation tatsächlich auch einmal als „Spiel“ bezeichnet, in diesem Meta-Dialog zwischen Joachim Marne und mir: „JM: Es klin-, nein! Ja ja, *das is ja-, das is ja das-,* [schmunzelt] das is ja de-, Sie-, Sie verlangen von mir die Quadratur des Kreises! / I4: Naja, *ich darf doch mal fragen* [scherzend, gespielt unschuldig] / JM: Ja, natürlich dürfen Se fragen. [lacht] / I4: [lacht mit A] / JM: Ham-, *ham Sie sich jetzt zur Pflicht gemacht* [scherzend, gespielt leidend, reibt sich dabei mit der Hand durchs Gesicht] / I4: *Ja* / JM: *Is ja-,* [gleichzeitig] ja i-, ich-, ich versuche ja auch das Spiel, weil es e'n ernstes Spiel is', mitzuspielen.“ (14m-MARNE2017b: 3144f.)

rekonstruktion nach Gabriele Rosenthal vor, die empirische Auseinandersetzung mit der Analyse der gegenwärtigen Erzählsituation beginnen zu lassen:

Erzählte Lebensgeschichten sind in ihrer Entstehung an die Gegenwart ihrer Produktion gebunden. Sie entstehen *jeweils neu in der Interaktion mit anderen Menschen*, seien diese nun leibhaftig anwesend oder beim Schreiben der Biographie als idealisierte, verallgemeinerte Andere gedacht. Die gegenwärtige Lebenssituation des Erzählers, seine Gegenwartsperspektive bestimmt den Rückblick auf die Vergangenheit. (Rosenthal 1994: 9, Herv. d. Verf.)

In der Formulierung „jeweils neu in der Interaktion mit anderen Menschen“ drückt sich pointiert die Erwartung von *Erhebungsemergenz* aus. Es stellt sich die Frage, wie sich die Annahme der Eigendynamik von Stegreiferzählungen (vgl. 3.3.1) mit diesem *Paradigma der interaktiven Hervorbringung* vereinbaren lässt. Auch der Psychologe Wolfgang Kraus formuliert mit „Je nachdem, mit wem wir sprechen“ ein Plädoyer für die Interaktivität:

Denn „die“ Lebensgeschichte darf nicht als ein stabiles Konstrukt verstanden werden, das nach Belieben präsentiert werden könnte. Charlotte Linde (1993) macht uns darauf aufmerksam, daß diese Geschichte faktisch nie vollständig präsentiert wird. Wir erleben mehr als wir erzählen und wir erzählen anders vor den jeweils anderen. *Je nachdem, mit wem wir sprechen* und welches Selbstbild wir präsentieren wollen, geben wir „unserer“ Geschichte unterschiedliche Färbungen, wir lassen das eine aus und betonen das andere. Insofern ist die Selbstgeschichte in der Tat ein „work in progress“, dessen Teile sich immer wieder verändern, je nachdem wie die Zuhörerschaft darauf reagiert und je nachdem, wie wir aktuelles Erleben integrieren müssen. (Kraus 1999: o.S., Herv. d. Verf.)

Der Erziehungswissenschaftler Dieter Nittel dagegen expliziert die Gegenläufigkeit von Erhebungseffekten und Erzähldynamik, in dem er die Kritik an Narrativen Interviews (namentlich durch Hans-Christian Koller und Harald Welzer) wie folgt zusammenfasst:

Die Erhebungssituation lasse sich, so der Einwand, nicht in der Weise gestalten, dass die Faktoren Sympathie und Antipathie, Schamgefühle und der Wunsch nach Diskretion oder unterschwellige Darstellungsabsichten in der Interaktionsbeziehung zwischen Informant und Forscher tatsächlich so beherrscht würden, dass ihr Einfluss auf das im Interview Gesagte neutralisiert werden könne. Die Kontingenz der Erhebungssituation sei stärker als die Zugzwänge des Erzählschemas und die kognitiven Figuren, so dass ein anderer Interviewer zwangsläufig auch eine gänzlich andere Lebensgeschichte evozieren würde. (Nittel 2008: 77)

Der Konjunktiv des Satzes deutet schon an, dass Nittel (der auf Basis von Einmalhebungen auf „Repertoiregeschichten“ schließt [vgl. 3.3.1]), Interaktivitätseffekte relativiert. Schon Schütze 1984 gestand zwar zu, dass narrativen Interviews „mit Notwendigkeit eine interaktionsbezogene Komponente“ (ebd.: 79) zukäme, schrieb dieser jedoch nur eine geringe Wirkmächtigkeit zu. Diese möge zwar eine „Basisarbeit der Intersubjektivitätsverbürgung“ (ebd., Herv. i. O.) enthalten, allerdings sei die „*Gestaltungsdynamik* der autobiographisch-narrativen Mitteilung – d. h. die

Strukturierung der Darstellungsaktivitäten einschließlich des Thematisierens und des Ausführens von thematischen Ankündigungen – *aus dem aktuellen Inter-subjektivitätsbezug nicht ableitbar*“ (ebd.: 80, Herv. i. O.). Der Erzählstrom sei nämlich insbesondere „wenn sich der Interviewer als Interaktionsgegenüber [...] auf die strikte Rolle des reinen Zuhörers zurücknimmt [...] nicht von der Orientierung auf den Zuhörer, sondern von der Struktur der eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung des Erzählers als Biographieträgers (sic) und seiner gegenwärtigen Haltung zu dieser“ (ebd.) abhängig. Schütze unterstreicht wiederholt seine Auffassung, dass die „Darstellungsstruktur der Erfahrungskapitulation im Stegreiferzählen nicht aus der Interaktionsdynamik der Kommunikationssituation ableitbar ist“ (ebd.). Eine Erklärung dafür bleibt er jedoch schuldig, so dass ich im Folgenden den Versuch unternehme, die widerstreitenden Annahmen miteinander in Einklang zu bringen.

3.3.4 Zu einer Vereinbarkeit der Paradigmen

Die drei Paradigmen scheinen zunächst unversöhnlich nebeneinanderzustehen, zu unterschiedlich sind zunächst ihre methodologischen Erwartungen an empirisches Stegreiferzählen: Das Schütze'sche Paradigma der Erzählemergenz rechnet mit einer unkontrollierbaren Selbstläufigkeit des Erzählens, die kaum bis keine Anzeichen von Adressatenzuschnitt erkennen ließen und hält (mutmaßliches) Wiedererzählen für ein Unterlaufen des Stegreifprinzips. Auch das konversationsanalytische Paradigma der Interaktivität rechnet mit hoher Emergenz, die hier allerdings auf die situative Adressierung der sozial und intersubjektiv ausgehandelten Kommunikationssituation zurückgeführt wird. Diese beiden Erwartungen, dass Erzählen zwangsläufig immer je neu und dadurch gewissermaßen stets *Erstmalerzählen* sei, konfrontiert die Wiedererzählforschung mit ihren Befunden, die im Vergleich von Längsschnittdaten erstaunliche Wiederholungsphänomene aufzeigen. Die von mir durchgeführte *globale* Wiedererzählforschung, die nicht nur auf den Vergleich wiederholt erzählter Einzel-episoden setzt, sondern die Gesamtgangstruktur von Lebenserzählungen im Stegreif berücksichtigt, macht deutlich, dass alle drei Paradigmen notwendig sind, um die auftretenden empirischen Phänomene erfassen und erklären zu können. Dementsprechend bemühe ich mich im Folgenden um eine Zusammenführung dieser drei methodologischen Erwartungen zu einer gemeinsamen, einzelfallspezifisch sensiblen Forschungsperspektive.

Eine einfache Möglichkeit, im *Paradigma der Erzählemergenz* Phänomene der Reaktivität bzw. Interaktivität stärker zu berücksichtigen, besteht darin, einen vierten *Zugzwang des Erzählens* zu postulieren. Zusätzlich zu den von Kallmeyer/Schütze 1977 unterschiedenen Zugzwängen, die sich allein auf Umfang (Detaillierungs- vs. Kondensierungszwang) und Erzählwürdigkeit (Kondensierungs-/Relevanzfestlegungszwang) richten, lässt sich nämlich von einem *Adressierungszwang* ausgehen. Erst längsschnittlich wiederholte narrative Interviews offenbaren Phänomene der Wiederholung, die Einschätzungen darüber erlauben, welchen Einfluss die Zuhörerorientierung zeigt bzw. konkret: wie die Tatsache zu reflektieren ist, inwiefern ein (anderes) Gegenüber adressiert zu werden scheint (vgl. 4.3.1 Interviewbeziehung und Interviewendenwechsel). An Wiedererzähl-Material zeigt sich empirisch, dass ein solcher *Adressierungszwang* einzelfallspezifisch äußerst unterschiedlich ausgeprägt

ist. Ebenfalls als graduelles Phänomen erkennen auch Gülich und Krafft 2015 den Teilbereich interaktiver Hervorbringung in Interviews, der sich als manifeste Interaktion als *Ko-Konstruktion* bezeichnen lässt. Sie unterscheiden somit „maximales Ko-Konstruieren (z. B. Ko-Formulieren) und minimales Ko-Konstruieren (z. B. Hörsignale, Reformulieren des letzten Wortes)“ (Gülich/Krafft 2015: 386f.), und verweisen auf einen „unscharfen Randbereich“, in dem „man schwer zwischen minimaler Ko-Konstruktion und Abwesenheit von Ko-Konstruktion unterscheiden“ (ebd.: 397) könne.

Ein *Adressierungszwang* richtet sich aber auf mehr. Auch unabhängig vom konkreten Interviewendenverhalten und der konkreten Gestaltung der Erhebung,²⁷ neigen Teilnehmende grundsätzlich individuell unterschiedlich zu Adressatenzuschnitt und Reaktivität. Während manche weitgehend ungeachtet des Gegenübers ihrem Erzählfluss bzw. Erzählplan folgen und fraglos den eigenen Relevanzen nachgehen (vgl. Schlüsselfälle 1 bis 4), scheinen andere ohne konkrete Impulse und motivierende Darstellungsaufträge gar nicht erst das monologische Rederecht der Erzählauforderung annehmen zu wollen, offenbar auch deshalb, da sie scheinbar gar keinen globalen Erzählplan haben (vgl. Schlüsselfälle 5 und 6). Eine mögliche Erklärung findet sich im Bewusstsein aller Beteiligten dafür, dass es sich bei der kommunikativen Situation des Narrativen Interviews um einen Forschungszusammenhang handelt. Diese Art der Kontextsalienz ist in der qualitativen Forschung m.E. nur einseitig behandelt worden, nämlich als „the effects of the observer’s paradox“ (Ferrara 1994: 19, 33f.), also „the concept that holds that the act of observation can alter the naturalness of a situation“ (ebd.), bzw. als *Versuchskaninchen-Effekt* (Marotzki 2006: 127), „denn es kann ja gar nicht vermieden werden, dass der Informant weiß, dass seine Aussagen Material für ein wissenschaftliches Forschungsprojekt darstellen“ (ebd.). Beide Effekte werden als unerwünscht aufgefasst, so dass methodisch möglichst Vorkehrungen zu treffen seien, sie zu minimieren. Ferrara ist deshalb beispielsweise bei der Datenerhebung nicht anwesend und überlässt die Aufzeichnung der Therapiegespräche den beteiligten Therapeutinnen und Therapeuten. Marotzki weist daraufhin, dass solche reaktiven Effekte „nicht zwangsläufig zu Verzerrungen führen [müssen], [...] aber doch ein Problem bereiten [können], das zu Schwierigkeiten für die Gültigkeit der erhobenen Daten führen kann“ (ebd.).

Die Erhebungssituation des Narrativen Interviews als Forschungsinterview lässt sich jedoch auch gegenteilig bewerten, wodurch sich der Adressierungseffekt deutlich relativiert. Es ist nicht zu leugnen, dass es „einen Unterschied dar[stellt], ob ich die Rekonstruktion meines Lebens einem Partner offeriere oder einem Fremden, von dem ich weiß, dass er sie für wissenschaftliche Zwecke verwendet“ (Marotzki 2006: 127). Es

27 Bertaux weist mit dem Begriff des *Thematisierungsfilters* (2018: 51) auf das grundlegende Angerufen-sein der Teilnehmenden. Forschende bitten die Teilnehmenden zwangsläufig, ihre „Erfahrungen de facto durch einen Filter zu betrachten“ (ebd.): „Weil dieser Filter implizit immer vorhanden ist, ist das, was eine lebensgeschichtliche Erzählung hervorbringt, also von vorne herein weit weniger umfangreich, viel stärker fokussiert oder gezielt als eine im Alleingang verfasste Autobiographie“ (ebd.: 53). In diesem Sinne ist davon auszugehen, dass insbesondere angekündigte Forschungshintergründe, -interessen und -fragen unabhängig von der offenen Formulierung des Erzählstimulus den Adressierungszwang erhöhen, indem sie den Filter verstärken und zu einem unausgesprochenen (und nicht intendierten) forschungsthematischen Erzählauftrag führen können (vgl. Kapitel 4 Gesamtkorpusrekonstruktion).

kann jedoch gerade diese Fremdheit sein, die den Erfolg des Narrativen Interviews als Erhebungsmethode begründet. Der Sozialpsychologe Zick Rubin 1975 prägte den Begriff des „*passing stranger*“ effect (Rubin 1975). Er beruft sich dafür auf Simmel: „the stranger who moves on ... often receives the most surprising openness – confidences which sometimes have the character of a confessional and which would be carefully withheld from a more closely related person“ (Simmel 1950: 404 zit. n. Rubin 1974: 182). Die alternativen Begriffe *stranger-on-a-train* (oder *-bus* oder *-plane*) *phenomenon* drücken den Effekt noch lebensweltlicher aus, dass es paradoxerweise ausgerechnet gegenüber Zufallsbekanntschaften in anonym-öffentlichen Situationen zu einem Grad an Selbstenthüllung bzw. Selbstoffenbarung kommen kann, „which you would be unlikely to reveal to people whom you knew much better“ (ebd.). Rubin 1974 erklärt dies mit der Unverbindlichkeit dieser lokal und temporal so begrenzten Begegnung: „When one is with a passing stranger, a person with whom one has only a present but no past and no future, there is a feeling of unaccountability and invulnerability which can have the effect of increasing openness“ (ebd.). Ausschlaggebend scheint also die Unwahrscheinlichkeit zu sein, dass man sich wiedersieht, wodurch die Verantwortung für eine nachhaltige Beziehungsarbeit entfällt und die eigene Selbstoffenbarung keine sozialen Konsequenzen befürchten muss.

Als Erklärung für diese ausgeprägte Selbstoffenbarung gegenüber Fremden, postuliert Zick Rubin einen *reciprocity effect in exchanges of disclosure* (Rubin 1974: 185). Er identifiziert mit *modeling* und *trust* zwei mögliche Mechanismen, durch die Wechselseitigkeit als Grundbedingung einer solchen Selbstenthüllung sichergestellt würden. Beide Mechanismen lassen sich auch am Narrativen Interview feststellen, so dass sich auch dort der „*passing stranger*“ effect belegen lässt. Rubin charakterisiert *modeling* so:

Especially when norms of appropriate behavior are not clearly defined, people look to one another for cues as to what sort of response is called for. If a person sitting next to you on a train talks about the fuel shortage, you are likely to respond in kind. If he proceeds to become more personal and tells you about his recent divorce, and if at the same time he seems to be in command of the situation, you may well infer that disclosing personal matters is the expected and proper thing to do under the circumstances and therefore respond with a personal revelation of your own. (Rubin 1974: 185)

In einer unzureichend durch Normen und Konventionen handlungsgeleiteten sozialen Situation, sei also eine Orientierung am Gegenüber wahrscheinlich, insbesondere wenn dieses „seems to be in command of the situation“. Eine solche unvertraute Situation ist auch die Erhebung eines Narrativen Interviews. Das fehlende Wissen über angemessenes Handeln wird somit erst in der Interaktion selbst erworben bzw. durch ein vorgegebenes Modell angeboten. Kathleen Ferrara hat dies für ihre Datenquelle für Wiedererzählen, also Psychotherapiesitzungen beschrieben: „new participants in therapeutic discourse do not know the norms. It is through discourse itself that they become socialized to doing psychotherapy“ (Ferrara 1994: 37). Für das Narrative Interview hebt Winfried Marotzki das Fehlen vertrauter Normen hervor: „Damit hängt auch die Rollendefinition zusammen, die durch das Setting des narrativen Interviews gegeben ist. Es ist per definitionem keine *normale* Interaktionssituation; sondern eine gewisse Asymmetrie zwischen Informant und Forscher ist gewollt. Es ist eben eine besondere Form der sozialen Interaktion“ (Marotzki 2006: 127). Die

Erhebungssituation ist somit nicht einfach nur desorientierend, da sie ungewohnt und befremdlich ist, sondern zugleich auch insofern orientierend, als sie mit dem Modell des Erzählauftrags der Stegreiferzählung zugleich eine handlungsanleitende und interaktionsorganisierende Absicherung bietet. Zugrunde liegt somit die Verabredung, dass es um Wechselseitigkeit gar nicht geht und das Rederecht vorerst und grundsätzlich weitestgehend einseitig übertragen wird. Die Rollenverteilung sieht vor, dass beim Zusammentreffen zweier einander fremder Personen eine erzählt und die andere zuhört, folglich sowohl die übliche Bezeichnung als „narratives Interview“ als auch Bertauxs Gegenvorschlag des „narrativen Gesprächs“ grob missverständlich erscheinen. Die Monologlizenz ergibt sich somit nicht aus der gedachten Gegenseitigkeit der wechselweisen Enthüllung, sondern aus dem verkündeten wissenschaftlichen Forschungsinteresse.

Als zweiten Faktor zur Ermöglichung von Selbstoffenbarung vor Fremden identifiziert Rubin *Vertrauen*:

A second mechanism which may underlie the reciprocity effect goes beyond modeling, however, and may be called trust. When another person reveals himself to you, you are likely to conclude that he likes and trusts you. He has, after all, made himself vulnerable to you, entrusting you with information about his feelings and experiences which he would not ordinarily reveal to others. A common response in such a situation is to demonstrate to the other person that his affection and trust are well-placed. (Rubin 1974: 185f.)

Wie bereits *modeling* in der Erhebung nicht reziprok durch Nachahmung oder Anpassung „unter Gleichen“, sondern „hierarchisch“ durch das Akzeptieren situativer Sonderregeln und -rollen sichergestellt wurde, wird hier auch *trust* im Forschungsinterview nicht reziprok hergestellt. Vertrauensbildung vollzieht sich hier nicht durch gegenseitiges Anvertrauen, sondern ist durch einen Vertrauensvorschuss gegenüber der Institution Universität bzw. Forschung grundgelegt und wird durch Anonymisierungszusicherung zusätzlich vertraglich gesichert.

Das *Narrative Interview* erweist sich so als ein sozial-interaktiver Sonderraum, der durch die erhebungsmethodisch kontrollierte Etablierung von Asymmetrie durch vorgegebene Diskurs-Regeln Rollenzuweisungen vornimmt, Handlungsfähigkeit sicherstellt und einseitige Selbstoffenbarung nicht nur motiviert, sondern auch plausibilisiert und legitimiert. Diese einseitige Selbstoffenbarung ist zusätzlich durch die Garantie der Vertraulichkeit geschützt. Forschende und Teilnehmende erweisen sich als *passing strangers*, die in der Unvoreingenommenheit fehlender gemeinsamer Vergangenheit und der Unverbindlichkeit ausgeschlossener gemeinsamer Zukunft eine Gegenwart miteinander teilen, die keinerlei sozialen Konsequenzen haben wird, weder untereinander noch in der privaten Lebenswelt. Innerhalb dieses verabredeten Schutzraumes verliert die Person des Gegenübers und der Adressierungszwang an Bedeutung. Durch die Entlastung von der Verantwortung einer nachhaltigen Beziehungsorientierung wird dieser Schutzraum zum Raum einer Selbster- und -darstellung, die sich stärker von Beziehungsorientierungen lösen und am Eigensinn orientieren kann. Ein Eigensinn, der sich mit dem eigenen Reservoir an Erfahrungen, dem eigenen Repertoire an Geschichten, den eigenen Themen, Skripten und Erzählplänen ausdrückt. Die diffuse Schein- oder Teil-Öffentlichkeit des Forschungs-

zusammenhangs, die durch das Aufnahmegerät repräsentiert wird, mag zusätzlich eine Rolle spielen, dass Adressierungseffekte nicht nur grundsätzlich reduziert, sondern zusätzlich von der konkreten Person des physischen Gegenübers abstrahiert sein können. Im Regelfall scheint die interviewende Person dadurch ähnlich funktional austauschbar zu sein wie die Fremden in Bus, Bahn und Flugzeug, unter denen es zu Selbstenthüllungen kommt. Vorausgesetzt natürlich, dass das jeweilige Individuum zu globaler Vorgeformtheit oder Erzählemergenz neigt. Denn verfolgt es keinen Erzählplan und überlässt es sich alternativ auch nicht der Selbstläufigkeit des Erzählens, wird es zu Selbstenthüllung nur durch Beziehungsbildung zu motivieren sein (vgl. Schlüsselfälle 5 und 6).

Es finden sich Hinweise darauf, dass das Interview als Schutzraum übriger sozialer Gewohnheiten selbst dann noch einen Sonderraum darstellt und einen *passing stranger-effect* beinhaltet, wenn sich im Laufe mehrjähriger Forschungsbeziehung eine Vertrautheit zwischen forschender und beforschter Person einstellt. So berichtet Mechthild Bereswill:

[Seine] Interviewerzählungen sind Schauplätze seines dauerhaften Kampfs gegen Missachtung und um Anerkennung. Bemerkenswert ist, dass die Forschungsbeziehung diesem Kampf bisher nicht zum Opfer gefallen ist – das Interview ist vielmehr ein Kommunikationsraum, in dem die verlorenen wie gewonnenen Kämpfe reinszeniert werden, ohne dass die Interviewerin ebenfalls bekämpft wird. Dieser Aspekt weist über den Einzelfall und das Muster des Anerkennungskampfs hinaus auf einen Gesichtspunkt, der für alle untersuchten Fälle bemerkenswert ist: Eine langjährige Forschungsbeziehung etabliert sich jenseits der gängigen Muster von Alltagsbeziehungen, auch wenn die Interaktionen sich den Umgangsweisen in Alltagsbeziehungen mehr und mehr angleichen. (Bereswill 2008: 1599)

Das Forschungsinterview scheint also *unalltglich* und *befremdend* genug zu bleiben, um auch langfristig eine kommunikative Sondersituation zu bleiben.

Hinweise auf reduzierte Adressierungseffekte in lokalen *retellings* finden sich in der Wiedererzählforschung. Beispielsweise bei Norrick 1998, der feststellt, dass die „overall form of the story can remain surprisingly constant in a retelling, although it addresses a new topic and must navigate around different audience responses“ (Norrick 1998: 91). Auch in der Untersuchung von Wiedererzählungen in der Psychotherapie zeigen Scheidt und Lucius-Hoene, dass „die Form der Erzählversionen als wenig adressatenorientiert und wenig variabel erscheint“ (Schumann et al. 2015: 24).

Autobiographisches Wiedererzählen vollzieht sich so in einem Spannungsverhältnis zwischen Erzähldynamik, Vorgeformtheit und Adressierung, unterliegt also wechselweise dem Kontrollverlust durch Zugzwänge des Erzählens, verfolgt mal eigensinnige Darstellungsabsichten und Erzählpläne, steht aber auch mal ganz unter dem Einfluss der Erhebungssituation. Während Erzähl- und Erhebungsemergenzen auch mal Freiheiten entfalten und zu Improvisierungen einladen, sind es die mannigfaltigen Vorgeformtheiten und Modelle, die einerseits diesen Freiheiten entgegenwirken andererseits aber ebenfalls der Selbstläufigkeit des „Abspulens“ unterliegen. Auffällig ist, so illustrieren es meine Schlüsselfallanalysen, dass es ein individuelles biographisches (Wieder-)Erzählprofil gibt, das einzelfallspezifisch darüber bestimmt, welche dieser Kräfte dominieren und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen.

II. Empirischer Teil

Kapitel 4: Materialbasis und Gesamtkorpusrekonstruktion

Im Folgenden geht es darum, die Materialbasis der zwei Mal fünfzehn biographisch-narrativen Interviews¹ in ihrer Gesamtheit zu erschließen. Dafür stelle ich zunächst die Umstände der Erstbefragung dar, also die ursprüngliche Projektidee, die Teilnehmendenakquise, die konkrete Durchführung und Aufarbeitung der Erhebung (4.1). Danach rekonstruiere ich das Korpus dieser Erhebung in seiner konkreten Materialität. Dazu widme ich mich zunächst den Stegreiferzählungen in ihren Formen und Funktionen und reflektiere mögliche Erhebungseffekte durch die Begründung des Forschungsinteresses mit Lern- und Bildungshaltungen (4.1.1). Schließlich stelle ich den damals im Anschluss eingesetzten Leitfragebogen vor und diskutiere ko-konstruktive Effekte der Fragestellungen (4.1.2).

Im zweiten Unterkapitel nehme ich die gleichen Beobachtungen an der Zweitbefragung vor. Zuerst dokumentiere ich wieder Projektentwicklung, Vorbereitung und Durchführung der Wiederholungs-Erhebung und diskutiere auch hier den Erzählstimulus (4.2). Danach halte ich längsschnittliche Phänomene fest, indem ich Einzelheiten der Teilnahmebereitschaft und Erinnerungswürdigkeit der Ursprungerhebung bei den Teilnehmenden dokumentiere (4.2.1). Im Anschluss folgt die Rekonstruktion der Materialität der Wiederbefragung im längsschnittlichen Vergleich und ich diskutiere Orientierungsmuster, verschiedene Adressierungs-, Intentions-, zeitliche Distanz- und Wiederbefragungseffekte als (mögliche) Gründe für kürzere oder längere, ungefähr gleich kurze oder gleich lange Stegreiferzählungen (4.2.2). Abschließend stelle ich auch zur Wiederbefragung den Leitfragebogen dar und diskutiere ihn längsschnittlich (4.2.3).

In einem dritten Unterkapitel leiste ich eine Analyse der Situierung der Wiederbefragung (4.3), indem ich einerseits die Auswirkungen und die Erkenntnispotentiale des Interviewendenwechsels reflektiere (4.3.1), andererseits aber auch die Frage des historischen Erzählzeitpunktes bespreche (4.3.2).

Zum Abschluss dieser Korpusdarstellung und -reflexion berichte ich in einem letzten Unterkapitel vom Prozess der Fallpriorisierung und Festlegung der Schlüsselfälle (4.4).

¹ Die Bezeichnung „Interview“ im Kontext des biographisch-narrativen Interviews ist insofern natürlich irreführend, als es insbesondere an Frage-Antwort-Strukturen denken lässt. Dem entscheidenden Format der autobiographischen Stegreiferzählung zum Einstieg wird diese begriffliche Verkürzung eigentlich nicht gerecht.

Das Korpus habe ich in eine kanonische Form gebracht, indem ich die Fälle chronologisch absteigend nach Geburtsjahr durchnummeriert habe. Dadurch ergibt sich eine Kennzahl in der Form 01m-THOMANN für den jüngsten Teilnehmer mit dem Pseudonym „Hans-Peter Thomann“ (geb. 1954) bis 15w-PLAMBECK für die älteste Teilnehmerin mit dem Pseudonym „Ursula Plambeck“ (geb. 1938). Die Zahl repräsentiert somit die Altersstellung innerhalb der Reihe, zusätzlich ist im Kurzverweis männlich/weiblich indiziert.

4.1 Zur Ersterhebung 2006/07

Am Lehrstuhl Erwachsenenbildung beabsichtigte die Erziehungswissenschaftlerin Heide von Felden ein qualitatives Forschungsprojekt zu Lern- und Bildungsprozessen über die Lebenszeit. Diese Studie sollte mit Hilfe biographisch-narrativer Interviews in Form einer üblichen Einmalerhebung² erfolgen. Teilnahmeinteressierte sollten über das Mindestalter von 50 Jahren und Fort-/Weiterbildungserfahrungen verfügen und wurden über die Vermittlung zweier Gatekeeper akquiriert: Die Leiterin einer Erwachsenenbildungseinrichtung fragte KursteilnehmerInnen an und auch in einem kirchlichen Gemeindestammtisch wurde um Teilnahme geworben. Aus beiden Kreisen erklärten sich jeweils sieben Personen aus den Jahrgängen 1938–1954, je zwei Männer und fünf Frauen, zu einer Teilnahme bereit. Die Befragungen fanden 2006 statt und wurden überwiegend von Prof.'in Heide von Felden (I1) durchgeführt, lediglich zwei Interviews (01m und 09w) erhob eine Mitarbeiterin (I2) (vgl. zum Interviewendenwechsel 4.3.1). Die Tonaufzeichnungen fanden analog auf Kassette statt, kurze als „Memos“ bezeichnete Postscripts erfassten im Anschluss Kontaktdauer, Beobachtungen zu Lebensumwelt und Einschätzung des sozialen Milieus nach SINUS, eher knappe Anmerkungen zur Interviewsituation und Stichpunkte zu Auffälligkeiten. Ein weiteres biographisch-narratives Interview (14m-MARNE, *1938), das 2007 von einer Studentin (I3) für ihre Diplomarbeit geführt wurde, konnte damals im gegenseitigen Einvernehmen in das Korpus integriert werden.

Ich selbst kam 2009 als studentische Hilfskraft an den Lehrstuhl und mit dem Material in Kontakt, erstellte Transkriptionen, setzte Anonymisierungen bzw. Pseudonymisierungen um, entwickelte und erstellte tabellarische Rekonstruktionen und arbeitete an gemeinsamen Auswertungen. Allerdings konnte das ursprüngliche Projektvorhaben nicht finanziert werden. Es gab keine Rückmeldung an die Teilnehmenden und da keine Wiederbefragung angedacht war, erfolgte auch keine Panel-Pflege³.

Der Erzählstimulus zur Elizitierung der Stegreiferzählungen erfolgte in dieser Ursprungsbefragung zwar nicht über das Ableen von Vorformuliertem, war aber dennoch über das Einhalten eines festen Kanons aus Formulierungs-Bausteinen trotz des freien Sprechens weitgehend standardisiert. Die einleitenden Erzählimpulse der zwölf professoral geführten Interviews ergeben sich somit aus leichten Verket-

2 Retrospektiv spreche ich von der zugrundeliegenden Ursprungserhebung als „Ersterhebung“, obwohl diese als Einmalerhebung konzipiert und ursprünglich keine Zweitbefragung vorgesehen war.

3 Zu längsschnittlichen Forschungserfahrungen im Hinblick auf mehrjährige Forschungsbeziehungen zwischen Forschenden und Teilnehmenden vgl. Bereswill 2008.

tungs-, Auslassungs-, Wiederholungs- und Formulierungsvariationen der folgenden Einzelemente: „möchte Sie bitten“ (12 Fälle), „mir (über) Ihr Leben zu erzählen“ (11 Fälle), „wenn Sie möchten von Anfang an bis heute/jetzt“ (11 Fälle), „ich werde Sie zunächst einmal nicht unterbrechen“ (10 Fälle), „später einige Fragen stellen/paar Nachfragen“ (2 Fälle), „alles, was Sie erzählen möchten“ (6 Fälle) und überwiegend (in 8 Fällen) ein abschließendes selbstoffenbarendes Motivationsdisplay („bin gespannt darauf“, „bin sehr glücklich, wenn Sie ganz ganz lange erzählen“, ansonsten: „interessiert mich (tatsächlich)“). Der Erzählstimulus der Absolventin in der nachträglich hinzugenommenen Einzelbefragung lässt sich – sicherlich auf Empfehlung der Betreuerin von Felden hin – als idealtypisch vollständige Version dieser Bausteine verstehen und wurde von ihr vorformuliert abgelesen:

- I3: Gut ähm ... ich ähm interessiere mich für Ihr Leben. Und ähm würde Sie bitten, mir Ihr Leben zu erzählen. Ich ähm interessiere mich für alles, was Sie erzählen möchten. Wenn Sie möchten, von Anfang bis heute. Und ich werde Sie erst mal nicht unterbrechen in Ihrer Erzählung. Und später werde ich dann noch weitere Fragen stellen. (Erzählstimulus in: 14m-MARNE-2007: 1f.)

Die Einzelemente strukturieren den Erzählauftrag und eignen sich auch bei bzw. nach Rückfragen durch die Befragten, um durch Wiederholung von Signalworten die Richtungsvorgabe des Erzählstimulus sicherzustellen. Dies ist beim studentisch geführten Interview der Fall und es kommt zu einer Aushandlung („JM: Und wie groß ist der zeitliche Rahmen? / I3: Der ist offen, der zeitliche Rahmen. Also ihnen sind da keine Grenzen gesetzt vom zeitlichen Rahmen her. / JM: Gut.“ [14m-MARNE-2007: 5f.]), woraufhin die studentische Interviewerin Formulierungen des Erzählstimulus recycelt, um zum Erzählauftrag zurückzufinden, bevor sie das Rederecht abgibt: „Ich interessiere mich für insbesondere Ihr individuelles Leben. Und da können sie erzählen, was sie möchten. Mich interessiert alles, von Anfang bis heute.“

Die Erzählstimuli der durch die Mitarbeiterin geführten Interviews (01m-THOMANN und 09w-GLOGGER) fallen im Vergleich sehr viel knapper und metadiskursiver aus, tatsächlich so knapp, dass sie eher wie Vorbereitungssätze vor einem eigentlichen Stimulus wirken:

- I2: ... das Mikrophon, ich stell's trotzdem mal in Ihre Richtung, genau und ähm ich würd' Sie als erstes bitten, dass Sie mir Ihre Lebensgeschichte erzählen. (I2 in 01m-THOMANN-2006: 1f., AB entfernt)
- I2: Ja ähm, also im, im Prinzip führen wir, führen wir sozusagen erst mal lebensgeschichtliche Interviews, das heißt ähm, ich würd' Sie gleich ähm bitten, Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, was *Ihnen* (leicht betont) wichtig ist und ähm würd' erst im Anschluss Fragen stellen. (I2 in 09w-GLOGGER-2006: 1f., AB entfernt)

Es entsteht der Verdacht, dass das Fehlen von Schlagworten wie „von Anfang an bis heute“ und „alles, was Sie erzählen möchten“ oder auch das Ausbleiben eines Interessensdisplays für die Kürze der dazugehörigen Stegreif-

erzählungen (6 bzw. 19 Minuten) (mit-)verantwortlich sein könnte. Im Hinblick auf die Beobachtung, dass auch elaboriertere Einstiegsfragen in anderen Fällen der Erhebung durchaus ebenso zu kurzen Haupterzählungen führten und insbesondere eingedenk der Tatsache, dass diese beiden Interviewpartner auch in der Zweiterhebung Stegreiferzählungen vergleichbarer Kürze leisten (9 bzw. 26 Minuten), scheinen die Unterschiede der Erzählimpulse jedoch kaum gestaltprägend zu sein. Das Stichwort „Lebensgeschichte (zu) erzählen“ war offenbar ausreichend, um den Erzählauftrag zu setzen. Der kurze Umfang scheint somit eher auf fallspezifische Gründe zurückzuführen sein und nicht auf einen Elizitierungseffekt. Eine Bemerkung der Mitarbeiterin im Postscript zur Erhebung mit o1m-THOMANN zur Interaktion außerhalb der Aufzeichnung („Vorab stehen die Gesprächsmodalitäten kurz zur Erklärung“) lässt zusätzlich darauf schließen, dass die Stegreiferzählung erhebungstechnisch hinreichend motiviert war.

Zur Materialaufbereitung ist zu sagen, dass die Transkriptionen insofern einen Mittelweg darstellen zwischen einer groben Verschriftlichung und linguistischen Feintranskriptionen, als sie auf eine zugängliche Lesbarkeit zielen, ohne dabei grundsätzlich auf die Nachbildung der mündlich-sprachlichen Eigenheiten zu verzichten: Formulierungsabbrüche, Selbstreparaturen, Rezeptionssignale und Verzögerungslaute sind ebenso berücksichtigt wie besonders auffällige prosodische und nonverbale Signale bzw. Phänomene wie größere Pausen, auffällige Betonungen, deutliche emotionale Färbungen (Schmunzeln, Lachen, Weinen, Unsicherheit etc.). Körperliche (Husten, Räuspern, Schluchzen, auffälliges Atmen etc.) oder sonstige Geräusche im Gespräch (Einschenken, Stuhlücken, Klopfen auf den Tisch etc.) oder in der Peripherie (Hundebellen, Rasenmähen etc.) sind ebenso in eckigen Klammern erfasst. Der deutlichste Unterschied gegenüber linguistischen Feintranskriptionen ist, dass prosodische Markierungen nicht durch ein transkriptionsspezifisches Zeichensystem (wie in GAT2 beispielsweise „=“ für das Verschmelzen von Äußerungseinheiten beispielsweise beim schnelleren Sprechen, „:“ für Dehnungen oder Satzzeichen wie „“, „.“ und „?“ für Tonhöhenbewegungen), sondern dass diese gewissermaßen schriftsprachlich übersetzt durch konventionelle Zeichensetzung (wie dies bei hoch steigender („?“) und tief fallender („.“) Intonation auch nach GAT2 praktiziert wird) oder „Regieanweisungen“ in Klammern repräsentiert werden. Aus diesem Grund werden die in aller Regel klar erkennbaren und deutlich abgrenzbaren Redewiedergaben, also das (vermeintliche) Zitieren eigener oder fremder Gedanken und Aussagen analog zu schriftsprachlichen Konventionen durch Anführungszeichen markiert.

4.1.1 Das Material der Ersterhebung

Die Bandbreite der Haupterzählungslängen ist mit 6 Minuten (o4m-TIMME und o1m-THOMANN) und 289 Minuten (o7w-BRUNER) äußerst breit gefächert (vgl. Abb. 4, gegenüber). Die Durchschnittslänge dieser Stegreiferzählungen von 55 Minuten (gegenüber der Gesamtinterviewlänge von im Durchschnitt 151 Minuten Laufzeit) ist jedoch durch diesen Sonderfall der fast fünfstündigen Haupterzählung von Renate Bruner deutlich nach oben verzerrt. Exkludiert man diese fällt der Mittelwert auf 38 Minuten. Dieser Ausreißer ist darauf zurückzuführen, dass o7w-BRUNER mit ihrer Teilnahme eine bestimmte Darstellungsabsicht verfolgte: Sie bat darum, die Tonaufzeichnung des Interviews ihren Kindern weitergeben zu dürfen. Ihre außergewöhn-

lich detaillierte Stegreiferzählung ist somit in diesem Sinne mental ko-adressiert, um sozusagen als autobiographischer Nachlass zu dienen. Auch der Umfang der kürzesten Eingangserzählung ist auf einen Adressierungseffekt zurückzuführen: Wolfgang Timme widerstrebt der einseitigen Rederechtverteilung des Narrativen Interviews und war durch seine egalitär-dialogische Beziehungsausrichtung nur unter bestimmten Voraussetzungen zu längeren monologischen Ausführungen zu motivieren (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.5). Zwei weitere Haupterzählungen fallen aus anderen Gründen ebenso kurz (unter 10 Minuten) aus: Pfarrer 1m-THOMANN beschränkt sich auf einen knappen, eher beruflich orientierten, Lebenslauf (6 Minuten), 3w-LINDGEN zeigt dagegen eine auffallend ausgeprägte Erzählvermeidung (7 Minuten, vgl. Schlüsselfallanalyse 6.6). Das Mittelfeld zwischen diesem besonders langen und diesen besonders kurzen Ausreißern ist mit zwischen 13 und 139 Minuten Haupterzählungslänge noch immer recht breit: Sechs Haupterzählungen sind von unterdurchschnittlicher Länge (zwischen 10 und 30 Minuten: 8w-ALBRECHT [13], 09w-GLOGER [19], 05w-BERGMANN [20], 06w-HEBERLING [21], 10w-GROSCHER [24] und 12w-SCHNEIDER [30]), die fünf übrigen Fälle von überdurchschnittlicher Länge, davon zwei um die 45 Minuten (11-NAUMANN [45] und 2m-ZIEGLER [46]), zwei um die 80 Minuten (14m-MARNE [75] und 13m-GROSCHER [81]) und eine weitere von außergewöhnlich langer Laufzeit (15w-PLAMBECK [139]). Folgende Visualisierung zeigt diese breite Heterogenität, sortiert nach aufsteigender Haupterzählungslänge:

ÜBERSICHT INTERVIEWLÄNGE ERSTERHEBUNG

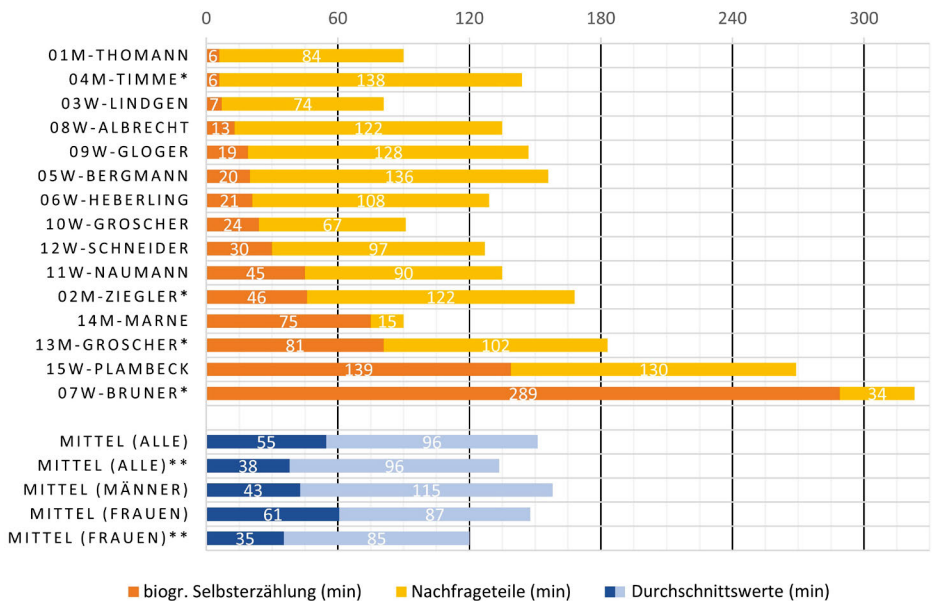


Abbildung 4: Balkendiagramm zur Visualisierung der Interviewlängen, aufsteigend sortiert nach Länge der Stegreiferzählung (*Besondere Erhebungseffekte: 04m-TIMME-2006 [fragmentierte Stegreiferzählung], 02m-ZIEGLER-2006 [Schlusscodas fehlt durch Kassettenwechsel], 13m-GROSCHER-2006 [Interviewerin beendet Haupterzählung] und 07w-BRUNER-2006 [Koadressierung an eigene Kinder]; **ohne Ausreißer 07w-BRUNER)

Grundsätzlich lässt sich bei den Teilnehmenden mit kürzerer Haupterzählung häufig der Effekt feststellen, dass die erste Frage des dann folgenden biographischen Nachfrageteils, der in aller Regel erzählgenerierend nach Kindheit oder Verhältnis zur Ursprungsfamilie fragt, zu einer vertiefenden Wiederaufnahme der Stegreiferzählung führt. Offensichtlich liegen in solchen Fällen Hemmungen in der Relevanzübernahme vor, so dass betreffende Personen erst durch die Lizenz eines konkreteren Erzählauftrages im Sinne einer thematisch spezifizierten Relevanzabfrage das monologische Rederecht nachhaltig annehmen und ausführen. In diesen Fällen erfüllt die kurze Eingangserzählung somit die Funktion eines *narrativen Versuchsballons*, der das Risiko einer (möglicherweise schambesetzten) Übererfüllung des Erzählauftrags minimiert. Ein solches pragmatisches, in gewisser Hinsicht unverfängliches Erzählangebot leistet – und zwar in beiden Befragungen – insbesondere Pfarrer Thomann (01m). Er liefert sehr kurze (6 bzw. 9 Minuten), maßgeblich beruflich fokussierte Lebensläufe, die Privates zwar keineswegs aussparen, allerdings entsprechend auf Detaillierungen verzichten. Als Versuchsballon markiert er diese Kurzfassung in der Erstbefragung explizit durch seine Schlusscodas: „Das ist der Teil bis zum heutigen Tag .. der Vita, auf den's, bei dem's für Sie vielleicht wichtig ist, ich weiß es nich' genau. Okay?“ (HT2006: 69). Nicht nur signalisiert er mit dem Schlagwort „Vita“ eine spezifizierte Interpretation von Lebensgeschichte (als knapper, eher beruflicher Lebenslauf)⁴, sondern bahnt mit Unsicherheitsmarkern und Vagheitsindikatoren zusätzlich eine Aushandlung darüber an, wie die Erwartungserwartungen in Einklang zu bringen sein werden. In gewisser Hinsicht stellt sich Hans-Peter Thomann so *als* Pfarrer vor, öffnet sich jedoch bereits bei der ersten biographischen Detaillierungsfrage und erzählt ausführlich *als* Privatperson, der auch keine Scheu zeigt, mit den üblichen Rollenerwartungen an Pfarrer zu brechen (z. B. alternative Szene, Panzerfahren als Zeitsoldat, Sexualität, Glaubenszweifel).

Auch die Stegreiferzählung von Wolfgang Timme (04m) ist nach sechs Minuten schon zu Ende und auch er markiert diese in der Schlusscodas als Versuchsballon und signalisiert eine Unsicherheit gegenüber der erzählerischen Bringschuld:

WT: ... Dat wär eigentlich die Kurzfassung ... [lacht]

H: Hm, jo [lacht] .. und jetzt kommt die Langfassung, oder?

WT: [lacht] Ja äh und da tu ich mich einfach schwer äh ja .. wo-, wo vertiefen wir et jetzt, wat äh is' jetzt auf die entsprechenden Ziele Ihres Projekts von Interesse ... [12Sek] (04m-TIMME-2006: 76f.)

In seinem Fall bleibt die Monolog-Befangenheit jedoch bestehen, so dass die weiteren Elizitierungsversuche zu mehreren Erzählschleifen führen, die ebenso in ihren Schlusscodas metakommunikativ verhandelt werden:

4 Auch eine solche einordnende Setzung wiederholt sich in der Zweitbefragung, wenn Thomann im Hinblick auf seine berufliche Verabschiedung formuliert: „[lacht] Weil der weiß nichts von mir. Ja?, der kann nichts sagen, ne?, der-, der muss meine, so wie ich das jetzt Ihnen geschildert habe, muss der meinen Lebenslauf vortragen.“ (01m-THOMANN-2017a: 373f.)

WT: [20 Sek] Jo dat is, simmer wieder da gelandet mit der etwas längeren Fassung [lacht leise].

I1: Sie machen ein paar Spiralen [lacht]. (04m-TIMME-2006: 183)

WT: [12 Sek.] aber irgendwie simmer jetzt schon wieder von Hölzchen uff Stöckchen gekommen, ne? (ebd.: 327f.)

WT: Jo simmer schon wieder da gelandet [lacht]

I1: Das is' interessant, das is' jetzt die dritte Spirale. (Ebd.: 459f.)

Alternativ zu eigeninitiativ ausgeführten länger anhaltenden autobiographischen Stegreiferzählungen entsteht in diesem Fall somit eine fragmentierte Haupterzählung, die zur Fortsetzung auf wiederholte extrinsische Erzählmotivation angewiesen ist, so dass ko-konstruktive Effekte von sichtbar höherer Bedeutung sind als bei Stegreiferzählungen mit nachhaltigerer Selbstläufigkeit (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.5).

Bei Ilse Heberling (06w) öffnen die Nachfrageteile den Zugang zur Hinterbühne: Schon die erste biographische Detaillierungsfrage, die konkret die Herkunftsfamilie fokussiert, setzt eine umfangreiche Erzählkette mit Haupterzählungscharakter in Gang, die dann unter Emanzipation vom ursprünglichen Fragestimulus auch die eigene Familie und die eigene Schulzeit detailliert. Insbesondere in diesen freien Stegreifanteilen jenseits der eigentlichen Eingangserzählung thematisiert Heberling dann die episodisch ausgestalteten Enttäuschungen durch die eigene Mutter (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.1).

Längeren Haupterzählungen ist in der Regel gemeinsam, dass diese aus einem eigenen Motiv heraus die Übergabe des Rederechts und das Relevanzsetzungsangebot des Erzählstimulus akzeptieren und die Gelegenheit der Haupterzählung nutzen. Dies kann sowohl aus einer Darstellungsbereitschaft im Sinne der Auftragerfüllung im Rahmen von Erwartungserwartungen motiviert sein, wie z. B. bei 02m-ZIEGLER, dem das Forschungsthema Weiterbildung als Praktiker besonders am Herzen liegt und zur Teilnahme motiviert, entsprechend nehmen Darstellung und Reflexion verschiedener Fortbildungserfahrungen mehr als die Hälfte seiner Stegreiferzählung ein. Oder ein eigenes Darstellungsbedürfnis führt zur Selbstläufigkeit und zeigt in der Regel eine hohe Unabhängigkeit vom konkreten Forschungssetting, wie z. B. Zweitnutzungsabsicht bei 07w-BRUNER als Gedächtniserbe, die fast schon gewohnheitsmäßige Selbstdarstellung als erfolgreicher Unternehmer bei 14m-MARNE (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.2) oder auch die niedrige Schwelle der Selbstenthüllung bei 13m-GROSCHER (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.3), die zu einer Art Beichthaltung führt. Bei Ursula Plambeck (15w) verbindet sich schließlich eine hohe intrinsische Selbstdarstellungsmotivation mit einer zusätzlichen Identifikation mit dem Forschungsthema Lernen/Bildung, was die mehr als zweistündige Stegreiferzählung erklärt, denn als alleinlebende ehemalige Ordensschwester, die auch in Schweigegeübde gelebt hat, begrüßt sie die Möglichkeit, das eigene Leben, ihren Werdegang und ihre Bildungserfolge – sogar unter Zuhilfenahme von Zeugnissen und Zertifikaten – ausführlich zu dokumentieren.

Dieser Erhebungseffekt, der sich mit Daniel Bertaux als *Thematisierungsfiler* bezeichnen lässt (Bertaux 2016: 51f.), dass das Nennen des Forschungsinteresses (hier: an Lern- und Bildungsprozessen) und das Befragtwerden im Rahmen eines (erziehungswissenschaftlichen) Forschungsprojektes zu einer thematischen Relevanzverschiebung führen kann, ist im Korpus überraschend gering. Häufig zeigt sich eine

solche thematische Voreingenommenheit bereits am Erzählbeginn, wenn ein Bezug auf das im Vorfeld mitgeteilte Forschungsthema in impliziter Aushandlung dem thematisch explizit offenen Erzählstimulus entgegengesetzt wird. Das ist bei drei Teilnehmerinnen der Fall:

- IL: Ja, ich dann fang ich bei der Kindheit an, also ähm , ja, weil's ums Lernen geht eigentlich dann ähm ich konnte mit, ich vermute mal, das war mit vier, fünf Jahren äh lesen und schreiben, ohne dass mir das jemand beigebracht hat. (03w-LINDGEN-2006: 3f.)
- ES: Hmhm. Gut. ... Ja, also für mich war jetzt ganz wichtig, wie ich das gehört hatte. Lernen. Ja? Und äh, Lernen war für mich an und für sich schon mal .. von der Schule her .. also ein ganz wichtiger Moment also. Ja. Lernen in der Schule, das war's schönste, was es gab. Meine Mutter musste mich also nach draußen schicken (lacht), weil ich einfach immer nur .. wissen wollte (12w-SCHNEIDER-2006: 9)
- UP: also ähm mein Leben hat natürlich, begonnen 1938 das steht auf dem Zettel drauf .. das heißt das ich 1944 eingeschult wurde *es geht ja um Bildung* [betont] und Lernen lebenslang das heißt: vorher hatte ich natürlich auch so einiges schon gelernt, aber etwas was heute für jedes Kind normal ist, nämlich der Kindergarten .. den gab's bei uns nicht. (15w-PLAMBECK-2006: 8f., Aufmerksamkeits-Bekundungen entfernt)

Die thematische Fokussierung ermöglicht, die eigene Lebensgeschichte als Bildungsgeschichte zu präsentieren, was insbesondere Narrative eines eigenen Sonderstatus zwischen Naturtalent und Benachteiligung begünstigt. Thomann dagegen setzt sich über eine solche mögliche thematische Voreingenommenheit explizit hinweg:

- HT: Ja. Also es ist ganz allgemein von Ihnen da nicht unter der Überschrift ‚Bildung-Lernen‘, sondern ähm, äh meine Geschichte. Also ich bin 1954 geboren. (01m-THOMANN-2006: 14f.)

Bei drei weiteren Teilnehmenden sind es Kommentierungen zwischendurch, die eine zumindest leichte thematische Beeinflussung signalisieren:

- IH: .. Aber trotzdem ich denke, man kann immer nur äh noch dazu lernen, und immer noch. Ich würde z. B. das neue Projekt [...] (06w-HEBERLING-2006: 199)
- DN: Äh, das ist etwas, was ich jetzt persönlich als Lernen (leicht betont) empfinde, also ich denke nicht, dass ich anstrebe, ein Altersstudium zu machen,“ (11w-NAUMANN-2006: 273f.); „Vergangenheitsbewältigung (leicht lachend), [...] die aber auch immer würd' ich durchaus sagen ein Stückchen Lernen beinhaltet, weil man heute ja die Dinge auch mit anderen Augen sieht ähm, auch das Aufarbeiten von Vergangenheit ist für mich schon ein bisschen Lernen, denn, indem ich mir das noch mal bewusst vor Augen rufe ähm .. lerne ich Neues kennen von damals. “ (ebd.: 394f.); „dann sind wir sofort unterwegs und gehen da hin und gucken uns das an und äh empfinde eben dieses Lernen, jetzt in Bezug auf Ihre Studie, ich hoffe, dass dann meine, mein Lebenslauf da so ein bisschen reinpasst, nicht als sich einseitig, auf eine Sache festlegen und die jetzt ganz vertiefend machen, sondern das Leben insgesamt ist für mich *so* [leicht betont] spannend und *so* [leicht betont] interessant (ebd.: 447f.)
- CG: Und ich bin auf' m Dorf groß geworden. Das empfind' ich im Nachhinein auch als großen Glücksfall. Weil äh ja grad auch wenn wir jetzt da im-, im Lernen-, die Möglich-

keiten (leicht betont) der Entfaltung, die man als Landkind hatte, die hatten schon *meine* [leicht betont] nicht mehr. (09w-GLOGER-2006: 32f.)

Insbesondere die Stegreiferzählungen von 02m-ZIEGLER und 15m-PLAMBECK lassen einen ausgeprägten Zuschnitt auf das Forschungsthema erkennen, das durchaus auch ein entscheidendes Kriterium für die eigene Teilnahmemotivation gewesen sein kann: Bernd Ziegler ist selbst als Weiterbildner aktiv und widmet wie bereits erwähnt mehr als die Hälfte seiner 46-minütigen Haupterzählung sorgfältigen Darstellungen, Analysen und Reflexionen konkret erlebter Fortbildungssituationen und -praktiken. Ursula Plambeck bezieht als ehemalige Nonne eines Schweigeklosters ihr zentrales Selbstverständnis und Selbstbewusstsein aus ihren fortgesetzten, zahllosen Bildungserfolgen, die sie sogar mit Hilfe von Zertifikaten belegt, die sie mit Untergrabung des Stegreifprinzips im Rahmen ihres Monologrechtes präsentiert und kommentiert.

Vor allem bei Stegreiferzählungen, die keinen Zuschnitt auf das (erwartete) Forschungsinteresse erkennen lassen, signalisieren die Schlusscodas eine Unsicherheit, inwiefern die eigenen Ausführungen das Forschungsvorhaben bedient haben mögen. Neben den bereits zitierten Schlusscodas von Thomann („für Sie vielleicht wichtig ist, ich weiß es nich' genau (lacht leicht). Okay?“) und Timme („wat äh is' jetzt auf die entsprechenden Ziele ihres Projekts von Interesse ... [12Sek]“) findet sich dies bei drei weiteren Teilnehmenden:

ES: Ja. (6 Sekunden). Ja also im Moment .. hab' ich das so ... [...] (4 Sekunden) Ja, ich wusste jetzt nich-. Also das war so. (12w-SCHNEIDER-2006: 310)

UG: ... Tja. Wüsst nix mehr. / I1: Mhm. ... Okay. / UG: Wenn Sie noch Fragen haben irgendwie. / I1: Ja, ich würd gern noch äh, also ich hab-. / UG: Was für Sie passend so Sachen ja.“ (10w-GROSCHE-2006: 233)

VB: Ich hoff', ich hab' Ihnen 'n bisschen Information geboten.“ (05w-BERGMANN-2006: 227)

Gewissermaßen als Nachbesserung schiebt Vera Bergmann ihrer Schlusscoda ein explizites Statement zum Lebenslangen Lernen hinterher, um in letzter Sekunde eine mögliche Bringschuld zu erfüllen:

VB: Ja, ich nütze auch so .. jeden jedes äh .. ja jede Info, egal was es is .. und sei es ähm .. letztens war .. so 'n Gedächtnistraining. Jaah, und da motivier ich alle meine Alten .. : „Geh'n werr hin? Fahr'n werr hin?“* (begeistert) – „Ja, machen werr.“ Und mach dann auch mit. Na? [...] Und .. also ich denke, all diese Dinge .. ja, bin ich offen und neugierig. Bin unheimlich neugierig. ... (3 Sekunden) Joooh. (05w-BERGMANN-2006: 229f., Aufmerksamkeits-Bekundungen entfernt)

Von dieser Nachbesserung abgesehen zeigt die Stegreiferzählung von 05w-BERGMANN ebenso wenig eine thematische Ausrichtung auf Lernen und Bildung wie auch – ob metakommunikativ kommentiert oder nicht – 01m-THOMANN, 04m-TIMME, 06m-HEBERLING, 07w-BRUNER, 08-ALBRECHT, 09w-GLOGER, die Eheleute 10w-GROSCHE/13m-GROSCHE und 14m-MARNE, also die Mehrheit der Teilnehmenden.

Der Erhebungseffekt, dass das genannte Forschungsinteresse Einfluss auf die Relevanzsetzung der Stegreiferzählung nimmt, ist somit keineswegs durchgängig zu beobachten und nicht einmal besonders ausgeprägt: Von den fünfzehn Teilnehmenden lässt sich lediglich bei vier ein deutlicher, gestaltprägender Einfluss auf die Stegreiferzählung feststellen (02m-ZIEGLER, 11w-NAUMANN, 12w-SCHNEIDER und 15w-PLAMBECK). Bei den übrigen Teilnehmenden mögen metakommunikative Kommentare zwar vereinzelt das Bewusstsein für die thematische Rahmung andeuten (bei vier TN), die Stegreiferzählungen erfolgen jedoch ganz offenbar unvoreingenommen. Gemessen daran, dass die beiden großen Akquisegruppen untereinander die gleichen Vorabinformationen erhalten haben, sich jedoch keine systematische Themenadressierung feststellen lässt, wird deutlich, dass weniger der Elizitierung eine Vorvereinnahmung innewohnt als dass der Forschungskontext „jenseits“ des Erzählstimulus ein eher diffuses Sinnangebot dargestellt, das je nach persönlicher Präferenz als thematischer Nebenauftrag angenommen, als Sinnhorizont zumindest quittiert oder – nicht zuletzt im Sinne der offenen Erzählaufforderung – überhaupt nicht berücksichtigt wird.

4.1.2 Die Nachfrageteile der Ersterhebung

Die exmanenten, also fallunabhängig vorüberlegten, Nachfragen folgten in der Ersterhebung zwar grundsätzlich einem vorüberlegten Katalog an Fragen, der jedoch in zweifacher Hinsicht nicht standardisiert eingesetzt worden ist: Zum einen wurde keine der Fragen allen Teilnehmenden gestellt (auch – aber nicht nur –, da das studentisch geführte Interview mit 14m-MARNE überhaupt nur zwei externe Rückfragen beinhaltet), zum anderen wurden die Fragen nicht vorformuliert abgelesen, sondern situativ und je spezifisch adressiert und dadurch mehr oder weniger abgewandelt bzw. angepasst. Ich habe die tatsächlich gestellten Fragen der Ersterhebung dennoch nachträglich zu einem synthetischen Fragekatalog zusammengestellt und die Häufigkeit ihres Einsatzes in der rechten Spalte vermerkt (vgl. Tabelle 1, gegenüber). Die Gruppierung nach Kategorien und die Durchnummerierung habe ich zur Übersichtlichkeit eingefügt, sie lassen jedoch keinen Rückschluss auf die tatsächliche Reihenfolge der gestellten Fragen zu, die ebenfalls situativ variierte.

Insbesondere Frage 1 veranschaulicht eindrücklich die situative Formulierungsvarianz: Der Bezugspunkt für die Frage danach, was man gelernt habe, variiert zwischen „im Leben“ (bei 7 Teilnehmenden), „im Elternhaus“ (3 TN), „aus dem Elternhaus“ (1 TN), „in der Familie“ (1 TN), „in der Kindheit“ (1 TN), „im Kontakt mit Menschen“ (2 TN), „von Menschen“ (1 TN), „von anderen“ (1 TN), „in der Ausbildung“ (1 TN), „in Schule, Studium, Ausbildung“ (1 TN), „im Beruf“ (1 TN) und „in der DDR“ (1 TN). Zum Teil wurden dem gleichen Interviewpartner auch mehrere Varianten der Frage gestellt.⁵

5 Irmgard Lindgen wird beispielsweise direkt hintereinander gefragt „was haben Sie in der Kindheit gelernt?“ (I1 in 03w-LINDGEN-2006: 544), „was haben Sie in Ihren eigenen Familien, was haben Sie da gelernt oder was war so prägend für Sie?“ (ebd.: 573), „Und was würden Sie sagen, in den Ausbildungen, was haben Sie da gelernt?“ (ebd.: 584). Es wird also keineswegs drei Mal „das Gleiche“ gefragt, vielmehr stellen die Variierungen hier eine Art Scan-Prozess dar zum Forschungsinteresse „im Leben gelernt“. Insbesondere Lindgens Erzählwiderstände (vgl. Schlüsselfall 6) motivieren kleinschrittiges Fragen.

Tabelle 1: Exmanenter Fragenkatalog der Ersterhebung (rekonstruiert aus dem Material, idealtypische Beispielformulierung)

Nachfragen zu Lernerfahrungen und Bildungsbedürfnissen	
(1) Was haben Sie gelernt im Leben/in Kindheit/von Menschen/im Beruf o.ä.?	14 von 15
(2) Was bedeutet für Sie Weiterbildung?	10 von 15
(3) Was verbinden Sie mit Bildung und Lernen? Und was bedeutet das für Sie?	6 von 15
(4) Was wollen Sie denn unbedingt/gerne noch lernen?	6 von 15
(5) Was verbinden Sie mit dem Gedanken „Lebenslanges Lernen“? Was heißt das für Sie?	5 von 15
(6) Wenn Sie was Neues lernen, was würden Sie sagen, woher kommt der Antrieb oder die Motivation?	4 von 15
Nachfragen zu Veränderungen und Herausforderungen	
(7) Also Sie hatten ja mehrere Übergänge in Ihrem Leben, was würden Sie als Übergang bezeichnen und wie sind Sie mit Übergängen umgegangen?	14 von 15
(8) Würden Sie sagen, dass Sie in Ihrem Leben sogenannte Aha-Erlebnisse hatten, also das heißt, irgendwie haben Sie lange nicht gewusst, wie was zusammenhängt, plötzlich ist es klar? Gab's das?	13 von 15
(9) Wenn Sie sich eine Aufgabe stellen, also irgendetwas vorhaben, wie gehen Sie dann vor?	12 von 15
(10) Sie haben ja Krisen zu bewältigen gehabt in Ihrem Leben, was würden Sie sagen: Wie sind Sie damit umgegangen?	11 von 15
Reflexionsfragen zur eigenen Lebensführung	
(11) Würden Sie sagen, dass Sie in Ihrer Jugend oder in Ihrer Kindheit Vorbilder hatten?	14 von 15
(12) Was hat Sie in der Kindheit/im Elternhaus geprägt?	9 von 15
(13) Können Sie sagen, dass Sie bestimmte Grundsätze oder Botschaften haben, die wichtig sind oder sich entwickelt haben im Lauf des Lebens, so Grundsätze des Denkens?	7 von 15
Abschlussfragen	
(14) Wie sieht es aus für die Zukunft, haben Sie da Ideen, also konkrete Projekte vor oder was möchten Sie noch alles machen? [häufig gekoppelt mit „noch lernen?“]	12 von 15
(15) Letzter Satz?/Möchten Sie noch etwas ergänzen/jetzt beenden?	14 von 15

Durch diese freie, gesprächsorientierte Frageformulierung kommt es häufig zu Vermischungen von Frageimpulsen, insbesondere Frage 4 und 14 geraten so häufig zu einem einzigen Stimulus (z. B. „eine Frage Richtung Zukunft: Was möchten Sie noch lernen, oder wie sehen Sie die Zukunft?“), aber auch die Fragen nach Vorbildern (11) und Prägungen (12) verschmelzen häufig untereinander oder auch mit anderen Frageimpulsen (z. B. mit Frage 6: „Also .. dieser eigene Antrieb. Was meinen Sie, wie-, wie .. kommt es bei Ihnen oder is“

das es auch erlernt vielleicht? Oder is' es aus'm Elternhaus oder aus äh irgendwelchen Prägungen?").

Die nicht-standardisierte Nachfragepraxis bringt aber noch eine zusätzliche Einschränkung der querschnittlichen Vergleichbarkeit und des fallspezifischen Auswertungspotentials, nämlich immer dann, wenn der Fragestimulus verbunden wird mit bereits angedeuteten Hintergründen der konkreten Lebensgeschichte, z. B.:

- I1: Ähm Stichwort Krise, mit Krisen umgehen oder Krisen bewältigen, ähm [...]. Also ähm, was würden Sie sagen, der Tod Ihres Mannes oder äh das Verhältnis zu Ihren Eltern oder was ist Krise beziehungsweise was war eine Krise für Sie, wie sind Sie damit umgegangen? (I1 in 03w-LINDGEN-2006: 488)

Ein Verdienst solcher fallspezifischer Modifikationen ist sicherlich die Teilnehmendenorientierung, durch die Aufmerksamkeit und Anteilnahme nicht nur signalisiert, sondern auch bewiesen wird, was auch der (wenngleich nur bedingt methodologisch erwünschten) Beziehungsarbeit im Forschungsinterview dient. Zusätzlich wird die Frage niedrigschwelliger gestaltet, wenn beispielhaft bereits Antwortmöglichkeiten angebahnt werden. Problematisch ist allerdings, dass suggestive Konkretisierung das Potential der eigenen Relevanzsetzung deutlich reduzieren bzw. in vielen Fällen sogar beseitigt: In Frage 13 nach Grundgedanken wird fallabhängig beispielsweise bei 03w-LINDGEN bereits der christliche Glauben angesprochen, bei 05w-BERGMANN dagegen Geselligkeit. Statt eines neutralen Fragestimulus wird so durch einen thematischen Zuschnitt ein spezifizierter Darstellungsauftrag gesetzt, was den Relevanzraum der Antwort entsprechend stark vorfokussiert. Insbesondere Frage 7 nach Übergängen im Leben erweist sich als eigentlich durchgängig resümierend adressiert und insofern stark relevantsetzend. Durch diesen Fallzuschnitt wird die Frage *geschlossen*, was bei den Befragten durchaus den Eindruck erwecken kann, dass etwas sehr Spezifisches geantwortet werden soll, wie sich in folgender Rückfrage Vera Bergmanns dokumentiert:

- I1: Und so Übergänge im Leben? Also ähm .. sowohl jetzt von der Schule zur Ausbildung als auch von der Ausbildung, also als Sie dann fertig war'n, vom Beruf hatt'n Sie ja schon 'n bisschen erzählt, aber vielleicht könnten Sie 's noch ausführ'n. Oder auch Übergänge im privaten ... Leben. Also die erste Ehe. Vielleicht .. dann die Trennung. Dann die zweite Ehe...
- VB: Und was .. konkret möcht'n Sie da gerne wiss'n? (05w-BERGMANN-2006: 986f., AB entfernt)

Indem Definition und Deutung (in diesem Beispiel: „Was ist (für mich) ein Übergang?“), aber sogar die Belegsuche (in diesem Beispiel: von Schule zu Ausbildung und von der ersten zur zweiten Ehe) durch die Interviewende geleistet und vorgegeben wird, ist die thematische Relevanz bzw. der lebenszeitliche Bezugspunkt deutlich gesetzt. Im Beispiel geht dies sogar so weit, dass die Befragte gar nicht erst eigene Relevanzsetzung beansprucht und stattdessen um eine Konkretisierung des Erzählauftrags, den sie vermutet, erfragt („Und was .. konkret[?]“). Die Befragung erhält so den Charakter einer *Abfragung*.

Es wird deutlich, dass die Fragepraxis der Ersterhebung keineswegs auf querschnittliche Standardisierung, sondern deutlich auf fallspezifisch situierte Gesprächsanlässe bzw. Redeimpulse zielte, also einen Adressatenzuschnitt aufweist. Die Befragung erhob somit gar nicht den Anspruch, die Relevanzsetzung über die Eingangserzählung hinweg auf die Teilnehmenden zu übertragen. Dadurch sind, je geschlossener und je adressierter die Fragestimuli gesetzt werden, bei diesen Fragen ko-konstruktive Motive interaktiver Hervorbringung entsprechend stärker ausgeprägt.

Insgesamt gesehen ist die Umfangsbandbreite der Nachfrageteile, wenn auch entschieden ko-konstruktiver, ebenso breit gefächert wie bereits die Laufzeiten der Haupterzählungen (vgl. Abbildung 4 unter 4.1.1, S. 95). Beim kürzesten Nachfrageteil von 15 Minuten, dem studentisch geführten Interview mit 14m-MARNE, wurden überhaupt nur eine biographische Detaillierungsfrage (Beziehung zur Ehefrau), zwei externe Fragen (Umgang mit Krisen, Bedeutung von (lebenslangem) Lernen) und die Abschlussfrage („letzter Satz?“) gestellt. Auch der Nachfrageteil bei 07w-BRUNER fällt mit 34 Minuten verhältnismäßig kurz aus, sicherlich auch deshalb, weil die fast fünfständige Haupterzählung bereits so umfangreich bzw. für die Beteiligten erschöpfend war. Von diesen beiden Ausnahmen abgesehen liegen die übrigen Nachfrageteile mit einem Mittelwert von 96 Minuten zwischen gut einer (10w-GROSCHER, 67 Min.) und gut zwei Stunden (04m-TIMME, 138 Min.). Die spontanen biographischen Detaillierungsfragen und die vorbereiteten exmanenten Fragen folgen situationsdynamisch aufeinander, so dass sich diese Nachfrageteile nur sehr aufwändig voneinander trennen und dadurch schwer gegeneinander quantifizieren lassen. Zum Teil kommt es bei allen Teilnehmenden zwischendurch zu Emanzipationen vom jeweiligen Fragestimulus und es fügen sich weitere freiere Stegreiferzählungen nach eigener Relevanzsetzung ein.

4.2 Zur Zweiterhebung 2017

Die Idee zur Wiederbefragung entwickelte sich zunächst aus einer empathischen Anteilnahme heraus. Ich war mit dem Material der Ursprungserhebung sehr vertraut und hatte viel Zeit mit den darin enthaltenen Erzählungen, Geschichten und Leben verbracht, so dass allein auf einer menschlichen Ebene die Frage aufkam, wie es den Teilnehmenden in der Zwischenzeit ergangen ist. Zu dieser persönlichen Motivation kamen einerseits die forschungsthematische Absicht hinzu, dass es folgerichtig wäre, Entwicklungsprozesse über die Lebenszeit nicht auf Basis einer Einmalerberhebung, sondern auf Basis mehrerer Momentaufnahmen zu untersuchen, insbesondere aber andererseits mein method(olog)isches Interesse, wie man die bewährten Erhebungs- und Auswertungsschritte des narrativen Interviews längsschnittlich würde umsetzen können bzw. würde modifizieren müssen.

Mit der Unterstützung Heide von Feldens gelang Ende 2016 schließlich die Einwerbung einer inneruniversitären Anschubfinanzierung, um die Wiederbefragung vorzubereiten, durchzuführen und materiell aufzubereiten. Die Re-Akquise erfolgte unter dem Briefkopf und im Namen der Projektleiterin der ersten Ursprungserhebung, Heide von Felden, wodurch gegenüber den potentiellen (Wieder-)Teilnehmenden der Feldzugang legitimiert und das Vorhaben der Folgebefragung autorisiert wurde. Die Anschreiben wurden über einen Zeitraum von vier Wochen versetzt in drei Wellen á

fünf Personen verschickt, um gruppenweise in den Zwischenzeiten sowohl die telefonische Kontaktaufnahme und Terminvereinbarung, als auch die Dienstreisen und Interviewerhebungen planen und organisieren zu können. Das postalische Anschreiben erinnerte unter dem Betreff „Bitte um erneute Teilnahme an Forschungsvorhaben“ an die Befragung von 2006 und dankte noch einmal für den damaligen Beitrag. Unter Nennung des damaligen Titels „Lebenslanges Lernen und demographischer Wandel: Lernerfahrungen und Bildungsbedürfnisse der Generation 50+“ wurde berichtet, dass das Forschungsprojekt nicht hatte „fortgesetzt werden [können], da die dafür notwendige Finanzierung durch Drittmittel leider nicht bewilligt wurde“. Für eine Wiederaufnahme und Fortführung sei jedoch „eine Zweitbefragung notwendig, die sowohl Ihre gegenwärtigen Perspektiven und Erfahrungen als auch die vergangene Zwischenzeit erfasst“, es gehe also um „eine erneute, aktualisierende Befragung“. Dem Anschreiben war also durchaus noch nicht zu entnehmen, dass eine wiederholte vollumfängliche Lebenserzählung erhoben werden sollte. Der erneute Feldzugang sollte zunächst nicht von der Herausforderung abhängen, die Sinnhaftigkeit einer wiederholten Lebenserzählung vermitteln zu können.

Die telefonische Kontaktaufnahme versuchte ich frühestens eine Woche nach Versenden des Anschreibens. Die Teilnahmebereitschaft war so hoch, dass es selbst in den Fällen schon beim Erstkontakt zur Terminvereinbarung kam, in denen sich (im Nachhinein) herausstellte, dass das Anschreiben gar nicht empfangen oder zur Kenntnis genommen worden war (01m-THOMANN, 06w-HEBERLING, 11w-NAUMANN). (Kritische) Rückfragen oder anfängliche Bedenken wurden nur in drei Fällen geäußert (10w-GROSCHE, 14m-MARNE und ebenfalls 11w-NAUMANN). Zehn Teilnehmende konnten auf diese Weise sofort re-akquiriert werden. Bei fünf Teilnehmenden wich die Kontaktaufnahme von diesem Schema ab. Zwei Teilnehmerinnen waren zwischenzeitlich umgezogen, so dass die Kontaktaufnahme im postalischen Versuch misslang: Bei 03w-LINDGEN war der telefonisch erreichte ehemalige Lebensgefährte bereit, den Kontakt zu vermitteln und bei 12w-SCHNEIDER gelang die Kontaktaufnahme durch die von ihr 2006 hinterlassene E-Mail-Adresse. Der Kontakt zu 14m-MARNE wurde durch die damalige studentische Interviewerin hergestellt und erfolgte dadurch zunächst per E-Mail. Zu 01m-THOMANN war die Kontaktaufnahme erschwert durch seine Berufstätigkeit und sein Missverständnis, die Anrufe in Abwesenheit seien gewerblich motiviert, so dass er diese nicht entgegennahm. Auch hier gelang schließlich der E-Mail-Kontakt. Nur bei 04m-TIMME schließlich war es so, dass dieser sich nach Erhalt des Anschreibens initiativ von sich aus meldete, indem er meine im Schreiben genannte Telefonnummer wählte und erklärte: „Ich dacht’ mir, bevor Sie mich zehn Mal nich’ erreichen, erreich’ ich einfach Sie“. Im Hinblick auf dessen beziehungsorientierte Grundhaltung (vgl. 6.5 Schlüsselfallanalyse Timme) ist diese Kontaktinitiative natürlich besonders vielsagend.

Die fünfzehn Wiederbefragungen konnte ich im Laufe von zwei Monaten durchführen, lediglich ein letzter Fortsetzungstermin verzögerte sich noch einige Wochen (mit 01m-THOMANN aufgrund seines laufenden Berufsausstiegs). Mit drei Teilnehmenden waren Fortsetzungstermine notwendig geworden, weil die Erhebung durch äußere Zwänge nicht am vereinbarten Termin abgeschlossen werden konnte.⁶

6 Mit Ursula Plambeck endete der Interviewtermin überraschend, als sie unerwartet mitteilte, dass sie nun zu einem Arzttermin aufbrechen müsse. Beim übereilten Aufbruch zur Straßenbahn vereinbar-

Direkt nach Telefonkontakten und den Befragungsterminen erstellte ich umfangreiche Postscripts, in denen Einzelheiten und Auffälligkeiten der Re-Akquise bzw. des Kontaktes vor Erhebung, der Lebensumwelt (bis auf die Treffen mit o1m-THOMANN im Gemeindehaus fanden alle Interviews bei den Teilnehmenden zuhause statt), Anmerkungen zur Gesprächssituation (vor, während und nach der Tonaufnahme), erste Auffälligkeiten zu Form und Inhalt des Erzählten und zur selbstkritischen Reflexion der eigenen Rolle, möglicher Versäumnisse und Erhebungs-„Fehler“ und Notizen zu forschungsethischen Relevanzen.

Den Erzählstimulus hatte ich so konzipiert, dass er der Grundstruktur und den Bausteinen der Ersterhebung („möchte Sie bitten“, „mir (über) Ihr Leben zu erzählen“, „wenn Sie möchten, von Anfang an bis heute“, „nicht unterbrechen“, „später Fragen stellen“, „alles, was sie erzählen möchten“) entsprechen sollte, wofür ich bestimmte Schlagworte wieder aufgriff. Einleitend stellte ich zwei kontextualisierende Sätze voraus. Diese sollten einen *Common Ground* und die Zusammenkunft als *Wiederbefragung* etablieren:

Sie haben uns bereits vor über zehn Jahren schon einmal von Ihrem Leben erzählt. Nun interessieren wir uns natürlich für die inzwischen vergangene Zeitspanne danach. Zum Einstieg möchte ich Sie bitten, zur Einbettung der jüngeren Vergangenheit mir noch einmal Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, gerne so ausführlich wie Sie wünschen, von Anfang an bis heute. Ich werde Sie nicht unterbrechen. Danach frage ich konkret weiter. Ich mache mir Notizen, dann kann ich besser zuhören.

Diesen Erzählstimulus las ich den fünfzehn Teilnehmenden ausnahmslos vor. In aller Regel war dieser inhaltlich zusätzlich schon durch das – überwiegend ebenfalls aufgezeichnete – Vorgespräch informell angekündigt bzw. vorweggenommen. Ein später Einwand aus einer Interpretationswerkstatt war, die Einleitung des Erzählstimulus würde mit „bereits“, „schon einmal“, „inzwischen vergangene Zeitspanne danach“, „Einbettung der jüngeren Vergangenheit“ und „noch einmal“ einen überdeutlichen Fokus auf die Zwischenzeit legen. Der Erzählauftrag würde somit nicht gesamtbiographisch, sondern eher teilbiographisch auf die jüngere Vergangenheit gerichtet werden und somit eine lebenszeitlich fokussierte Relevanzsetzung angefordert. Der Einwand ist sehr berechtigt, am Material allerdings nicht zu bestätigen. Die Haupterzählungen der Wiederbefragung müssten eine Schwerpunktverlagerung aufweisen, die Teilnehmenden würden entweder direkt bei einer Schilderung der Zwischenzeit seit 2006/07 ansetzen oder aber die Bemühung erkennen lassen, einer solchen Schwerpunktsetzung auf die jüngere Vergangenheit einen gegenüber der Erstbefragung verkürzten gesamtbiographischen Überblick vorzuschieben. Tatsächlich lässt sich aber überhaupt nur in zwei Fällen eine Verkürzung der gesamtlebenszeitlichen Darstellung zugunsten

ten wir den Abschluss des Nachfrageteils zwei Wochen später. Bei dem umfangreichen Termin mit 14m-MARNE (fast fünf Stunden) war es die Rücksicht auf Pläne mit seiner Frau, die einen Fortsetzungstermin fünf Wochen später ratsam machte (weitere fast vier Stunden Interview). Mit o1m-THOMANN schließlich war die zeitlich angespannte Situation seines Berufsausstiegs die Ursache für das begrenzte Zeitfenster, das – aus demselben Grund – erst nach sechs Wochen zum Abschluss des Nachfrageteils ergänzt werden konnte.

der näheren Vergangenheit und Gegenwart feststellen, jeweils jedoch mit deutlich fallspezifischen Ursachen, die eine verstärkte Gegenwartsrelevanz begründen: Trauerbewältigung der zwischenzeitlich verwitweten Vera Bergmann (05w) und Neuorientierung der zwischenzeitlich erzwungen umgezogenen Ellen Schneider (12w). Sieben gesamtbiographische Haupterzählungen fallen kürzer oder deutlich kürzer aus: Während 07w-BRUNER nach der besonderen Erzählabsicht in der Ursprungserhebung auch in der Wiederbefragung eine zwar deutlich kürzere, aber immer noch überdurchschnittlich lange Haupterzählung leistet (90 statt 289 Minuten), stehen die Verkürzungen gegenüber der Erstbefragung lediglich bei 11w-NAUMANN und 13m-GROSCHER in deutlichem Zusammenhang zu deren Bewusstsein, dass es sich um eine Wiederholungsbefragung handelt. Bei 02m-ZIEGLER und 15w-PLAMBECK sind die Verkürzungen der Eingangserzählungen darauf zurückzuführen, dass deren Ausführungen zu Lern- und Bildungsthemen nun fehlen. Auch in diesen Fällen lässt sich also kein Elizitierungseffekt im Hinblick auf eine Zwischenzeit-Fokussierung erkennen. In sieben Fällen fallen die Haupterzählungen in der Wiederbefragung sogar länger aus (vgl. 4.2.2).

4.2.1 Teilnahmereitschaft und Erinnerungswürdigkeit der Ersterhebung

Auf den Erzählstimulus der Wiederbefragung antwortet Dagmar Naumann (11w, *1941) lachend: „*Ja gut, m-, ich muss .. ja. W-, wenn ich 'A' gesacht muss ich ja auch 'B'-,* [lacht] dann bleibt ja mir nichts anderes übrig. *Gut* [betont], also pff, fang wa an!“ (DN2017: 123f.) und startet in ihre autobiographische Stegreiferzählung. In den Erhebungsvorbereitungen schien keineswegs klar, dass schon eine solche Selbst-Verpflichtung zur Serie („muss ich ja auch 'B'-,“) die Teilnahmereitschaft sicherstellen könnte. Meine Befürchtung war groß, dass die Teilnehmenden womöglich nicht würden nachvollziehen können, wieso sie *noch einmal* ihre (vermeintlich) *gleiche* Lebensgeschichte erzählen sollten.⁷ Am pointiertesten illustrierte tatsächlich ebenfalls Frau Naumann diese Antizipation, denn bei der telefonischen Kontaktaufnahme reagierte sie zunächst mit einer originellen Gegenwehr:

DN: Ha! Wie wäre das denn: Wir drehen das einfach mal um und Sie erzählen mir in wenigen Sätzen mein Leben, das wäre doch auch mal was, wir drehen das einfach mal um, ich hab' das doch alles schon erzählt, warum soll ich das nochmal wiederholen?, das können Sie doch machen, Sie erzählen mir einfach mal mein Leben, wie fänden Sie das? (11w-NAUMANN-2017, Erinnerungsprotokoll Telefonat, 2017).

Von diesem eher scherzenden Widerstand abgesehen äußerten die Teilnehmenden insgesamt wenig Bedenken an einer Wiederbefragung. Lediglich Dagmar Naumann (11w) und Joachim Marne (14m, *1938) stellten bei der Akquise (kritischere) Rückfragen zum Forschungsziel, die jedoch vor allem dadurch begünstigt waren, dass sie das

7 Wolfram Fischer legt einem solchen Verständnis die Metapher des Buches nahe: „Eine solche Biographie lässt sich dann erinnern, man kann in ihr 'blättern' wie in einem Buch, und man kann sie anderen teilweise erzählen, vorlesen oder zu bestimmten Zwecken auch selektiv aufschreiben.“ (Fischer 2018: 462).

Anschreiben verwechselt hatte und er nicht Teil des ursprünglichen Teilnahmekreises gewesen war. Der autorisierende Zusammenhang zur früheren Befragung war beiden schlicht unzureichend bewusst. Von Ulrike Groscher (10w, *1942) abgesehen, die sich schon vor der Ersterhebung so ein Interview eigentlich nicht zutraute und eher über die Teilnahme ihres Mannes Kurt (13m, *1939) involviert wurde,⁸ sagten die übrigen zwölf Teilnehmenden sofort zu. Diese Bereitschaft zur Wieder-Teilnahme resultierte aber überwiegend nicht aus dem Gefühl einer Folgeverpflichtung heraus, im Gegenteil war das Längsschnittbewusstsein der Teilnehmenden erwartungswidrig gering ausgeprägt: Von den zwei Personen abgesehen, die Material der Ersterhebung erhalten hatten,⁹ erinnerten sich lediglich zwei weitere Personen (3w-LINDGEN und 15w-PLAMBECK) konkreter an die Befragung, während sechs weitere angaben, nur noch zu wissen, dass diese stattgefunden hatte (2m-ZIEGLER, 5w-BERGMANN, 9w-GLOGER, 10w-GROSCHE, 11w-NAUMANN, 12w-SCHNEIDER und 13m-GROSCHE). Von den übrigen vier Teilnehmenden gaben drei an, sich nicht mehr daran zu erinnern, an einer solchen Befragung bereits teilgenommen zu haben (03m-TIMME, 06w-HEBERLING, 08w-ALBRECHT), während ein Teilnehmer sogar darauf bestand, keinesfalls an der Ersterhebung teilgenommen zu haben (01m-THOMANN).

Die Erinnerungswürdigkeit einer Teilnahme an einem Forschungsinterview ist also offensichtlich ebenso individuell ausgeprägt wie die Lebenserzählungen, die dabei entstehen. Die konkreten persönlichen Umstände spielen dabei eine Rolle, wie man am Beispiel Irmgard Lindgens anschaulich verfolgen kann: 2017 kann sie die elf Jahre zurückliegende Erhebungssituation in Übereinstimmung mit dem damals erstellten Postscript schildern, erinnert sich, dass die Interviewerin sich zunächst verfahren hatte, telefonisch um Hilfe bat, von ihr dann abgeholt wurde und dass es im Anschluss zum gemeinsamen Mittagessen mit der Familie kam. Vielleicht mag auch die etwas angespannte Situation mit ihrem damaligen Lebensgefährten den

8 Sehr anschaulich illustriert wird Frau Groschers Widerstand durch den telefonischen Erstkontakt: Ihr Ehemann nahm den Anruf an, stellte das Gespräch jedoch offenbar auf Lautsprecher, so dass ich Frau Groscher im Hintergrund auf meine Aussagen reagieren hörte, wobei sie jedoch ihren Mann adressierte und nicht mich. Während ihr Mann somit ohne Rückfragen eine Terminvereinbarung mit mir anbahnt, formuliert diese im Hintergrund ihre Bedenken. Laut meinem Erinnerungsprotokoll zum Telefonat fragt sie gleich vier Mal „Wie lang dauert das“, „Das is' mir zu lang“, ein insgesamt sechsmaliges „da mach ich nich' mehr mit“. Insbesondere als ihr Mann das Telefon verlässt, um das Anschreiben zu holen, bringt sie auch Gründe vor: „wer weiß, was die fragen!“, „das dauert mir zu lang und wer weiß, was die fragen, dann soll man da so schnell antworten und dann ist das so lange her und man muss erst überlegen, das will ich nicht nochmal.“ Herr Groscher reagiert auf diese Einwände der Hinterbühne überhaupt nicht und leitet das Telefonat nach Terminvereinbarung aus. Ich bitte ihn aber, seine Frau sprechen zu können, woraufhin sie mir direkt ihre Bedenken mitteilt: „Ja, ich will das nicht mehr, mir dauert das zu lang und wer weiß, was das für Fragen sind, dann soll man da schnell antworten und muss aber erst überlegen, das will ich nicht mehr.“ Auf meine Ermutigungen und Erklärungen folgen jeweils weitere Nachfragen („Aber nochmal das ganze Leben erzählen?“, „Und da kommen dann Sie?“, „Und was soll da dann rausgekommen, wofür ist das denn?“), pragmatische Einwände („das letzte Mal hat es doch auch nichts gebracht, da haben wir auch alles erzählt und dann ist daraus nichts geworden aus finanziellen Gründen“) und schließlich der Eigenabsicherung, sie würde zunächst mit ihrem Mann sprechen wollen, was er so gefragt wurde.

9 Renate Bruner erbat die Tonaufzeichnung als Gedächtniserbe für ihre Kinder und Joachim Marne erhielt Transkript und die darauf basierende Diplomarbeit der Absolventin, die das Interview durchgeführt hatte.

Erhebungsbesuch der Professorin bedeutsamer gemacht haben¹⁰. Sicherlich führt auch die sehr vorsichtige, sehr um selbstwertdienliche Kontrolle ausgerichtete Erzählhaltung Lindgens zu einem höheren Bewusstsein für einen derart herausgehobenen Anlass zur Selbstenthüllung (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.6).

Zu expliziten Stellungnahmen zwang schließlich der letzte Impuls des externen Nachfrageteils der Zweiterhebung: „*Darfich Sie fragen, wie das jetzt für Sie war? Was ist das für eine Erfahrung, so befragt zu werden, vor zehn Jahren und heute?*“ Dadurch kommt es zu Outings fehlender Erinnerbarkeit wie „Also von vor 10 Jahren hab ich Ihnen schon gesagt, kann ich mich nich’ dran erinnern, wüsst ich .. nich’, .. kann mich an nix erinnern“ (08w-ALBRECHT-2017: 5516f, Aufmerksamkeits-Bekundungen entfernt), „an die Befragung vor zehn Jahren kann ich mich konkret nicht mehr erinnern“ (13m-GROSCHE-2017: 4027) und „Ich muss zu meiner Schande gestehen, über dat, wat vor 10 Jahren war, hab’ ich *null* [betont] Erinnerung. / I4: Aha, da sind Sie nicht der einzige in der Reihe. [lacht] / WT: Fällt mir nix mehr zu ein.“ (04m-TIMME-2017: 3224f.)

Dagmar Naumann erinnert sich beim Telefonkontakt insofern falsch, als sich später herausstellt, dass sie das Anschreiben nicht bekommen hatte und die Telefonanfrage auf eine andere Studienteilnahme bezog, liefert dafür aber ein Deutungsangebot für die mangelnde Erinnerbarkeit:

DN: Sie müssen verstehen, das ist eine Weile her und ich hab’ in den zurückliegenden Jahren mich weiterhin so umfangreich ehrenamtlich eingebracht und so viele Menschen getroffen und so viele Gesichter gesehen, dass ich jetzt nicht mehr im Einzelnen weiß, wer hier da war, aber eine Frau hatte ich, glaube ich, noch im Hinterkopf. (DN2017, Erinnerungssprotokoll Telefonat)

Diese Erklärung, dass auch die eigentlich nicht-alltägliche Gesprächssituation eines Forschungsinterviews in der Erinnerung in der Mannigfaltigkeit sozialer Kontakte verlorengehen kann, mag sicherlich auch bei Pfarrer Thomann (01m, *1954), dem jüngsten Teilnehmenden, eine Rolle spielen. Denn er ist es, der kurioserweise nicht nur angibt, keine Erinnerung an die Ursprungserhebung zu haben, sondern sich auch durch Fakten aus dem Postscript von 2006 (Interviewort, Interviewerin, Erzählsituation) nicht davon überzeugen ließ, damals überhaupt teilgenommen zu haben: Beim Re-Akquise-Telefonat antwortete er darauf mit „Nein, dann verwechseln Sie mich, ich habe keinen Bezug zu dieser Adresse [der Ersterhebung]“ und „Sie verwechseln mich, ich habe dann tatsächlich nie auf einem Balkon ein Interview gegeben“ (HT2017, Erinnerungsprotokoll Telefonat). Selbst die Tatsache, dass die Befragung bei der Interviewerin zuhause stattfand (und nicht etwa inmitten der Routine des Gemeindehauses z. B.), verlieh offenbar keine ausreichende Erinnerbarkeit. Auch das Anschreiben zur Zweiterhebung hatte er nicht zur Kenntnis genommen, war aber erstaunlicherweise allem zum Trotz dennoch

10 Tatsächlich kam es nämlich zu einer etwas sozial unangenehmen Situation: Als es zu regnen beginnt, schlägt die Interviewerin vor, dennoch draußen unter der Markise sitzen zu bleiben. Später trifft der damalige Lebensgefährte ein und wirft Irmgard Lindgen die nasse Markise vor und maßregelt sie vor Sohn und Forscherin.

gerne bereit für die Zweitbefragung, die seiner Wahrnehmung nach entsprechend eine Erstbefragung war, wie er durchaus auch selbstironisch kommentiert:

HT: Das is 'ne Premiere, also e-, es war wohl vor einigen Jahr'n schon ma' sowas, aber ich hab' da aber echt keine Erinnerungen mehr dran, wirklich nicht. [...] Also ich kann mich nich' erinnern, sag' ich mal so. Ja, ich wäre ein schlechter Zeuge für irgendwas. Mein-, nur mein Kurzzeitgedächtnis funktioniert, also ich kann mich wi-, wirklich nicht erinnern. (01m-THOMANN-2017: 1157f.)

Zwei Teilnehmerinnen sprechen tatsächlich auch die Möglichkeit der weiteren Fortsetzung an: „*In 11 Jahren kommen Sie wieder?* [lacht]“ und „Kommen Sie in zehn Jahr' wieder?“ fragen Ellen Schneider (12w, Z. 5301f.) und Ulrike Groscher (10w, Z. 3778f.), was ich scherzend mit „[lacht] Wir machen direkt 'n Termin“ und „Wenn ich hiermit eingeladen bin? [lacht]“ annehme. Die Vorstellung macht beide im Hinblick auf die eigene Zeitlichkeit nachdenklich: „Och Gott, wie alt bin ich dann? [...] Kommt der Brief dann auch unbeantwortet zurück. [lacht]“ und „[lacht auf] *Dann bin ich scho-.* [lacht]“.

4.2.2 Das Material der Zweiterhebung im Vergleich zur Ersterhebung

Auch in der Zweiterhebung lässt sich wieder eine große Bandbreite an Haupterzählungslängen feststellen, so dass es erneut zu sowohl wenige Minuten kurzen als auch sehr umfangreichen Eingangserzählungen kam. Da ein außergewöhnlicher Ausreißer wie 07w-BRUNERs knapp fünfstündiger Einstieg diesmal ausblieb, ist die Bandbreite zwischen 5 (3w-LINDGEN) und 97 Minuten (14m-MARNE) im Vergleich enger. Durch den Ausreißer 07w-BRUNER zeigt der Vergleich der durchschnittlichen Laufzeit der Stegreiferzählungen beider Erhebungen zunächst eine scheinbare Verkürzung um ganze 19 Minuten von im Mittel 55 Minuten auf im Mittel 36 Minuten. Entfernt man dagegen diese besonders intendierte Mammuterzählung Renate Bruners aus der Berechnung, fällt das Mittel der Ursprungserhebung auf 38 Minuten und die Differenz (ver)schwindet (vgl. Abb. 5, übernächste Seite, blaue Diagramme).

Die Länge der Stegreiferzählung bzw. die Dauer der Einbehaltung des Rede-rechtes steht nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Verständnis der erzählenden Person von der Erzählsituation und den damit verbundenen Erwartungserwartungen, insbesondere wenn die interviewende Person das Rederecht nicht von selbst wieder einholt.¹¹ Es gehört ja gerade zu den Stärken des biographisch-narrativen Interviews, dass die Übertragung der Relevanzsetzung an den Teilnehmenden auch beinhaltet, dass sich Umfang und Ausrichtung der eigenen Erzählung aus der eigenen Maßgabe ergibt bzw. im Verlauf der Erzähldynamik entwickelt. Verkürzenden Einfluss auf

11 Das Interview mit Kurt Groscher (13m) aus der Ersterhebung ist das einzige, das durch die interviewende Person beendet wird, als dieser sich in Detaillierungen zu Leserbriefen verliert (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.3). Natürlich ist nie auszuschließen, dass – bzw. kaum nachzuvollziehen, inwiefern – nonverbale Signale der Interviewenden (bzw. deren Interpretation durch die erzählende Person) das Erzählklima und die Erzählbereitschaft beeinflusst. Insofern spielt natürlich auch die Zuhören-performanz eine Rolle für die Selbstläufigkeit der biographischen Stegreiferzählung.

Eingangserzählungen haben Verunsicherungen in der Relevanzübernahme und/oder das höhere Bewusstsein dafür, Objekt eines Forschungsprojektes zu sein bzw. zu werden (*Versuchskaninchen-Effekt* [Marotzki 2006]). Beides führt zur Befangenheit, nicht einschätzen zu können, welche Informationen erwartet werden und was der Forschung eigentlich dient.

Eine solche Erwartungserwartung wird vereinzelt signalisiert, häufig in Form von Rücksicherungsversuchen, etwa bei Wolfgang Timme („Is’ Ihr Forschungsprojekt, äh, Sie müssen wissen, wat Sie brauchen.“ [04m-TIMME-2006: 1179]) und Hans-Peter Thomann („ich weiß jetzt nich’, ob das so das trifft, was Sie wissen möchten“ [01m-THOMANN-2006: 678]). Aber selbst noch am Ende einer Erhebung kann sich dieses Unbehagen gegenüber der eigenen Relevanzsetzung noch ausdrücken, wie Christa Gloger auf die Abschlussfrage hin, ob ihr noch etwas einfallt, was sie ergänzen wolle, formuliert: „... Nö .. Also wüsst’ jetzt nicht ... Ich weiß ja auch nicht, *was Sie brauchen.* [lachend].“ (09w-GLOGER-2017: 2140f.). Bei Joachim Marne findet sich ein solcher Gedanke nach vielen Stunden des Erzählens: „[sucht nach Worten], ich hab’ im Moment kein Thema, aber ich weiß ja auch *nicht* [betont] äh ich hab’ ja auch keine Vorstellung-, keine genaue Vorstellung Ihres *Ziels* [betont], insofern kann ich Ihnen nicht behilflich sein, .. ohne dass Sie mich dazu auffordern.“ (14m-MARNE-2017b: 3264f.). Die Unsicherheit der Befragten, worum es (forschungstechnisch) eigentlich geht und was (forschungsthematisch) wichtig ist, führt allerdings nicht nur zu monologscheuer Zögerlichkeit, sondern kann – im Gegenteil – auch zu selbstbewusster Dominanz und Monologbereitschaft führen, insbesondere dann, wenn die Nennung des Forschungsthemas als Lizenz verstanden wird, sich zur (vermeintlichen) Forschungsfrage als Experte/in zu äußern.

Länger sind Eingangserzählungen natürlich insbesondere dann, wenn die Teilnehmenden die Erzählsituation für eigene Darstellungsabsichten nutzen: Manche nutzen die Befragung zur begleiteten Selbstauseinandersetzung, um sich der eigenen Geschichte zu vergewissern (z. B. 07w-BRUNER) oder sich dieser nach Brüchen neu anzunähern (z.B. 05w-BERGMANN-2017 und 12w-SCHNEIDER-2017), andere nutzen die Befragung zur Selbstdarstellung und nutzen das konkrete Gegenüber, mehr noch aber die diffuse (Schein-)Öffentlichkeit der Forschung als Publikum (z. B. 14m-MARNE).

Setzt man die Lauflängen der Haupterzählungen in beiden Erhebungen zueinander ins Verhältnis (vgl. wieder Abb. 5, gegenüber), fällt auf, dass 06w-HEBERLING mit ihren exakt gleich langen Stegreiferzählungen à 21 Minuten das Korpus halbiert: Bei sieben Teilnehmenden fällt die Stegreiferzählung sehr viel kürzer (11w, 07w, 02m), deutlich kürzer (15w) oder etwas kürzer (08w, 03w, 13m) aus, bei sieben Teilnehmenden dagegen etwas länger (14m, 09w, 01m, 12w) oder viel länger (10w, 04m, 05w).

Auffällig ist, dass diese unterschiedlichen Längenverhältnisse dabei in keinem Zusammenhang zu Bereitschaftssignalen stehen, das eigene Leben noch einmal von „Anfang an bis heute“ zu erzählen: Die Teilnehmenden reagieren auf den initialen Erzählauftrag der erneut gesamtbiographischen Lebenserzählung unabhängig davon, ob die Haupterzählungen in der Zweiterhebung deutlich kürzer, in eher gleicher Länge oder deutlich länger als in der Ersterhebung ausfallen. Entweder problematisieren sie

ÜBERSICHT INTERVIEWLÄNGEN (SORTIERT NACH DIFFERENZ HAUPTERZÄHLUNGEN)

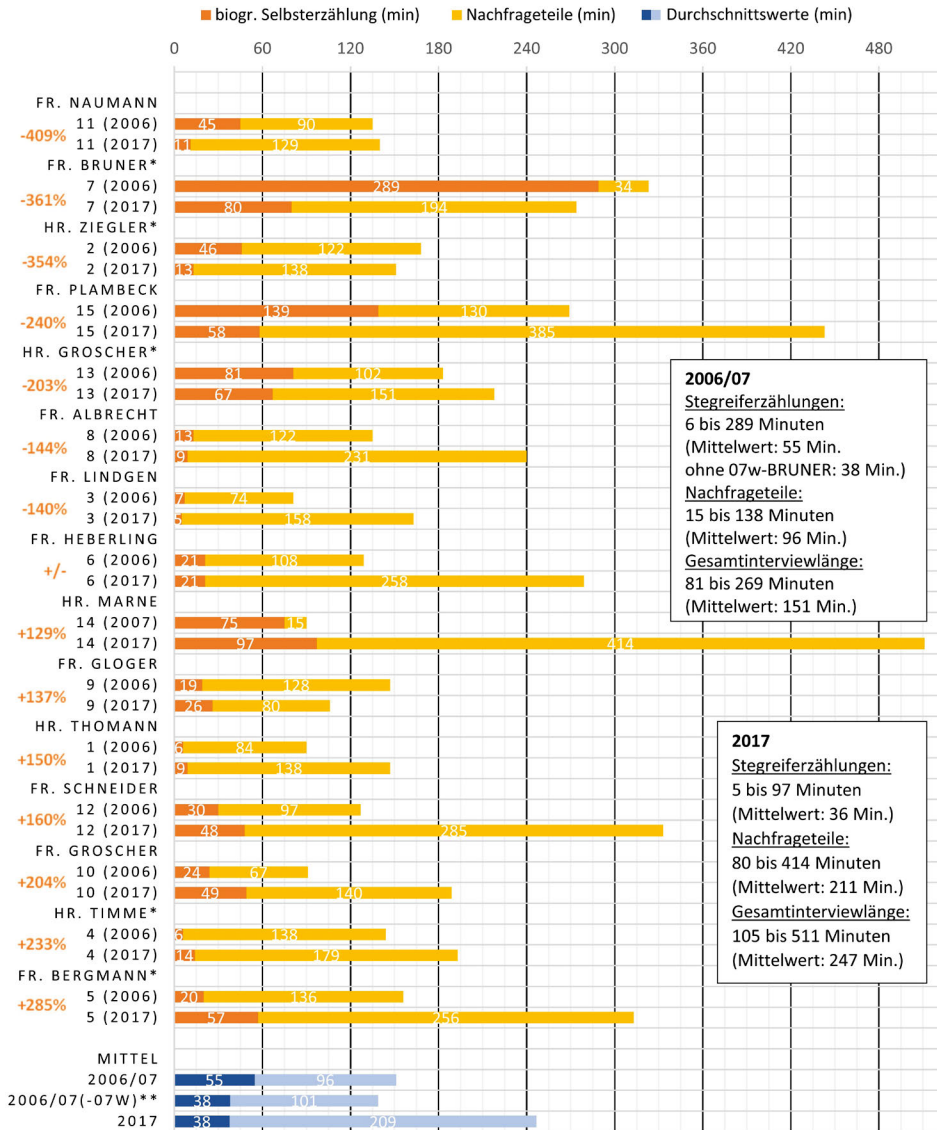


Abbildung 5: Diagramm zu den Selbsterzählungs- und Interviewlängen im Vergleich 2006/07 und 2017. Durchschnittswerte in blau.

(*Besondere Erhebungseffekte: 07w-BRUNER-2006 [Koadressierung an eigene Kinder], 02m-ZIEGLER-2006 [Schlusscoda fehlt durch Kassettenwechsel], 13m-GROSCHER-2006 [Interviewerin beendet Haupterzählung], 04m-TIMME-2006 [fragmentierte Stegreiferzählung] und 05w-BERGMANN-2017 [Überwältigung durch Trauer beendet Stegreiferzählung]; **ohne Ausreißer 07w-BRUNER)

diesen gar nicht und beginnen mit ihrer Darstellung (8 TN: 01m, 03w, 04m, 06w, 07w, 08w, 12w, 15w)¹², hinterfragen zuvor den Umfang des Erzählauftrages im Hinblick auf die Ersterhebung (4 TN: 02m, 05w, 09w, 10w) oder zeigen sogar zunächst Widerstand gegen den Wiederholungsauftrag (3 TN: 11w, 13m, 14m).

Die vier hinterfragenden Teilnehmenden beziehen sich auf die Ersterhebung, Vera Bergmann und Ulrike Groscher motivieren dies über die zu erwartende Erzähllänge: „Von Anfang an!* [lacht etwas überrumpelt] *Ich hab gedacht, das wär' abgehakt* [lacht mit I4] *Oh weia*.. des gibt ja 'n langes Ding [lacht].“ (05w-BERGMANN-2017 - Vorgespräch: 26f.) bzw. „Mhm, ah wenn ich das ja schon damals erzählt hab'? [...] Muss ich da ja nicht noch mal das erwähnen, wird ja immer [...] länger und äh ... [...] Okay, also Sie wollen praktisch *von* [betont] Geburt an? (09w-GLOGER-2017 - Vorgespräch: 10f., Aufmerksamkeits-Bekundungen entfernt). Vera Bergmann erzählt dann tatsächlich auch sehr viel ausführlicher, wenn auch unter der spezifischen Gegenwartsrelevanz der Trauerbewältigung (57 statt 20 Minuten), Christa Gloger dagegen nur unwesentlich länger (26 statt 19 Minuten). Bernd Ziegler fragt explizit, ob die Erstversion erhalten sei („Gibt's die alten Unterlagen noch *oder sind die* / I4: *Ja, die gibt es!* [gleichzeitig] / BZ: Achso! *Wa-, weil* / I4: *Die gibt es.* [gleichzeitig] / BZ: Weil da vom Leben-“, [02m-ZIEGLER-2017: 34f.]), signalisiert aber Wiederholungsbereitschaft („aber ich könnt' gern' nochma' äh-. [lacht] I4: Das is' sehr gut!“ (Ebd.)). Im Anschluss leistet er seine nur auf den ersten Blick stark verkürzte Lebenserzählung (13 statt 46 Minuten), allerdings entfielen in der Erstversion ca. 30 Minuten auf die forschungsthematischen Detaillierungen und Evaluierungen seiner Weiterbildungserfahrungen. Ulrike Groscher schließlich problematisiert die Wiederholung – wenn auch ohne eigene Erinnerung – ebenfalls („Ja soz-, achso! Ich hatte schon mal von Anfang an erzählt? Und trotzdem jetzt wieder von Anfang an?“ [10w-GROSCHER-2017: 55f.]), erklärt sich nach Bestätigung jedoch direkt bereit („Ahja, das wollt ich nur wissen ob ich dann nochmal von Anfang an.“ [Ebd.]) und erzählt in doppeltem Umfang (49 statt 24 Minuten).

Und auch bei den drei zunächst kritisch-widerständigen Teilnehmenden kommt es sowohl zu kürzeren als auch längeren Haupterzählungen. Kürzer fasst sich Dagmar

12 Auch unter diesen Teilnehmenden kommt es auf den Erzählstimulus hin durchaus zu rücksichernden Fragen oder Aushandlungen, die sich jedoch nicht auf die Erzählung *als* Wiedererzählung beziehen. Ilse Heberling fragt beispielsweise, ob sie mit der Kindheit beginnen soll, das fragte sie allerdings auch schon bei der ersten Befragung (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.1) und Ursula Plambeck fragt, ob sie eine thematische Setzung berücksichtigen solle („Mhm. Tja. Mein Leben erzählen, aber im Hinblick auf das, was ich gelernt oder nicht gelernt habe?“ [15w-PLAMBECK-2017a: 14]). Auch die überraschte Reaktion von Wolfgang Timme und Ellen Schneider bezieht sich nicht auf die Erhebungswiederholung, sondern auf den Erzählauftrag als solchen: „[atmet hörbar aus] ... So, dat heißt, einen *kompletten Lebenslauf jetzt?* [verwundert] / I4: ... Von Anfang an bis heute. Sie bestimmen den Umfang selbst. / WT: Äh, ja der Umfang äh, [sucht nach Worten], da könnte ja der *heutige Tag („Tach“) eventuell nit reichen* [schmunzelnd].“ (04m-TIMME-2017: 21f.) und „so früh? So früh .. wollen Sie's wissen?“ (12w-SCHNEIDER-2017: 28).

Naumann, die bereits beim Telefonkontakt die Sinnhaftigkeit der Wiederholung der Lebensgeschichte in Zweifel gezogen hatte (vgl. 4.2.1) und begegnet dem Erzählstimulus entsprechend skeptisch:

DN: Wobei ich wie gesagt den *Sinn* [betont] nich' ganz sehe, wenn ich meine *gleiche* [betont] Lebensgeschichte heute nochmal erzähle .. bis zu dem Zeitpunkt vor zehn Jahren, was-, was soll sich daran *geändert* [betont] ham? Sicherlich isses so dass ich damals was vergessen habe, .. man kann nich' in der kurzen Zeit .. 'n ganzes Leben erzähl'n .. und heute Sachen vergessen, aber was-, was-, also *da-* [betont], *den* [betont] Sinn seh' ich zum Beispiel jetzt *nicht* [betont]. (11w-NAUMANN-2017: 78f.)

Als einzige der fünfzehn Teilnehmenden erfüllt sie damit explizit meine und unsere Befürchtung der Vorbereitungszeit, das Alltagsverständnis der „gleichen“ Lebensgeschichte könnte die Elizitierung erschweren. Sie ist auch die Einzige, die über die längsschnittliche Vergleichbarkeit reflektiert, schon allein Tagesstimmung und das Wetter könnten die Erzählung beeinflussen:

DN: Ich jetzt ähm wenn's mir *nicht gut geht* [betont] und ‚Ach, ach, so 'n scheußliches Wetter draußen', .. ich glaube dann erinnere ich mich an negative Dinge *mehr* [betont] als wenn wir jetzt 'n *schönen Frühlingstach* [betont] haben und ich was Nettes unternommen habe. (11w-NAUMANN-2017: 106f., AB entfernt).

Die Lebensgeschichte sei somit einerseits die „gleiche“, andererseits jedoch gleichzeitig „natürlich auch immer 'ne *Tages*angelegenheit [betont]“ (11w-NAUMANN-2017: 100). Ihrem Versuch, die Aussagekraft der Erhebung über den Hinweis auf deren Subjektivität zu relativieren, begegne ich mit einem forschungsmethodologischen Hinweis:

DN: Das is' ja *sehr* [betont, langgezogen] subjektiv was dann *erzählt wird* / I4: *Aber* [gleichzeitig] *subjektiv* [betont] ist halt in unserem Falle das *Gute* [betont], nicht das *Schlechte* [lacht]. / DN: Na gut. Sie mögen das aus Ihrer *wissenschaftlichen Perspektive so sehen* [schmunzelt] und dann muss ich das *so* [betont] akzeptieren“ (11w-NAUMANN-2017: 112f.).

Schließlich lässt sie sich auf den Erzählauftrag doch noch ein („*Gut* [betont], also pff, fang wa an!“ [11w-NAUMANN-2017: 127]), hält sich aber sehr viel kürzer als in der Erstbefragung (11 statt 45 Minuten). Auch Kurt Groscher berichtet etwas kürzer (67 statt 81 Minuten): Auf den Erzählstimulus reagiert er zunächst mit Rücksicherungen („Noch mal also, ähmm S-, Sie interessiert jetzt im Moment .. das, was sich in den vergangenen zehn Jahren .. ereignet hat? Oder?“ und „[Unterbrechend:] ‚Von Anfang an bis heute'. Also inklusive der zehn Jahre oder so?“ [13m-GROSCHE-2017: 11f.]) und kündigt auch an, dass er sich kürzer fassen wird: „... [atmet tief ein] Gut, dann fang ich äh von vorne an, mach's also so-, so im Zeitraffer äh -system äh und äh mehr so stichwortartig, ne? Also:“ (Ebd.) (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.3).

Bei Joachim Marne schließlich ist der Widerstand implizit: Er problematisiert oder kommentiert den Erzählstimulus zunächst nicht, folgt ihm allerdings auch nicht, sondern nimmt stattdessen Stellung zu den ihm damals übergebenen Forschungsdokumenten (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.2). Erst nach diesen Ausführungen (15 Minuten) kommt es – von mir inzwischen unerwartet – dann doch noch zur biographischen Stegreiferzählung, die im Vergleich zunächst länger auszufallen scheint (97 statt 70 Minuten). Allerdings enthält diese fast 30 Minuten Exkurse und Ausführungen zu naturwissenschaftlichen Themen, so dass letztlich eine Lebenserzählung ähnlichen Umfangs entstanden ist (ca. 67 statt 70 Minuten). Erst im Nachgespräch des an zwei Terminen entstandenen über acht Stunden langen narrativen Interviews erklärt er seinen anfänglichen Widerstand gegen die Erzählaufforderung mit der Sorge, Ziel der Forschung hätte die (psychologische) Überprüfung seiner Gedächtnisleistung sein können:

JM: Und ähm, (ca. 4 Sekunden Pause) *ja,* [betont] am Anfang spielt das schon eine gewisse Rolle, dass Sie .. *noch einmal* [betont] gefragt haben, ob ich nochmal mein Leben schildern könnte. Da war ich g-, „Moment, dann, punkt mal!, jetzt machste ja genau das, was du eigentlich nit wolltest: jetzt nochmal *wiederholen* [betont]“. Und-, und dann kann natürlich ein Psychologe feststellen, wie weit das Arbeitsgedächtnis nachgelassen hat bei dem Mann. [...] Ja, das hab' ich dann aber selbst beiseite geschoben also: „Das-, was-, was-, was soll's, selbst wenn.“ (14m-MARNE-2017b: 4146f., Aufmerksamkeits-Bekundungen entfernt)

Der sorgfältige quer- und längsschnittliche Vergleich der Haupterzählungslängen offenbart somit Unterschiede, die auf verschiedene Einflussfaktoren hindeuten. Persönliche Erzählintentionen können so sowohl zu einer Stabilität des Erzählumfanges führen (z. B. die Reduktion auf den im Wesentlichen beruflichen Lebenslauf bei 01m-THOMANN oder der grundsätzliche Erzählwiderstand bei 03w-LINDGEN, die in beiden Fällen in beiden Erhebungen zu äußerst knappen Eingangserzählungen führen), ebenso aber zu deutlichen Unterschieden.

Besonders eindrücklich ist die Stabilität des Erzählumfanges bei Ilse Heberling (06w), die in beiden Befragungen nicht nur inhaltlich hochgradig parallele Stegreiferzählungen leistet, sondern kurioserweise auch mit 21 Minuten sogar die gleiche Länge aufweisen (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.1). Von diesem unwahrscheinlichen Fall eines stabilen Erzählumfanges abgesehen, bieten sich für die Erzähllängen-unterschiede in den meisten Fällen bestimmte Erklärungen an. Ein möglicher verlängernder (Wieder-) Erhebungseffekt findet sich beispielsweise in der gestiegenen Vertrautheit mit dem Interviewsetting, denn der Erhebungssituation fehlt nun in der Wiederholung die Verunsicherung des Unbekannten, was sicherlich die größte Rolle dafür spielt, dass Ulrike Groscher (10w), die im Vorfeld der Befragungen große Unsicherheiten zeigte, eine verlängerte Stegreiferzählung leistet (49 statt 24 Minuten). Auch verlängernde Ko-Konstruktionseffekte sind denkbar, so mag beispielsweise meine weniger zurückgenommene und insgesamt emotional sichtbarere teilnehmende Rezeptionshaltung, die einen höheren Grad an Responsivität bzw. Rapport oder auch *Affect Attunement*

(Stern 1985) aufweist,¹³ vor allem auf die Personen rücksichernden Einfluss gehabt haben, die selbst eher zu mimischen und nonverbalen Signalen neigen, wie dies zum Beispiel bei Irmgard Gloger der Fall ist (26 statt 19 Minuten).

Dass die Re-Akquise sehr viel weniger mit einem bestimmten Forschungsfokus erfolgte, also die Schlagworte „Lernen“ und „Bildung“ im Gegensatz zur Ursprungsbefragung dafür keine Rolle mehr spielten, hat sicherlich insofern einen erzählerlängernden Einfluss auf die Personen, die durch die eigene Erwartungserwartung der Forschungsergiebigkeit der eigenen Darstellung eher befangen auf den Erzählstimulus reagierten (04m-TIMME, 14 statt 6 Minuten). Bei den Personen, die ihre Haupterzählung maßgeblich auf das Thema Bildung hin zugeschnitten hatten, ist dagegen ein verkürzender Einfluss zu erkennen: Zu einem solchen Normalisierungseffekt kommt es bei 02m-ZIEGLER (13 statt 46 Minuten), der seiner autobiographischen Darstellung nun keine Weiterbildungserfahrungen mehr anhängt, und bei 15w-PLAMBECK (58 statt 139 Minuten), die nun auf den Rückgriff auf ihre Dokumente verzichten musste. Sie hatte sich in der Ursprungserhebung durchaus als Expertin für die Forschungsfrage gesehen und gewissermaßen als Personifikation des lebenslangen Lernens präsentiert. Entsprechend ist sie 2017 die Einzige unter den Teilnehmenden, die das Thema Lernen und Bildung überhaupt noch einmal von selbst anspricht. Noch deutlicher als in der Ursprungserhebung¹⁴ übernimmt sie schon im Vorgespräch die Deutungshoheit und kehrt die kommunikative Asymmetrie des Forschungsinterviews um:

- 165 UP: ... *So* [betont]
 166 I4: Ähm-
 167 UP: was wollen Sie von mir hören?
 168 I4: *Also-* [heiter, langgezogen]. ...
 169 UP: Ich kann ja vielleicht 'n Satz voraus sagen.
 170 I4: Sehr gerne
 171 UP: Sie-, Sie brauchen mich überhaupt nichts zu fragen,
 172 I4: [lacht]
 173 UP: ich kann Ihnen-, Ihr Thema heißt ja „Lebenslanges Lernen“-.
 174 I4: Genau, aber nicht nur, nicht nur. Und darum
 175 UP: Wenn-
 176 I4: würd' ich Sie auch bitten, dass wir keine Dokumente verwenden, dass wir
 177 *wirklich nur frei miteinander sprechen*
 178 UP: *nei-, ja, äh* [gleichzeitig] (15w-PLAMBECK-2017, Vorgespräch: 165f.)

Tatsächlich hatte sie nämlich ihre Unterlagen wieder bereitgelegt und sich darauf eingestellt, diesen erneut referierend durchzugehen:

13 Unterschiede in der nonverbalen Rezeptionshaltung, die insbesondere beim Hörvergleich der Erhebungen schnell auffallen, lassen sich nur schwer über Quantifizierungen belegen. Ein Versuch dies über eine Auszählung transkribierten Lachens zu zeigen ergibt 921 Fundstellen für die Ersterhebung und 5023 für die Zweiterhebung. Rechnet man den Umfangsunterschied heraus, ergibt sich für meine Erhebung eine mehr als dreifache Häufigkeit dieses beziehungsbildenden Affektdisplays.

14 2006 war ihre Reaktion auf den Erzählstimulus: „Jaa und wenn Sie.. Fragen haben das ich auf irgendwas noch eingehen soll können sie ja dann ruhig machen / I1: jaa mhm im Nachhinein vielleicht noch äh da stelle ich ein paar Fragen dann / UP: ja oder äh zwischenrein auch“ (15w-PLAMBECK-2006: 5f.).

- 182 UP: das sind *alles* [betont] Zeugnisse. Dann fang ich hinten an, wenn Sie wissen wollen, was ich
 183 alles gemacht habe. Blättere nur und sage: „Und dann kam das und dann kam das und dann
 184 kam das und dann kam das und dann kam das“.* [blättert währenddessen den Ordner durch]
 185 I4: Genau das meinte ich, das dürfen wir nicht machen.
 186 UP: Dürfen wir nicht machen?
 187 I4: Das sieht aber schonmal sehr beeindruckend aus [lacht]. (15w-PLAMBECK-2017 - Vorgespräch)

Genanntes Forschungsthema und eigene intrinsische Darstellungsabsichten hatten sich somit zu einem Interviewverständnis und einem Sendungsbewusstsein zusammengefunden, das auch für die Folgebefragung mehr als zehn Jahre später noch aktiv und schwer zu irritieren war. Die Aushandlung, keine Dokumente mehr zu verwenden, lässt sich so als Normalisierung der Stegreiferzählung verstehen, die entsprechend kürzer ausfällt. Ebenso mag die weitere Verkürzung der ohnehin sehr knappen Eingangserzählungen von 03w-LINDGEN (5 statt 7 Minuten) damit zu tun haben, dass die damalige Orientierung am Thema Lernen/Bildung ihre Erzählfähigkeit bzw. -bereitschaft stützte. Eine andere Form der verkürzenden Normalisierung zeigt sich bei 07w-BRUNER (80 statt 289 Minuten), die nun nicht mehr die spezielle Erzählintention der Ko-Adressierung an ihre Kinder im Sinne eines narrativen Nachlasses verfolgte.

Ein verkürzender (Wieder-)Erhebungseffekt liegt auch dort vor, wo sich Teilnehmende bewusst kürzer fassen. Dies ist bei drei Teilnehmenden der Fall:

- 08w-ALBRECHT-2017 (13 und 9 Minuten): „[schnalzt] Jo, das war’n so die .. wesentlichen Teile, also s-, hier sind wir. ... Jo. .. ‘S ja nur ‘n kurzer Abriss.“ (Ebd.: 157)
- 11w-NAUMANN-2017 (45 und 11 Minuten): „Ja. Gut. Kurzfassung. .. [...] Es hätt-, es hätt’ schon noch *mehr* [betont] gegeben aber-! [...] I-, ich will Sie *nicht* [betont] langweilen. [lacht]“ (Ebd.: 322f., AB entf.)
- 13m-GROSCHE-2017 (81 und 67 Minuten): „... [atmet tief ein] Gut, dann fang’ ich äh von vorne an, mach’s also so-, so im Zeitraffer äh -system äh und äh mehr so stichwortartig, ne? Also:“ (Ebd.: 25)

Ein deutlicher verlängernder Erhebungseffekt besteht dagegen in dem, was man im Paradigma der quantitativen Forschung als *Messzeitpunkteffekt* bezeichnen würde (vgl. 4.3.2): Die deutlich längere Laufzeit der Haupterzählungen von 12-SCHNEIDER (48 zu 30 Minuten) und 05w-BERGMANN (57 zu 20 Minuten) stehen beispielsweise in direktem Zusammenhang mit dem situativ bedingten gesteigerten Erzählbedarf durch zwischenzeitliche biographische Ereignisse und die damit zusammenhängenden veränderten Lebensverhältnisse.¹⁵

15 Die Lebenspläne von Ellen Schneider (12w) wurden durch einen Vorfall durchkreuzt: 2013 hatte sie einen Treppensturz, in der anschließenden Kur wurde sie ohnmächtig und sie erlitt eine fünfstündige Amnesie. Ihre Kinder bestanden daraufhin auf ihren Umzug in die unmittelbare Nähe, so dass sie nach drei Jahren Wohnungssuche, inzwischen 76 Jahre alt, seit zwei Jahren in der Großstadt lebt. Die anfänglichen Hoffnungen, Fuß zu fassen, haben sich nicht erfüllt. Bei Vera Bergmann (05w) ist es ihre Verwitwung 2014, die zum Bruch der Lebenspläne führte. Entsprechend nutzen beide die Zweiterhebung für

Zusammenfassend lassen sich verschiedene Einflussfaktoren auf das Laufzeitverhältnis wiederholter Stegreif-Lebenserzählungen systematisierend zusammenstellen:

- Feststehende Orientierungsmuster: Sie begünstigen einen gleichen Erzählfumfang, beispielsweise wenn beide Male ein knapper, eher beruflicher Lebenslauf geleistet wird (01m, 02m) oder ein weitgehend stabiler Erzählplan vorliegt (06w, 14m). Auch das Fehlen von Orientierungsmustern, zum Beispiel in Form einer ohnehin scheuen und abwehrenden Darstellungshaltung, kann zu gleichermaßen kurzen Eingangserzählungen führen (03w).
- Forschungsthematische Adressierungseffekte: Ein verkürzender Adressierungseffekt im Hinblick auf das Forschungsthema liegt dann vor, wenn die Kenntnis des Forschungsinteresses in Form einer Erhebungsbefangenheit oder eines *Versuchskaninchen-Effekts* (vgl. 3.3.4) zu einer grundsätzlichen Infragestellung von Erzählwürdigkeit führt und keine narrative Selbstläufigkeit eintritt (04m-TIMME-2006). Der gleiche Effekt wirkt stegreifverlängernd, wenn zum Forschungsthema eine gefühlte Expertenschaft besteht (02m, 15w, aber auch 11w). Ein geringeres Bewusstsein für den thematischen Forschungskontext führt in einer Vergleichsbefragung entsprechend zu längeren Stegreiferzählungen, wenn die Thematik hemmte, oder zu kürzeren, wenn die Thematik motivierte.
- Ko-konstruktive Adressierungseffekte: Ein weiterer Adressierungseffekt tritt in Bezug auf das Gegenüber auf. Ohne Interviewendenwechsel sollte die wachsende Vertrautheit durch die Berücksichtigung von erwartetem Vorwissen zu Verkürzungen oder Variierungen im Wiedererzählen führen. Durch den Interviewendenwechsel wird ein solcher persönlicher Adressatenzuschnitt zwar vermieden, dennoch führt eine bestärkende Rezeptionshaltung und emotionale Teilnahme des Interviewenden sicherlich zu einem „produktions“-günstigeren Erzählklima (05w, evtl. bei 09w und 12w) als ein – hypothetisch jetzt – augenscheinliches Desinteresse. Zusätzlich kann eine Rolle spielen, ob „die Chemie stimmt“ – oder auch nicht. Verkürzend mag beispielsweise gewirkt haben, dass ich persönlich für die Beicht-Haltung von 13m-GROSCHER, die sich an eine „höhere Instanz“ richtet, als Adressat womöglich nur unzureichend in Frage kam (vgl. Schlüsselallkapitel 6.3).
- Intentionseffekte: Deutlichen Einfluss auf den Umfang der Stegreiferzählung hat eine besondere situative Darstellungszintention. Diese kann eher thematisch begründet sein wie beim forschungsthematischen Adressierungseffekt, aber auch auf das konkrete Gegenüber gerichtet sein wie beim ko-konstruktiven Adressierungseffekt, beispielsweise wenn im Sinne von Beziehungsarbeit um das Gegenüber geworben wird. Auch akute Gegenwartsrelevanzen setzen solche Intentionen, z. B. bei lebensverändernden Ereignissen wie Umzug (12w) oder Verwitwung (05w). Eine außergewöhnliche Intention liegt dann vor, wenn Teil-

eine autobiographische Neuorientierung. Auch bei Wolfgang Timme (04m, 14 zu 6 Minuten) mag dieser Effekt eine zusätzliche Rolle spielen: Schon beim telefonischen Kontakt zur Re-Akquise erwähnt er, dass er zwischenzeitlich dem Tod nahegekommen ist, was sicherlich auch begünstigt, dass er sich 2017 leichter auf eine Stegreiferzählung einlassen kann („Sie ham Glück, dass Sie mich überhaupt noch erwischen, ich hab' mir zwischendurch 'nen bösartigen Lungenkrebs eingefangen. Es sieht aber so aus als gehö'r ich zu den 2,7%, die dem Lungenkrebs ein Schnippchen schlagen.“ [Erinnerungsprotokoll im Postscript]).

nehmende eine Eigennutzung des Materials wünschen, wenn die autobiographische Erzählung im Anschluss an die eigenen Kinder weitergegeben werden soll (07w). Fehlt bei einer Vergleichsbefragung die frühere Intention, lässt sich entsprechend eine „Normalisierung“ des Erzählumfangs feststellen.

- Zeitliche Distanz-Effekte: Gegenwartsgebundene Relevanzen können im zeitlichen Abstand an Erzählwürdigkeit abnehmen oder diese gar ganz einbüßen. Damals Aufwühlendes oder Unverarbeitetes kann in der Wiedererzählung möglicherweise sehr viel knapper berichtet werden (vgl. Habermas 2019: 237, Habermas/Berger 2011: [4]). Ebenso kann die zwischenzeitliche Aufarbeitung die Erzählbarkeit zuvor möglicherweise tabuisierter oder nicht erkannter Relevanzen überhaupt erst ermöglichen, so dass die Distanz auch erzähl-verlängernd wirken kann.
- Wiederbefragungs-Effekte: Die Tatsache, dass es sich um eine Folge-Befragung handelt, kann verkürzend wirken, wenn die Teilnehmenden eine reine Wiederholung vermeiden wollen und sich deshalb bewusst kurzfassen wollen (08w, 11w, 13m). Verlängernd wirkt sie dagegen dann, wenn die Vorerfahrung mit dem Prozess des Forschungsinterviews mögliches Unbehagen beseitigt (10w, 12w).

4.2.3 Die Nachfrageteile der Zweiterhebung im Vergleich zur Ersterhebung

Im Gegensatz zur Ersterhebung war der exmanente Nachfrageteil der Zweiterhebung deutlich auf Vergleichbarkeit und Standardisierung ausgerichtet. Deshalb wurden die externen Fragen vorformuliert abgelesen und möglichst allen Teilnehmenden gestellt. (vgl. Tabelle 2, Seite gegenüber)

Eine Einschränkung der längsschnittlichen Vergleichbarkeit ergibt sich allerdings aus der falschen Vorannahme, die Wiederholung wiedererkennbarer Nachfragen könnte durch Wiedererkennen bzw. *Déjà-vus* den *Versuchskaninchen-Effekt* (Marotzki 2006), also das Bewusstsein der Erzählsituation *als* Forschungsinterview, ungünstig verstärken. Dadurch wurde beispielsweise nicht noch einmal allgemein nach „Übergängen im Leben“ (Erhebung I, Frage 7) gefragt, sondern lebenszeitlich fokussiert nach dem „Übergang in die nachberufliche Phase“ (Erhebung II, Frage 12) und es wurde nicht mehr nach der „Bedeutung von Lernen und Bildung“ (Erhebung I, Frage 3) gefragt, sondern entwicklungs-fokussiert nach der „Veränderung des eigenen Lernverständnisses“ (Erhebung II, Frage 6). Insgesamt wurde das ursprüngliche Fragenprofil „Veränderungen und Herausforderungen“ im Hinblick auf das Durchschnittsalter der Teilnehmenden von 72 Jahren bei der Wiederbefragung in Richtung „Alter(n)“ lebenszeitlich fokussiert. Es ergeben sich glücklicherweise dennoch mehrere Vergleichshorizonte, die eine längsschnittliche Vergleichbarkeit als *Wiederantworten* ermöglichen. So deckt sich die Frage danach, was man von Menschen gelernt habe in vier Fällen mit der Fragenformulierung der Ersterhebung, die Frage danach, was man noch gerne lernen wolle sogar in sieben Fällen, die Frage nach Aha-Erlebnissen in neun Fällen und die Frage nach Grundgedanken (wenn auch stärker unterschiedlich formuliert) in sieben Fällen. Auch die in beiden Erhebungen fast durchgängig gestellte Abschlussfrage, ob man noch etwas ergänzen wolle, eignet sich ebenso für quer- und längsschnittliche Vergleichsanalysen des (Wieder-)Antwortverhaltens. Die Erfahrungen mit dem autobiographischen Erzählstimulus und diesen wenigen dann doch wiederholten externen Fragestimuli, zeigten dass die Teilnehmenden durchaus nicht das Gefühl

Tabelle 2: Exmanenter Fragenkatalog der Zweiterhebung (verbindlich standardisierte Formulierung)

Einstiegsfrage exmanenter Nachfrageteil (ab fünftem Interviewtermin hinzugenommen)	
(1) Wie sieht zurzeit eine typische Woche in Ihrem Leben aus?	11 von 15
Nachfragen zu Lernerfahrungen und Bildungsbedürfnissen	
(2) Was haben Sie von anderen Menschen gelernt?	15 von 15
(3) Was kann man von Ihnen lernen?	15 von 15
(4) Was möchten Sie noch gerne lernen?	15 von 15
(5) Gibt es etwas, das Sie gerne gelernt hätten, das sich jetzt aber Ihrer Meinung nach nicht mehr nachholen lässt?	15 von 15
(6) Hat sich Ihre Vorstellung vom Lernen im Laufe Ihres Lebens verändert?	14 von 15
(7) Was sind aus heutiger Sicht für Sie Aha-Erlebnisse im Leben gewesen, so dass Sie eine Erfahrung Ihres Lebens im Nachhinein mit ganz anderen Augen gesehen haben, können Sie das erzählen?	9 von 15
(8) Gibt es in Ihrem Leben Lernanforderungen, gegen die Sie Widerstand gezeigt haben? Bitte erzählen Sie dazu eine Situation.	11 von 15
Nachfragen zu Alter und Altern	
(9) Was bedeutet das Alter(n) für Sie?	15 von 15
(10) Hat sich Ihre Vorstellung vom Altern im Laufe des Lebens verändert?	15 von 15
(11) Was würden Sie als Herausforderungen des Alters bezeichnen? Wie gehen Sie damit um?	15 von 15
(12) Wie haben Sie den Übergang in die nachberufliche Phase erlebt?	12 von 15
(13) Was würden Sie sagen: Hat sich Ihr Blick auf das Leben im Alter(n) verändert?	12 von 15
Reflexionsfragen zur eigenen Lebensführung	
(14) Wenn Sie auf Ihr bisheriges Leben zurückschauen: Was würden Sie sagen ist Ihnen gut gelungen, was weniger gut? Würden Sie alles so wiederholen?	15 von 15
(15) Wenn sie an Ihre Mitmenschen denken: Haben Sie eher die Hilfe Anderer erfahren oder eher gegen Widerstände kämpfen müssen?	15 von 15
(16) Mit welchem Gefühl/welchen Gedanken blicken Sie in die derzeitige Weltlage?	15 von 15
(17) Aus der heutigen Perspektive: Was sind die wesentlichsten Grundgedanken Ihres Lebens, haben Sie ein Lebensmotto? Für welche Werte stehen Sie?	15 von 15
Abschlussfragen	
(18) Welche Wünsche haben Sie für die Zukunft, für sich, für Ihnen wichtige Menschen, für die Welt?	15 von 15
(19) Möchten Sie noch etwas ergänzen?	14 von 15
(20) Darf ich Sie fragen, wie das jetzt für Sie war? Was ist das für eine Erfahrung, so befragt zu werden, vor zehn Jahren und heute?	15 von 15

oder Bewusstsein dafür hatten, dass es sich um eine Wiederholung der früheren Befragung handelte. Insofern erwies sich die Vorannahme zu vermeidenden Déjà-vus als unbegründet.

Bei den Reflexionsfragen 14, 15, 16 und auch bei Abschlussfrage 18 war die Idee, gezielt Aussagen und Einschätzungen der Selbst-, Fremd- und Weltverhältnisse zu elizitieren. Die Frage nach der typischen Woche (Frage 1) fügte ich nachträglich nach vier Interviewterminen hinzu, um einen stärkeren lebensweltlichen Gegenwartsbezug einzubeziehen. Eine zweite Anpassung, die mir im Verlauf der Erhebungen notwendig schien bezog sich auf das ursprüngliche Vorhaben, nach Ende der Stegreiferzählung den Teilnehmenden den damaligen Stand laut Ersterhebung zu referieren. Dieses Outing als „Eingeweihter“ erwies sich jedoch als sozial so merkwürdig, dass ich es nach zwei Einsätzen einstellte (vgl. 4.3.1).

Insgesamt gesehen fällt ein deutlich gestiegener zeitlicher Umfang der Interview-Nachfrageteile in der Zweitbefragung auf: Folgten nach den Stegreiferzählung in der Ursprungserhebung im Schnitt 96 Minuten Nachfrageteil, fiel dieser Teil 2017 mit 211 Minuten mehr als doppelt so umfangreich aus. Dies ist insbesondere darauf zurückzuführen, dass ich darauf achtete, den schon in sich umfangreicheren exmanenten Fragenkatalog (20 statt 15 Fragen) aller Möglichkeit nach vollständig durchzugehen. Dadurch kam es insgesamt zu einem sehr viel höheren Einsatz der exmanenten Fragen (274 statt 149 Einsätze insgesamt). Die Fragen stellte ich unabhängig davon, ob ich den Eindruck hatte, dass schon zuvor inhaltlich-thematisch dazu erzählt worden war und auch ohne bestimmte Antwortmöglichkeiten vorzuspüren.

Verlängernd wirkte sich auch meine Angewohnheit aus, dem jeweiligen „Lieblingsthema“ der Teilnehmenden mit immanenten Fragen verständnisichernd nachzugehen, so dass sie oder er gewissermaßen als lebensweltliche Expertin bzw. Experte gefragt war. So fragte ich beispielsweise den gestaltprägend gläubigen Kurt Groscher viele Fragen zum Thema Religiosität und Gottesglauben, Wolfgang Timme zur Bewirtschaftung seines Waldes, Polizist Bernd Ziegler zu seinen Erfahrungen mit Geiselnahmen und Abschiebungen, Joachim Marne nach Aktiengeschäften, Renate Bruner zu ihren Vortrags- und Sammelthemen und Nonne Ursula Plambeck zum Klosteralltag und zu Ablauf und Funktion der Beichte. Insbesondere bei etwas schleppenden Befragungen, bei denen sich kaum oder wenig Selbstläufigkeit einstellte, nutzte ich solche Fokusfragen zur Aktivierung bzw. zur Etablierung einer wertschätzenden Gesprächsatmosphäre: Nach Irmgard Lindgens kurzer Eingangserzählung fragte ich beispielsweise zum zurückliegenden Thailand-Urlaub, den sie erwähnt hatte, und mit Erika Albrecht, ehemalige Lehrerin, sprach ich über die Einschulungsabwägung meiner Tochter. Zeitknappheit oder Folgetermine gab es sehr selten und wenn, wurde im gegenseitigen Bedürfnis ein Folgetermin vereinbart (01m-THOMANN, 14m-MARNE und 15w-PLAMBECK), lediglich bei Christa Gloger (09w) blieb es bei einem eigentlich zu knappen Einmaltermin (sie hatte das Interview zwischen fixe Alltagsverpflichtungen gelegt), so dass ich auf biographische Detaillierungsfragen und vereinzelte exmanente Fragen verzichten musste. Dadurch ist der Nachfrageteil mit 09w-GLOGER der kürzeste der Zweiterhebung und als einzige Ausnahme kürzer als in der Ersterhebung (80 statt 128 Minuten).

Die größte Differenz im Umfang der Nachfrageteile liegt bei 14m-MARNE vor, denn hier steht der kürzeste Nachfrageteil (Erstbefragung) dem längsten Nachfrageteil (Zweiterhebung) gegenüber. Statt der äußerst knappen 15 Minuten kam es – mit

einem zweiten Termin – zu knapp 7 Stunden allein mit Fragen, Antworten und immer wieder freien Stegreifanteilen. Zwischen diesen beiden Extremen siedeln die übrigen Nachfrageteile, für die Erstbefragung zwischen 34 und 138 Minuten, für die Zweitebefragung zwischen 80 und 385 Minuten.

Die Praxis, die exmanenten Nachfragen abzulesen und auf individuellen Adressatenzuschnitt zu verzichten erwies sich in mehrfacher Hinsicht als vorteilhaft gegenüber der freieren und spontaneren Fragepraxis der Erstbefragung: Erstens werden die Fragen dadurch mit einer Autorität ausgestattet, die beide Seiten entlastet, da die Fragen als vorgegeben und dadurch notwendig wahrgenommen werden und Überlegungen dazu, wieso in der Gesprächsbeziehung nun ausgerechnet dieses Thema relevant gesetzt werden soll, gar nicht erst aufkommen können. Zweitens wird die querschnittliche Vergleichbarkeit des Antwortverhaltens erst dadurch überhaupt ermöglicht, dass die gleiche Frage auf die gleiche Weise gestellt worden ist. Aber vor allem, drittens, verpflichtet die Verbindlichkeit des Ablesens den Interviewenden dazu, sich mit Vorwegnahmen und möglichen Suggestionen zurückzuhalten.¹⁶

4.3 Zur Situierung der Wiederbefragung

4.3.1 Interviewbeziehung und Interviewendenwechsel

Die drei Interviewenden der Ersterhebung von 2006 bzw. 2007 waren weiblich: Heide von Felden (*1955) war als Professorin und Projektleiterin vorgestellt und führte mit zwölf Interviews den Großteil der damaligen Befragung durch (Altersdifferenz zu den Befragten¹⁷ zwischen 2 und 17 Jahren). Eine Mitarbeiterin (*1966) übernahm zwei Befragungen (01m-THOMANN und 09w-GLOGER, Altersdifferenz von 12 bzw. 22 Jahren), ein Interview (14m-MARNE) wurde im Jahr darauf separat von einer Studentin (*1983, Altersdifferenz von 45 Jahren) geführt und nachträglich ins Sample aufgenommen. Die Zweiterhebung 2017 erfolgte durch mich (*1981,

16 So antwortet 09m-GLOGER beispielsweise auf die pauschal gestellte Frage nach dem „Übergang in die nachberufliche Phase“ überraschenderweise gar nicht in Bezug auf ihre zehnjährige Lehrtätigkeit in der Altenpflegeausbildung, aus der sie 2009 in Rente ging. Stattdessen bezieht sie sich über ca. 40 Jahre zurück auf ihren Ausstieg als Krankenhausärztin nach wenigen Jahren, als ihre Familienphase begann. Eine personalisierte, suggerierende Fragestellung hätte eine solche überraschende Relevanzsetzung sicherlich überlagert. Bei 03w-LINDGEN ist die gleiche pauschale Frage ebenso ergiebig, denn ihre Lebenserzählung ist so überfrachtet von Ambitionen und Aspirationen, dass ihre Antwort nach der nachberuflichen Phase eine erhellende Direktheit einbringt (wenngleich sie auch diese direkt wieder überformt): „Ich war ja nie berufstätig. [...] ja, genau. Ich war ja Hausfrau gewesen, ne? [...] Äh, und dieses Hausfrauensein hat mir einfach auch äh .. die Möglichkeit gegeben, mich weiterzubilden. [...] Und das m-. Hausfrau hat immer so'n negativen *Touch* [englisch ausgesprochen]. Aber das empfand ich als gut, dass ich meine Zeit einteilen konnte, wie ich wollte.“ (03w-LINDGEN-2017: 2752f., AB entfernt)

17 Ich expliziere die Altersdifferenz der Erhebungsbeteiligten, um die reflexive Einbeziehung von (inter-)generationalen Projektionen bzw. Adressierungen zu ermöglichen. Die Bandbreite liegt insgesamt zwischen zwei Jahren (die eine verbindende kulturelle Zeitzeugenschaft erwarten lässt) und 45 Jahren (also einem deutlichen intergenerationalen Gefälle). Es steht heraus, dass Joachim Marne beide Male sehr viel Jüngeren gegenüber saß (45 bzw. 44 Jahre Abstand).

männlich, Altersdifferenz zwischen 27 und 44 Jahren) als einziger Kontaktperson. Lediglich der Feldzugang der Re-Akquise erfolgte mit dem Universitäts-Briefkopf und unter der Absenderschaft Heide von Feldens, was den Zusammenhang zur Ersterhebung herstellte und die Kontaktaufnahme legitimierte bzw. autorisierte. Das Anschreiben stellte mich als Mitarbeiter und Ansprechpartner vor. Dieser Personalwechsel wurde von keinem der Teilnehmenden thematisiert, geschweige denn problematisiert. Weder der Statuswechsel (von Professorin zu Mitarbeiter),¹⁸ noch der Generationenwechsel und auch nicht der Wechsel der Geschlechtszugehörigkeit werden explizit als solcher angesprochen, hinterfragt oder kommentiert. Sicherlich ist dies insbesondere auf das insgesamt eher gering ausgeprägte Längsschnittbewusstsein der Teilnehmenden zurückzuführen, d.h. die Wiederbefragung wurde grundsätzlich wenig als *Wieder*-Befragung wahrgenommen, so dass die aus Sicht der Befragten dann doch eher abstrakte Tatsache der Wiederholung wenig zu Vergleichen oder Meta-Reflexionen eingeladen hat.

Im Folgenden gehe ich verschiedenen Aspekten des möglichen Einflusses des Interviewendenwechsels auf die Selbsterzählungen der Teilnehmenden nach und trage entsprechende Beobachtungen zusammen, um diese als Konstitutionsbedingungen des (Wieder-)Erzählmaterials zu reflektieren und/oder zu systematisieren: a) Sympathie und Antipathie in der Interviewbeziehung, b) Aushandlungs- und Vergewisserungsstrategien von *Common Ground*, c) Reflexion zu Vertrautheit und Fremdheit der Wiederbefragung und d) die Frage nach geschlechtsspezifischen Einflüssen des Interviewendenwechsels.

a) Der Ersteindruck – Sympathie und Antipathie in der Interviewbeziehung
Zu der offensichtlichen Tatsache, dass ein biographisch-narratives Interview nicht unter Laborbedingungen stattfindet, gehört auch, dass der Erhebungssituation eine zwischenmenschliche Qualität zukommt und sich daher notwendigerweise Beziehungsarbeit zwischen forschender Person und beforschter Person vollzieht. Dazu gehören auch Displays möglicher Antipathie und Sympathie seitens der Teilnehmenden beim Kennenlernen. Meine Erfahrungen in der Zweiterhebung legen nahe, dass sich die Antipathie des Ersteindrucks vor allem zu Beginn zeigt (und idealerweise in der gemeinsamen Beziehungserfahrung verflüchtigt), während Sympathie vor allem zum Ende hin Ausdruck findet (also nachdem sich die Beziehung ausreichend gefestigt und bewährt hat für das emotionale Risiko einer Sympathiebekundung). Erika Albrecht spricht das Thema am Ende der Zweiterhebung explizit an:

5686 EA: Genau wollt-, 's is ja nur so 'ne-, es bleibt ja bei 'ner Art Momentaufnahme.

5687 I4: Ja aber ganz genau.

5688 EA: Ich mein dann kommt natürlich sicherlich hinzu ähm ganz schlicht, Sympathie und Antipathie,

18 Als einzige Ausnahme kann eine Dialogsequenz gelten, die sich auf eine Schlusscoda Dagmar Naumanns hin entwickelt: „*Ich-, w-, hoffe, Sie fanden's nich' so .. belastend sich so viel aus'm anderen Leben anhören zu müssen.* [lacht leicht] / I4: Sonst würd ichs nich machen! *Frau Naumann°,* / DN: *Jaja!* [gleichzeitig] / I4: *Wo denken Sie hin!?* [scherzend, gespielt echauffert] / DN: *Jaha!* [lacht] / I4: [lacht] / DN: Gut, vielleicht hat man's Ihnen auch übergestülpt“ (11w-NAUMANN-2017: 3043f.).

- 5689 I4: Jaa
 5690 EA: also *das* [langgezogen] klingt jetzt auch blöd, aber Sie waren mir sympathisch,
 5691 da war's *einfacher.*
 5692 I4: *Ja* [gleichzeitig] Vielen Dank.
 5693 EA: [lacht]
 5694 I4: [lacht]
 5695 EA: *Ja* [lachend] Find ich übrigens 'n netten-, n-, ein nettes Opening, dass Sie die Blume
 5696 mitgebracht hatten. [lacht] (08w-ALBRECHT-2017)

Einen eher schweren Start hatte ich mit zwei Teilnehmenden: Joachim Marne bat mich bei der Begrüßung vor dem Eintreten in seine Villa darum, die Schuhe zu heben und überprüfte, ob womöglich meine Sohlen verschmutzt sein könnten. Zu Beginn der gemeinsamen Beziehungsarbeit kommt es deshalb auch zu adressierten Zuschreibungen, die vielleicht eine Tendenz der *Veränderung* (*Othering*) erkennen lassen. Beispielsweise spielt er bei der Vermittlung seiner naturwissenschaftlicher Kenntnisse auf meinen Haarknoten („Das war sehr gut, ich weiß also jetzt in etwa, wo in welcher Region-, ä-, in welcher Region unter Ihrem schönen Haarschopf, .. welches *Zentrum* [betont] und was das macht und äh *warum* [betont] es das macht“ [14m-MARNE-2017a: 1623f.]) und mein Gastgeschenk, ein Narzissenöpfchen, an („(ca. 2 Sekunden Pause) Sie lieben Blumen, kennen Sie die Ackerschmalwand?“ [14m-MARNE-2017a: 1867f.]).

Auch bei Dagmar Naumann lässt sich die Begrüßung als persönliche Infragestellung deuten, da sie mich zu Beginn mit der Frage überrascht, ob ich mich irgendwie autorisieren könne. Im Anschluss stellt sich heraus, dass sie das falsche Anschreiben vorliegen hatte und die Erhebung mit einer anderen früheren Studienteilnahme verwechselte. Ich reiche ihr also ein mitgebrachtes Druckexemplar, woraufhin sie fragt, wer ich eigentlich sei. Ich zeige ihr meine Daten auf dem Anschreiben („Das muss ich mir unterstreichen.“), als ich ihr etwas scherzend anbiete, meinen Personalausweis zu zeigen, lehnt sie jedoch ab („Das ist nicht nötig.“). Solche Momente der Reibung erzeugen zunächst eine kühlere Atmosphäre, die sich dann im gemeinsamen Verlauf von Lebenserzählung und teilnehmenden Aufmerksamkeitsbekundungen (AB) erwärmt, so dass sich die frühe Anspannung auflösen kann.

Zu Sympathiebekundungen kommt es aller Erfahrung nach beim formalen Ende der Erhebungssitzung. Meist metaphorisch angereicherte Würdigungen geben zugleich Einblick in die jeweilige Aneignung der Erzählsituation:

- 5333 VB: Das is' komisch, das Gespräch heute das kommt zur richtigen Zeit. *Irgendwie.*
 5334 I4: [lacht während A spricht]
 5335 VB: Das is doch auch was! Das is doch *Fügung* [betont].
 5336 I4: Sehr gut
 5337 VB: Oder?
 5338 I4: Sehr gut
 5339 VB: Ja? Ja, auch das ich-, öh irgendwie is doch auch als Sie .. *vor der Tür standen, da is'
 5340 doch *der Funke* [betont] gleich überggesprungen.* [heiter, gelöst]
 5341 I4: [schmunzelt] Geht mir auch so, ja.
 5342 VB: Mh. Is' doch schön. (05w-BERGMANN-2017)

- 5445 RB: Und Sie haben mich ja dann da durch geleitet und geführt, [...] ich hab' das mindestens als
 5446 genauso *angenehm* [betont] erlebt ... durch mein eigenes Leben zu gehen [...] mit Ihnen
 5447 an der geistigen Hand. (07w-BRUNER-2017, Aufmerksamkeits-Bekundungen entfernt)
- 3250 IL: Sie m- äh, ich muss Ihnen ein Kompliment machen, Sie machen das ganz natürlich.
 3251 Ganz-, sehr-, sehr nett. Und ich hab' mich gut aufgehoben gefühlt.
- 3252 I4: Für Komplimente bin ich zwar nicht hier, aber das nehm' ich mit. [lacht]
 3253 IL: [lacht] (03w-LINDGEN-2017)

Schließlich können auch Gesten auf die mögliche zwischenmenschliche Ebene der Interviewbeziehung hindeuten, zum Beispiel die Bitte „Darf ich Sie mal umarmen?“ von Renate Bruner bei der Verabschiedung oder das feierliche Anbieten des „Du“ durch Wolfgang Timme („Ist blöd, dat ich jetzt damit komm, aber ich bitte Sie *hiermit* [betont] mich nit mehr mit ‚Herr .. Timme°` anzureden. [...] *Wolfgang° heiß ich* [warmherzig und pointiert].“ (04m-TIMME-2017: 3205f.), vgl. Schlüsselfallanalyse 6.5). Auch versehentliches Duzen lässt sich als Hinweis auf wachsende Vertrautheit und Informalität deuten, gerade dem jüngeren Interviewer gegenüber. So formuliert Ilse Heberling zur Einleitung einer Pause beispielsweise „Trinkst 'nen Kaffee mit?“ und auch Wolfgang Timme rutscht schon früh ins „Du“, korrigiert sich zu Beginn jedoch noch eilig: „WT: Ich weiß nit, ob du 'n kennst? / I4: Nee. / WT: *Äh, ob Sie ihn kennen, Entschuldigung* [schnell hinterher-schiebend]“ (WT2017: 951).

b) Aushandlungs- und Vergewisserungsstrategien von Common Ground

Für eine so einseitige Gesprächssituation wie dem biographisch-narrativen Interview scheint eine bestimmte Form der Beziehungsarbeit unerlässlich: Es treffen sich zwei einander fremde Personen und die beiderseitige Verpflichtung sieht vor, dass eine Person möglichst umfassend von sich erzählt, während die andere maßgeblich zuhört, weitgehend passiv bleibt und, wenn überhaupt, nur in stark reduziertem Umfang eher absichtslos und anlassbezogen persönliche Informationen preisgibt. In einem entscheidenden Sinn handelt es sich bei dieser Gesprächsform also notwendigerweise um asymmetrische Kommunikation. Was zur Folge hat, dass die erzählende Person sich zwar auf wohlwollende Teilnahme verlassen darf, aber nicht mit einem ausgeglichen gegenseitigen Kennenlernen rechnen kann. Insbesondere für die Stegreiferzählung gilt deshalb, dass die erzählende Person ihr Gegenüber zwar körperlich vor sich hat, über dessen Erfahrungen, Hintergrund, Absicht, Motivation, Gedanken und Einstellungen allerdings (zunächst und weitgehend) spekulieren müsste. Die erzählende Person ist so deutlich darauf angewiesen, sich eine Vorstellung von ihrem adressierten Gegenüber selbst zu machen. Dazu nutzt sie Vorannahmen und Zuschreibungen, die durchaus durch *Adressierungsrücksicherungen*, also dem Versuch der Ratifizierung durch das Gegenüber, ergänzt werden können. Grundsätzlich geht es darum, dass die erzählende Person sicher gehen muss, dass ihre Ausführungen auch verstanden werden können. Dieser *Adressierungszwang* (vgl. 3.3.4) reguliert auch den *Detaillierungszwang* und hat sicherzustellen, dass der Grad an Detaillierung zum Gesprächsanlass passt und hinreichend auf das Vorwissen des Gegenübers zugeschnitten und abgestimmt ist. Zur Sicherstellung von Erzählwürdigkeit gehört somit, das eigene Darstellungsprojekt mit dem (mutmaßlichen) Vorwissen der adressierten Person so in Einklang zu bringen, dass deren Verständnis

möglichst passgenau sichergestellt ist, ohne deren Nachvollzugsmöglichkeit zu sehr zu unter- oder überschätzen. Im biographisch-narrativen Interview ist dieser *Adressaten-zuschnitt* und die mit ihm verbundene Beziehungsarbeit nun maßgeblich einseitig zu leisten. Vorannahmen und Zuschreibungen stellen dabei hilfreiche Ressourcen zur allgemeinen Bewältigung dieser Adressierungspflicht. Selten werden solche Projektionen dadurch sichtbar, dass die Erzählenden sie explizieren. Joachim Marne hatte meinen Hinweis auf den Soziologen Fritz Schütze als Begründer des Narrativen Interviews insofern verarbeitet, dass er mich im Verlauf seiner Erzählungen meta-kommunikativ mehrfach als Soziologe (und nicht Erziehungswissenschaftler oder Biographieforscher) adressierte („ham Sie als Soziologe vielleicht nicht mitbekommen“ (14m-MARNE-2017b: 1843), „dann sind Sie natürlich als Soziologe nicht grade in der vordersten Reihe“ (ebd.: 3763)) und entsprechende Wissensbestände unterstellte („Als die .. ja s-, s-, alles Binsenweisheiten, die ich Ihnen erzähle, das kennen Sie alles.“ (Ebd.: 2862), „aber wie weit die Vorhersagen und diese Trendforschung funktioniert, wissen Sie besser als ich, das is' ganz schwierig,“ [14m-MARNE-2017b: 1735f.]).

Adressierungsrücksicherungen können in diesem vereinbarten monologischen Setting und der damit einhergehenden Selbstverpflichtung zum Rederecht nur sehr begrenzt genutzt werden. Am Anschaulichsten zeigt sich dies in der Praxis der Teilnehmenden, Adressierungsunsicherheiten eher indirekt-rhetorisch zu signalisieren, um die Beibehaltung des Rederechts nicht in Frage zu stellen, am häufigsten sind „Ich weiß nicht, ob Sie das kennen“, „Ich weiß nicht, ob Ihnen das was sagt“ und „Ich weiß nicht, ob Ihnen das ein Begriff ist“. Aber auch diese höflich-indirekte Form, die in aller Regel zu einer zumindest nonverbalen Rückmeldung des Gegenübers führen wird, kann so gesteigert werden, dass eine verbale Rückmeldung wahrscheinlicher wird, um die erwünschte Bedeutungs-ratifizierung und damit ein (zumindest augenscheinliches) Einvernehmen zu erreichen. Insbesondere bei Deutungen, die sozial riskant scheinen, offenbart sich so ein Bedürfnis nach Rücksicherung. Beispielsweise schließt Joachim Marne in der Ursprungserhebung seine Darstellung, dass ihm Problemlösungen oft im Schlaf gelungen seien, folgendermaßen ab:

- 916 JM: Ich weiß nicht ob Sie das nachempfinden können, ob Sie das kennen oder ob Sie mir das
 917 auch glauben wollen, aber es ist tatsächlich so und das gilt auch heute noch.
 918 I3: Mhm. Ich kann's nachvollziehen, ja.
 919 IL: Können Sie nachvollziehen? (14m-MARNE-2007)

Das Rücksicherungsbedürfnis kann sich freilich auch gleich in einer expliziten Abfrage zeigen, beispielsweise wenn wiederum Joachim Marne in der Zweiterhebung die eigenen Verständnisgrenzen naturwissenschaftlicher Themen mit der etwas riskanten Deutung kompensiert, dass es den entsprechenden Wissenschaftlern dafür an Sozialkompetenzen mangle, und diese gewagte Eigentheorie intersubjektiv rücksichern möchte:

- 2242 JM: Und da muss ich dann zugeben, dass das-, dass ich da meine äh-, meine .. intellektuellen
 2243 Grenzen irgendwo finde. (ca. 3 Sekunden Pause) Die Leute die sich *da* [betont] noch
 2244 zurecht finden haben ja oft einen gewissen .. authentischen Zu-, a-, a-, autistischen Zug.
 2245 I4: [schmunzelt] *Ok* [lacht leise]
 2246 JM: Verstehen Sie was ich meine? (14m-MARNE-2017a)

Die kürzeste und zugleich unverbindlichste Form eines solchen Rücksicherungsbedürfnisses ist sicherlich das „ne?“, „nich?“ u.ä., das dialektal einzelfalltypisch angehängt wird. Explizite persönliche Nachfragen im formellen Teil der Interviewsituation sind selten. Im Allgemeinen fanden persönliche Rückfragen an mich erst nach der formalen Beendigung der Erhebung statt, dann insbesondere nach den weiteren Schritten, dem Ziel, meinem Anstellungsverhältnis und meinen Zukunftsaussichten. Eine Ausnahme zeigt sich bei den Ältesten des Samples: Ursula Plambeck beispielsweise fragt plötzlich „Sind Sie Christ?“ und schiebt nach meiner Verneinung hinterher:

UP: Ach, das wollte ich Sie eigentlich äh, frag' ich jetzt noch zwischendrin. Sie haben einen auf jeden Fall einen Namen, der nicht deutsch klingt. Äh, sind Sie Deutscher?“ (15w-PLAMBECK-2017b: 2342f).

Sie berichtet sogar von eigenen Spekulationen dazu:

UP: Nee, ich habe gedacht, äh könnt ja sein, dass der Vater oder- [...] nee, *die Mutter* [betont] müsste dann-, weil der Name .. fremd klang für mich. [...] Da hab' ich gedacht, der Nachname klingt deutsch, eher deutsch. [...] Der Vorname aber nicht. [...] Und da dachte ich, es ist vielleicht 'ne *gemischte* [betont] Ehe gewesen sozusagen. (15w-PLAMBECK-2017b: 2376f., AB entfernt).

Auch Kurt Groscher hinterfragt die kulturelle Zugehörigkeit des Namens seines Gegenübers („der .. Vorname ist so'n bissl-? [...] Ist etwas ungewöhnlich, ne?“ [13m KG2017: 4089]) und auch er stellt eigene Spekulationen vor: „Aber der .. Nachname Selbert, der deutet schon .. etwas auf die-, Ihre eigentliche Familienge-, biographie hin, ne? Also-.“ (13m KG2017: 4095), die nach seinen migrationskritischen Ausführungen als AFD-Wähler zu Staatsbürgerschaft(en) und „Bio-Deutschen“ in besonderem Licht erscheinen.

Während diese intersubjektiven Aushandlungen über Religiosität, Nationalität und Ethnizität eher auf die Unterschiedlichkeit zwischen den Interaktanten zielen, richten sich Strategien der Beziehungsvergewisserung und Synchronisierungs-bemühung in der Interviewsituation weit überwiegend auf Gemeinsamkeiten. In meiner Erhebungsreihe steht insbesondere das Thema Kinder im Vordergrund, das die überwiegende Mehrheit der Teilnehmenden zur Adressierungskonkretisierung nutzte. Über die gemeinsame (Groß-)Elternschaft, denn in vielen Fällen waren meine eigenen Kinder im Alter der Enkel der Teilnehmenden,¹⁹ bot sich ein generationenüberwindender gemeinsamer bzw. – nach Karl Mannheim –*konjunktiver Erfahrungsraum* (Mannheim 1980), der beziehungspraktisch sowohl

19 Mit Ausnahme der im Zölibat lebenden Nonne Ursula Plambeck (15w), haben alle fünfzehn Teilnehmenden eigene Kinder, zum Zeitpunkt der Zweitbefragung 2017 hatten elf davon zusätzlich Enkelkinder.

ein Zugehörigkeitsgefühl ermöglicht als auch Einverständnis auf Deutungsebene begünstigt. Bernd Ziegler ist für diese Gemeinsamkeit sehr aufmerksam („*Sie haben* [gleichzeitig] auch 'n Kindersitz hab' ich gesehen, wie alt isses bei Ihnen?“ [02m-ZIEGLER-2017: 311]), Christa Gloger nutzt sie als Solidarisierung, um ihre Klage über die mit „Kinderkram“ intellektuell unterfordernde Familienphase abzufangen („... ich weiß, Sie ham' ja auch Kinder, ne?“ [09w-GLOGER-2017: 123]), Renate Bruner reduziert damit ihre Scham, für ihre Kinder vor allem auf Sachspenden angewiesen gewesen zu sein („Sie werden das wissen, von kleinen Kindern, das macht man heute auch“ [07w-BRUNER-2017: 838]) und Joachim Marne nutzt sie für eine positive Rekapitulation („Das zweite große Motiv isses natürlich, (ca. 2 Sekunden Pause) ham Sie Kinder? / I4: Ja. / JM: Es ist herrlich, Kinder zu [...] *haben* [betont], Kinder zu erleben, [...] es is *wundervoll* [betont].“ (14m-MARNE-2017b: 3287f., AB entfernt). Insbesondere bei schwierigen Lebenserfahrungen hilft die Rücksicherung des gemeinsamen Erfahrungsraums Elternschaft dabei, sich des Gefühls verstanden zu werden, zu vergewissern: Irmgard Lindgen veranschaulicht damit die schreckliche Erfahrung des Missbrauchs Minderjähriger durch ihren ehemaligen Lebensgefährten („Aber das, das, weil ich äh-,* [leise sprechend]. Wenn-, *wenn Sie Kinder haben, Mädchen haben* [lauter sprechend] und-, also das konnt' ich mir überhaupt nicht-, das konnt' ich überhaupt nicht nachvollziehen, .. gar nicht.“ [03w-LINDGEN-2017: 2266f.]), Ulrike Groscher springt bei der Schilderung ihrer früheren Unfruchtbarkeit in die Interaktion („aber Sie haben keine Probleme? / I4: .. *Wir?* [erstaunt] / UG: Ja. / I4: Nee! / UG: Sie haben Kinder. / I4: [lacht] Genau, zwei Stück genau! / UG: Zwei.“ [10w-GROSCHE-2017: 1988f.]), Dagmar Naumann adressiert ihre Klage über das Loslassenmüssen („Natürlich ist es schmerzlich, ich weiß nicht ob Sie Kinder haben aber äh mit den Kindern irgendwie äh zusammen zu sein und dann gehen sie aus dem Haus.“ [11w-NAUMANN-2006: 1515f.]) und Ellen Schneider nutzt diesen in der Darstellung ihrer Einsamkeit („Als wenn man jung ist, .. jünger. ... Jetzt überlegen 's mal, Sie haben vielleicht noch von Ihrer Studentenzeit her, von Ihrem Lernen her, von den Kindergarteneltern her, [...] da ham Sie *immer* [betont] Kontakt. [...] Schule, später, [...] immer, gleich-, *gleichaltrigen Kontakt, ja?“ [12w-SCHNEIDER-2017: 5171f., AB entfernt]). Das Thema Kinder fungiert in all diesen Fällen als interaktive Sinnbildungsressource, um *Common Ground* – d.h. „eines geteilten Wissens der Interaktionspartner im Gespräch“ (Deppermann 2015: 7) – herzustellen oder sich dessen zu vergewissern.

Ein interessantes narratives Darstellungsverfahren, das Adressierung in besonderem Maße nutzt, ist die erzählerische Einbindung des Gegenübers in die Erzählwelt. Das Material zeigt zwei Varianten, wie Erzählende die interviewende Person sprachlich zum/r Protagonisten/in ihrer Geschichte machen. Die erste Strategie wird nur von Hans-Peter Thomann – dafür aber in beiden Erhebungen – eingesetzt und zwar die namentliche Einbindung des Interviewenden in Redewiedergaben. In beiden Fällen handelt es sich um selbstwertbedrohliche Episoden des Ausgeliefertseins:

HT: und es gibt dann auch Vorgesetzte, die lassen Sie das spüren. Und dann kommen Sie einfach mal ein Wochenende nicht nach Hause, ja, weil er dann beim Stubendurchgang freitags mittags sagt: „Ach, Staub Frau Dr. Bringer° [Name der Interviewerin]? Das machen Sie mal am Sonntagmittag weg und bis dahin sch-, machen Sie mal die Toiletten sauber.“ Also so Dinge [...] sind dann auch passiert. Das is' ärgerlich, das hat mich damals viele Nerven gekostet“ (01m-THOMANN-2006: 426f., Aufmerksamkeits-Bekundungen entfernt)

HT: das kennen Sie bestimmt, [...] wenn Sie jetzt im-, im Klassenchor, sitzen und sagen äh, „Ey *Severt*“ [Fehlerinnerung des Namens des Interviewenden, „Selbert“], das-, der Ton war net rein, sing ma vor!“ [verstellte Stimme, mißgünstig] [...] Ja? .. Dann mussten Sie .. vielleicht vorsingen, ne? [...] Und öh, das sind keine Erfolgserlebnisse, ne? (01m-THOMANN-2017a: 1472f., AB entfernt)

Narrativ erleichtert Thomann mit dieser Du-Erzählung, die sogar namentlich als Adressat nicht nur auf Ebene des Erzählens, sondern sogar auf Ebene des Erzählten einbindet, den emotionalen Nachvollzug der Szene. Er versetzt sein Gegenüber erzählerisch in seine damalige Situation und Position und reinszeniert die Erfahrung stellvertretend. Die zweite Strategie zeigt sich in diesen Beispielen auch bereits und zwar formulatorisch nicht aus Ich-Perspektive zu erzählen – und auch nicht auf die depersonalisiert-pauschalisierende Formulierung per *man* auszuweichen –, sondern in Form einer *Du-Erzählung* bzw. *Sie-Erzählung*. Vergleichbar zum *man* bietet dieses *Du/Sie* eine narrative Selbstdistanzierung, die den Umgang mit schwierigen Themen erleichtert, bietet darüber hinaus jedoch auch die intersubjektive Form der Adressateneinbindung, durch die zusätzlich ein hineinversetzender Perspektivwechsel nicht nur angeboten, sondern sprachlich durchgeführt wird. Bernd Ziegler setzt diese Strategie in besonderer Häufigkeit ein. Als Polizist hatte er mit Geiselnahmen und Abschiebungen zu tun, also mit sozial hochbrisanten und potentiell lebensbedrohlichen Situationen. Diese machen es, wie er explizit ausführt, notwendig, „vieles gar nit an sich herankommen [zu] lassen manchmal“ (02m-ZIEGLER-2006: 1234f.), was er nicht zuletzt über ein allgegenwärtiges *man* und ein an herausgehobenen Stellen über *Sie/Du* auch und gerade sprachlich praktiziert. Dass dieses Darstellungsverfahren tatsächlich persönlich adressiert und nicht einfach nur eine Formulierungsgewohnheit ist, zeigt sich daran, dass er in der Ersterhebung tatsächlich ausschließlich per *Sie*, in der Zweiterhebung gegenüber dem sehr viel Jüngeren per *Du* formuliert (obwohl er in beiden Erhebungen ansonsten *Siezt*). In Bezug auf seine Polizeierfahrungen formuliert er 2017 so beispielsweise:

BZ: „Wo d-, in dem Spannungsfeld und musste halt gucke wie du damit *umgehst.* [lachend]“ (02m-ZIEGLER-2017: 823), „da hat die Abschiebung nur-, wa-, war das einzige wirksame probate *Mittel* [betont] [...] mit dem du überhaupt da noch drohen konntest“ (ebd.: 1673f., Aufmerksamkeits-Bekundungen entfernt), „Wo-, wo kannste Leuten mit *geistig* [betont] behinderten psychischen Erkrankungen-?“ [...] Die müssen teilweise-, du kannst die ja äh-, ja ä-, b-, die müssen teilweise wirklich äh in-, in *Gewahrsam* [betont] genommen werden die-, *du-, du* [...] brauchst feste, äh, Zellen wo *du se reinbringen kannst* [lacht leicht]“ (ebd.: 853f., AB entfernt) und „Das is aber-, da hattes-te dann wiederum gar keine Chance, du [...] warst quasi nur 'n Erfüllungsgehilfe [...] äh, der-, der 'ne bestimmte Aktion durchführen musste und da-, das is' auch schon äh, sehr stark so teilweise an die *Nieren* [betont] gegangen.“ (Ebd.: 1660f., AB entfernt)

Verbunden mit diesem Einsatz von *Du-Erzählungen* ist die Gefahr, dass einzelne Formulierungen als tatsächliches Duzen in der faktischen Erzählsituation aufgefasst werden könnte, wie im folgenden Beispiel, in dem verschiedene Formen des *Du* zusammentreffen:

BZ: „Mein Bruder hat schon 'n bisschen so gesagt: *Du musst ja wissen was de machst!*" [verstellte Stimme, ruppig] [...] Da haste auch schon gemerkt, dass da- äh [lacht mit l4] Aber jetzt .. wie gesagt um Gotteswillen wir kommen sehr gut zusammen - recht aber du me-, merkst schon dass das äh, immer noch 'n-, *'n-, 'n Thema is' dann.* [schmunzelt]“ (02m-ZIEGLER-2017: 1207f., AB entfernt).²⁰

Adressatenprojektion, Adressierungsrücksicherung, Rückfragen, gemeinsame Themen und sprachlich-narrative Darstellungsverfahren wie Namenseinbindung und *Sie-/Du-Erzählungen* gehören somit zu den Ressourcen, mit denen Erzählende ihre Beziehung zu Zuhörenden subtil gestalten und gemeinsame Erfahrungswelten herstellen.

c) Reflexion zu Vertrautheit und Fremdheit der Wiederbefragung

Zum Aspekt der Vertrautheit ist ein besonderer Umstand des Interviewendenwechsels von Bedeutung: Während sich Interviewende und Teilnehmende der Ersterhebung gleichermaßen fremd und unbekannt waren, gehört es zur Eigenheit der Zweiterhebung, dass ich als Interviewender umfassend mit dem Material der Erstbefragung vertraut war. Ich „kannte“ also die Teilnehmenden, während sich für diese die Fremdheit der Interviewperson wiederholte. Diese Beziehungs- und Vertrautheitsasymmetrie hatte ich ursprünglich nutzen wollen, um im Rahmen eines Feedbacks nach Abschluss der Haupterzählung eine Rekapitulation des damaligen Standes zu leisten. Ich beabsichtigte also, mich vor jedem Interviewtermin fallspezifisch vorzubereiten, um den damaligen lebenszeitlichen Erzählzeitpunkt in Erinnerung rufen zu können. Dies sollte einerseits mein eigenes Längsschnittbewusstsein erhöhen und sicherstellen, dass ich die Selbsterzählung meines Gegenübers vor der Folie dessen damaliger Selbsterzählung würde rezipieren können. Andererseits plante ich, den Teilnehmenden eben diese Vergleichsfolie im Anschluss zu referieren, um mit diesem rekapitulierenden Feedback auch ihr Längsschnittbewusstsein zu stärken und zu einem Vergleich „mit sich selbst“ einzuladen. Zusätzlich versprach ich mir, der Wiederbefragung auch insofern gerecht zu werden, als ich ganz praktisch demonstrieren wollte, dass das damalige Material eben nicht ungenutzt und keineswegs zwecklos erhoben worden sei.

²⁰ Es verwundert also nicht, dass bisweilen auch eine Korrektur notwendig scheint, wenn die Formulierung per *Du* als tatsächliche *Du*-Botschaft missverstanden werden könnte: „was ma auch äh bei grad Luther³ hat ja-, hat ja 'n-, äh-, *nich* [betont] das Gleiche, aber 'n ähnlicheres Abendmahlverständnis gehabt wenn ma da bisschen-, das geht ja nur um das Verständnis aber du m-, da kann man auch [...] 'n bisschen Toleranz zeigen“ (ebd.: 1279f.). Das in der Initialformulierung im Rahmen dieser adressierenden Formulierungsstrategie drohende „du musst Toleranz zeigen“ kann er gerade noch zugunsten einer Umlenkung in eine *man*-Formulierung umlenken, um nicht den Anschein persönlicher Ansprache zu riskieren.

Ich hatte allerdings nicht vorab reflektiert, dass die so verstärkte und demonstrierte Wissensasymmetrie auf zwischenmenschlicher Ebene eher verstörend sein müsste. Größter Verdienst des Interviewendenwechsels in Bezug auf Erhebungseffekte ist nämlich sicherlich das Vermeiden von gemeinsamer Beziehungsgeschichte zwischen Interviewendem und Befragten. Ein Adressierungseffekt durch zunehmende Vertrautheit hätte unweigerlich ein sehr viel stärker verändertes (Wieder-)Erzählen zur Folge, als es einer erneut fremden Person gegenüber der Fall wäre. Die erzählende Person sollte mich also als Unvertrauten adressieren und die eigene Lebenserzählung ohne Rücksichtnahme auf Vorwissen entwickeln. Sich nach Beendigung der Stegreiferzählung jedoch dann doch als Materialvertrauten zu erkennen zu geben, musste zwangsläufig zur Folge haben, dass diese Fremd-Adressierung sich als Fehladressierung entlarvte. Im Hinblick darauf, dass wiederholtes Erzählen und misslingender Adressatenzuschnitt kulturell sanktioniert sind, müsste eine solche versehentliche Fehladressierung als Fauxpas auffallen: Teilnehmende müssten sich getäuscht fühlen.

Beim ersten abgeschlossenen Interviewtermin, 09w-GLOGER, setzte ich das rekapitulierende Feedback zum ersten Mal ein und mit „I4: so war's ja dann auch! CG: So war's dann auch.“ (09w-GLOGER-2017: 466) war der hermeneutische Ertrag der Rekapitulation auch schon erreicht. Schon beim nächsten Interviewtermin, 11w-NAUMANN, wurde das Scheitern des Rekapitulierens offenbar. Auf meinen Input reagierte Dagmar Naumann eher misstrauisch und wehrte sich etwas gegen diesen unerwarteten Eingriff in die Deutungshoheit ihrer Geschichte:

- 1456 I4: Sie hatten lachend das Wort „Vergangenheitsbewältigung“ benutzt .. im Bezug auf
 1457 Ihre Reisen an biographische Ort mit 'her Freundin gemeinsam.
 1458 DN: Nee, das war dann mit meiner Schwester, Halbschwester, das war verkehrt angekommen
 1459 *biographisch-.*
 1460 I4: *Ah tatsächlich?!* [unterbrechend, überrascht]
 1461 DN: Jaja. Nee, ich hab *ja keine Freu-.*
 1462 I4: *Nee,* [gleichzeitig] ich-, ich kanns kurz konkretisieren: Sie wollten ans Zeltlager,
 1463 Nordsee^, fahren, wo Sie mit 16 („sechzehn“) *waren-.*
 1464 DN: *Achso,* [gleichzeitig] jajajaja! Gut. Das is' richtig, jaja. Das ist meine älteste Freundin,
 1465 die ähm, [räuspert sich] d-, unsere Eltern haben sich in [Stadt H/Wohnort Kindheit]^-, beide
 1466 aus Berlin^ evakuiert [...]
 1467 I4: Ahja, *ok*! (11w-NAUMANN-2017)

Durch zwischenzeitliche Relevanzverschiebungen kommt es also zu einem (vermeintlichen) Mehr- bzw. Besserwissen des Interviewenden, das zu für beide Seiten unangenehmen Aushandlungsprozessen führt. Die Expertenschaft der Selbsterzählerin für die eigene Lebensgeschichte scheint in Frage gestellt. Entsprechend kommt es bei Dagmar Naumann sogar zu einem gewissen Rechtfertigungsdruck:

- DN: Das hab' ich dann da sicherlich damals erzählt, aber das fand ich jetzt nich' so wichtig, dass ich's nochmal [lacht kurz auf] *erzähle.* /I4: *Nee nee!* [gleichzeitig] Wie gesaht- (11w-NAUMANN-2017: 1511f.)

Man merkt es meiner etwas hilflosen Reaktion bereits an, dass mir die Sinnhaftigkeit eines solchen Feedbacks nun endgültig fragwürdig wird. Das weitere Transkript dokumentiert anschaulich, wie ich tatsächlich schon in der Gesprächssituation das Unbehagen expliziere, dann selbst in eine Rechtfertigungshaltung wechsele, dennoch eine weitere Rekapitulation unternehme, aber schließlich einsehen und eingestehen muss, dass eine solche Rückmeldung einfach nur merkwürdig ist:

- 1514 DN: *Ja ja!* [gleichzeitig] Ja ja! Is' klar *aber es is ja richtig!*
- 1515 I4: *Ich finds einfach* [gleichzeitig] nett, ich hab' nochma' *reingucken wollen,*
- 1516 DN: *Mhm.* [gleichzeitig]
- 1517 I4: wollte einfach gucken: „Was war *damals*
- 1518 DN: *Jaja!* [gleichzeitig]
- 1519 I4: der Stand?“, also was kurz-, kurz vor, und was stand an?
- 1520 DN: Mhm.
- 1521 I4: Ähm, aber Sie sehen dass das Problem der Relevanzlenkung, also Sie *wundern sich jetzt:
- 1522 „Warum*
- 1523 DN: *Jaja. Jaja a-* [gleichzeitig]
- 1524 I4: findet der das jetzt grade relevant?“
- 1525 DN: Ja!
- 1526 I4: Und deshalb finden wir es so wichtig die Leute eben auch *erzählen zu*
- 1527 DN: *Mhm. Mhm.* [gleichzeitig]
- 1528 I4: lassen, genau. Ähm, (ca. 4 Sekunden Pause) ähm, ich schau grade mal-, am Vortrag,
- 1529 zum Beispiel, also einfach nur
- 1530 DN: Mhm
- 1531 I4: Weiß nich, v-, vielleicht' isses auch-, ... also vielleicht isses auch merkwürdich, wenn ich jetzt
- 1532 berichte, aber ich wollte einfach kurz-, kurz berichten aus-, aus der *Erzählung* [betont] einfach
- 1533 dass am Vortrag zum Beispiel äh war die Verabschiedung der-, ihrer Schulleiterin von der Schule
- 1534 DN: Mhm.
- 1535 I4: und die Beerdigung vom Nachbarn, der an Krebs *verstorben war.*
- 1536 DN: *Mh-, mhm.* [gleichzeitig] Mhm.
- 1537 I4: Das wollt' ich einfach kurz berichten.
- 1538 DN: Mhm. (1lw-NAUMANN-2017: 1514f.)

Diese „Merkwürdigkeit“ lässt sich auf einen Vertrauensbruch zurückführen. Indem ich mich nach der neuerlichen Stegreiferzählung als bereits „eingeweihten“ Mehrwissenden zu erkennen gebe und als eben doch-nicht-Unbekannten. In gewissem Sinn erweist sich die Stegreiferzählung als fehladressiert und eine verunsichernde, im Sozialverhalten letztlich nicht vorgesehene Form des *Common Ground* wird offenbar: Die Teilnehmenden müssen nicht nur erkennen, dass das ihnen unvertraute Gegenüber die frühere Lebensgeschichte schon kannte, sondern sich auch gefallen lassen, sich mit den Aussagen ihres früheren Selbst messen und vergleichen lassen zu müssen. Aus der Herausforderung, diese Asymmetrie und Intransparenz des (Vor-)Wissens intersubjektiv in der Beziehungsarbeit der Erhebungssituation verhandelt zu bekommen, bzw. über diese Adressierungsdiffusion hinweg wieder hinreichende Synchronizität herzustellen, lässt sich schließen, dass es so etwas wie eine *Adressierungspakt* gibt. Dieser Pakt wird offenbar gebrochen, sobald ein Adressat sich überraschend als *vorwissend* outet, was sicherlich mit einem Gefühl des Ausgeliefertseins und Betrugs

seitens der Befragten einhergeht. Der „passing stranger“ (vgl. 3.3.4) ist gar nicht wirklich ein *stranger*?

Ich habe dieses Vorhaben der Rückmeldung somit nach zwei Einsätzen verworfen (und bei o3w-LINDGEN nur noch einmal darauf zurückgegriffen, um ihrem Nicht-Erzählen zu begegnen [vgl. Schlüsselfallanalyse 6.6]) und mich auch nicht mehr über mein Vorwissen hinaus fallspezifisch auf Erhebungstermine vorbereitet, sondern mich – im Gegenteil – darum bemüht, den Termin aller Möglichkeit nach als das wahrzunehmen und zu behandeln, was er sozial eigentlich auch war: Ein Erstkontakt und „Kennenlernen“ einander fremder Personen.

d) Geschlechtsspezifische Einflüsse des Interviewendenwechsels

Eine statistische Auswertung der Interviewlaufzeiten suggeriert einen geschlechtsspezifischen Unterschied: Im Schnitt haben die beiden Erhebungen Haupterzählungen mit einer Länge von 38 bzw. 36 Minuten hervorgebracht. In der Ursprungserhebung wurde dieser Durchschnittslauflänge von den männlichen Teilnehmenden übertroffen (43 Minuten), von den Frauen entsprechend leicht unterschritten (35 Minuten). In der Zweiterhebung lässt sich ein solches geschlechtsspezifisches Abweichen nicht feststellen: Mit durchschnittlich 35 bzw. 36 Minuten liegen die Männer bzw. die Frauen direkt am Mittelwert. Es scheint also der Befund vorzuliegen, die fünf Männer hätten in der Ursprungserhebung im Schnitt somit acht Minuten längere Stegreiferzählungen geleistet als im Durchschnitt die neun Frauen. In der Zweiterhebung hätten sie demgegenüber insgesamt kürzer erzählt und zwar nun auf demselben Niveau wie die Frauen. Was die Nachfrageteile angeht, fällt der scheinbare geschlechtsspezifische Trend sogar noch deutlicher aus: Im Hinblick auf den Durchschnittswert von 96 Minuten für die Nachfrageteile der Erstbefragung seien die der Männer mit im Mittel 115 Minuten deutlich überdurchschnittlich länger (19 Minuten) ausgefallen, dagegen die der Frauen mit im Mittel 87 Minuten unterdurchschnittlich kürzer (9 Minuten). Für die Zweiterhebung wird dieser Effekt zwar schwächer, kehrt sich interessanterweise aber um: Nun liegen die Nachfrageteile der Männer 10 Minuten unter dem Durchschnittswert von 211 Minuten, die Frauen dagegen 5 Minuten darüber.

Man könnte daraus also wahlweise den Befund ableiten, dass a) die männlichen Teilnehmer sich gegenüber den weiblichen Interviewerinnen der Erstbefragung deutlicher profilieren wollten als gegenüber dem männlichen Interviewer der Zweitbefragung, b) die weiblichen Teilnehmerinnen ihrer Selbstdarstellung eine geringere Erzählwürdigkeit zuschrieben und deshalb das Rederecht früher wieder abgaben, c) die männlichen Teilnehmer stärker als die weiblichen eine pragmatische Verkürzung im Hinblick auf die Zweitbefragung als Wiederholungsbefragung umsetzten, d) ein ko-konstruktiver Effekt vorläge, dass Interviewpersonen mehr Fragen an Teilnehmende des binär anderen Geschlechts richten oder e) ein konstruktiver Effekt, dass Teilnehmende gegenüber Interviewenden des binär anderen Geschlechts ausführlicher antworten würden, o. Ä.

Tatsächlich ist allerdings die Datenlage schlicht zu dünn und in gewisser Hinsicht zu beliebig, um belastbar von hergestellten Korrelationen auf Kausalrelationen schließen zu können. Die Entscheidung, Renate Bruners Erstinterview aufgrund der außergewöhnlich umfassenden und ko-adressierten Haupterzählung aus der Berechnung auszuschließen, im Gegenzug allerdings beispielsweise Kurt Groschers Erstinterview zu berücksichtigen, obwohl dessen Stegreiferzählung durch die

Interviewerin beendet wird, ist ein offensichtliches Beispiel für die Konstruiertheit solcher Rückschlüsse. Nicht zuletzt scheinen die möglichen und offensichtlichen Erklärungen für kürzere oder längere, gleich kurze oder gleich lange Stegreiferzählungen (und Nachfrageteile) in sich so überzeugend und/oder individuell, dass es ohnehin wenig zielführend scheint, diese mit geschlechtsspezifischen Zuschreibungen verallgemeinern zu wollen.

Auch auf inhaltlicher Ebene lassen sich Unterschiede im Wiedererzählen schwer auf geschlechtsspezifische Adressierungseffekte zurückführen. Themen der geschlechtlichen Intimsphäre bieten sich für eine solche Vergleichsuntersuchung an, da bei diesen am Ehesten davon auszugehen ist, dass bei deren Darstellung die bestehende oder fehlende Geschlechtsgenossenschaft des Gegenübers besonders berücksichtigt wird. Beispielsweise schildert Ilse Heberling das Ereignis ihrer ersten Regelblutung sowohl der Interviewerin 2006 als auch dem Interviewer 2017. Auffälligster Unterschied ist, dass die bildhafte Formulierung, ihre Mutter habe sie „mit blutverschmierten Hosen stehen lassen“ (IH2006: 341) in der Erzählung von 2017 nicht wiederkehrt (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.1). Bei Kurt Groscher ist es das Erwähnen von Spaziergängen mit einer jungen Kollegin („sofort hab’ ich das noch nicht gemerkt, dass sie etwas mehr wollte als so nur spazieren gehen“ [KG2006: 69]), die zehn Jahre später betont beiläufig zur „Romanze“ (KG2017: 261) aufgewertet werden. Ob solche Veränderungen jedoch wirklich auf eine vergeschlechtlichte Adressierung zurückzuführen sind, ist mehr als fraglich.

Zwischenfazit Interviewbeziehung

Meine Beobachtung ist, dass das Forschungsinterview, vor allem die monologische Haupterzählung nach eigener Relevanzsetzung, den Teilnehmenden das soziale Gegenüber weitreichend als Projektionsfläche anbietet. Das narrative Interview ist eben *kein* Gespräch, erst recht kein Alltagsgespräch. Insofern ist die interviewende Person zu Beginn insbesondere eines: der Stellvertreter einer Institution, je nach Verständnis der Teilnehmenden zuallererst Stellvertreter der Institution *Universität* oder Stellvertreter der Institution *Forschung*. Natürlich ist es so, wie Daniel Bertaux von Ferrarotti paraphrasiert: „einem Aufnahmegerät erzählt man sein Leben nicht“ (Bertaux 2018: 72), das heißt aber nicht automatisch, dass man sein Leben einem Gegenüber *als* Person erzählt. Im Falle des narrativen Interviews scheint mir das adressierte Gegenüber *als* Stellvertreter sehr viel wirkmächtiger zu sein. Insofern handelt es sich beim Forschungsinterview auch nicht um ein gegenseitiges Kennenlernen unter Gleichen, sondern um den interaktiven Vollzug einer als asymmetrisch vereinbarten Kommunikation, also um die verabredete Selbstoffenbarung gegenüber einem *freundlichen Fremden* im Dienst der Wissenschaft. Damit ist nicht gemeint, dass die Erhebungssituation nicht auch zwischenmenschliche Beziehungsarbeit aufweist und erfordert. Der Möglichkeitsraum der Interviewbeziehung ist groß genug, dass die Art und das Ausmaß der Beziehungsbildung ebenfalls weitreichend den Teilnehmenden und ihren Setzungen überlassen ist. Die Erzählsituation des Narrativen Interviews ermöglicht – je nach Typ – sowohl die persönliche Bindung und hochadressiertes Erzählen als auch die weitgehend adressatunabhängige Orientierung an den eigenen Darstellungsabsichten, weitgehend frei vom Ansehen des sozialen Gegenübers.

4.3.2 Zum „Messzeitpunkteffekt“

Obleich es sich bei biographisch-narrativen Interviews um keine quantitativen *Messungen*, sondern qualitative Befragungen handelt, und dieser Begriff der quantitativen Forschung entsprechend missverständlich ist, lassen sich selbstverständlich auch in qualitativen Längsschnittstudien *Messzeitpunkteffekte* feststellen. Ich spreche also analog von (*Befragungs-*)*Zeitpunkteffekten*. In meiner Auswertung des zugrundeliegenden Korpus unterscheide ich *persönliche* und *kollektive* Effekten. *Persönlich* sind diese dann, wenn Ereignisse und Erfahrungen der individuellen Lebenswelt situierenden Einfluss auf die Haltung der Teilnehmenden in der Befragung zeigen. Im Gegenzug dazu ergeben sich *kollektive* Zeitpunkteffekte insbesondere aus dem sozial-historischen Kontext, aber auch in Form von Kohorten- und Alterseffekten.

Das eindrücklichste Beispiel individueller Gegenwartsrelevanzen, die den retrospektiven Blick gestaltprägend verändern ist sicherlich die Zweitbefragung von Vera Bergmann (vgl. Schlüsselfallanalyse 6.4): Nicht nur, dass in der Erhebungszwischenzeit ihr Ehemann erkrankte und verstarb, auch der konkrete Interviewtermin der Erhebung selbst verstärkte diese Relevanz noch erheblich insofern, als das Interview wenige Tage vor dem 65. Geburtstag ihres Mannes stattfand. Dieses Datum war lang erwarteter Termin seines Berufsaustritts und ersehnter Zukunftshorizont der Partnerschaft gewesen. Das für die dann vorgesehene Reise gesparte Geld hatte nun aber stattdessen die Beerdigung finanziert. Die wiederum symbolische Bedeutung dieses Datums ist dem kurz davor stattfindenden Interview somit zusätzlich anzumerken. Ähnlich gestaltprägende präsentische Einflüsse zeigen sich in Umzügen/Pflegebedürftigkeit (12w-SCHNEIDER-2017), Umzug/Berufsausstieg (01m-THOMANN-2017), Umzug/neuer Partnerschaft (03w-LINDGEN-2017) und überwundener Krebs-Erkrankung (04m-TIMME-2017).

Zu den kollektiven Befragungszeitpunkt-Effekten gehört ganz sicherlich die veränderte politische Großwetterlage. Die Re-Erhebungsphase zwischen Februar und April 2017 stand polithistorisch unter dem Eindruck der abklingenden „Flüchtlingskrise“ 2015/2016, der Amtseinführung Donald Trumps zum Präsidenten der USA am 20. Januar 2017, der Einleitung des EU-Austritts des Vereinigten Königreichs am 29. März 2017, dem Verfassungsreferendum in der Türkei zugunsten Präsident Recep Tayyip Erdoğan am 16. April 2017 und der Präsidentschaftswahl in Frankreich mit der Kandidatin Marine Le Pen ab 23. April 2017. Entsprechend fällt der Name Trump bei 14 Teilnehmenden, bei acht davon in einem Atemzug mit Erdoğan, zusätzlich genannt werden Putin (5 TN), Le Pen (4 TN), Polen bzw. Kaczyński (4 TN), Nordkorea (3 TN), Geert Wilders bzw. Holland (3 TN) und al-Assad (1 TN).²¹ Lediglich vier Teilnehmende beziehen sich mit – wie 04m-TIMME es ausdrückt – „AFD-Kollegen und Pegida und Konsorten“ und – wie 08w-ALBRECHT es ausdrückt – „diese scheiß Montagsdinger“ auch auf Akteure in Deutschland, zu denen sich die Eheleute 10w-GROSCHER und 13m-GROSCHER jedoch positiv äußern.²²

21 Sehr pointiert kommentiert die zu diesem Zeitpunkt anwesende Ehefrau von Wolfgang Timme dessen Ausführungen mit: „Die heißen alle ‚Adolf‘ bei uns“ (Ehefrau in: 04m-TIMME-2017: 2923).

22 Kurt Groscher äußert sich in beiden Erhebungen selbstthematizierend und ausführlich politisch und positioniert sich dabei insbesondere gegen den Islam, 2017 zusätzlich auch offensiv integrationskritisch. Seine Haltung gegenüber der AfD zeigt er jedoch erst auf meine direkte Nachfrage: „14: Wie

Überhaupt fällt 13m-GROSCHER insofern aus der Reihe, als sich sein befürchtetes Zukunftsszenario einer möglichen Islamisierung deutlich von denen aller anderen Teilnehmenden unterscheidet und er sich zu Trump als Einziger positiv und verteidigend äußert.

Da jedoch nur vier der Teilnehmenden die politische Weltlage von selbst thematisieren (03w, 04m, 12w und insbesondere Vera Bergmann: „Angst macht mir eigentlich so die ganze Weltlage ein bisschen und da denk ich immer: ‚Oh mein Gott, warum?‘, aba-, (ca. 5 Sekunden Pause), jo.“ [05w-BERGMANN-2017: 5709]), lässt sich eher von einem *Zeitpunkteffekt zweiter Ordnung* sprechen: Die im Vergleich zu 2006/07 veränderte weltpolitische Situation schien in der Wiederbefragung 2017 die Frage notwendig zu machen, mit „welchem Gefühl bzw. welchen Gedanken [...] in die derzeitige Weltlage“ geblickt werde. Dass dieser Erhebungseffekt der direkten Nachfrage aber mit Recht als Befragungszeitpunkteffekt gedeutet werden kann, legen die deutlichen Antworten nahe, die eine herausgestellte Relevanzwürdigkeit beweisen:

- HT: Die große Weltlage, [seufzt] was soll ich denn da sagen? Also ich bin äh immer voller Hoffnung öh dass-, dass die Dinge sich zum Besseren wenden. (01m-THOMANN-2017b: 1120)
- BZ: Hätten Sie mich vor zwei Jahren gefragt, hätt' ich noch ‚optimistisch‘ gesagt. (02m-ZIEGLER-2017: 3633)
- IL: Hm, sehr kritisch. Sehr kritisch. (03w-LINDGEN-2017: 2933)
- WT: [seufzt] *Sorge* [ernst]. (04m-TIMME-2017: 2919)
- VB: Ja, da macht mir eigentlich *viele* [betont] Bauchweh. (05w-BERGMANN-2017: 5907)
- IH: Oh! Also da muss ich sagen, äh mir tun ... unsre Nachkommen leid. ... (06w-HEBERLING-2017: 5456)
- RB: Oh. ... Mit Besorgnis. Weil sich das doch in den letzten Jahren *so* [betont] geändert hat, wie man das vor 20 Jahren, oder 15 Jahren noch gar nicht hätte denken können. (07w-BRUNER-2017: 4881)
- EA: ich hm hm ... ich will mir ja meinen hm ... Zweckoptimismus da nich' nehmen lassen hmmm (08w-ALBRECHT-2017: 4861)
- CG: Sehr beunruhigt. Sehr beunruhigt, gerade wenn man Kinder und Enkelkinder hat, wenn man weiß: ‚Es muss weitergehen‘. (09w-GLOGER-2017: 1813)
- UG: Mhm. Nich-, nit-, nicht so positiv. [ca. 2 Sekunden Pause] Mhm, in allen Ecken is' Krieg und überall heißt: .. Hungersnöte durch die Klimakatastrophe, ah, nee. Wer weiß, wie das alles weitergeht, gell? (10w-GROSCHER-2017: 3439)

stehen Sie dazu, darf ich das fragen? KG: Also ich ähm muss Ihnen ehrlich gestehen, also ich habe ähm bei der Landtagswahl am [Tagesdatum] AFD[^] gewählt.“ (13m-GROSCHER-2017: 3425f.) Später liest er einen selbstverfassten Leserbrief vor, indem er sich ausgiebig affirmativ auf das AfD-Wahlprogramm bezieht. Seine Ehefrau antwortet auf meine Frage nach ihrem Standpunkt zur AfD: „Also die haben ganz gute .. Ansätze. Manches is' gut, gell?“ (10w-GROSCHER-2017: 3606). Auch sie äußert eine Wahlpräferenz, die sich in ihrem Bundesland allerdings nicht umsetzen lässt: „*Also* [gleichzeitig] CSU[^] würd' ich wähle. CSU[^]. Dem T-, Seehofer^o, dem seine ... Politik find ich ganz intressant.“ (Ebd.: 3525, AB entfernt)

- DN: *Große Sorgen* [sehr betont], das is' klar, m-, bleibt überhaupt nichts, äh kein Vertun. .. Ganz, ganz große Sorgen (11w-NAUMANN-2017: 2841)
- ES: Oh Gott! Ja. Das hat alles schon mal besser ausgesehen. (12w-SCHNEIDER-2017: 6743, AB entfernt)
- KG: ... Ja, also mich beunruhigt das schon so mit dem Islam, ne? Also ich ähm .. hab da äh ... ähm große Befürchtungen äh, dass äh .. ähm *wir* [betont] .. ähm .. äh früher oder später ähm .. in .. äh eine .. äh Situation kommen, in Deutschland^, vielleicht sogar europaweit^, wo der Islam äh, äh die ähm .. Geschicke der Menschen .. dominiert und ähm äh dann eben äh .. die Scharia eingeführt wird, mit allen äh sich daraus ergebenden negativen Folgen für Christen und für Atheisten und für alle, äh die eben keine Moslems sind, also das äh ist äh für mich ähm .. etwas, was äh mir äh große Sorgen berei-, also ni-, äh vielleicht weniger für mich persönlich, aber eher für äh unsre Tochter und für 'n Schwiegersohn, für die Enkelkinder insbesondere (13m-GROSCHER-2017: 3143f., Aufmerksamkeits-Bekundungen entfernt)
- JM: Spontan: Entsetzlich gemischt. (14m-MARNE-2017b: 2762)
- UP: [stöhnt auf] Meine kleine Russin^, die sagt immer: *,Das ist wieder Putin°! Und das ist der Kerl von der-, von der Türkei!^* [rufend, räuspert sich danach] *Und der von Amerika!^* [rufend] Die war-, und da sag ich: ,Jaja, da haben wir drei Verrückte.' (15w-PLAMBECK-2017b: 3842)

Schon in diesen Initialsätzen wird deutlich, dass durchweg Zukunftssorgen vorliegen, gleichzeitig deutet sich jedoch bereits an, dass die konkret befürchteten Szenarien durchaus eine starke Bandbreite haben: Überbevölkerung (09w, 14m), Hungersnöte (06w, 10w, 12w, 15w), Klimawandel (04m) bzw. Klimakatastrophe (10w), Krieg (10w, 11w) und die Angst um Europa (04m, 05w, 09w, 11w, 14m) gehören zu den allgemeineren Sorgen, konkreter genannt werden Brexit (08w, 09w, 10w, 14m), die Not Geflüchteter („Flüchtlinge“, 02m, 05w, 06w) und das eingetretene oder befürchtete Erstarken rechtsnationaler Kräfte.

Während die persönlichen Befragungszeitpunkt-Effekte (Umzüge, Berufsaustritt, Verwitwung) sich jedoch mehr oder weniger deutlich gestaltprägend auf das autobiographische (Wieder-)Erzählen auswirken, lassen die auf Nachfrage allgemein als sich verdüsternd entworfenen Zukunftsaussichten keinen Einfluss auf die Lebens- bzw. übrige Selbsterzählung erkennen. Man könnte vermuten, dass den genannten Sorgen gegenüber politischen Akteuren bis hin zu Überbevölkerung und Klimawandel dann doch eine hinreichende Abstraktheit innelegt, um einen merklichen Effekt auf die eigene Selbstkonzeption zu zeigen.²³ Sichtbarer werden im Rahmen eigener Relevanzsetzungen kollektive Zeiteffekte, die als Kohorten- oder Alterseffekte auf das fortgeschrittene Alter der Teilnehmenden zurückzuführen sind. Im Umgang mit dem Alter(n) lassen sich vier Typen unterscheiden:

23 Anders dürfte dies wohl bei der Covid-19-Pandemie der Fall sein, die seit Frühjahr 2020 auch in Deutschland weitreichend und historisch einmalig Auswirkungen auf die individuelle und kollektive Lebenswelt zeigt(e) (vgl. Anschlussforschung Kapitel 8).

- *aktives Altern* im Sinne eines Narrativs des „Immer-aktiv-weiter“, das noch keine altersspezifischen Zugeständnisse kennt (bei 02m-ZIEGLER, 07w-BRUNER, 14m-MARNE und 15w-PLAMBECK),
- Ansätze eines *ungelebten Alterns* im Sinne eines Narrativs des „Immer-passiv-weiter“, das ein ohnehin eher niedriges Handlungspotential unverändert fortsetzt (bei 03w-LINDGEN, 06w-HEBERLING, 10w-GROSCHER, 11w-NAUMANN, teils bei 12w-SCHNEIDER),
- *abgeschlossenes Altern* im Sinne eines Narrativs des Leben-gelebt-habens, das sich mit der eigenen Endlichkeit bzw. religiöser Jenseitserwartung abgefunden hat (bei 13m-GROSCHER, teils bei 04m-TIMME) und
- *neues Altern* im Sinne eines Narrativs des Lebens-im-Übergang, das altersspezifische Zugeständnisse antizipiert und aktiv Vorbereitungen vorsieht (bei 01m-THOMANN, 05w-BERGMANN, 08w-ALBRECHT, 09w-GLOGER, teils bei 04m-TIMME und 12w-SCHNEIDER).

Obleich dieser kollektive Erhebungszeitpunkteffekt des Alterns die Teilnehmenden in ähnlicher Weise betrifft, sind die individuellen Umgangsweisen mit bestehenden, antizipierten oder unterschätzten Herausforderungen natürlich unterschiedlich. Tatsächlich hängt der Einfluss des Alterns auf das tatsächliche Erzählen weniger von den faktischen Umständen als vom individuellen Umgang mit diesen Umständen ab.

4.4 Fallpriorisierung und Schlüsselfallselektion

Der Prozess der Schlüsselfallselektion zeigt vielleicht am deutlichsten die Notwendigkeit (und das Potential) einer zirkulären Umsetzung qualitativer Auswertungsarbeit. Diese pendelt dialektisch und dialogisch zwischen theoretischen, methodologischen und methodischen Vorannahmen über die konkrete und ergebnisoffene Konfrontation mit dem Grundlagenmaterial und methodischen Schritten zu ersten Typisierungen, heuristischen Modellbildungen und wiederum theoriegenerierenden Schlussfolgerungen. Im Sinne einer hermeneutischen Spirale erweitert und entwickelt sie sich kontinuierlich. Entsprechend dynamisch und unvorhersehbar entwickelt sich auch das eigene Erwartungsmodell, das stets offenbleiben muss für die Irritationen und Impulse des Grundlagenmaterials, der Forschungsliteratur und des kollegialen Austauschs. Die konkrete Auswertungsarbeit vollzieht sich somit zwangsläufig als wiederholte Spirale von Hypothese über Irritationen zur optimierten Hypothese und von Modellkonzeption über Modellkrisen zur optimierten Modellbildung.

Schon in der Auseinandersetzung mit dem Material der Ersterhebung hatten sich die Fälle Wolfgang Timme (04m, *1948), Kurt Groscher (13m, *1939) und Joachim Marne (14m, *1938) als besonders fruchtbar und ergiebig herausgestellt. Vor dem Hintergrund gewisser Gemeinsamkeiten (Geschlecht, Ehe, Berufsleben, eigene Kinder) treten die Unterschiede umso deutlicher hervor: Nicht nur die konkreten Lebenswege, sondern insbesondere auch die individuellen Erzählhaltungen sind derart von jeweiligem Eigensinn geprägt, dass die Kontrastierung im Vergleich der Fälle spannungsreicher nicht ausfallen könnte. Im längsschnittlichen Vergleich fielen diese querschnittlichen Kontrastierungen noch stärker ins Gewicht, so dass ich 04m-TIMME, 13m-GROSCHER und 14m-MARNE schon früh als Schlüsselfälle setzte und an ihnen

die Auswertung begann bzw. entwickelte. Auch erste heuristische Modellbildungen waren auf dieser Grundlage schon möglich: So ließ sich ein monologischer Erzählplan in gleicher Form (bei Groscher) und in überarbeiteter Form (bei Marne) von einem beziehungsorientierteren und situierterem Erzählen (bei Timme) unterscheiden, so dass ich vorübergehend ein *retelling*-Dreieck mit den Polen *Routine*, *Revision* und *Reservoir* postulierte.²⁴

Mit diesem Fokus auf drei männliche Teilnehmer war das Korpus im Hinblick auf Geschlecht erst einseitig repräsentiert (n=15, m=5, w=10). Gleichzeitig hatte ich den Eindruck, mit diesem ersten Schritt der Fallselektion zu sehr an besonders auffälligen Phänomenen des (Wieder-)Erzählens orientiert gewesen zu sein, so dass ich im nächsten Schritt die Befragungen der weiblichen Teilnehmerinnen mit der Intention untersuchte, einen „Normalfall“ zu finden, freilich ohne dass ich (von der Absurdität der Annahme „Normalfall“ abgesehen) hätte sagen können, woran dieser zu erkennen sei. Jedenfalls stieß ich auf die außergewöhnliche Parallelität in den Befragungen mit Ilse Heberling (06w, *1946), die ich somit als vierten Schlüsselfall auswertete. Vera Bergmann (05w, *1947) rundete die Fallselektion als fünfter Schlüsselfall ab, da der *Befragungszeitpunkt-Effekt* ihrer zwischenzeitlichen Verwitwung zu so offensichtlichen Auswirkungen auf ihr Leben und ihre Erzählhaltung zeigte, dass weitere neue Phänomene des Wiedererzählens in den Blick kamen.

Mit diesen fünf Schlüsseltypen hielt ich das Korpus für hinreichend aufgespannt und tatsächlich offenbarte das so entwickelte Typenmodell eine innere Logik: Ilse Heberlings Typik der *Reproduktion* und Joachim Marnes Typik der *Revision* erwiesen sich ebenso als grundlegende Gegentypen wie Kurt Groschers Typik der *Routinisierung* und Vera Bergmanns Typik der *Reorientierung* als dynamische Zwischentypen. Einzig Wolfgang Timmes Typik einer dialogischen Grundhaltung stand in dieser unreifen Modellbildung als Sonderfall alleine „irgendwo dazwischen“. Für mich überraschend bewährte sich die so entstandene Typologie auf Basis von fünf Schlüsselfällen als wirkmächtige Zuordnungsheuristik. Denn in dessen praktischer Anwendung im Rahmen der vertiefenden Nebenfallanalyse bewährte sich dieses als Diagnoseraster (vgl. 7.2.5 Einbezug der Nebenfälle).

Allerdings führte die Nebenfallbetrachtung von Irmgard Lindgen (03w, *1952) an die Grenzen des Modells, der Fall widerstrebte der Zuordnung, denn einerseits waren zu viele der bereits herausgearbeitete Techniken des Wiedererzählens zugleich zu beobachten, andererseits zeigten sich ganz neue Phänomene. Diese Modellkrise war nur dadurch zu bewältigen, dass ich 03w-LINDGEN als sechsten Schlüsselfall aufnahm, die aufwändige Schlüsselfallauswertung um einen Fall ergänzte und das Typenmodell entsprechend ergänzte. Ihr Fall hatte mit seiner Widerständigkeit nicht nur gegen entscheidende Schwächen des Modells aufbegehrt, sondern auch erhebliche blinde Flecken meines bisherigen Arbeitsstandes offenbart. Als Schlüsseltyp der *Resistenz* vervollständigt sie das Modell um Phänomene des Nicht-Erzählen-Wollens

24 In meinem Aufsatz für den Sammelband „Qualitative Längsschnittforschung“ (vgl. Kapitel 2.2) habe ich diese frühe Typologie dargestellt. Dafür griff ich das Identitätsstatus-Modell nach Marcia auf, das diffuse, übernommene, kritische und erarbeitete Identität unterscheidet (vgl. Kreuer 2006, Marcia 1966). Unter Vorgriff auf einen vierten Fall, 05w-BERGMANN, postulierte ich stabile Biographie (bei Groscher), brüchig gewordene Biographie (bei Bergmann) und überarbeitete Biographie (bei Marne) als Grundtypen des Wiedererzählens (vgl. Selbert 2020 [verfasst 2018]).

bzw. -Könnens und bildet mit 04m-TIMME die Dyade der situativen, maßgeblich ko-konstruktiveren Sonderfälle.

Mit diesen sechs Schlüsselfällen auf Basis der Doppelinterviews von drei Männern und drei Frauen treten typische Darstellungsverfahren autobiographischen Wiedererzählens in den Blick, die das Feld möglicher Phänomene in ihrer Typik erfasst, kategorisiert und systematisiert.

Aus diesen Schlüsselfällen lassen sich Phänomene und Techniken des autobiographischen Wiedererzählens herausarbeiten. Im Prinzip lassen sich zumindest Spuren dieser Phänomene jeweils in allen Fällen finden, die Besonderheit der Schlüsselfälle ist jedoch, dass diese – gewissermaßen als ExpertInnen oder Personifikationen – das jeweilige Phänomen in einer besonderen Ausprägung zeigen, so dass es als gestaltprägende Falltypik vorliegt. Gleichzeitig lassen sich diese sechs Haupttypen zueinander ins Verhältnis setzen, so dass drei Typenpaare entstehen, die einander in gewisser Hinsicht spiegeln: Die Untersuchung beginnt mit zwei beiden Grundtypen. An erster Stelle steht Ilse Heberling, die aufschlussreiche und auch überraschend komplexe *Phänomene des Gleich-Wiedererzählens* aufweist (6.1). Auch der zweite Grundtyp, Joachim Marne, greift für die weitesten Strecken auf Wiederholung zurück und erfüllt viele Kriterien des Gleich-Wiedererzählens. Typisch für seine spezifische Form des Wiedererzählens ist jedoch das Gegenteil, nämlich *Phänomene des Anders-Wiedererzählens*, das sich in verschiedenen Darstellungsveränderungen zeigt (6.2). Zwischen diesen beiden Grundtypen finden sich zwei dynamische Nebentypen. Indem Kurt Groscher 2017 ankündigt, seine Lebensgeschichte *anders* erzählen, sich dann aber doch seinen Darstellungen von 2006 wieder annähert, zeigen sich *Phänomene des Nicht-Anders-Wiedererzählen-Könnens* (6.3). Bei Vera Bergmann offenbart sich die gegenläufige Tendenz: Sie startet ihre frühe Lebensgeschichte zunächst *gleich*, dann kommt es jedoch zu einer biographisch-narrativen Abbruchkante und *Phänomenen des Nicht-Gleich-Wiedererzählen-Könnens*. Durch ihre zwischenzeitliche Verwitwung ist nicht nur ihr Lebensplan, sondern auch ihr Erzählplan gebrochen und es bedarf emotional aufwändiger narrativer Selbstfindungsprozesse, um sich der eigenen Lebensgeschichte neu anzunähern (6.4). Das letzte Typenpaar der Sonderfälle eint, dass sie im Gegensatz zu den vier vorigen Schlüsselfällen keinen Erzählplan erkennen lassen und ihre Erzählhaltung – wenn auch aus sehr unterschiedlichen Gründen – dadurch wesentlich situierter und adressatenabhängiger ist als die der anderen. Wolfgang Timme ist monolog-scheu auf Beziehungsarbeit und Gesprächsorientierung angewiesen und zeigt *Phänomene des beziehungsorientierten Wiedererzählens* (6.5). Bei Irmgard Lindgen ist die Erzählbereitschaft oder -fähigkeit dagegen sowohl aus Gründen des Selbstschutzes als auch aus Strategien des Sendungsbewusstseins heraus gehemmt, so dass sich *Phänomene des (Wieder-)Nicht-Erzählens* zeigen (6.6). Eine Einbeziehung der neun Nebenfälle leiste ich im Rahmen der Modellbildung (vgl. 7.2.4)

Kapitel 5: Auswertungsmethode

Um (Wieder-)Erzählen methodisch zu fassen hilft die Metapher der Perlenkette (vgl. Selbert 2020). Schon Schütze 1984 nutzt ähnliche Sprachbilder, wenn er von „Ereignisverstrickungen im Rahmen einer Erzählkette“, „Haupterzählkette“, „Erfahrungs- und Ereigniskette“ und auch „Ereignisketten aus zeitlich hintereinandergeordneten Einzelereignissen“ spricht (vgl. 1.1). Wendet man diese Metaphorik konkret auf Erzählmateriale an, lässt sich ein einzelner Erzählsatz ebenso als eine Verkettung von Worten verstehen wie wiederum die Verkettung solcher Erzählsätze eine Geschichte bilden können. Als Analysestufen unterscheide ich

- Makroanalyse, die (Wieder-)Erzählen als Verkettung von Suprasegmenten auf einer Globalebene,
- Mesoanalyse, die Verkettungen von Segmenten auf einer Zonalebene,
- Mikroanalyse, die Verkettungen von Sequenzen auf der Lokalebene und
- Nanoanalyse, die im Rahmen der Mikroanalyse Verkettungen von Worten auf einer Fokalebene

untersucht. Die umseitige Abbildung veranschaulicht am Beispiel der Lebenserzählung von Wolfgang Timme (Schlüsselfall 6.5), wie sich die Verkettung einer Analysestufe als „Perle“ einer höheren Analysestufe verstehen lässt. Diese Analysestufen leiten die sorgfältige Rekonstruktion der Lebenserzählungen in ihrer lokalen, zonalen und globalen Sequentialität an (vgl. Abb. 6, umseitig). In einer ersten Arbeitsphase wurden die Tonaufzeichnungen der Zweiterhebung transkribiert und aller Möglichkeit nach anonymisiert bzw. pseudonymisiert. Das so textlich repräsentierte Erzählmateriale bearbeitete ich in einer Reihe von Auswertungsschritten,¹ die ich der Übersicht halber hier in eine kanonische Form bringe, obgleich sich der

¹ Die Tatsache, mit wiederholten Narrativen Interviews an erhebungstechnisch erstmaligem Material zu arbeiten, erleichterte mir die primäre Orientierung am Datenmateriale selbst, an dem sich dann zur Verfügung stehende methodische Instrumentarien versuchsweise zu bewähren hatten. Wichtige Grundlage waren dabei folgende etablierte qualitative Auswertungsverfahren, deren „Werkzeugkoffer“ und Logiken mein Vorgehen beeinflusst haben: Das Narrationsstrukturelle Verfahren bzw. neuerdings Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse nach Fritz Schütze, Biographische Fallrekonstruktion von Gabriele Rosenthal und der soziolinguistische diskursiv-psychologische Ansatz Rekonstruktion narrativer Identität von Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann.

Forschungsprozess selbst notwendigerweise impulsiv und zyklisch vollzieht, es sich also keineswegs um ein lineares Ablaufschema handelt:

1. Segmentierung/Inventarisierungen
2. Kodieren
3. Makroanalyse: Rekonstruktion/Visualisierung der Globalstruktur
4. Mesoanalyse: Fallspezifische Rekonstruktion/Visualisierung von Zonalstrukturen
5. Mikroanalyse: Inventarisieren lokalen Wiedererzählens und Feinanalysen
6. Feinanalyse Eingangssequenz und erste Fallstrukturthese
7. Analyse des Frage- und (Wieder-)Antwortverhaltens
8. Erfassen der fallspezifischen Techniken des Wiedererzählens als Fallstruktur
9. Gesamtkorpusrekonstruktion und Visualisierungen
10. Typenmodellbildung und Theoriegenerierung

Ich den folgenden Abschnitten erläutere ich diese Arbeitsschritte.

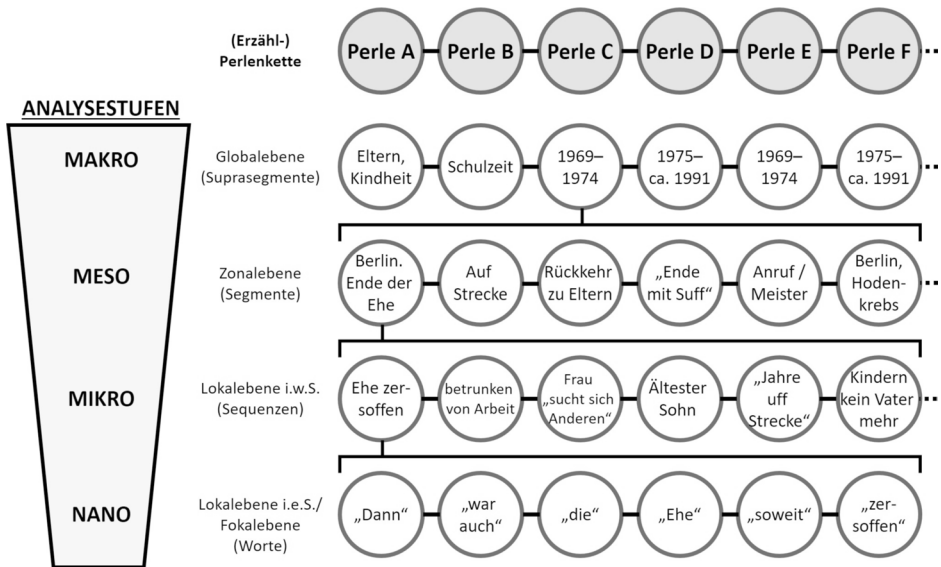


Abbildung 6: Schematische Darstellung der Analysestufen unter Anwendung der (Erzähl-) Perlenmetaphorik am Beispiel O4m-TIMME

1. Segmentierung/Inventarisierung

Dieser fundamentale Schritt der Erschließung des Gesamtkorpus legt die formale und inhaltliche Anatomie des Erzählmaterials in gleich mehrfacher Hinsicht offen: Die formale Gangstruktur der Stegreiferzählung und der Nachfrageteile wird in Form einer *Segmentierung* rekonstruiert. In einer Tabelle lassen sich die einzelnen inhaltlichen und/oder formalen Sinnabschnitte des Erzählens mit Zeilenangaben voneinander trennen. Dabei lassen sich kleinere Erzählabschnitte als Segmente erfassen (z. B. „Konflikte mit Mitschülern“), die sich regelmäßig zusätzlich als Teil größerer lebensepochaler Abschnitte in Form von Suprasegmente erweisen

(z. B. „Schulzeit“). Dabei folgt die Segmentierung streng dem Transkript, führt also nicht künstlich Ordnungskategorien ein, sondern folgt der inneren (Un-)Ordnungslogik des tatsächlichen Erzählflusses, so dass Themenabbrüche, -sprünge, -vor- und -rückgriffe besondere Sichtbarkeit erlangen. Eine abschließende Nummerierung der Segmente kann wiederkehrende Themen durch Wiederaufgriff thematisch zugeordneter Zahlen zusätzlich hervorheben. Während die Segmentierung so die formale Gestalt der Lebenserzählung (Lebenserzählung, Biographie II) erfasst, richten sich Inventarisierungen auf die formale Gestalt der Lebensgeschichte (Lebensvollzug, Biographie I). Bewährt hat sich die tabellarische Zusammenstellung aller zeitlich halbwegs datierbaren Erzählinhalte in Form eines *Temporalinventars* (Lucius-Hoene/Deppermann 2002 sprechen von *Zeittafel*). Mit Segmentierung und Zeittafel sind somit sowohl die Erzählzeitchronologie als auch die Lebenszeitchronologie der Erzählungen in ihrer fallspezifischen Ordnung und Abfolge erfasst. Zusätzliche Inventarisierungen erfassen Sozialbezüge (*Sozialinventar*) und, falls fallabhängig fruchtbar, räumliche Zusammenhänge (*Spatialinventar*). Mit dieser analytischen Trennung narrativer Referentialitäten in die verschiedenen forschungsperspektivischen Dimensionen wird der Erzähltext entlang seiner formalen und inhaltlichen Strukturgrenzen erfasst. Der Verdienst diesen Inventarisierungen zur Er- und Aufschlüsselung der Lebensgeschichte in ihrer eigenlogischen Gemachtheit ist nicht zu unterschätzen, allerdings geht mit diesen auch eine Gefahr einher. Die tabellarischen Rekonstruktionen und entsprechend nach forschungslogischen Ordnungskriterien umsorzierten zeitlichen, räumlichen und sozialen Referenzialitäten des naturwüchsig ganzheitlichen Erzähltextes dekontextualisieren mit ihrer analytischen Trennung zwangsläufig aus dem ursprünglichen Entstehungszusammenhang. Gegensteuern lässt sich dieser Vereinzelung mit einem *Gesamtinventar*, das auf Basis der Segmentierung die wesentlichen Funde der Einzelinventarisierung in ihrem natürlichen Kontext wiedergibt. Bewährt hat sich ein solches Gesamtinventar auch als Abkürzungsstrategie, so dass auf die Einzelinventare fallspezifisch vereinzelt verzichtet werden kann.

2. Kodieren

Parallel zur umfassenden Inventarisierung habe ich ebenfalls an allen fünfzehn Doppelinterviews Kodierungsdurchgänge durchgeführt bzw. angeleitet². Kodieren wurde so als „hermeneutischer Etikettierungsprozess“ (Hardtke et al 2002: 306) eingesetzt, um formale und inhaltliche Aspekte des jeweiligen Einzelinterviews systematisch zu fassen, sichtbar zu machen und damit einen schnellen Überblick und Zugriff auf bestimmte Phänomene der Erzählungen zu ermöglichen. Kodiert wurden einerseits wesentliche formale Eigenschaften der konkreten Erhebungsorganisation, insbesondere

- Schlusscodas der Erzählenden, die eine Abgabe des Rederechts ankündigen (zu der es dann aber nicht zwangsläufig kommen muss) (ca. 146 Fundstellen),
- Interventionen durch die interviewende Person, insbesondere die immanenten und exmanenten Frageimpulse im Nachfrageteil (ca. 1795 Fundstellen),

² Mit Libia Caballero und Melinda Tóth konnte ich mich auf sehr engagierte Hilfskräfte verlassen, die mich zeitweilig bei diesen Erschließungsschritten sehr unterstützten.

- Momente der Störung (häufig durch externe Personen in Form von Telefon- oder Türklingeln, zwischenzeitlich hinzukommende Angehörige) oder andere Unterbrechungen (z. B. Toilettengang), um äußere Konstitutionsbedingungen zu markieren (ca. 127 Fundstellen)³,
- Interviewendenbezüge, also konkrete persönliche Ansprachen durch die Erzählenden in Form von (rhetorischen) Rückfragen, Empfehlungen, Rückversicherungen etc. (ca. 871 Fundstellen) und
- die seltenen Bezüge zur Ersterhebung (ca. 34 Fundstellen).

Eine ergiebige inhaltliche Erschließung wurde durch das Kodieren von Einzelereigniserzählungen ermöglicht, wodurch auch die inventarisierende Erfassung lokalen Wiedererzählens unterstützt wurde. Insbesondere das Extrahieren der entsprechenden Transkriptabschnitte für vergleichende Gegenüberstellungen wurde so erleichtert.

Einige Codes zielten auch auf die Erschließung eingesetzter Darstellungsverfahren, insbesondere

- Formulierungen zur Beglaubigungsarbeit (z. B. „ich kann mich noch gut erinnern“, „ich weiß noch genau“, „warum genau, weiß ich selbst nicht, also ich vermute mal“, „is' schon lang her, aber so war es“), die Hinweise auf den epistemischen Status und den besonderen Geltungsanspruch der Erzählung bieten und so das Verhältnis zwischen Erzählzeit und Erzählter Zeit betreffen (ca. 380 Fundstellen),
- Relevanzmarker (z. B. „ich muss dazusagen, dass“, „das fand ich damals unheimlich wichtig“, „das war auch 'ne wichtige Erfahrung, die ich häufiger gemacht hab'“), die ebenfalls auf das Verhältnis zwischen Erzählzeit und Erzählter Zeit anspielen, jedoch eher auf die Gegenwartsperspektive abheben (ca. 279 Fundstellen),
- Metapherneinsatz, die als fikionalisierende Erzähltechnik Hinweise auf eher referentielle oder eher poetische Erzählhaltungen schließen lässt (ca. 770 Fundstellen),
- Einsatz von Redewiedergabe/Figurenrede, die paradoxerweise zurecht als fikionalisierendes Verfahren gilt, die besondere Spezifik autobiographischen Erzählens als faktuales Erzählen aber sicherlich am Deutlichsten illustriert (1568 Selbstzitate/1706 Fremdzitate/701 Dialogzitate)⁴ und

3 Mit der „ca.“-Angabe weise ich darauf hin, dass die Angabe der Fundstellen keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Dadurch dass forschungsökonomisch keine Parallelkodierung durch zwei Personen möglich war, ist das hier ohnehin vor allem aus heuristischen Gründen durchgeführte „Etikettierungssystem“ grundsätzlich fehleranfällig. Es erleichtert die Navigation im Korpus, ermöglicht die Beobachtung von Zusammenhängen und das Sichtbarmachen bestimmter Phänomene, eignet sich jedoch weniger für „repräsentative“ statistische Auswertungen.

4 Der Umfang der Fundstellen lässt bereits erahnen, dass eine systematische Untersuchung forschungsökonomisch außerordentlich aufwändig ist. Entsprechend gehört diese zu den leftovers meiner Studie. Eine Adaption literaturwissenschaftlicher Modelle, insbesondere der Unterscheidung von Figurenrede und Gedankenrede in den Dimensionen zitiert, transponiert und erzählt zwischen dramatischem und narrativem Modus (vgl. Becker/Hummel/Sander 2018: 103ff.) wäre aussichtsreich für eine solche umfassende Analyse von Redewiedergaben im faktualen (Wieder-)Erzählen.

- Einsatz der Phrase „wie gesagt“, die sich - wenn ernstgenommen - als explizite Ankündigung von Wiederholung besonders zur Untersuchung von Wiedererzählen empfiehlt (ca. 832 Fundstellen).⁵

Der Arbeitsschritt der Kodierung liefert so die systematische Erfassung von Aspekten, die zusätzlich zur längsschnittlichen Vergleichsdimension des Einzelfalls querschnittliche Vergleichsmöglichkeiten der Fälle untereinander eröffnen. Entsprechend helfen sie den Eigensinn des jeweiligen Einzelfalles vor dem Hintergrund des Eigensinns der anderen Fälle im Korpus zu fassen, einzuordnen und zu typisieren.

3. Makroanalyse: Rekonstruktion und Visualisierung der Globalstruktur

Auf Basis der Segmentierung entwickelte ich ein vergleichendes Verfahren der Visualisierung, das die Stegreiferzählungen der beiden Erhebungen in Beziehung setzt. Über das Einfärben und Zuordnen der Suprasegmente wird so deren Globalstruktur und die eigenlogische Relevanzsetzung nicht nur sichtbar, sondern auch als Erzählversionen vergleichbar. Deutlich wird so nicht nur am Beispiel der Einzelerhebung welche Themen bzw. biographischen Zeitabschnitte in welcher Reihenfolge in welchem Erzählzeitumfang (relativ in Zeilen, absolut in Minuten)⁶ ausgeführt werden, sondern auch, ob, wann und in welchem Umfang die gleichen Themen in der anderen Befragung behandelt wurden. An einem Beispiel möchte ich die Aussagekraft dieser Global-Visualisierung veranschaulichen:

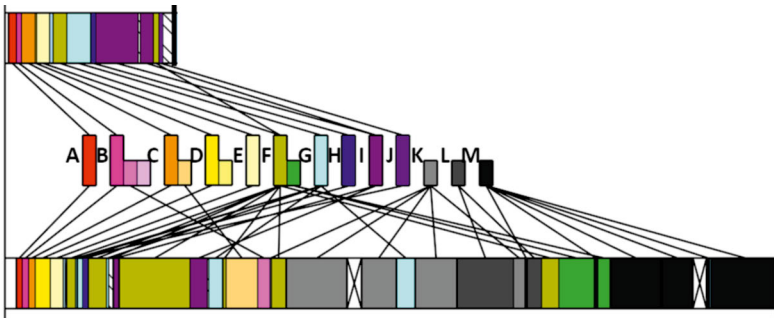


Abbildung 7: Beispiel-Visualisierung der Globalstruktur (O5w-VB)

-
- 5 Auch diese Untersuchung gehört leider zu den leftovers meiner Studie (vgl. 8.2). Erste Beobachtungen bestätigen, dass „wie gesagt“ keineswegs zuverlässig – sondern nur in den seltensten Fällen – bewusstes Wiedererzählen markiert, sondern sehr viel häufiger einen Wiederanschluss oder die Anschlussuche an eine unterbrochene Haupterzählkette signalisiert, oder auch gänzlich ohne Bezug auf zuvor gesagtes in einer rein argumentativen Funktion eingesetzt wird.
- 6 Da die Visualisierung (für die ich ein Architekturprogramm nutze) auf der Segmentierung basiert, stellt sie die Erzählzeit zunächst gemessen am Zeilenumfang dar. Allerdings hat sowohl Interviewendenverhalten (z. B. Häufigkeit der Aufmerksamkeitsbekundung) als auch die Transkriptionsgenauigkeit Einfluss auf Zeilenumbrüche und verzerren den absoluten Umfang. Deshalb führte ich in einem zweiten Schritt eine Anpassung durch, in der ich die Visualisierung der relativen Erzählzeit (gemessen mit Zeilenumfang) an den Umfang der absoluten Erzählzeit (gemessen in Aufnahmeminuten) durch Stauchung oder Streckung anpasse. Kurz gesagt: Ein detaillierteres Transkript führt – da mehr Zeilen – zu einer längeren Balkendarstellung, erst die Orientierung an der Aufnahmedauer beseitigt solche Verzerrungen. Ich hätte von Beginn an mit timecodes und Sekundenlängen arbeiten müssen, um mir diesen Umweg zu ersparen.

Die beiden Balkendiagramme zeigen die Stegreiferzählung der Ersterhebung (oben) und der Zweiterhebung (unten). Dazwischen stellen die buchstabierten Felder die thematisierten Lebensabschnitte in ihrer lebenszeitchronologischen Abfolge dar (mittig). In der Metapher der Erzählkette stellen diese *Globalperlen* dar, die größere Sinnabschnitte repräsentieren (bspw. D = Trennung vom ersten Mann, Aufgabe der Selbstständigkeit, Kennenlernen des zweiten Mannes). Halbe Felder (hier z. B. als B₂, B₃, K, L, M) repräsentieren grundsätzlich erhebungsexklusive Thematisierungen, im Beispiel hier handelt es sich um zwischenzeitliche Ereignisse, also Aktualisierungen gegenüber dem damaligen Stand.

Diese Visualisierung, hier am Beispiel Vera Bergmanns (vgl. Schlüsselfallkapitel 6.4), ermöglicht zahlreiche Ausgangsbeobachtungen: Einer deutlich wohlgeordneten, chronologischen Stegreiferzählung 2006 steht 2017 eine stark fragmentierte, chronologisch gebrochene Stegreiferzählung, die zusätzlich einen sehr viel stärkeren Umfang hat, entgegen. Insbesondere die lebenszeitchronologisch neuen Themen, die Globalperlen K (Krankheit und Tod des Mannes), L (Zeit als Witwe seit 2014) und M (Zukunft) zeigen schon allein strukturell, wie gestaltprägend raumgreifend diese zwischenzeitlichen Erfahrungen, aktuellen Herausforderungen und zukünftigen Erwartungen sind. Die einzelfallogische Wiedererzähltypik der *Reorientierung* lässt sich somit bereits graphisch nachvollziehen.

4. Mesoanalyse: Fallspezifische Rekonstruktion und Visualisierung von Zonalstrukturen

Auf Ebene der Mesoanalyse richtet sich die Auswertung auf die Phänomene *zwischen* globalen und lokalen Phänomenen des Wiedererzählens. In aller Regel geht es auch hier also um Aspekte der Verkettung. Allerdings sind diese derart fallspezifisch und individuell, dass dieser Auswertungsschritt in besonderem Maße an der Einzelfallogik ausgerichtet ist und sich entsprechend auch die Visualisierung an den jeweiligen Begebenheiten orientiert. Häufig hilft eine Ausdifferenzierung der Globalperlen-Visualisierung, mit Hilfe derer eine Abfolge größerer Sinnabschnitte auf Ebene der Suprasegmente aufgeschlüsselt wird in die Abfolge kleinerer Sinnabschnitte auf Ebene der Segmente. Bisweilen machen fallspezifische Phänomene der Verkettung jedoch ein anderes Vorgehen notwendig, beispielsweise die Beobachtung beim Fall Ilse Heberling, dass auf Reflexionspassagen zum Verhältnis zur Mutter besonders emotionale Episoden der Verletzung durch die Mutter folgen (vgl. Schlüsselfallkapitel 6.1). Bei Kurt Groscher und Vera Bergmann bot sich an, der Fragmentierung ihrer Stegreiferzählung in der Zweiterhebung damit zu begegnen, ihre wiederholten Thematisierungen graphisch zueinander zu sortieren, um Relevanzverschiebungen und Um-Gewichtungen über eine *Defragmentierung* sichtbar zu machen (vgl. Schlüsselfallkapitel 6.3 und 6.4).

5. Mikroanalyse: Inventarisieren lokalen Wiedererzählens und Feinanalysen

Ebenfalls auf Basis der Segmentierung bzw. eines Gesamtinventars und unterstützt durch die Kodierung von Einzelereigniserzählungen erstellte ich auch zum lokalen Wiedererzählen tabellarische Inventarisierungen. In lebenszeitchronologischer Reihenfolge erfasste ich so episodische Erzählsequenzen. So ermittelte ich methodisch kontrolliert das Auftreten sich wiederholender lokaler Darstellungen, ausdrücklich auch dann, wenn diese (ggf. zusätzlich) erhebungsimmanent auftraten und auch,

besonders markiert, wenn diese nicht schon in der Stegreiferzählung, sondern erst im Nachfrageteil zu finden waren. Die so herausgearbeiteten Wiedererzählungen unterzog ich dann Feinanalysen. Dazu setzte ich Synopsen, also tabellarische Gegenüberstellungen von Sequenzen, aber nach Bedarf auf Fokalebene auch graphische Gegenüberstellungen von Phrasen und Einzelworten auf, die ich als *Synopsenbäume* bezeichne (vgl. Abb. 8). Durch diese tabellarischen und graphischen Hilfsmittel lassen sich Stabilität und Variabilität lokalen Wiedererzählens besonders effektiv herausarbeiten, aber insbesondere auch niedrigschwellig und nachvollziehbar vermitteln.



Abbildung 8: Beispiel-Synopsenbaum (O3w-IL)

6. Feinanalyse Eingangssequenz und erste Fallstrukturthese

Die besondere Bedeutung des Erzählanfangs ist offenkundig, entsprechend häufig wird dies betont.⁷ Nach dem biographischen Erzählimpuls beginnt die Stegreiferzählung, die Erzähldynamik wirkt und eine Selbstläufigkeit setzt ein. Dadurch dokumentiert die Eingangserzählung ein Einfinden in die Erzählsituation, die einerseits *äußerlich* konstituiert ist als Gesprächssituation mit einem unvertrauten Gegenüber, anderer-

7 Exemplarisch für die Literaturwissenschaft: „Zu den reizvollsten Stellen eines Textes (oder Buches) gehört der Anfang. Das weiß der Autor ebenso wie der Interpret. Der Textanfang kommt der Interpretation mit wichtigen Hinweisen und bedeutsamen Signalen entgegen. Der verständnisvolle Interpret sucht sie.“ (Haslinger 1979: 12). Exemplarisch für die qualitative Forschung: „Eine Feinanalyse der Eingangssequenz sucht nach Elementen, die für die ganze Erzählung einen Sinn geben. Die Annahme heißt: Die Sinnstruktur für eine Biographie ist im Ansatz bereits in der Eingangssequenz enthalten.“ (Schlüter 2008: 213)

seits *innerlich* motiviert ist durch den Auftrag, der eigenen Lebensgeschichte Ausdruck zu verleihen. Tatsächlich drücken sich sowohl in den interaktiven Äußerlichkeiten als auch in der sich Ausdruck verschaffenden Innerlichkeit entsprechend verdichtet einzelfalltypische Aspekte aus. Allerdings sind diese ohne weitere Fallkenntnis in ihrer prägenden Bedeutung meist missverständlich oder leicht zu übersehen. Dadurch eignen sich Eingangserzählungsanalysen kaum für forschungsökonomische Abkürzungsstrategien. Erst die umfassende Fallrekonstruktion ermöglicht, die schon in den ersten Absätzen angelegten Sinnbezüge zu erfassen. Besonders geeignet sind die ersten Sequenzen also zur Bestätigung der entwickelten Fallthese, aber auch zu dem, was sie situativ ursprünglich waren: Ein erstes Kennenlernen im Sinne eines auf Unvertrautheit hin adressiertes Dar- und Herstellen des eigenen Selbst. Entsprechend beginnt das erste Schlüsselfallkapitel stellvertretend mit einer solchen Feinanalyse der Eingangssequenzen.

Vielsagend und überraschend ist, wann immer sich bereits die Eingangssequenzen in Synopse darstellen lassen, wenn also bereits zu Beginn die Gangstruktur der Stegreiferzählungen parallel genug läuft, um sie im tabellarischen Vergleich zueinander zu analysieren.

7. Analyse des Frage- und (Wieder-)Antwortverhaltens

Durch die methodologisch begründete Vorrangstellung von Erzählinhalten nach eigener Relevanzsetzung liegt der Schwerpunkt der Analyse Autobiographischen Wiedererzählens auf der Stegreiferzählung des Narrativen Interviews. Die Nachfrageteile verdienen und benötigen jedoch ebenso analytische Aufmerksamkeit, insbesondere aus drei Gründen:

- a. In aller Regel kommt es vor, dass sich die Erzählenden durchaus auch von Erzählstimuli emanzipieren, so dass sie anstelle einer direkten Antwort oder nach Befolgung des Relevanzauftrags auf andere Themen wechseln und sich wiederum eigene Relevanzen durchsetzen. Dieses Antwortverhalten lässt sich effektiv rekonstruieren, indem die jeweiligen Segmente in der Segmentierung bzw. dem Gesamtinventar beispielsweise durch Ampelfarben markiert wird. So lassen sich Segmente, die als adäquate Antwort des Fragestimulus einzuordnen sind (grün) von Segmenten unterscheiden, die nur indirekt im Zusammenhang zur Frage stehen (gelb) oder thematisch komplett anders orientiert sind (rot). Ebenso wie die Farben keine Wertung symbolisieren, sind abweichende „Antworten“ keinesfalls als Verfehlungen aufzufassen, sondern auf ihre Intentionalität bzw. Funktionalität hin zu reflektieren. Solche teil- und nonresponsiven Antworten (Schwitalla 1979, vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 269) widerstehen einer Relevanzübernahme. Entweder wird die konkrete thematische Setzung durch das Gegenüber abgewiesen (Lucius-Hoene/Deppermann nennen als mögliche Gründe „Scham, traumatische Erinnerungen, eine sozial vermutlich unerwünschte Meinung“ [ebd.]) oder die eigene Themensetzung ist drängender. Regelmäßig lassen sich solche späteren Exkurse eigener Relevanzsetzung in ihrem Stegreifcharakter als Fortsetzung der Haupte Erzählung deuten, die bereits Angesprochenes detaillieren oder – beispielsweise durch das sich festigende Beziehungsvertrauen – nachliefert, was zu Beginn noch ausgelassen worden war. Von entsprechend herausragender Bedeutung sind

die Nachfrageteile also insbesondere bei den Personen, die es bei auffallend kurzen Haupterzählungen belassen.

- b. Die Analyse der Fragehaltung der interviewenden Person gibt Rückschlüsse auf die konstituierenden Bedingungen der Befragungssituation. Insbesondere die Prüfung, ob bzw. inwiefern erzählgenerierend oder eher evaluativ gefragt wird gibt Einblick, inwiefern ko-konstruktive Aspekte gestaltprägend wirkten.
- c. Bei wiederholter Fragestellung wird eine vergleichende Analyse des Antwortens als Wieder-Antworten möglich.⁸ Als wiederholte Fragen finden sich im Korpus sinngemäß „Was haben Sie von Menschen gelernt?“ (in vier Fällen), „Was wollen Sie gerne noch Lernen?“ (in sieben Fällen), „Was waren Aha-Erlebnisse in Ihrem Leben?“ (in neun Fällen), „Was waren Grundgedanken in Ihrem Leben?“ (in sieben Fällen) und die Abschlussfrage „Noch was ergänzen?“ (in allen Fällen).

8. Erfassen der fallspezifischen Techniken des Wiedererzählens als Fallstruktur

Für das Herausarbeiten der jeweiligen Fallstruktur bewährte sich, die schlüsselfalllogische Typik des Wiedererzählens anhand feststehender Kriterien zu erarbeiten. Die akkumulierten Befunde der verschiedenen Makro-, Meso- und Mikroanalysen werden so im Hinblick auf vier Kriterien reflektiert, wobei stets das Verhältnis der beiden Erhebungsversionen im Fokus steht:

- Im Hinblick auf die Dimension *life stories* verfolge ich sowohl mit dem Kriterium der *Erzählwürdigkeit* die Frage danach, was (nicht) erzählt wird als auch mit dem Kriterium des *Emplotment*, also die „Überführung einer Ereignisabfolge in die Handlung einer Geschichte“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 21) die Frage danach, wie (nicht) erzählt wird. Hier steht im Sinne der *Erzählperspektive* des *Erzähl-Ich* also die Vermittlung der erzählten Zeit in der situativen Erzählgegenwart im Vordergrund.
- Im Hinblick auf die Dimension *life history* verfolge ich mit dem Kriterium des Ereignisprotokolls die Frage danach, was nach Aussage der Erzählungen historisch konkret passiert sei bzw. gewesen sein soll. Hier steht im Sinne der *Protagonistperspektive* des *Person-Ich* also die Referenz auf vergangene Ereignishaftigkeit im Vordergrund.
- Im Hinblick auf die Dimension *life theory* verfolge ich mit dem Kriterium der Eigen-*theorie* die Frage danach, wie laut Stellungnahme der Teilnehmenden die erzählten Begebenheiten damals und/oder heute zu deuten seien, also was sie nach eigener

8 Erstaunliche Parallelitäten finden sich, beispielsweise diese Sequenzen, die sich in den Antworten Ulrike Groschers auf die Frage nach Aha-Erlebnissen im Leben finden: „UG: Und *dann* [sehr betont], die Schwangerschaft verlief gut, und des Kind war da und dann gab’s Probleme, / I1: Mhm. / UG: mit dem Bilu-bin-, *dann hat sie-* / I1: *Bilirubin*, ja. [gleichzeitig] / UG: Ja, dann hat sie Gelbsucht gekriegt und musste dann gleich in die Kinderklinik.“ (10w-GROSCHER-2006: 800f.), „UG: Also un’ das war dann auch schlimm: Als Dorothea° auf der Welt war hatte sie gleich Gelbsucht .. und mit de-, hats nit gestimmt wie heißt das wieder? .. / I4: Bilu-, Bilurobin, *sowas*? UG: *Bilirubinwert,* [gleichzeitig] *ja.* / I4: *Ja.* [gleichzeitig] Mhm. / UG: Da wurden war-, es war in [Stadt C]^, da kam se gleich in die Kinderklinik“ (10w-GROSCHER-2017: 2456f.)

Einschätzung zu bedeuten hätten. Hier steht im Sinne der *Autobiographenperspektive* des *Autor-Ich* also die Eigendeutung der Person im Vordergrund.

Mit Hilfe dieser analytischen Struktur entwickelt sich die Fallstruktur so multi-dimensional und „ganzheitlich“: Im Hinblick auf die Einzelperson wird diese als erzählende, erzählte und erklärende Person erfasst und gewürdigt, während deren Stegreiferzählung ebenso als Geschichte, Protokoll und Argumentation erkannt wird. Dadurch ergibt sich schließlich eine Übersicht von insgesamt 24 fallspezifischen Techniken des Wiedererzählens (vgl. 7.2.3).

9. Gesamtkorpusrekonstruktion und Visualisierungen

Nicht zuletzt um die Schlüsselfallselektion anzuleiten, zu reflektieren und rückzusichern, führte ich umfassende Gesamtkorpusrekonstruktionen durch (vgl. Kapitel 4). Auch hier ermöglichen diverse Visualisierungen eine transparente, niedrigschwellige Erschließung des Grundlagenmaterials. Insbesondere die Analyse der Erhebungssituation(en) dient als Grundlage für das Verständnis der Konstitutionsbedingungen des Erzählmaterials in seiner Bandbreite. Meine umfassenden Postscripts zur jeweiligen Erhebungssituation direkt nach den Interviewterminen dokumentierten den objektiven Verlauf des Kontaktes und meinen damaligen subjektiven Eindruck davon.⁹

10. Typenmodellbildung und Theoriegenerierung

Durch die sorgfältige Fallselektion anhand kontrastiver Kriterien entwickelt sich durch die Schlüsselfallanalysen ein klares Profil, das sich zu den übrigen Schlüsselfalltypiken in Beziehung setzen lässt. Diese Beziehungen zwischen den Fällen wurden im Fortschritt der Auswertungen deutlicher, so dass eine Gruppierung der sechs Schlüsselfällen zu drei Typenpaaren ermöglicht wurden. Durch analytische Abstraktion lässt sich das so entstandene Typenmodell zusätzlich zu einem theoriebildenden Prozessmodell Autobiographischen Wiedererzählens weiterentwickeln (vgl. Kapitel 7).

⁹ Diese Postscripts folgten einer einheitlichen Struktur: Rahmendaten/Kontaktdauer, Re-Akquise/Kontakt vor Erhebung, Lebensumwelt, Anmerkungen zur Situation (vor Tonaufzeichnung, während Haupterzählung, während Nachfrageteil, evtl. Unterbrechungen, nach Tonaufzeichnung, Gesamteindruck), Auffälligkeiten, kritische Reflexion (eigene Rolle, mögliche eigene Versäumnisse/Fehler, forschungsethische Relevanzen). Meine Mitschrift während der Erhebung diente mir als Gedächtnisstütze. Im Schnitt entstanden so im Schnitt zehn Seiten Text pro Termin.

Kapitel 6: Biographische Schlüsselfallanalysen

Die folgenden sechs Schlüsselfallanalysen spannen das Gesamtkorpus von fünfzehn Doppelinterviews stellvertretend auf. Drei männliche und drei weibliche Teilnehmende, die jüngeren (*1952) und die älteren (*1938), die kurzen Stegreiferzählungen (03w-LINDGEN [12 Minuten summiert] und 04m-TIMME [20 Minuten summiert]) und langen (13m-GROSCHER [148 Minuten summiert], 14m-MARNE [172 Minuten summiert]), die gleich lang wiedererzählende Ilse Heberling (je 21 Minuten), der deutlich kürzer wiedererzählende Kurt Groscher (67 statt 81 Minuten) und die deutlich länger wiedererzählende Vera Bergmann (57 statt 20 Minuten). Hier die Übersicht:

ÜBERSICHT INTERVIEWLÄNGEN SCHLÜSSELFÄLLE

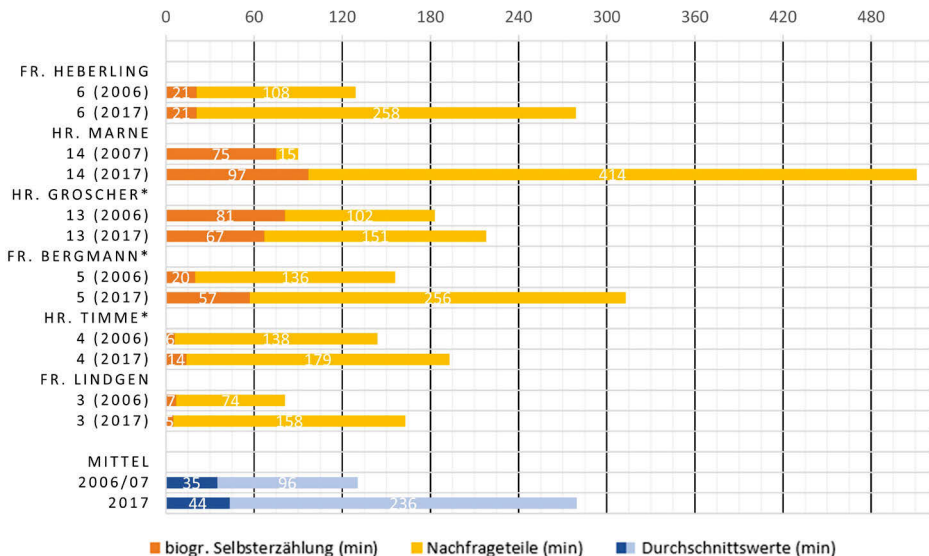


Abbildung 9: Diagramm zu den Selbsterzählungs- und Interviewlängen der Schlüsselfälle (*Besondere Erhebungseffekte: 13m-GROSCHER-2006 [Interviewerin beendet Haupterzählung], 04m-TIMME-2006 [fragmentierte Stegreiferzählung] und 05w-BERGMANN-2017 [Überwältigung durch Trauer beendet Stegreiferzählung, danach weiterhin Haupterzählungscharakter])

Die Kapitelstruktur der ersten Schlüsselfallanalyse repräsentiert dabei die Kernstruktur der einzelnen Arbeitsschritte des Auswertungsprozesses: Gegenüberstellende Feinanalyse der Eingangserzählungen, Makroanalyse zur vergleichenden Rekonstruktion der Globalstrukturen, Mesoanalyse zur vergleichenden Rekonstruktion des Zusammenhangs von Global- und Lokal-Strukturen, Mikroanalyse zur vergleichenden Feinanalyse konkreter *retellings* (insbesondere von Einzelereigniserzählungen, die in mehrfacher Version vorliegen, vereinzelt aber auch von „*rereasonings*“, also wiederholten Argumentations- oder Reflexionspassagen, wenn diese fallspezifisch bedeutsam sind). Dann Entwicklung der einzelfallspezifischen Fallstruktur zum Wiedererzählen. Für die fünf weiteren Schlüsselfallanalyse habe ich diese Darstellung der Auswertung verkürzt und verzichte darauf, die umfangreichen Eingangserzählungsanalysen zu zeigen, beziehe deren wesentliche Befunde aber natürlich in die Makroanalyse mit ein.

6.1 Phänomene des *Gleich*-Wiedererzählens bei Ilse Heberling

Der erste Schlüsselfall führt anhand der Erhebungen mit Ilse Heberling (6w, *1946) in vielschichtige *Phänomene des Gleich-Wiedererzählens* ein. Feinanalyse der Eingangserzählungen und Makroanalyse offenbaren eine außergewöhnliche Parallelität der Lebenserzählung (6.1.1, 6.1.3), die im Hinblick auf das Mutter-Verhältnis jedoch beide entscheidende Auslassungen aufweisen, wie ich in der ersten Fallhypothese festhalte (6.1.2). Mit Hilfe der Mesoanalyse gelingt der Befund, dass nicht nur der chronikalische Lebensverlauf parallel läuft, sondern insbesondere auch die eigentheoretische Reflexion der Erfahrungen mit der Mutter, durch deren Rekonstruktion verschiedene Bewältigungsmechanismen negativer Erfahrungen sichtbar werden (6.1.4). Im Verlauf der Mikroanalyse zeigt der Vergleich exemplarisch ausgewählter Reflexionspassagen und Wiedererzählungen von Einzelereignissen zusätzlich lokale Synchronizität (6.1.5). Im letzten Unterkapitel trage ich alle Befunde und Beobachtungen zur Fallstrukturhypothese zusammen und unterscheide vier Praktiken der *Reproduktion*, womit der Eigensinn des Falles als erste grundlegende Typik des autobiographischen Wiedererzählens konzeptualisiert ist.

Zunächst zur Orientierung jedoch ein Überblick biographischer Rahmendaten:

06w „Ilse Heberling“, 1946 geboren (60 bzw. 71 Jahre alt bei Erhebung)	
Ursprungsfamilie	„Frühchen“, aufgewachsen bei Großmutter, drei Geschwister bei Eltern
Familienstand	Heirat mit 21, Geburt Sohn Michael (1968), Geburt Sohn Peter (1971, mit Fehlbildung, Zwilling stirbt bei Geburt), Geburt Tochter (1975), Mann in Rente seit 2006, zwei „angenommene“ „Enkel“ (ca. 2012 geboren, nichtleibliche Enkel von Sohn Michael), Enkelin seit 2015 (von Tochter)
Wohnsituation	Lebt mit Ehemann im selbstgebautes Haus, Sohn Peter in Einliegerwohnung
Ausbildung	Volksschule, Lehre Kauffrau, soziale Ausbildung mit 47, Engagement Kirchengemeinde, Abschluss Fernstudium Kursgestaltung mit 59
Berufserfahrung	bis zur Hochzeit Verkäuferin, sozialer Beruf für fünf+ Jahre bis Frühverrentung mit 54

Gesundheit	Therapeutische Behandlung nach Tod des Kindes 1971, Frühverrentung mit 54, Gelenkoperationen
Material	Umfang 2006: 21 Minuten Stegreiferzählung, 129 Min. gesamt (231 von 1644 Zeilen) Umfang 2017: 21 Minuten Stegreiferzählung, 279 Min. gesamt (474 von 6413 Zeilen)
Zwischenzeit	Geburt der Enkelin 2015

6.1.1 Feinanalyse der Eingangserzählungen von Ilse Heberling

Schon der erste Hör- bzw. Leseindruck der beiden Erhebungen mit Ilse Heberling vermittelt, dass ihre Eingangserzählungen insbesondere zu Beginn sowohl strukturell auf Ebene der *Erzählzeit* als auch inhaltlich auf Ebene der *Erzählten Zeit* stark parallel zueinander verlaufen. Diese Parallelität macht die direkte Gegenüberstellung der Einzelsegmente der beiden Haupterzählungen als Synopse möglich und fruchtbar. Beginnend mit der Impulsfrage, die sowohl 2006 als auch 2017 möglichst offen und biographisch ausgelegt sein und auf größtmögliche eigene Relevanzsetzung setzten sollte, werden die Interviewanfänge im Folgenden ungekürzt und ohne Eingriff in die Reihenfolge der Segmente gegenübergestellt:

Z.	Eingangserzählung - Erzählstimulus (06w-IH)		Z.		
1	II: [Ich möchte Sie bitten, mir] über ihr Leben zu erzählen, und wenn Sie wollen, von Anfang an bis heute,	I4: Okay. Ich würd' Ihnen die Frage vorlesen. Ich lese ihnen vor: Sie haben uns bereits vor über zehn Jahren schon einmal von Ihrem Leben erzählt und nun interessieren wir uns natürlich für die inzwischen vergangene Zeitspanne danach. Zum Einstieg möchte ich Sie bitten, zur Einbettung der jüngeren Vergangenheit, mir noch einmal Ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Gerne so ausführlich wie Sie wünschen, von Anfang an bis heute.	10		
			11		
			12		
			13		
			14		
		2 3	IH: ja- II: alles was Sie erzählen möchten.	Ich werde Sie nicht unterbrechen, danach frage ich konkret weiter, ich mache mir Notizen, denn dann kann ich besser zuhören.	15
				IH: Hm.	16
				I4: [lacht]	17
				IH: Gut.	18
				I4: Super. ...	19

In der Bemühung, die Beeinflussung geringer oder besser gesagt: kontrollierbarer und querschnittlich vergleichbarer zu halten, wurde in der Zweiterhebung eine standardisiert vorformulierte Impulsfrage eingesetzt und entsprechend abgelesen. Die nachträgliche Reflexion dieser einheitlichen Einstiegsfrage zeigt noch einmal deutlich, dass in dieser zum einen die Sorge um die Teilnahmemotivation sichtbar wird (durch die Referenz auf die Ersterhebung und den Plausibilisierungsversuch der Wiederbefragung) und zum anderen die Bemühung im Vordergrund steht, die Relevanzsetzung ganz explizit zu übertragen (vgl. Reflexion der Einstiegsfragen der beiden Befragungen 4.1 und 4.2).

Beiden Erzählstimuli schließen sich kurze Aushandlungsphasen an, in denen sich Ilse Heberling über den biographischen Erzählbeginn rückversichern möchte:

Z.	Eingangserzählung – Aushandlungsphase (06w-IH)		Z.
4	IH: Ja. So von Anfang an das würde so heißen also von der Kindheit oder?	IH: Äh wo-, wo soll ich anfangen? I4: Ähm Sie entscheiden komplett selbst, ich würd mich halt freuen, wenn Sie, wenn Sie w-, gerne in Kurzform, so ausführlich wie Sie wollen, gern länger, wie Sie wollen, von Anfang an erzählen .. Bis heute. .. Ganz nach Ihrem eigenen-.	20 21 22 23
5	I: Ja, durchaus.	IH: Von der Kindheit an oder so? 0-, äh ja, I4: Von Geburt gerne, *ne?*	24 25
6	IH: Jo von da gibt's also-, was gibt's da zu erzählen?	IH: *ne?* [gleichzeitig] I4: Mhm. IH: Joa Kindheit ähm ... I4: [räuspert sich]	26 27 28 29

Beide Male sucht sie eine Rücksicherung des Erzählanfangs: Beinhaltet ihre Rücksicherung in der Ersterhebung in Bezug auf die Fragenformulierung „von Anfang an“ mit „von der Kindheit oder?“ noch einen eigenen Übersetzungsversuch, verzichtet sie in der Zweiterhebung jedoch zunächst auf einen konkreten Vorschlag und fragt ganz offen nach einer Konkretisierung des Erzählauftrags („wo soll ich anfangen?“). Erst als ich als Interviewer ihr eine konkrete Antwort verwehre und erneut an ihre eigene Relevanzsetzung appelliere, folgt auch in der Zweiterhebung ihre eigene Idee („Von der Kindheit an oder so?“). Die Antworten der Interviewenden fallen unterschiedlich aus: Die bedingungslose Bestätigung in der Ersterhebung (I1: „Ja, durchaus“) führt bei ihr zum rhetorischen Hinterfragen der Erzählwürdigkeit („Jo, von da gibt's also-, was gibt's da zu erzählen?“). Das dann doch relevantsetzende Gegenangebot in der Zweiterhebung (I4: „Von Geburt gerne, ne?“) übergeht sie kommentarlos und bleibt bei ihrem selbstgesetzten Fokus auf Kindheit. Auch hier deutet sich die Infragestellung der Erzählwürdigkeit dieser Lebensphase an, wenn auch nur prosodisch relativierend („Joa, Kindheit ähm“). Die in beiden Erhebungen explizite Aushandlungsbestrebung des Erzählanfangs bei gleichzeitiger Fixierung auf Kindheit verleiht ihren Fragen nach konkreterem Erzählauftrag einen rhetorischen Charakter. Diese Problematisierung des Erzählbeginns gibt einen Hinweis auf eine besondere Selbst-Voreingenommenheit. Wieso stellt sie die Erzählwürdigkeit ihrer Kindheit in Frage, wenn diese sich als ungewöhnlich und biographisch besonders prägend offenbaren wird?

Das erste Segment beider Erhebungen widmet sich dann auch tatsächlich der Kindheit, insbesondere den ungewöhnlichen familiären Wohnverhältnissen:

Z.	Eingangserzählung – Segment 1 (06w-IH)		Z.
6	IH: Ich äh bin also mit vie- äh mit drei Geschwistern aufgewachsen, äh das heißt eigentlich äh nich' so unbedingt mit drei Geschwistern aufgewachsen, sondern ich wurde vom ersten Tag meiner Geburt an äh von meiner Großmutter aufgezogen,	IH: Meine Kindheit war eigentlich ganz-, ganz schön. Also ich bin-, hab', hab', noch drei äh Geschwister .. gehabt.	30 31
7		I4: [hustet kurz] IH: *Gehabt* [betont]. Und äh bin aber ähm *nicht* [betont] bei meiner Familie aufgewachsen.	32 33
8		I4: [hustet kurz] IH: Zwar im gleichen Ort aber ich war das zweite Kind ... Mein Bruder ist zwei Jahre älter .. gewesen, er lebt nicht mehr und-.	34 35 36
9	I: mhm	I4: Okay	37

Die chronikalische Information zur *life history* „Drei Geschwister, aber nicht bei diesen aufgewachsen“ wird in den beiden Versionen unterschiedlich erzählt: In der Erstversion

formuliert sie initial auf die erwartete Norm hin „Ich bin also mit vie-, äh mit drei Geschwistern aufgewachsen“. Erst durch die folgende Reformulierung korrigiert sie die Normerwartung auf ihren Sonderfall hin, indem sie den gesamten Satz negierend bzw. relativierend wiederholt: „äh, das heißt eigentlich äh nich’ so unbedingt mit drei Geschwistern aufgewachsen“. Die Zweitversion beginnt sie mit einer Evaluation, die ebenfalls Normerwartungen bedient („Meine Kindheit war eigentlich ganz-, ganz schön.“), und liefert dann mit „Also ich bin-,“ möglicherweise einen Wiederholungsimpuls des „Ich bin also“ der Erstversion, korrigiert sich dann aber zu „hab’-, hab’ noch drei Geschwister“. Sie findet so zu einer Formulierungslösung, die eine zeitliche Distanzierung begünstigt – denn zwei Geschwister sind inzwischen verstorben – und liefert tatsächlich leicht verzögert ein „gehabt“ nach, das sie direkt wiederholt und durch Betonung verstärkt: „*Gehabt* [betont]“. Durch den evaluativen Einstieg und die aktualisierend-verzeitlichende Selbstkorrektur wird deutlich, dass die Zweitversion aus einer stärkeren Gegenwartsperspektive formuliert wird. Auch die soziale Perspektive ist in der Zweitversion eine andere: An die Stelle des „vom ersten Tag meiner Geburt an äh von meiner Großmutter aufgezogen“, das mit seinem „aufgezogen“ eher an Tiere denken lässt, tritt die Formulierung: „Und äh bin aber ähm *nicht* [betont] bei meiner Familie aufgewachsen. Zwar im gleichen Ort, aber ich war das zweite Kind ...“. Sie begründet nicht, wieso sie die Geburtenfolge andeutet, stattdessen wählt sie eine Aktualisierung zur gegenwärtigen Perspektive: „Mein Bruder ist zwei Jahre älter .. gewesen, er lebt nicht mehr.“ Der Formulieringswechsel zeigt nicht nur einen *agency*-Anstieg vom passiven *aufgezogen-werden* zum aktiven *aufgewachsen-sein*, sondern auch den wirkmächtigen Wechsel der Sozialreferenz von „von meiner Großmutter“ zu „*nicht* [betont] bei meiner Familie“. Im Versionenvergleich fällt also der vielsagende Gegensatz zwischen „Großmutter“ und „meine Familie“ auf. Zusätzlich wird die Abweichung von der zu erwartenden Norm (bei der eigenen Familie aufgewachsen zu sein) durch den Formulieringswechsel zur Verneinung noch unterstrichen, da diese bei ihr „*nicht* [betont]“ der Fall war.

Erst danach, im zweiten Segment, erfolgt in beiden Global-Versionen die Schilderung der eigenen Geburt und deren Umstände, springt also lebenszeitchronologisch zurück:

Z.	Eingangserzählung – Segment 2 (06w-IH)		Z.
10	IH: äh das ich bin 1946 geboren und äh war ein so genanntes	IH: Ähm ... da ich sehr klein *war*	37
11	Frühchen, das hat man mir so erzählt, und äh das war ja eine	[betont] äh damals war das ja	38
12	schlimme Zeit, damals gab's keinen Inkubator oder solche	noch Risiko s-, 1946 als Früh-	
13	Sachen und man wundert sich heute sehr oft, wie man diese	geburt äh	
	Kinder durchgebracht hat.	I4: Mhm	39
	I1: mhm, mhm	IH: auf die Welt zu kommen	40
14	IH: Äh meine Mutter war damals schon äh mit einem zweijährigen	I4: [hustet kurz]	41
15	Kleinkind äh (sucht nach Worten) also ich hatte schon einen	IH: hat meine Großmutter v-, v-,	42
[...]	zwei Jahre älteren Bruder [kurze externe Störung entfernt, Z.	väterlicherseits ähm zu mei-	
21	16-20] ja äh dann hat meine-, und meine Mutter war, es-, es-,	ner Mu-, einfach entschieden,	43
22	müsste man vielleicht noch dazu sagen: die Schwiegertochter,	das sich .. nicht bei meiner M-,	
23	I1: mhm mhm	Eltern aufwachsen soll, weil	44
24	IH: auch nich' so ganz anerkannt als Städterin und so weiter, äh	meine Mutter angeblich noch	
25	jedenfalls hat äh äh mein-, meine Großmutter väterlicherseits	so beschäftigt f-, wäre mit dem	45
26	dann äh zu ihr gesagt, so wie ich das weiß noch, äh „Ja, die	zwei Jahre älterem Kind	
27	kriegst du nicht durch und äh die bleibt bei mir.“	I4: Mhm [hustet kurz]	46
28	I1: aha	IH: und sich nicht so kümmern	47
29	IH: Und so bin ich dann in der Familie meiner Großmutter mit	könnte und bin dann bei meinen	
30	einem elf Jahre älteren Onkel aufgewachsen.	Großeltern aufgewachsen.	
31	I1: Mhm	I4: Mhm	48

Die über „das hat man mir so erzählt“ aufgebaute Distanzierung der Erstversion wird über die folgende Detaillierung insofern wieder aufgehoben, als diese mit dem Rekurs auf medizinischen Fortschritt einen belegartigen Erklärungsversuch liefert. Die zeitliche Referenz auf „damals“ in der Kombination mit dem appellierenden „ja“ in beiden Versionen weist die Darstellung als ihrer Einschätzung nach konsensfähigen Allgemeinwissen aus. Sozial fokussiert sie in der Erstversion ihre Mutter, in der Zweitversion jedoch ihre Großmutter und liefert somit ein Gegengewicht zum Vorsegment (in dem die Erstversion die Großmutter, die Zweitversion dagegen die Familie in den Vordergrund gestellt hatte). Zaghaft kommentiert mit „müsste man vielleicht noch dazu sagen“ ergreift sie bereits in der Erstversion sehr vorsichtig – wenn auch in geringem Maß – Partei für ihre Mutter, insofern Vorbehalte gegenüber deren Status als Angeheiratete und deren Herkunft als Städterin den Eingriff der Großmutter begünstigt haben könnte. Gleichzeitig deutet sie mit „und so weiter“ noch weitere mögliche Vorbehalte an, führt diese jedoch nicht aus. Auch der Hinweis auf den älteren Bruder zeigt das Bemühen, eine mögliche Überforderung der Mutter nahezulegen und als Erklärung des Eingriffs anzubieten. Von zentraler Bedeutung ist dann der Einsatz von Redewiedergabe, die der chronikalischen Nacherzählung einen episodischen Charakter verleiht: „äh jedenfalls hat äh äh mein-, meine Großmutter väterlicherseits dann äh zu ihr gesagt, so wie ich das weiß noch, äh: „Ja, die kriegst du nicht durch und äh die bleibt bei mir.““ Die Wiederholung dieser Redewiedergabe scheint auch in der Zweiterhebung strukturell vorbereitet zu werden („hat meine Großmutter v-, v-, väterlicherseits ähm zu meiner Mu-,“), wird jedoch per Selbstreparatur abgebrochen zu „einfach entschieden“, wodurch sich eine drastische Neubewertung des Ereignisprotokolls anzudeuten scheint: Die Großmutter wird nun nicht mehr als jemand positioniert, der sprechend und argumentierend – zumindest vorgeblich – zum Schutz des Kindes eingreift, sondern als jemand der scheinbar willkürlich und geradezu selbstgerecht „einfach entschieden“ habe.

Die in der Erstversion noch übernommene Begründung wird in der Zweitversion nun per „angeblich“ und Einsatz des Konjunktivs („wäre“, „könnte“) entsprechend delegitimiert. An dieser Stelle zeigt die Zweitversion also zunächst eine stärkere Parteinahme gegen die Großmutter. Tatsächlich wird sich die Frage nach den Hintergründen dieser Familienkonstellation und deren Bewertung als roter Faden erweisen. Die Konklusion beider Versionen erfolgt mit „in der Familie meiner Großmutter“ bzw. „bei meinen Großeltern aufgewachsen“ dagegen wieder parallel und wertneutral.

Segment 3 beider Erhebungen liefert dann die Detaillierung der Wohnsituation:

Z.	Eingangserzählung - Segment 3 (06w-IH)		Z.
32	IH: Wir wohnten zwar im gleichen Ort, aber äh es war doch immer ein gewisser Abstand da, zu den	IH: ... Ich hab' zwar Kontakt zu meinen Geschwis-	49
33	zu den Eltern und auch zu den Geschwistern. Äh, den Vater hab' ich sehr geliebt, sehr verehrt bis	tern und zu meinen Eltern gehabt, aber ich habe nicht im gleichen Haushalt gelebt.	50
34	zu seinem Ende kann man sagen, zu der Mutter war das Verhältnis nicht so besonders, weil ähm	I4: Mhm	51
35	ich vielleicht doch 'n bisschen hmm manipuliert wurde. Das is' mir später als Erwachsene mehr bewusst geworden.	IH: *Wie* [betont].. meine Geschwister.	52
36	Il: Mhm mhm	I4: Mhm	53
37	IH: Äh auch zu meinen Geschwistern eigentlich in der Kindheit außer zu dem zwei Jahre älteren Bruder	IH: *Oder als meine Geschwister?* [etwas heiser] Wie oder als? *Als* [bestimmt] meine Geschwister. ... Is' immer blöd.	54
38	äh war äh auch immer 'ne gewisse Distanz da.	I4: Ääh [lacht]	55
39	Il: Hm	IH: *Is' schwierig.* [lachend]	56
		I4: *Ich hab' Sie verstanden.* [heiter]	57
		IH: *Ja* [lachend]	58
		I4: [lacht]	59

Die Strukturlogik in der Form Zwar-Nähe-aber-Distanz wird 2017 recycelt, gleichzeitig offenbart der Versionenvergleich weitreichende Reformulierungen. Das Großmutter-solidarische „Wir“ wird zu einem vereinzelt, aber durchaus auch *agency*-gestärkten „Ich“ und die rein räumliche Orientierung der Ersterhebung („zwar im gleichen Ort“ vs. „doch immer ein gewisser Abstand“) wird in der Zweiterhebung durch eine sozialere Orientierung ersetzt („zwar Kontakt“ vs. „aber [...] nicht im gleichen Haushalt gelebt“). Zusätzlich wird der Sozialbezug von Eltern und Geschwistern auf die Geschwister allein fokussiert, die noch dazu vom allgemeindistanzierten „die“ zum konkret-emotionalen „meine“ aufgewertet werden. In der Erstversion schließt sie Detaillierungen zur Beziehung zu den Eltern („den Vater hab' ich sehr geliebt, sehr verehrt bis zu seinem Ende kann man sagen, zu der Mutter war das Verhältnis nicht so besonders“), die in der Zweitversion erst in Segment 7 erfolgen wird, und zu den Geschwistern an („auch immer 'ne gewisse Distanz da“). Von besonderer Bedeutung ist ihre dazwischengesetzte eigentheoretische Kommentierung („weil ähm ich vielleicht doch n bisschen hm manipuliert wurde. Das is' mir später als Erwachsene mehr bewusst geworden“). Durch diese wird das Verhältnis zur Mutter als „nicht so besonders“ sowohl kritisch begründet, als auch gleichzeitig nachträglich hinterfragt – wenn auch durch „bisschen“ und „mehr bewusst geworden“ als zaghaft markiert. Mit der Denkfigur „manipuliert“ wird eine Reflexionsbewegung eingeführt, die nun auch in der Ersterhebung eine vorsichtige Parteinahme gegen die Großmutter signalisiert. In der Zweitversion fehlen die Ausdifferenzierungen zum Verhältnis zur Mutter (noch), offenbar auch, weil sie

über die Formulierungsunsicherheit „wie“ vs. „als meine Geschwister“ aus der Erzählkette aussteigt, in Metakommentare ausweicht und im Anschluss direkt schon ins nächste Segment einsteigt.

Segment 4 behandelt in aller Kürze Schul- und Ausbildungszeit, auffällig sind die deutlich unterschiedliche Bewertung und auch inhaltliche Darstellung dieser Zeit:

Z.	Eingangserzählung – Segment 4 (06w-IH)		Z.
40	IH: Äh nach der Ju-, ja ich hab dann in-, in dem Ort wo ich gewohnt hab, in [Heimatort]^, äh die Volksschule besucht und	IH: Äh ja, dann äh hm bin ich also ähm nach-,	60
41	äh .. ja das war's dann auch. Anschließend musste ich in die	I4: [hustet kurz]	61
42	Lehre gehen, hab' eine kaufmännische Lehre durchgeführt,	IH: ich hab' die Volksschule besucht	62
43	ich persönlich hätte gerne äh weitere Schulen besucht,	*in* [langgezogen] [Heimatort]^,	
44	damals gab es äh äh private Handelsschulen, es gab leider	.. und ... und danach hab' ich eine	63
45	noch keine staatlichen, aber ähm meine Eltern war'n dafür	Lehre .. begonnen *als* [lang-	
46	nich' so ... bereit. Es ging damals so, ich denke meine Eltern	gezogen] Verkäuferin.	
47	haben auch mehr oder weniger so ihre verlorene Jugend und	I4: Mhm	64
	so weiter durch die Kriegszeit äh in der Nachkriegszeit so 'n	IH: ... Dass w-, ähm die muss' ich	65
	bisschen aufgeholt. Und ich als Kind, ich war also ein sehr	nach anderthalb Jahren aus ge-	
	sensibles Kind, ich hab' auch etwas darunter gelitten. Aber	sundheitlichen Gründen abbrechen,	
	äh ich hab dann diese-, diese Lehre gemacht als Verkäuferin	I4: Mhm	66

In Version 1 erweist sich die Darstellung als eigentheoretisch überformt: Die direkte folgende evaluative Kommentierung der Volksschulzeit als „Ja, das war's dann auch“, die fehlende Handlungsmacht bei der Ausbildung („anschließend musste ich in die Lehre gehen“) gegenüber den eigenen Aspirationen (Besuch weiterer Schulen), die rationalisierende Verarbeitung dieser Versagung (Eltern holten Jugend nach) und deren emotionale Auswirkung („ich hab' auch etwas darunter gelitten“) lassen die Reue über verpasste Bildungschancen dominieren. Die Wiederholung der Ausbildungsstatsache als Konklusion („Aber äh ich hab' dann diese-, diese Lehre gemacht als Verkäuferin“) unterstreicht stilistisch noch einmal die wahrgenommene Unausweichlichkeit dieser ungewünschten Lehrzeit. Version 2 beginnt zunächst analog, selbst die Referenz der Nachzeitigkeit („nach der Ju-,“) wird erneut – wenn auch noch weiter verkürzt – nicht ausgeführt: „dann äh hm bin ich also ähm nach-,“. Die Fortsetzung bleibt diesmal sachlicher und schildert die Lehre diesmal als abgebrochen: Gegenüber der Kennzeichnung der Ausbildung in der Erstversion als „eine kaufmännische Lehre durchgeführt“ und „diese Lehre gemacht“, erzählt sie nun, sie habe lediglich „eine Lehre begonnen“, jedoch „nach anderthalb Jahren aus gesundheitlichen Gründen abbrechen“ müssen. Die Relevanzsetzung hat sich im *retelling* also verschoben von der Reue über verpasste Bildungschancen hin (Erhebungseffekt?) zum Abbruch der Lehre aus gesundheitlichen Gründen, der in der Ersterhebung an keiner Stelle erwähnt wird.

Die Phase nach der Lehrzeit wird im kurzen Segment 5 strukturell analog, aber mit variiertem Formulierung und mit leicht höherem Detaillierungsgrad wiedererzählt:

Z.	<i>Eingangserzählung - Segment 5 (06w-IH)</i>		Z.
47	IH: und äh hab dann noch 'n paar	IH: hab dann bei 'ner Cousine meines Vaters, äh im Haushalt	67
48	Jahre bei einer entfernten Verwandten gearbeitet in-, die hatte	und die hat'n Bäckerei und Café, äh gearbeitet,	68
49	eine Bäckerei und Café ... bis ich	I4: Mhm	69
	geheiratet habe.	IH: hab' auch da gewohnt,	70
50	I: Mhm	I4: Mhm	71
51	IH: Ich hab' 1967 geheiratet	IH: und bin dann-, äh hab' dann mit 21 Jahren .. geheiratet.	72
		I4: Mhm	73

Sowohl Verwandtschaftsverhältnis, als auch Einsatzgebiet und Wohnsituation werden konkretisiert, die Datierung der Heirat erfolgt in der Zweitversion nicht mehr über die Jahreszahl, sondern das Lebensalter.

Segment 6 detailliert die Heirat und das Zusammenziehen als Beginn eines neuen Lebensabschnitts:

Z.	<i>Eingangserzählung - Segment 6 (06w-IH)</i>		Z.
51	IH: und bin dann hier her nach [Heutiger Wohnort]^ gezo-gen, hab' sechs Jahre im Haus meiner	IH: Hier .. nach .. [Heutiger Wohnort]^ ... Äh	74
52	Schwiegereltern gelebt, äh wo ich plötzlich mit die ersten sechs Jahre äh haben wir	75
53	zehn Personen konfrontiert wurde.	bei meinen Schwiegereltern gewohnt, im	76
54	I: hm	gleichen Haus, .. mein Mann hatte noch fünf	77
55	IH: Also die fünf Geschwister meines Mannes, die	Geschwister, die waren alle noch zuhause	78
56	Großmutter und äh äh mein Mann und ich und ein	I4: Mhm	79
	Jahr später nach der Hei-, ja nach der Hochzeit	IH: und die Großmutter. Also das war für mich	
	unser erster Sohn, es war keine sehr schöne Zeit.	sehr heftig.	
		I4: Mhm	

Die Reformulierungen der Zweitversion zeigen zu Beginn einen stichwortartigeren Stil, einen Wechsel von „ich“ zu „wir“, von „gelebt“ zu „gewohnt“ und erneut eine Stärkung der heutigen Gegenwarts-perspektive durch den Wechsel von „plötzlich mit zehn Personen konfrontiert“ zu „mein Mann hatte noch fünf Geschwister“. Auch die abschließende Evaluation zeigt eine wachsende Eigenermächtigung: Aus dem – für die Ersterhebung sehr typischen – vorsichtig-indirekten Urteil über die Negierung eines positiven Urteils („Es war keine sehr schöne Zeit“) wird das sehr viel explizitere selbstoffenbarende-persönliche „Also das war für mich sehr heftig“.

Das nachfolgende Segment dient als Hintergrundkonstruktion der Darstellung der Beziehung zur Großmutter als Kontrastfolie für ihre Überforderung im Großfamilienhaushalt:

Z.	<i>Eingangserzählung - Segment 7 (06w-IH)</i>		Z.
56	IH: Äh ich war äh v- von meiner Art, von	IH: Da ich ähm mehr oder weniger auch'n verwöhntes Kind	80
57	meiner Großmutter sehr v- verwöhnt,	war durch meine Großmutter, an der ich sehr hing,	81
	ähm äh, wir hatte so unsere Gemeinsam-	I4: Mhm	82
58	keiten nachdem mein Großvater, ich	IH: Beziehung zu meiner Mutter habe ich keine aufgebaut,	83
	war 13, gestorben ist, mein Onkel hat	I4: Mhm	84
59	geheiratet .. und wir beide wir hatten so	IH: mein Vater, ja, den hab' ich sehr geliebt	85
	'ne schöne ... *Nestbeziehung* (lachend).	I4: Mhm	86

Das *retelling* fällt weniger detailliert aus, beschränkt sich dafür nicht auf die Großmutter-Beziehung allein (die in beiden Versionen über „verwöhnt“ charakterisiert wird), sondern holt die Charakterisierung der Beziehung zu den Eltern nach, die in Segment 3 durch das Ausweichen auf die *wie-vs.-als*-Metakommentierung verloren gegangen war. Ihr Blick auf prototypische Beziehungserfahrung weitet sich in der Zweitversion dadurch vom Fokus auf die „Nestbeziehung“ zur Großmutter auch auf die Beziehung zu den Elternteilen – die wie zuvor in Segment 3 der Ersterhebung – deutlich voneinander kontrastiert charakterisiert werden. Dabei fällt besonders die eigenwillige zeitliche Formulierung der Beziehung zur Mutter auf: Gegenüber den eindeutigen Vergangenheitsformen der Rahmung („meine Großmutter, an der ich sehr hing“ und „mein Vater, ja, den habe ich sehr geliebt“) zwingt die Formulierung im Perfekt „Beziehung zu meiner Mutter habe ich keine aufgebaut“ nicht zu einem Mitdenken von „damals“, sondern ermöglicht über das Mitdenken von „bisher“ oder „noch immer“ den Eindruck, dass es noch nicht zu spät sei und es durchaus noch die Möglichkeit gäbe, eine Beziehung zur Mutter aufzubauen. Allerdings ist diese bereits vor über 30 Jahren verstorben. Zusätzlich vermittelt die Formulierung per „ich“ eine Eigenverantwortlichkeit, als würde sie allein die Verantwortung tragen für die Beziehungslosigkeit zur Mutter.

Nach dieser Kontrastierung mit den vorvergangenen Beziehungserfahrungen kehrt sie dann in beiden Haupterzählungen für weitere Evaluierungen zur belastenden Zeit im Haus der Schwiegereltern zurück:

Z.	Eingangserzählung - Segment 8 (06w-IH)		Z.
59	IH: Und äh dann kam ich in eine solch große Familie hinein, wo äh die	IH: *und* [langgezogen]... *hm* [langgezogen] es fiel also mir sehr schwer mich da in diese Familie hmm ich-,	87
60	Schwiegereltern waren Bauern, und	*doch* [bestimmt, mit sich selbst verhandelnd] ich konnte	88
61	äh das war mir alles so laut und so hektisch und so, also ich habe in dieser Z-, und ich hab' mich auch	mich schon einordnen, aber ich war-, ich war irgendwie 'ne Außenseiterin von meiner Erziehung her, von meinem ganzen Wesen her.	89
62	immer so n bisschen als Fremde gefühlt, wurde auch so 'n bisschen so betrachtet.	I4: Mhm	90
63	II: Hm	IH: Hab' ich da äh irgendwo äh ääh [atmet tief ein] immer nich' so richtig reingepasst.	91
		I4: Mhm, okay.	92 93

Sie rationalisiert zwar unterschiedlich, bezieht sich jedoch in beiden Versionen auf die Denkfigur der fehlenden Passung und charakterisiert sich als „Fremde“ bzw. „Außenseiterin“. Gleichzeitig bleibt ihre Beziehung zum Mann in dieser Lebensphase in beiden Versionen auffällig unterbestimmt, ihre Ich-Formulierungen deuten dabei eher auf eine Einzelkämpferperspektive hin.

Mit Segment 9 liefert sie die Begründung für die damalige Motivation nach, sich dieser ungünstigen Wohnsituation auszusetzen:

Z.	Eingangserzählung – Segment 9 (06w-IH)		Z.
64	IH: Äh d-, aber wir wollten uns unser eigenes Häuschen bauen und deswegen ha-, haben wir diese Zeit hier dann auch da durchgestanden.	IH: Ähm in dieser Zeit sind auch unsre beiden Söhne geboren, ... wo wir äh bei meinen Schwiegereltern gewohnt haben, I4: Mhm IH: Die Geschwister ham ra-, ääh hmm da reihum aber bis auf zwei herausgeheiratet, I4: Mhm IH: *und* [langgezogen] äh bei uns hieß es dann immer: „Ja, wir bleiben, ja, wir wollen ja bauen, wir wollen ja bauen.“ I4: Mhm	94 95 96 97 98 99 100 101

Hatte sie die Geburt zumindest des ersten Sohnes bereits in der Erstversion des sechsten Segmentes eingeführt, fällt die Zweitversion des neunten Segments, die nun beide Söhne einführt, auch durch die Darstellung des Zeitverlaufs der Wohnsituation detaillierter aus. Die wesentliche Aussage, nämlich den Hausbau als Ziel-Motivation für die Wohnsituation der Zwischenzeit, erfolgt in der Erstversion in Form evaluierenden Argumentierens, wenn auch interessanterweise mit einem erzählzeitlichen Kippunkt: „haben wir diese Zeit hier (sic!) dann auch da (sic!) durchgestanden“. In der Zweitversion vermittelt sie die Eigenmotivation mit einer episodischen Redewiedergabe. Das „Ich“ aus beiden Versionen des Vorsegmentes wird hier nun in beiden Versionen zu einem ehelich-kollektiven „Wir“. Dadurch wird die Redewiedergabe im *retelling* nicht attribuiert, sondern per „bei uns hieß es dann immer“ in ihrem Sprecher-Ursprung verunklart. Die Redewiedergabe wird so als gemeinsames Durchhaltungsmotto präsentiert (und nicht etwa als ein tröstender oder mahrender Auftrag durch den Mann an sie).

Mit der Analyse des folgenden, zehnten Segmentes endet die gegenüberstellende Feinanalyse der Eingangserzählung, weil an dieser Stelle eine Verlagerung der autobiographischen Relevanzsetzung deutlich wird, die im Rahmen der Globalanalyse zu untersuchen sein wird:

Z.	Eingangserzählung – Segment 10a und b (06w-IH)		Z.
65	IH: In diesem-, in dieser Wohngemeinschaft ist dann auch unser zweiter Sohn, Peter ^o , geboren,	IH: Ich war also nach der äh .. äh .. Heirat nicht berufstätig, ein Jahr nach der Hochzeit kam das [sic] erste Sohn zur Welt, I4: Mhm	102 103 104
66	*der Älteste* [als Rückbezug auf die in Z. 56 eingeführte Geburt des ersten Sohnes] und drei		105
67	Jahre später der zweite Sohn	IH: ... drei Jahre später ääh der ähm Peter ^o ,	
68	IH: und äh dann haben wir äh 1974 dieses Häuschen hier bezogen.. Für mich war das eigentlich immer so, wie man so erzogen wurde in den 60er Jahren war das ja so, '60/'70, zu heiraten, Kinder kriegen, wenn man keine fundierte weitere Ausbildung hatte, dann hieß das ja so, das, das war's jetzt, also. Aber irgendwie äh hab' ich mich damit nicht abgefunden und auch nicht abfinden können. Ähm, ich hab' dann, ähm, im kirchlichen Bereich ehrenamtlich, äh, mich engagiert, im Kindergottesdienst, Jugendarbeit, Frauenarbeit in der Kirche, und hab' dann auch äh, andere Menschen kennen gelernt mit einem für mich doch erweiterten Horizont (lachend) und ähm, kam dann immer so der Gedanke: „Das kann's nicht gewesen sein.“	IH: der ein-, als Zwilling geboren wurde, I4: Mhm IH: ähm auch zwei Monate zu früh I4: Mhm IH: und dieses ... d-, war eine sehr schwere Schwangerschaft, I4: Mhm IH: und ähm .. ich sag das heute auch, durch Nachlässigkeit des Arztes hab ich das zweite Kind einen Tag nach der Geburt leider hergeben müssen. I4: Mhm ... Mhm	105 106 107 108 109 110 111 112 113

Bereits bei der Schilderung der Lehrzeit in Segment 4 hatte sich in der Zweitversion die emotional-selbstoffenbarende Darstellung des Abbruchs der Lehre aus gesundheitlichen Gründen gegen die Relevanzsetzung der Erstversion von Bildungsaspirationen durchgesetzt. Auch hier wird durch Nichtthematisierung des belastenden Gehalts an der biographischen Krise (zunächst) vorbeierzählt, um im zweiten Segmentteil in Form einer biographischen Argumentation („für mich war das eigentlich immer so, wie“) eine eigentheoretische Historisierung vorzunehmen: die biographische Vorherbestimmtheit als junge Frau im Deutschland der 60er Jahre („heirateten, Kinder kriegen, [...] das war’s jetzt also.“); ihre innere Abwehrhaltung dagegen („irgendwie hab’ ich mich damit nicht abgefunden und auch nicht abfinden können“); ihr Handlungsschema des gesellschaftlichen Engagierens und ihrer Aspirationen („Das kanns nicht gewesen sein.“). In der Zweitversion tritt an die Stelle dieser Reflexionen und Konflikte die wertfreie Andeutung „Ich war also nach der äh .. äh .. Heirat nicht berufstätig“. Stattdessen folgt über die Detaillierung der Geburt des zweiten Sohnes per „als Zwilling geboren“ die Thematisierung der traumatischen Erfahrung des Verlustes des dritten Sohnes. Diese unterschiedlichen Priorisierungen relativieren sich in den Interviewverläufen insofern, als die jeweils nicht hier realisierten Themen an späterer Stelle nachgeholt werden: Auch in der Erstversion wird die psychische Belastung („das waren Zwillinge, die sind auch zwei Monate zu früh geboren und ich hab’ das eine Kind einen Tag später verloren“ [IH2006: 357]) und auch in der Zweitversion die Bildungsaspiration („Dann irgendwann kam so einmal für mich der Moment, ich war so 43 .. 42, da dacht ich: ‚Das kann’s doch nicht gewesen sein, du wolltest eigentlich immer was andres‘“ [IH2017: 240]) noch dargestellt werden.

6.1.2 Erste Fallhypothese zu Ilse Heberling auf Basis der Erzählanfänge

Die Feinanalyse der Eingangssegmente dokumentiert eine besondere Eigenheit von Ilse Heberlings Erzählweise: Einerseits eine strukturell auffällig hohe Stabilität, d. h. die Abfolge ihrer Thematisierungen läuft im Vergleich so außerordentlich parallel, dass sogar scheinbar kontextuell eher zufällige Einschübe (z. B. Segment 7 zum Verhältnis zur Großmutter) an der gleichen Stelle erfolgen. Andererseits eine recht geringe lokale Formulierungsstabilität, häufig ergeben sich durch kleine Reformulierungen auf lexiko-syntaktischer Ebene entscheidende Bedeutungsverschiebungen, z. B. was soziale Beziehungen oder die eigene Handlungsmacht anbelangt. Auffällig ist jedoch, dass sich diese lokalen inhaltlichen Unterschiede in der Gesamtschau wieder relativieren und nivellieren. Das prägnante Beispiel des Dreiecksverhältnisses zu Großmutter und Mutter, das sich als biographisches Kernthema erweist, kann dies veranschaulichen: Die Großmutter nahm sie nach der Geburt mit der Begründung auf, die Mutter wäre mit diesem zweiten Kind überfordert worden. Ilse Heberling schildert diesen Eingriff zunächst in beiden Erhebungen wertneutral beschreibend, ohne eine eigene Haltung dazu erkennen zu lassen (Segment 1). Diese unpersönliche Perspektive bestimmt auch noch Segment 2 der Ersterhebung, die auf eigene Bewertung verzichtet und stattdessen der Großmutter per Redewiedergabe episodisch Stimme verleiht und auf der lebenszeithistorischen Ereignisebene bleibt. In der Zweiterhebung kommt es an dieser Stelle per „angeblich“ und Konjunktiv-Einsatz dagegen zu

einer eigentheoretischen Diskreditierung der Autorität der Großmutter. Man könnte also schließen, dass die beiden Befragungszeitpunkte eine allmähliche Verarbeitung der ungewöhnlichen Familienkonstellation abbilden, die Zweitversion also eine reflektorische Weiterentwicklung aufweist, der eine zunehmende Parteinahme gegen die vormals unhinterfragte Großmutter dokumentiert. Allerdings folgt schon im nächsten Segment auch in der Ersterhebung der Hinweis auf Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Eingriffs durch die Großmutter, womit die Erstversion den scheinbaren reflektorischen Fortschritt der Zweitversion wieder ein- oder gar überholt:

IH: zu der Mutter war das Verhältnis nicht so besonders, weil ähm ich vielleicht doch 'n bisschen hmm manipuliert wurde. Das is' mir später als Erwachsene mehr bewusst geworden (IH2006: 34).

Erst die weitere Analyse wird dieses Phänomen der Nivellierung, das insbesondere auf reflektorische Vorstöße wiederum ausgleichende Rückschritte folgen lässt, genauer zeigen. Insbesondere die Darstellung der eigenen Kindheit im Schatten des Dreiecksverhältnisses zwischen Mutter und Großmutter ist dieser Dynamik unterworfen. Die damit verbundenen Unsicherheiten und psychischen Risiken können auch der Grund dafür sein, dass Ilse Heberling als Reaktion auf die Impulsfrage den lebenszeitchronologischen Erzähleinstieg rücksichern möchte. Dass diese Art der Rückfrage in biographisch-narrativen Interviews unüblich ist, im Fall Ilse Heberling jedoch in beiden Erhebungen zu finden ist, kann als deutlicher Hinweis gelten, dass sie in der Thematisierung ihres Aufwachsens in besonderer Weise befangen ist („So von Anfang an das würde so heißen also von der Kindheit oder?“ bzw. „Von der Kindheit an oder so?“). Tatsächlich setzt sie ihr Angebot dann auch direkt um und beginnt mit der Andeutung der ungewöhnlichen Familienstruktur, stellt diese als Vorwegnahme also erzählzeitchronologisch noch vor die eigene Geburt und leitet beide Haupterzählungen mit diesem Erwartungsbruch ein. Während sie diese somit pflichtschuldig als *life history*-Fakt zu Protokoll gibt, hält sie jedoch konzeptionell konkrete episodische Erfahrungen zurück. Die weitere Analyse zeigt, dass sich ein klares Repertoire an Einzelereigniserzählungen zum Verhältnis der Mutter im Verlauf der Erhebungen Bahn bricht, die in den Haupterzählungen weder angedeutet noch eingebracht werden. Die so prägenden und im Gesamtinterview so relevanten Enttäuschungserfahrungen mit der Mutter (vgl. 6.1.4 Mesoanalyse) sind somit nicht Teil der Haupterzählungen. Dass diese Erfahrungen auf der Hinterbühne bleiben und diese auch eigentlich dominieren, kann als Hinweis gedeutet werden, dass der Reflexionsprozess eben nicht als erfolgreich abgeschlossen erzählt werden kann. Stattdessen bleiben diese künstlich getrennt von einer strukturell stabilen, durch einen globalen Erzählplan organisierten Lebenserzählung, die das Thema Kindheit und Ursprungsfamilie vielleicht am liebsten ganz überspringen hätte – wohlweislich, dass dies nicht möglich ist.

6.1.3 Makroanalyse des globalen Wiedererzählens bei Ilse Heberling

Kurioserweise weisen beide Stegreiferzählungen den gleichen erzählzeitlichen Umfang von 21 Minuten auf. Die Parallelität der inhaltlichen Themenwahl und strukturellen Darstellungsabfolge, die nur wenige Variierungen aufweist, lässt sich

mit der graphischen Rekonstruktion der Globalperlen beider Haupterzählungen vor Augen führen:

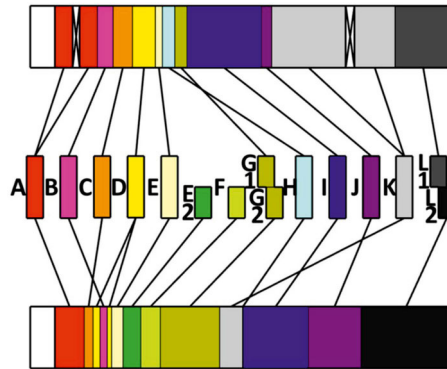


Abbildung 10: Globalstruktur Ilse Heberling (O6w-IH)

(A = Drei Geschwister, bei Großmutter aufgewachsen, Frühchen; B = Verhältnis zu Eltern; C = Schul- und Lehrjahre; D = Heirat 1967/mit 21 Jahren, Wohnen bei Schwiegerfamilie; E = Geburt der beiden Söhne; Eb = Frühgeburt Sohn, Tod des Zwillinges [2017]; F = Psychiatrie-Behandlung, Depression, Unverständnis in Familie [2017]; Ga = Bildungswege der Kinder, Geburt der Tochter, „die haben mich gebraucht“ [2006]; Gb = Bau des Hauses, Finanzen, Geburt der Tochter, gesundh. Probleme der Kinder [2017]; H = „das kann's (doch) nicht gewesen sein“; I = Ausbildung zur Erziehungshelferin, Frühverrentung, gesundheitl. Probleme; J = Singen als Leidenschaft; K = Engagement in Kirchengemeinde, (Fernstudium), Frauenhilfe; L1+L2 = Aktuell: Interesse für Projekt, „wenn ich zehn Jahre jünger wäre“ + täglich träumen von den behinderten Kindern [2006]; Lb1+Lb2 = Aktuell: Viel gereist im Leben + anstehend: Goldene Hochzeit, „So Gott will und wir leben“, Todesalter Verwandte, Kontakt [2017])

Im Rahmen der Eingangserzählungsanalyse war bereits die hohe Synchronizität der Erzählflüsse aufgefallen, in deren Verlauf die Umstände der eigenen Geburt und die Aufnahme durch die Großmutter (Globalperle A), das Verhältnis zu den Eltern (Globalperle B, in der Zweiterhebung leicht nach hinten gerückt), die Schul- und Lehrzeit (Globalperle C), Heirat und Wohnsituation bei der Schwiegerfamilie (Globalperle D) und die Geburt der beiden Söhne (Globalperle E) im wesentlichen lebenszeitchronologisch geschildert werden. An dieser Stelle (und an dieser endete die Eingangserzählungsanalyse) kommt es kurzzeitig zu unterschiedlichen Relevanzsetzungen: In der Zweiterhebung detailliert sie bereits hier selbstoffenbar die tragische Hintergrundgeschichte der Geburten aus (zweiter Sohn mit Fehlbildung geboren, ein Zwilling verstirbt wenige Tage nach Geburt (Globalperle E2), sie selbst leidet bis heute psychisch darunter [Globalperle F]), was sie in der Ersterhebung zeitlich zunächst überspringt, um es an späterer Stelle nachzuliefern. Der Erzählfortgang läuft dann chronologisch wieder parallel, jedoch werden die Lebensereignisse (Geburt der Tochter, Umzug ins eigene Haus) kontextbedingt unterschiedlich ausgeführt. Die Vermutung liegt nahe, dass das explizierte Forschungsinteresse an Lernen und Bildung in der Ersterhebung – also ein Erhebungseffekt – der Grund dafür ist, dass sie an dieser Stelle die Bildungswege ihrer Kinder relevant setzt (Globalperle G1). Diese Darstellung verschwindet in der Zweiterhebung, an ihre Stelle tritt die Thematisierung des Verlusts des Zwillinges,

so dass gesundheitliche Herausforderungen der Kinder in den Vordergrund der Darstellung rücken (Tochter ebenfalls Frühchen, risikoreiche Schwangerschaft, Behandlung der LKG-Spalte, Tochter litt an Absenzen [Globalperle G2]).

Von zentraler Bedeutung ist die argumentative Globalperle H, die gewissermaßen als autobiographisches Scharnier Aufbruch und Aspiration repräsentiert: In der Ersterhebung findet sich diese chronologisch vorgezogen und kam bereits als Segment 10 in den Blick der Eingangserzählung. Eingebettet in eine sozialhistorische Vignette („in den 60er Jahren war das ja so, '60/'70, zu heiraten, Kinder kriegen, wenn man keine fundierte weitere Ausbildung hatte, dann hieß das ja so, das-, das war's jetzt, also.“ [IH2006: 69f.]) formuliert sie mit „kam dann immer so der Gedanke: ‚Das kann's nicht gewesen sein.‘“ das entscheidende Motto für die folgende Zeit der ersehnten beruflichen Selbstverwirklichung nach der Familienphase. Verortet sie dieses Bedürfnis in der Ersterhebung also erzählzeitchronologisch bereits in die Zeit der Versagung („und äh ich habe in dieser Zeit, unsere Kinder schulpflichtig waren, nicht gearbeitet und das wollte mein Mann nicht.“ [IH2006: 78]), rückt es in der Zweiterhebung an eine lebenszeitchronologisch spätere Stelle, nämlich in die Zeit des Aufbruchs:

- 240 IH: Äh, joa .. Dann irgendwann kam so einmal für mich der Moment, ich war so 43 .. 42,
 241 da dacht' ich: „Das kann's doch nicht gewesen sein,
 242 I1: [lacht]
 243 IH: du wolltest eigentlich immer was andres.“
 244 I1: Mhm
 245 IH: Die Kinder waren aus dem Haus, ich muss dazu noch einschieben, mein Mann
 246 nicht, dass ich äh arbeite, während die Kinder ähm
 247 I1: Mhm
 248 IH: äh zuhause waren und auch sch-, äh in der sch-, schulpflichtig waren. (IH2017)

Die folgenden Globalperlen sind dann in sich wieder von hoher Parallelität und behandeln die dann durchgeführte Ausbildung zur Erziehungshelferin und die bedauerte Frühverrentung aus gesundheitlichen Gründen nach sieben Jahren (Globalperle I, Z. 82–123 bzw. 240–314), die Leidenschaft Singen und Chortätigkeiten (Globalperle J, Z. 123–129 bzw. 314–373) und ihr Engagement für Kirchengemeinde und Frauenkreis (Globalperle K, Z. 129–199 bzw. 215–239). Die geringfügige Variierung der Reihenfolge dieser Thematisierungen (I-J-K bzw. K-I-J) lässt sich auf deren lebenszeitchronologische Gleichzeitigkeit zurückführen.

Beide Haupterzählungen enden mit einem aktualisierenden Resümee, die entscheidende Eigenschaften teilen: Beide Erzähl-Enden besteht aus zwei Teilen, von denen einer der Nachwirkung der Vergangenheit (2006: Träume fünf Jahre nach Berufsausstieg noch täglich von der Arbeit als Erziehungshelferin (Z. 223–230), 2017: ihre internationalen Urlaubsreisen nahmen durch gesundheitliche Einschränkung und Betreuung der Enkeltochter ab [Z. 374–455]), der andere der Problematisierung des aktuellen Lebensalters gewidmet ist. Dadurch wird die Haupterzählung in beiden Erhebungen durch Problematisierungen gerahmt. Beginnend mit dem Kernproblem des erzählzeitlichen Einstiegs bzw. der lebenszeitlichen Vergangenheit (die Familienkonstellation), enden beide Stegreiferzählungen so mit bedrohlichen Zukunfts-

prognosen: In der Ersterhebung fühlt sie sich für die erwünschte Durchführung eines Projektes zu alt („wenn ich zehn Jahre jünger wäre“, Z. 199–222), in der Zweiterhebung ist es die anstehende Goldene Hochzeit, die sie nicht als sicher gegeben darstellt („So Gott will und wir leben“, Z. 456–473). Nach der dann anschließenden Schlusscoda („Ja. Also das ist so das *was* [betont, langgezogen] w-, was so .. mein Leben ausmacht.“ [IH2017: 463]) kommt es in der Zweiterhebung jedoch zu einer chronikalischen Detaillierung zum Sterbealter der nächsten Verwandten. Diese stellen den Plausibilisierungsversuch ihres mangelnden Optimismus in Zukunftsperspektive dar:

IH: Drei m-, äh zwei meiner Geschwister s-, äh leben nicht mehr, meine Eltern sind beide auch früh verstorben, der Vater schon mit 55, die Mutter mit 65, .. mein Bruder mit 65, meine Schwester mit 42. (IH2017: 463f.)

Die Schlusscoda der Ersterhebung („Ja, das war’s eigentlich so von mir.“ [IH2006: 231]) kehrt in der finalen Schlusscoda der Zweiterhebung verkürzt wieder („[9 Sekunden Pause] Das war’s.“ [IH2017: 474]) und wird durch eine metakommunikative Selbstkommentierung ergänzt, die in Form einer Selbstkritik eine Eigenevaluation der Haupterzählung vollzieht: „’s war ’n bisschen durcheinander, aber-.“ (IH2017: 478).

6.1.4 Mesoanalyse des zonalen Wiedererzählens bei Ilse Heberling

Als thematischer Fokus der Darstellung der Mesoanalyse bietet sich das Verhältnis zur Mutter an, da es zentral und gestaltprägend für Ilse Heberlings Selbsterzählungen ist und entsprechend auch erzählstrukturell interessante Phänomene provoziert. Die Tatsache, dass ihre Großmutter väterlicherseits sie nach Geburt ihren Eltern entzog und bei sich aufnahm, ist für sie bis in die Gegenwart hinein nicht nachvollziehbar, wie sich in der Ersterhebung auch in Form offener Fragen zeigt:

250 IH: und ähm ich kann mich nur daran erinnern, also äh, dass ich das Gefühl zu meiner Mutter
 251 äh, ich hab’ damals auch nie dat-, da drüber nachgedacht: „Warum hat die dich hergegeben?“
 252 oder so irgendwas. „Warum h-“ das das kam alles viel später „Warum hat sie das zugelassen,
 253 dass man äh“ oder dass ich mir darüber Gedanken gemacht hab’, wie es ihr vielleicht
 254 ergangen sein mochte (leicht betont) in diesen Jahren,
 255 Il: Hm
 256 IH: wo man einfach gesagt hat: „Du, die bleibt jetzt bei mir und du kannst-, du kriegst sie
 257 sowieso nicht groß.“ Das war so ein Ausspruch von meiner Großmutter: „Du kriegst die
 258 sowieso nicht durch und die bleibt jetzt bei mir.“ (IH2006)

Ilse Heberling war daraufhin schon als Säugling von der Großmutter väterlicherseits aufgenommen worden und wohnte mit Onkel und Großvater im Haushalt. Die Wohnverhältnisse ändern sich als sie etwa 13 Jahre alt ist: Der Großvater stirbt, der Onkel heiratet und zieht aus, so dass der freiwerdende Wohnraum ausgerechnet von ihren Eltern und den drei Geschwisters bezogen wird. Die emotional verwirrende Trennung von der eigenen Ursprungsfamilie wird durch diesen Zuzug somit zumindest räumlich aufgehoben. Erstaunlich ist, dass Ilse Heberling in beiden Erhebungen kein Bild davon

vermittelt, wie das Zusammenleben konkret organisiert war, beispielsweise welchen Einfluss der Familienzuzug auf die Routinen und Bräuche im häuslichen Umfeld hatte. Es bleibt somit unklar, ob und wie gemeinsam gegessen wurde, wie gefeiert wurde, ob sie mit ihren Geschwistern gemeinsamen Schulweg hatte oder ähnliches. Dabei war es „ja doch 'ne lange Zeit äh äh bis ich praktisch das Haus v-, verlassen hab und auch nachher geheiratet“ (IH2017: 1911f.).

Die Extraktion aller Einzelereigniserzählungen zu Erfahrungen mit der Mutter ermöglicht die Ergründung dieser spannungsreichen Beziehung. Die zusätzliche (auch graphische) Rekonstruktion der Verkettung dieser Erzählungen zeigt, dass mit Reflexionen zum Verhältnis zur Mutter eine weitere relevante Textsorte eingesetzt wird, die für die Verkettung von höchster Bedeutung ist. Die Visualisierung dieser Episoden und Reflexionen zu Mutter (und Großmutter) über die gesamten Interviewverläufe ergibt folgendes Bild:

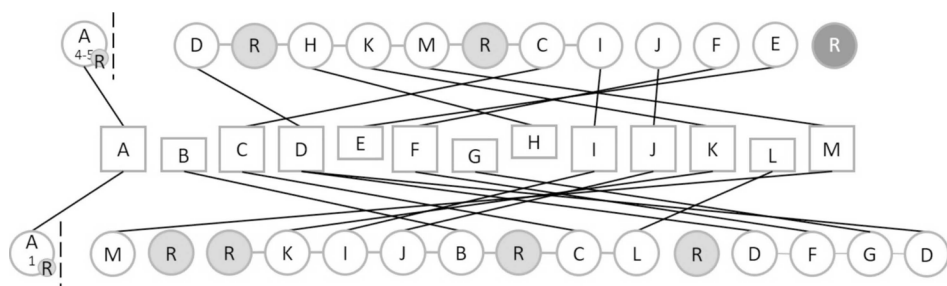


Abbildung 11: Visualisierung der Zonalkontextualisierung (o6w-IH) von Reflexionen (R) und Einzelereigniserzählungen (A bis M) zum Verhältnis zur Mutter, gestrichelte Linie symbolisiert Haupterzählungsende

(A= Mutter-Urszene: Bei Großmutter aufgewachsen, B= Verhältnis zum Bruder (nur 2017), C = retelling 1: Erste Periode, D = retelling 2: In einem Haus gewohnt, E = Kein Geld für Ausbildung (nur 2006), F = retelling 3: Lehrgeld abgeben müssen, G =Ausbildung abgebrochen (nur 2017), H = Gute-Nacht-sagen (nur 2006), I = retelling 4: keine Unterstützung nach Tod des Zwilling-Sohnes, J = retelling 5: Hausbau/„Altenteil“, K = retelling 6: keine Unterstützung bei Knie-OPs, L = Vorwurf der Mutter, „nicht herzlich“ zu sein (nur 2017), M = retelling 7: Krankenhaus/„Wo ist die Margot?“)

Die Auswertung ermöglicht mehrere aufschlussreiche Befunde: Die Einzelereigniserzählungen zur Mutter werden in keinem Fall in die Haupterzählung integriert, finden also auf der Hinterbühne statt.¹ Sie vermitteln durchweg Verletzungen

1 Durch die Visualisierung wird deutlich, dass die meisten Einzelereigniserzählungen zur Mutter in beiden Erhebung in Form einer Verkettung direkt hintereinander erzählt werden. In der Ersterhebung folgt diese Kette auf die erste biographische Frage direkt nach der Haupterzählung, die diese direkt eliziert bzw. lizenziert: „I1: Würden Sie noch erzählen über Beziehungen in Ihrer Herkunftsfamilie, [...] könnten Sie da noch ein bisschen mehr erzählen. Vielleicht auch Geschichten dazu erzählen, die so ähm früher passiert sind.“ (IH2006, 232f.). Dagegen erfolgt die längere Kette in der Zweiterhebung jedoch aus anderem Anlass: Der Interviewende sieht eine Parallele zwischen der damaligen und der heutigen Familienkonstellation („I4: wie ist das denn für Sie so 'n bisschen spiegelt sich dann ja .. das Familienverhältnis, oder? Also Sie waren nich' .. bei der

und Abweisungen, positive Geschichten fehlen in beiden Erhebungen. Von den so geschilderten dreizehn Episoden werden acht in beiden Erhebungen erzählt, lediglich zwei Episoden sind ersterhebungs-exklusiv (E und H) und drei Episoden zweiterhebungs-exklusiv (B, G und L). Auffallend an diesem so aufscheinenden Kanon an Verletzungsepisoden ist deren hohe lokalformale und inhaltliche Synchronizität bei gleichzeitig global- und zonalstruktureller Variierung, die den Eindruck der beliebigen Austauschbarkeit der Einzelepisoden vermitteln. Lediglich die Zonalperlen I (Mutter-*retelling*: Tod des Zwillingssohnes) und J (Mutter-*retelling*: Hausbau) folgen (vielleicht sogar zufällig) in beiden Erhebungen aufeinander. Insgesamt erscheinen diese also zwar durchaus zu längeren Ketten verbunden, jedoch offenbar „zufällig“, jedenfalls ohne verbindliche Priorisierung, Reihen- oder Abfolge. Die lokalen Erzählpläne stehen somit als Reservoir zur Verfügung, ohne dass ein globaler Erzählplan deren Einsatz koordinieren würde. Scheidt und Lucius-Hoene 2015 sprechen bei solchen wiederkehrenden Belegerzählungen von *kondensierten Mustern prototypischer Beziehungserfahrung*, die „an der Schnittstelle zwischen episodischer Einzelerfahrung und der sprachlich repräsentierten Erstellung allgemeiner Erfahrungsmuster“ (ebd.: 239) liegen. Insofern scheint die Erzählwürdigkeit auch bei Heberlings Mutterepisoden primär über das darin ausgedrückte Gefühl der Zurückweisung begründet zu sein. Welches Ereignis jeweils tatsächlich konkret ausgeführt wird, scheint zweitrangig. Ilse Heberling steht so ein vergleichsweise überschaubares, vorgeformtes Repertoire an gleichförmigen Geschichten (bzw. *twin tales* [Ferrara]) zur Verfügung, um die wiederholte bzw. dauerhafte Enttäuschung und das Im-Stich-gelassen-werden durch die eigene Mutter zu veranschaulichen.

Im Hinblick auf die Platzierung dieser Geschichten und deren Wechselwirkung mit biographischen Argumentationspassagen gibt es weitere aufschließende Beobachtungen: Bis auf die *Urszene* der frühen Übernahme der Erziehungsverantwortung durch die Großmutter (Zonalperle A bzw. Segment 2/3 in 6.1.1) sind beide Haupterzählungen frei von episodischen Darstellungen zur Mutter, diese kommen erst im weiteren Fortgang der Interviews zum Vorschein. Wie bereits im Rahmen der Eingangserzählungsanalyse anhand Segment 2 und 3 sichtbar wurde, folgt dieser *Urszene* in der Ersterhebung ein eigener Reflexionsteil („zu der Mutter war das Verhältnis nicht so besonders, weil ähm ich vielleicht doch 'n bisschen hmm manipuliert wurde. Das is' mir später als Erwachsene mehr bewusst geworden“ [IH2006: 34f.]), während diese argumentative Bewertungsperspektive in der Zweiterhebung allein durch die Formulierungen „einfach entschieden“ und „angeblich“ in die – dann auch doch nicht episodisch ausgeführte („hat meine Großmutter [...] zu meiner Mu-,“) – chronikalische Darstellung kommt. Mit diesen beiden Schlagworten, „manipuliert“ bzw. „angeblich“, ist in den Beginn der Haupterzählungen der Keim eines weitreichenden autobiographischen Reflexionsprozesses eingepflanzt, zu dem alle

Mutter .. sondern bei der Großmutter .. und die beiden Jungs sind jetzt auch bei der Großmutter .. und nich' bei der Mutter. / IH: Mhm / I4: Das ist ja 'n-, 'n irrer Zufall“ (IH2017, 1379f.). Sie stimmt zuerst zu („Ja, ja, .. ja. Das stimmt. ..“), detailliert dann aber im Folgenden ihre konkreten Kindheitserfahrungen, um die Unterschiede zu verdeutlichen („Aber ich hatte ja wenigstens Kontakt zu meinen Eltern und Geschwistern.“ [IH2017, 1387f.]).

weiteren Thematisierungen zu Mutter (und Großmutter) sich verhalten müssen. Die kontextualisierende Auswertung deckt nämlich auf, dass diese Reflexionsimpulse das *biographische Narrativ der lieben Oma und der bösen Mutter* in Frage stellen, das durch die Einzelereigniserzählungen (re-)konstituiert und (re-)stabilisiert wird: Durch diese Reflexionspassagen entsteht in beiden Erhebungen gleichermaßen eine zaghafte *Gegenerzählung* zu diesem sinnstiftenden Narrativ. Sie ist bereits in die Urszene eingeschrieben und folgt wiederholt der Struktur der Nachzeitigkeit (früher habe sie das nicht reflektiert, später schon). Sie bezeugt den vorsichtigen transformativen Verarbeitungsprozess, rückwirkend die Situation der Mutter nachzuvollziehen, um das schlechte Verhältnis zwischen ihnen nicht mehr als Fluch einer böartigen Mutter zu sehen, sondern als Konsequenz des fragwürdigen familiären Eingriffs durch die Großmutter.

Die Kontextanalyse zeigt nun aber, dass diese Reflexionsbewegung (so sie nicht ohnehin durch Ablenkung oder externe Störung unterbrochen wird), in beiden Erhebungen durch eine nachgeschobene Verletzungsgeschichte jeweils wieder neutralisiert wird: In einem ersten Schritt erfolgen jeweils zaghafte Versuche des Wechsels in die Perspektive der Mutter. Dieser Perspektivwechsel birgt das Potential (und das Risiko!) der autobiographischen Umdeutung. Könnte sich diese Gegenerzählung durchsetzen würde ihre Mutter rückwirkend rehabilitiert und als weiteres Opfer des Eingriffs einer dominanten Schwieger-/ Großmutter offensichtlich werden. In einem zweiten Schritt wird der Perspektivwechsel jedoch unterbrochen und durch eine erneut verletzende Einzelereigniserzählungen wieder ausgeglichen. Die erzählinhärente hohe Erlebnisqualität des Verletztseins, die in diesen Episoden zum Ausdruck kommt, sichert so die (Re-)Stabilisierung des *Böse-Mutter-Narrativs*. Im Rahmen der Mikroanalyse (vgl. 6.1.5, Beispiel a) wird deutlich werden, wie strukturell und inhaltlich synchron diese Versuche der Perspektivübernahme sind. Ilse Heberling tritt so reflektierend immer wieder an die gleiche Schwelle, doch anstatt darüber zu gehen tritt sie mit Hilfe von Geschichten zurück in ein von Affekten gestütztes biographisches Narrativ.

Zusätzlich zu dieser Strukturgestalt der Perspektivwechsel-Passagen offenbart der Vergleich der argumentativen Reflexionsstellen der beiden Erhebungen noch weitere wiederkehrende Logiken:

- Selbstbeschreibung der Aufarbeitung stellt Nachzeitigkeit in den Vordergrund:

„Das is' mir später als Erwachsene mehr bewusst geworden“
(IH2006: 33)

„ich hab' damals auch nie dat-, da drüber nachgedacht: ‚Warum hat die dich hergeben?‘ oder so irgendwas, .. warum h-, .. das-, das kam alles viel später, .. Warum hat sie das zugelassen, dass man-, .. äh, oder dass ich mir darüber Gedanken gemacht hab', wie es ihr vielleicht ergangen sein mochte in diesen Jahren“
(IH2006: 251)

„Und äh.. ich hab mir also nachher (leicht betont) äh viel viel mehr Gedanken da drüber gemacht. Aber ich weiß bis heute noch nicht, was für ein Mensch sie war“ (IH2006: 301)

„ich denke ähm man hat sich ja früher als Kind da auch keine Gedanken drüber gemacht. Aber mit dem Alter oder m-, hat man äh hab ich ja auch mal so'n bisschen für mich recherchiert und nachgedacht.“
(IH2017: 641)

„Ich hab' auch-, ich hab auch als Kind nich' da drunter gelitten, also es-, es fing also eigentlich so erst an, nachdem ich so'n bisschen für mich so recherchiert hab“
(IH2017: 1525)

- **Eigentheorie 1 - Historische Normalisierung:**

„vielleicht hat man das auch früher so hingenommen, denn das ist ja öfter vorgekommen, dass Kinder nicht bei den Eltern aufgewachsen sind. Also ich persönlich hätte das nicht hinnehmen können, so, ich hätte mich da gewehrt.“ (IH2006: 308)	„Das war halt so ... Das hat's ja früher oft gegeben, dass m-, einige Kinder nicht in ihren Familien großgeworden sind. [...] Das-, das war Gang und Gebe“ (IH2017: 709)
--	--

- **Eigentheorie 2 - Charakter der Großmutter:**

„Aber vielleicht war auch meine Großmutter-, ich hm ich ich-, dass sie so dominant war. Das war natürlich für mich kein Thema, für mich war sie die O-, die liebe Oma, die alles für mich getan hat, äh, ich hab' mir darüber keine Gedanken gemacht über die *Hintergründe* [leicht betont] dieser ganzen Geschichte.“ (IH2006: 313)	„Jedenfalls: Meine M-, Großmutter war schon 'ne sehr dominante Frau.“ (IH2017: 675) „Aber ich geh' davon aus, dass meine Mutter gar keine andere Wahl hatte“ (IH2017: 696)
---	---

- **Eigentheorie 3 - Sozialstatus der Mutter:**

„und meine Mutter war es-, müsste man vielleicht noch dazu sagen: die Schwiegertochter, auch nicht so ganz anerkannt als Städterin und so weiter“ (IH2006: 21) „kann sein, dass ich das auch mal zu meiner Mutter gesagt hab': ‚Ich hab nicht um mein Leben gebettelt.‘ Ja? Und das ist heute ja Gott sei Dank ein bisschen anders. Ja also äh ... und das ist äh-, aber ich denke, das liegt auch immer wieder äh an dem sozialen Umfeld, in dem man aufgewachsen ist ... [12 Sek.]“ (IH2006: 679)	„Und die do-, war als äh Arbeitsdienstmädchen ... wa-, *im Krieg* [betont], hatte die sich zum Arbeitsdienst gemeldet. [...] *Und* [langgezogen] da hat sie auch meinen Vater kennengelernt. *Und* [langgezogen] das war eine Ehe, die eigentlich, wahrscheinlich ohne äh dass-, dass mein Bruder sich angekündigt hatte, wahrscheinlich auch gar nicht zustande gekommen wär. Das denk' ich mir so. [...] Äh, *sie* [betont] war äh katholisch. .. Das war schon ganz schlimm für meine Großmutter.“ (IH2017: 650)
--	---

Die Selbstkommentierung des nachträglichen Verstehensprozesses als „Bewusstwerdung“, „Nachdenken“, „Gedanken machen“ und „Recherchieren“ begleitet die eigentheoretisch-reflexive Darstellungsebene. Die drei Eigentheorien kommen in beiden Erhebungen zum Zug, um in Form von Gegengewichten korrigierend ein allzu starkes Schwanken der Deutungsebene wieder auszutarieren: (1) Durch die historische Normalisierung lässt sich die eigene Betroffenheit akut lindern, gleichzeitig wird das damalige (Nicht-)Handeln der Akteure durch die Denkfigur zeithistorischer Normalität moralisch relativiert oder gar legitimiert, (2) die Argumentation mit dem Charakter der Großmutter, die sich auch in den Formulierungen „manipuliert“ und „angeblich“ verbirgt, entlastet dagegen die Mutter, während die Großmutter als die moralisch Schuldige erscheint, während (3) der Einbezug des Sozialstatus der Mutter im Gegenteil wiederum die Großmutter in Schutz nimmt, indem die eigene Geburt und die Ehe der Eltern als illegitim und unverantwortlich nahegelegt werden, die Großmutter entsprechend als gerechtfertigt rettende Instanz erscheint („Das war schon ganz schlimm für meine Großmutter.“). Häufig finden sich die Erklärungsmodelle so hinter einander geschaltet, dass der Eindruck eines authentischen lauten Nachdenkens über das Verständnisrätsel des Mutterentzugs entsteht. Ein Eindruck, der vor allem durch die Wiederholungen in der Wiederbefragung eine Dekade später, darauf schließen lässt, dass die frühkindliche Irritation auch im höheren Alter noch nicht aufgearbeitet oder verwunden ist, sondern stattdessen immer noch und immer wieder neu als Frage im Raum steht.

In kleinen Ergänzungen der Zweiterhebung wird deutlich, dass das Rätsel der Schuldhaftigkeit nicht nur fortbesteht, sondern sich einer polizeilichen Ermittlung nicht unähnlich sogar noch erweitert, indem gewissermaßen Zeugen aufgerufen werden und ein neuer Verdächtiger präsentiert wird: Denn die andere Großmutter auf

mütterlicher Seite habe kein Verständnis dafür gehabt, „dass deine Mama das gemacht hat, dass sie dich weggegeben hat“ (IH2017: 644), stellt so ein Böse-Mutter-Plädoyer. Im Widerspruch dazu ruft Ilse Heberling jedoch auch die Geschwister ihrer Mutter auf, denn sie habe, wie sie etwas verschachtelt formuliert „anfangs als immer manchmal auch solche Hetztiraden so gegen meine Oma gehört“ (IH2017: 1903). Das biographische Rätsel, wer nun die Schuldige sei, fußt so also schon bereits in familiensystemisch uneindeutigen Zuschreibungen. Eine weitere Ergänzung betrifft den Vater: Nachdem dieser in beiden Erhebungen vor kritischen Gedanken geschützt wird und enttäuschte Ansprüche gegenüber den Eltern fast ausschließlich der Mutter angelastet werden, wird in der Zweiterhebung erstmals auch der Vater als moralisch verantwortlich erwogen, wenn auch an der Grenze des Denk- und Sagbaren entsprechend von Formulierungsschwierigkeiten geprägt:

IH: Aber ich geh' davon aus, dass meine Mutter gar keine andere Wahl hatte, dass der, der Vater, Vater hat vielleicht dann auch-, er hätt als V-, hm V-, sagen müssen: ‚Das is' unser Kind, das bleibt bei uns!‘ oder so, gell? Aber das hat er dann auch nicht gemacht. Ich weiß nicht, so m-, muss das gewesen sein. Denk ich .. Ja. So muss das gewesen sein. (IH2017: 696f.)

Dieses vorsichtige Urteil wird jedoch ebenfalls durch das Erklärungsmodell der historischen Normalisierung entschärft („Das hat's ja früher oft gegeben“) und durch eine Beleggeschichte eines Sattlersohnes aus dem Dorf, der seine Tante nach Adoption als „Mutter“ angesprochen habe, zusätzlich relativiert.

Ein ähnliches Gegengewicht für Narrativ-bedrohende Überlegungen wird mit den Einzelereigniserzählungen zu Enttäuschungen durch die Mutter eingesetzt. In der Visualisierung der Zonalerzählkette zeigt sich diese Strategie besonders an jeweils zwei Stellen in beiden Erhebungen: Die Zonalperlenabfolge R-H für 2006 (auf die Perspektivübernahme mit der Mutter folgt die Geschichte, dass diese im später gemeinsamen Haushalt im Rahmen einer Gute-Nacht-Runde zwar die Geschwister besuchte, „aber sie kam nie bei mir rein“ [Z. 271]), R-K für 2017 (unterlassene Unterstützung durch die Mutter nach eigenen Knie-Operationen) und insbesondere R-C für beide Erhebungen. Letzteres ist dabei von besonderer Bedeutung, weil die Einzelereigniserzählung der fehlenden Unterstützung durch die Mutter zum Zeitpunkt ihrer ersten Regelblutung in beiden Erhebungen folgt, um Reflexionsbewegungen zu beenden. Letzteres werde ich im Rahmen der Mikroanalyse näher untersuchen (vgl. 6.1.5, Beispiel c).

6.1.5 Mikroanalyse des lokalen Wiedererzählens bei Ilse Heberling

Durch die besondere Spezifik der strukturanalogen Reflexionspassagen zum Mutterverhältnis richtet sich das erste Beispiel der Mikroanalyse bei Ilse Heberling nicht auf Wiedererzählungen von Einzelereignissen, also nicht auf lokales Wiedererzählen im engeren Sinn, sondern auf das besondere Beispiel des in beiden Erhebungen wiederholt scheiternden Versuchs, die Perspektive der Mutter einzunehmen. Erst die drei weiteren Beispiele nehmen dann vergleichend Einzelereignisse in den Blick.

Lokal-Beispiel 1: Reflexionspassagen

Die Darstellung der Reflexionspassagen, in denen es zu empathischen Perspektivwechseln mit der Mutter kommt, offenbart in Form eines Synopsenbaums deren hohe Parallelisierung. Analog zu *retellings* als narrativer Wiedererzählung im engeren Sinn könnte man bei diesen argumentativen Wiederholungen von (*biographical*) *rereasonings* sprechen (vgl. Abbildung 12, gegenüber).

Insbesondere der empathische Versuch der Perspektivübernahme mit der Mutter bahnt sich in beiden Erhebungen insgesamt sieben Mal an² und verläuft jedes Mal in einer festgeschriebenen Schleife: Das autobiographische Rätseln um die Schuldfrage der Familientrennung löst einen gedanklichen Verarbeitungsprozess aus, der empathisches Verständnis gegenüber der Mutter ermöglicht. Dieser Perspektivwechsel wird dann jedoch mit Rekurs auf die Unsicherheit des eigenen Wissens und den fehlenden Dialog mit der Mutter sogleich wieder relativiert und delegitimiert und zu einem neuen Rätsel („ich weiß nicht warum“, „was weiß ich“, „ich weiß nicht“, „ich denke schon“, „seltsamerweise“, „weiß ich nicht“). Nur in zwei Fällen (III und IV) kommt es mit der der Solidarisierung mit der Mutter zu einem weiteren Schritt der Rehabilitierung der Mutter durch Solidarisierung. Jedoch werden auch diese Vorstöße durch Erklärungsmodelle und belastende Einzelereigniserzählungen in ihrer Tragweite wieder relativiert und zurückgenommen, so dass die Lösung des biographischen Rätsels weiter aufgeschoben wird und der jeweils nächste Reflexionszirkel wieder von vorne starten kann bzw. muss.

Auf Version I folgt das Mutter-*retelling* „in einem Haus gewohnt“ (Zonalperle D, vgl. Beispiel b), das in der Ersterhebung die Gute-Nacht-Verletzungsgeschichte einleitet (ZP H); auf Version II und VI folgt in beiden Erhebungen das Mutter-*retelling* „erste Periode“ (ZP C, vgl. Beispiel c); Version III geht zu Version IV über, wird dann durch Normalisierungserklärung abgeschwächt und geht durch externe Störung schließlich als Erzählfaden verloren; Version V führt zu dem Mutter-*retelling*, diese habe sie bei ihren Knie-Operationen nicht unterstützt (ZP K) und Version VII schließlich springt zu Weihnachtsfeiern mit der Großmutter über (vgl. 6.1.6, Technik 4).

2 Dass nur zwei der sieben Beispiele aus der Ersterhebung stammen, aber gleich fünf aus der Zweiterhebung liegt ganz offenbar weniger an einer Intensivierung der autobiographischen Aufarbeitung, sondern schlicht an äußeren Faktoren der Interviewführung der Zweiterhebung: Mehr als doppelt so lange Interviewzeit und auch wiederholte direkte Nachfragen zur Mutter durch den Interviewenden. Offenbar führen Erhebungseffekte zu der höheren Frequenz der Reflexion-Narration-Schleifen.

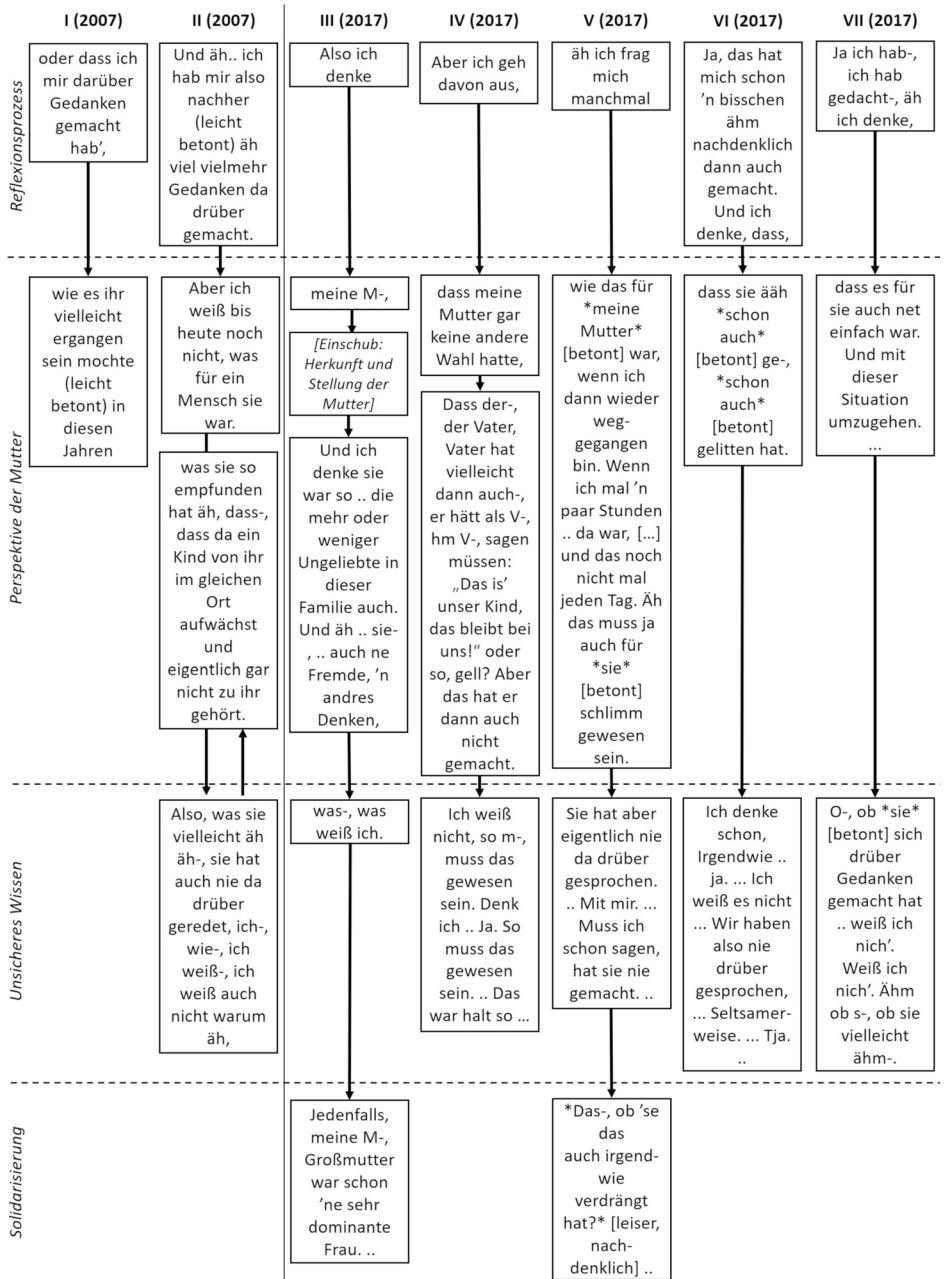


Abbildung 12: Synopsenbaum zu rereasonings (O6w-IH) zur Perspektivübernahme der Mutter (I: 254 [2006], II: 301–308 [2006], III: 648 [2017], 670–675 [2017], IV: 696–709 [2017], V: 1401–1411 [2017], VI: 1534–1538 [2017], VII: 1906–1911 [2017])

Lokal-Beispiel 2: „in einem Haus gewohnt“

Diese sehr kleine Gegenüberstellung zielt auf die Wohnsituation, nachdem Ilse Heberlings Eltern und Geschwister aus Wohnungsnot in das Haus der Großmutter gezogen sind, in dem sie getrennt von der Ursprungsfamilie aufgewachsen ist. Es kommt also zumindest räumlich zu einer Familienzusammenführung:

Z.	Einzelereigniserzählung „in einem Haus gewohnt“ (06w-IH)		Z.
245	IH: Und ähm dann gab es 'ne Situation, da mussten meine Eltern äh, meine Groß-	IH: Ich hätt' dann a-, eigentlich auch weiter machen	4136
246	mutter hatte ein-, ein Haus, ähm nachdem	können aber das-, das war halt damals so, ich weiß	4137
247	der Großvater gestorben war ja Platz und	auch nicht richtig, ich weiß das garnet mehr so	4138
248	meine Eltern hatten keine Wohnung und	richtig. Und ähm	4139
248	die sollten dann-, sind dann zu uns dazu-	I4: [hustet]	4140
249	gekommen. Und das war für mich also	IH: vielleicht war es auch die Situation zuhause. Meine	4141
249	'ne ganz ganz .. hm (sucht nach Worten)	Eltern sind dann zu meinen Eltern mitgekommen, in-,	4142
250	wie soll ich sagen?, also es war 'ne große	äh zu meiner Oma, äh meine Oma war ja dann allein-	
	Umstellung, obwohl äh wir hatten trotzdem	stehend mit mir. Onkel war ja schon verheiratet, Opa	
	unsere getrennten Terrarien [sic], jeder	gestorben und dann ham meine Eltern bei meiner	
	für sich	Oma mit gewohnt und ob ich da mit der Situation	
		dann nicht zurechtkam, ich weiß das nicht mehr so.	

In beiden Versionen werden die Lebensumstände als „Situation“ beschrieben (Z. 245 bzw. 4141), was eher an einen kurzfristigen Akut-Zustand denken lässt und nicht nach einem lebensverändernden Einzug mit mehrjährigem Zusammenwohnen. Vielsagend erscheint in der Zweitversion die Fehlformulierung „Meine Eltern sind dann zu meinen Eltern [sic] mitgekommen, in-, äh zu meiner Oma“, die formulatorisch zeigt, dass die Beziehungsinstitution „Eltern“ biographisch verwirrend doppelbesetzt ist. Am aufschlussreichsten in dieser Gegenüberstellung ist jedoch die argumentative Ebene der Eigentheorie. Bereits in der Ersterhebung weist diese eine sehr niedrige Sagbarkeit auf:

IH: Und das war für mich also 'ne ganz ganz .. hm [sucht nach Worten], wie soll ich sagen?, also es war 'ne große Umstellung, obwohl äh wir hatten trotzdem unsere getrennten Terrarien [sic].“

In der Zweiterhebung wird diese schließlich als gänzlich nicht fassbar repräsentiert, sowohl einleitend mit „Ich hätt' dann a-, eigentlich auch weiter machen können, aber das-, das war halt damals so-, ich weiß auch nicht richtig, ich weiß das garnet mehr so richtig“ und abschließend (nicht-)evaluierend mit „und ob ich da mit der Situation dann nicht zurechtkam, ich weiß das nicht mehr so.“ Während sie in der Ersterhebung die bis heute belastende familiäre Trennung bei dann räumlicher Wiedervereinigung mit dem Hinweis entproblematisiert, es sei eine „große Umstellung“ gewesen und mit der Konkretisierung verharmlost, man habe ja „trotzdem [...] getrennte Terrarien“ gehabt (sie meint offenbar Territorien), ist sie in der Zweiterhebung gar nicht mehr in der Lage, überhaupt zu erfassen, worum es sich handelte und wie es ihr damit eigentlich ging. Der erste Impuls, es mit historischem Fatalismus abzutun („das war halt damals so“) verzichtet auf eigene Handlungsmacht ebenso wie das nun proklamierte Nicht-mehr-so-richtig-wissen: An die Stelle des etwas scheuen

„wie soll ich sagen?“ der Ersterhebung tritt somit in der Zweiterhebung ein gleich dreifach geäußertes Nicht-Wissen: „Ich weiß auch nicht richtig, ich weiß das garnet mehr so richtig. [...] ich weiß das nicht mehr so“.

Dieses chronikalische *retelling* zeigt, wie das Verhältnis zu Mutter und Großmutter und damit die persönliche Beurteilung dieser familiären Dreierkonstellation eben nicht zu Klärung und Aufarbeitung gefunden hat, sondern an dieser Stelle sogar eher noch brüchiger und unklarer geworden ist. In diesem Fall scheint die hermeneutische Spirale also eher nach unten zu führen: Eben nicht zu mehr Verständnis und Klärung, sondern zu weniger.

Lokal-Beispiel 3: Mutter-retelling 1 - „erste Periode“

Die folgende Einzelereigniserzählung ist von besonderer Bedeutung: In beiden Erhebungen folgt sie als narratives Gegengewicht, um durch die Reinszenierung von Enttäuschung das durch Reflexionssequenzen entstehende Verständnis für die Perspektive der Mutter wieder zu beseitigen. Die folgende Synopse zeigt die vorangegangene Reflexionssequenz, die in der Erstversion Zweifel an der Großmutter als „liebe Oma“ aufkommen lässt, in der Zweitversion – von der anderen Seite her – zur Anerkennung des Leids der Mutter führt:

Z.	Reflexionsstelle vor „Erste Periode“ (06w-IH)		Z.
312	IH: Aber vielleicht war auch meine Großmutter-, ich hm	IH: Ja, das hat mich schon 'n bisschen ähm	1534
313	ich-, ich, dass sie so dominant war. Das war natürlich	nachdenklich dann auch gemacht. Und	
314	für mich kein Thema, für mich war sie die O- die liebe	ich denke, dass, dass sie ääh *schon	1535
315	Oma, die alles für mich getan hat, äh ich hab' mir darü-	auch* [betont] ge-, *schon auch* [be-	
	ber keine Gedanken gemacht über die *Hintergründe*	ton] gelitten hat. Ich denke schon.	1536
[...]	(leicht betont) dieser ganzen Geschichte [...], vielleicht	I4: Mhm	1537
319	hätte ich sie irgendwann mal *gefragt* (leicht betont),	IH: Irgendwie .. ja. ... Ich weiß es nicht ...	
	ich weiß es nicht.	Wir haben also nie drüber gesprochen,	1538
321	II: Hm, hm.	... seltsamerweise. ... Tja. ..	
322	IH: Ich weiß es einfach nicht.		

Beide Versionen führen zur Thematisierung, mit der jeweils Betroffenen nie gesprochen zu haben, weder mit der Großmutter noch mit der Mutter, und begründen per „ich weiß es nicht“ den Status der unbestätigten Spekulation. Die Aura der Rätselhaftigkeit wird in beiden Versionen noch verstärkt durch die Formulierung „vielleicht hätte ich sie irgendwann mal gefragt“ und „seltsamerweise“, die auch die Zeitlichkeit der ungeklärten Beziehungen veranschaulicht: Die Klärung mit der Großmutter hätte dieser Konzeption nach in einer Zukunft gelegen, die sie durch den Tod der Großmutter nicht hatten, während die Klärung mit der Mutter die nötige Zeit offenbar gehabt hätte, aber aus anderen, ihr unbekanntem Gründen nicht stattgefunden habe. An diesem Punkt der Realisierung und der greifbaren Lösung, das Narrativ der „lieben Oma“ zu stürzen und zur Gegengeschichte der Mutter als weiterem Opfer durchzuberechnen, kommt es nun in beiden Erhebungen zur Übersprungshandlung in die affektgeladene Geschichte einer weiteren fundamentalen Enttäuschung durch die Mutter.

In der Ersterhebung gelingt ihr die Überleitung über den Anschluss an „ich weiß es einfach nicht“ mit „Ich weiß nur“, um die eigene Abschottung zu thematisieren, während der Erzähleinstieg in der Zweiterhebung sich derart als Bruch

gestaltet, dass der Interviewende orientierend nachfragen muss, um das Anschlussverständnis und die Erzählwürdigkeit zu sichern:

Z.	Einzelereigniserzählung „Erste Periode“ - Sequenz 1 (06w-IH)		Z.
323	IH: Ich weiß nur, dass-, dass sie einfach dass ich einfach ähm abgeschottet war, dass eine äh Tante von mir, meine-, meine Patentante, die war damals 19 und hat aber kurz drauf geheiratet, die hatte also mehr Anrecht an mir äh wie meine eigene Mutter...	IH: Ich hatte ähm Beziehung zu meiner Tante .. also *die* [langgezogen] jüngere Schwe-, jüngere Schwester von meinem Vater,	1538
324		I4: Mhm	1539
325		IH: das war ma-, meine Patin [9 Sekunden]	1540
326		I4: Die jetzt aber nicht wirklich 'ne Mutterrolle übernommen hat, sondern eben wo's äh einfach nur *enger* [betont] war, gegenü-	1541
		IH: *s war enger* [unterbrechend]	1542
	I4: Hm.		1543
			1544

Die Einführung der Patentante wirkt in beiden Versionen etwas forciert, insbesondere da diese in beiden Erhebungen sonst nicht mehr erwähnt wird. Ihre Einführung ist jedoch in Vorbereitung der Erzählung notwendig, um sich im späteren Höhepunkt der Geschichte ohne weitere Einschübe und Erklärungen auf die Patentante beziehen zu können. Mit der für sie typischen Formel „ich kann mich daran erinnern“ beginnt dann die eigentliche Episode:

327	IH: Und ich kann mich daran erinnern, als ich-, ich war 13 Jahre und ich hab' zum ersten Mal meine Periode bekommen.	IH: also ich bin, ich kann mich dran erinnern, also ich weiß noch schön, als ich meine erste Periode bekommen hab, da war ich 13,	1544
328		I4: Ah	1545
			1546

Nach diesem grundlegenden und zeitlich verorteten Setting ist in beiden Versionen eine lebenszeit-chronologische Einordnung wichtig:

328	IH: Äh wir haben uns ja damals als junge Mädchen auch über solche Sachen unterhalten, ab-,	IH: und ähmm ich mein, man war äh eigentlich auch gar nicht so dumm, man hatte praktisch-, meine zwei äh Freundinnen, die hatten das alle schon lange und man hat auch irgendwie da drauf gewartet	1547
329		I4: Mhm	1548
		IH: und fand das irgendwie-,	1549
			1550

Die Formulierung „wir haben uns ja damals“ lässt sich als Adressierung an die weibliche Interviewerin deuten, insofern sie mutmaßlich geteiltes Erfahrungswissen markiert („wir“, „uns“, „ja“). Die Zweitversion des Belegs, dass sie nicht vollständig unerwartet mit ihrer ersten Regelblutung konfrontiert wurde, fällt zugleich selbstoffenbarer (da sie sich als Nachzüglerin positioniert), gleichermaßen aber durch den „Ich“-Verzicht sprachlich distanzierter („man“) aus. Passend dazu wird die eigene damalige Evaluation „fand das irgendwie-,“ nicht ausgeführt, die Ich-Qualität der Selbsterfahrung also ausgespart. Auch in der Erstversion kommt es zum Formulierungsabbruch (offenbar hätte sie per „aber“ ebenfalls eine Bewertung aus der *Erzählten Zeit* liefern wollen), wodurch der Erzählfluss stilistisch die damalige Erfahrung der Plötzlichkeit nachzeichnet, denn „auf einmal“ kommt es zum auslösenden Schlüsselereignis:

329	IH: und äh auf einmal hab' ich da gesehen, dass da irgendwas mit mir passiert ist	IH: und dann hab' ich da auf einmal diese Spuren gesehen I4: Mhm	1550 1551
-----	---	---	--------------

Auf Basis des stabilen Grundgerüsts der Ereignisdarstellung „hab' ich da“ „auf einmal“ „gesehen“ wird das eigentliche Ereignis unterschiedlich ausgeführt: Im Kontrast zur vorigen Demonstration der gedanklichen Vorbereitetheit transportiert die Erstversion mit der Formulierung „dass da irgendwas mit mir passiert ist“ einiges an Unsicherheit, während die Zweitversion mit „diese Spuren“ sehr viel deskriptiv-phänomenologischer vorgeht.

Mit „und dann“ kommt die Geschichte in Gang und mit „zu meiner Mutter gegangen“ wird der erwartete Gegenspieler eingeführt:

330	IH: und dann da bin ich zu meiner Mutter gegangen und dann hab' ich zu ihr gesagt soundso, „guck mal mit mir da st-“	IH: und dann b-, bin ich äh erst mal auch zu meiner Mutter gegangen	1552
331	äh „Ohjo, das is' halt so“ (mit leicht verstellter Stimme) und dann hab' ich mich aufs Fahrrad gese-, das war alles, was sie gesagt hat.	*und die hat das hm gar nicht registriert* [leicht verstellte, abfällige Stimme, Haltung der Mutter verkörpernd]	1553
332	Il: Hm		

Während die Ereignishaftigkeit in der Erstversion durch reinszenierende Dialogwiedergabe hergestellt wird, bringt die Zweitversion durch mimische und prosodische Performativität eine episodische Qualität auf. Die Hilflosigkeit gegenüber der sich verweigernden Mutter wird 2006 durch den fazitbildenden Rücksprung „das war alles, was sie gesagt hat“ vermittelt, 2017 durch die Verkürzung der Positionierung auf „gar nicht registriert“.

Weiterhin durch „und dann“ strukturiert folgt die in der Erstversion bereits vorgegriffene Fahrradfahrt:

334	IH: und ähm und dann bin ich hab' ich mich aufs Fahrrad gesetzt, fällt mir jetzt gerade ein und bin dann in den drei Kilometer entfernten Nachbarort zu meiner Tante gefahren und hab' der das erzählt und die hat mir die notwendigen Utensilien sofort gegeben, die ich da gebraucht hab'.	IH: und dann hab' mich aufs Fahrrad gesetzt und bin zu meiner Tante gefahren, die wohnte in [Ort B], das waren drei Kilometer, äh drei/vier Kilometer von uns weg und die hat mich dann erst mal mit Unterwäsche und mit-, mit-, mit	1554 1555
335		I4: Mhm	1556 1557
336		IH: Sachen versorgt, die ich	1558
		I4: Mhm	1559
		IH: gebraucht hab'.	1560
337	Il: Hm, jaja.	I4: Mhm	1561

Mit „mich auf's Fahrrad gesetzt“, „drei Kilometer“, „zu meiner Tante gefahren“ und der Motivation „die ich (da) gebraucht hab'“ steht wieder ein stabiles Grundgerüst zur Verfügung. Mit „sofort gegeben“ bzw. „erst mal [...] versorgt“ wird als Kontrastfolie zur Mutter entsprechend die zeitliche Unmittelbarkeit der Hilfeleistung hervorgehoben. Eine zeitliche Unmittelbarkeit, die freilich erst über die räumliche Mittelbarkeit zu erreichen ist: Mindestens drei Kilometer waren zu überwinden, um der mütterlichen Gleichgültigkeit zu entkommen und Beistand zu erhalten.

Entsprechend ist der Weg bereitet für eine moralische Abrechnung mit der Mutter:

338	IH: Also da hat meine Mutter *auch* (betont) kläglich versagt, das war	IH: Und da hab-, das hat mich *so enttäuscht* [etwas aufbrausend].	1562
339	*wieder* (betont) äh äh mal so ein Dämpfer, den ich dann gekriegt hab'.	I4: Mhm	1563 1564
340	I: Hm, hm.	IH: Ja, dass-, äh dass ich da erst zu *ihr* [betont] hin musste, das war für-, sie so-, sie hat sofort die Initiative	1565
341	IH: Ja, sie hat mich einfach, auf Deutsch gesagt: mit blutverschmierten Hosen stehen lassen-, Unterhosen stehen lassen und äh äh in meiner Hilflosigkeit,	ergriffen	
342		I4: Mhm	1566
		IH: und hat mir da geholfen.	1567
		I4: Mhm	1568

Die Evaluation fällt in der Erstversion durch die Fokussierung auf die Mutter sehr viel drastischer aus, insbesondere die metaphorischen Anreicherungen („Dämpfer [...] gekriegt“, „mit blutverschmierten Hosen“, „stehen lassen [...] in meiner Hilflosigkeit“) sorgt für eine bildhafte Veranschaulichung des damaligen Ausgeliefertseins. Die Zweitversion spart den Blick auf die Mutter aus und orientiert sich an der kontrastierten Tante, geht also nicht defizit-, sondern lösungsorientiert vor, wodurch das Urteil milder und auch selbstwertdienlicher ausfällt.

Die Drastik in der Ersterhebung wird sogar noch durch eine Wiederholungserzählung gesteigert – ein Darstellungsverfahren, das sich auch in der Zweiterhebung andeutet, jedoch abgebrochen wird:

342	IH: ich mein', wir waren ja schon auch aufgeklärt und wussten ja, was das was das	IH: und ich hab'	1569
343	bedeutet, es ist ja nicht so, dass wir nicht wussten, was das jetzt bedeutet, aber	vorher zu	
344	äh äh wo soll' ich denn irgendwas hernehmen? Ich-,	mein-,	
345	I: mhm, hm, jaja		
346	IH: und dann hab' ich-, erinner' ich mich, dann bin ich also geradelt, diesen-, diesen		
348	Weg über-, über drei Kilometer zu der Tante und die hat mir sofort, ohne große		
349	Worte zu machen, die-, die-, die nö-, nötigen Utensilien besorgt.		
349	I: Mhm, jaja.		

Zunächst kommt es unter Fortsetzung der adressierten „wir“-„ja“-Perspektive zu einer Reformulierung voriger Aussagen („wir haben uns ja damals als junge Mädchen auch über solche Sachen unterhalten“ (328f.), durch der Anspruch hervorgehoben wird, keineswegs naiv und unaufgeklärt gewesen zu sein. Doch dann wird auch der zentrale Handlungsstrang noch einmal resümierenden wiedererzählt: Mit „dann [...] erinner' ich mich“ wird sogar die Einstiegsformel noch einmal aufgegriffen und im Folgenden mit den zentralen Schlagworten „geradelt“, „drei Kilometer“, „zu der Tante“, „sofort“, „die nötigen Utensilien“ ein Kurzabriss der Geschichte geleistet. In der Zweitversion scheint sich eine Wiederholung der Handlung per nachträglicher Reinszenierung durch Dialogwiedergabe anzudeuten (im Sinne der Ersterhebung etwas wie: „und ich hab' vorher zu mein[er Mutter gesagt soundso, ‚guck mal mit mir da st-,‘]“), jedoch nicht ausgeführt.

Mit der Schlusssequenz erfolgt mit der Schilderung der Konsequenzen aus dieser Erfahrung für die Beziehung die eigenthereoretische Verarbeitung, die tatsächlich vergessen lässt, dass die Reflexionsbewegung vor dem Exkurs dieser Geschichte noch zum Nachvollzug der Situation der Mutter geführt hatte:

350	IH: Und das konnte einfach unser Verhältnis auch net-, net-, net bessern. Ich weiß,	IH: pff war so, war so halt. Das-, das da hat man schon so gemerkt, äh dass zwischen uns-, und dann war sie-	1569
351	wenn meine Mutter hier war, äh ich hab' mich auch ihr nie gezeigt oder so, ich dachte-, wenn ich dann im Bad war oder	Dann auf der anderen Seite, dann hat sich mal hier bei meinen Schwiegereltern beschwert, ich wär' ja nich' herzlich.	1570
352	so und ich wo-, ho-, dachte ich immer:	I4: Oah [lacht]	1571
353	„Hoffentlich kommt die jetzt nicht rein. Ich will sie nicht um mich herum haben, sie soll mich jetzt nicht sehen we-, wenn ich-, ich jetzt im Bad steh' oder so irgendwas.“	IH: Herzlich äh joa, aber n-, nich' im Beisein von mir hat'se das gesagt.	1572
354		I4: Okay	1574
355	Il: Jaja. Hm, hm.	IH: Meine Schwiegereltern haben mir das später *erzählt* [betont]. .. Ich wär' ja nich' herzlich. Ja wo-, wo soll ich denn her-, herzlich sein?	1575
			1576

Die Evaluationsformel „unser Verhältnis auch net bessern“ ist besonders auffällig, weil sie auch nach zwei weiteren Mutterepisoden eingesetzt wird und eine formulatorische Orientierung für die Beziehung zur Mutter liefert, die 2017 allgemein zu fehlen scheint („zwischen uns-,“). Bezeichnend ist auch, dass Ilse Heberling sich in beiden Erhebungen an dieser Stelle nicht zu der Tatsache verhält, dass diese Sequenz eine selbstkritische Auseinandersetzung ermöglichen könnte: Weder das eigene Bedürfnis, „sie nicht um mich herum zu haben“ noch der als hinterhältig markierte Vorwurf „ich wär' ja nich' herzlich“ werden im Hinblick auf einen Eigenanteil hin reflektiert. In diesen Beispielen wird also der Versuch dann auch aktiv verweigert, die Perspektive der Mutter nachzuvollziehen. Stattdessen setzt sich an dieser Stelle in der Ersterhebung die Zonalerzählkette fort, es folgt Mutter-*retelling* 4 über die Enttäuschung, beim Tod des Zwillinges von der Mutter im Stich gelassen worden zu sein. In der Zweiterhebung wechselt sie zur Fixierung ihrer Tochter auf sie, um sich selbst kontrastierend als bessere Mutter zu positionieren, gefolgt von Ausführungen darüber, wie ähnlich ihr die Enkeltochter sei. An die Stelle der biographischen Aufarbeitung rückt somit die Inszenierung der (vermeintlichen) Überwindung der Vergangenheit durch ein besseres Mutter-Tochter-Verhältnis in den Folgegenerationen. Somit suggeriert sie (auch sich selbst), dass Probleme allein in der Vergangenheit liegen.

Lokal-Beispiel 4: „Altenteil“

Die folgende Synopse widmet sich einer Wiedererzählung (Zonalperle J), in der der Vater als Kontrastfigur zur Mutter zum Sehnsuchtsort stilisiert wird, insofern eine sichergeglaubte gemeinsame Zukunft entgegen aller Erwartungen nicht eintreten konnte. Die Erstversion erfolgt nach einer langen Zonalerzählkette an Reflexionen und Verletzungs-Geschichten zur Mutter. Die Interviewerin hakt bezüglich der letzten Bemerkung, dass der Tod des Vaters sie eigentlich so viel mehr berührt habe als der Tod der Mutter, verständnissichernd nach, inwiefern Kontakt zum Vater bestand. Zunächst charakterisiert sie den Vater emotional („hab' auch gefühlt, dass-, dass er mich ge-, lieb hatte“), seinen Geruch als Kraftfahrer („*Zigaretten und Benzin* (lachend)“) und die kontrastierende Darstellung, sie habe ihre Mutter „nie in den Arm genommen sie mich auch nicht“, beim Vater dagegen „hing ich doch so am Hals“. Dann setzt die folgende Sequenz ein, deren Zweitversion selbstständig und additiv im Verlauf einer Zonalverkettung aus Mutterepisoden auftaucht:

Z.	Einzelereigniserzählung „Altenteil“ (Zonalperle J) – Sequenz 1 (06w-IH)		Z.
384	IH: Und als wir hier gebaut haben, da ist er auch äh da gewesen, hat auch mit seinen Maschinen hier viel gearbeitet	IH: Auch als wir hier gebaut haben .. Hmm, Hilfe hatte ich nich'. Also mein Vater hat sehr viel gearbeitet hier am H-, am Bau.	1456
		I4: *Hm, mhm* [erstaunt]	1457
385		IH: Also der war jede Woche da. ... Und äh meine Mutter äh sie w-, is nie hier rüber gekommen, um-, um mir mal zu helfen.	1458
		I4: Mhm	1459
		IH: Das *pssfff* [sucht nach Worten] ...	1460
			1461

Die unterschiedlichen Erzählanschlüsse signalisieren die verschieden motivierten Kontextualisierungen: Per „Und“ wird die Geschichte eingebunden als Aufzählung zur Charakterisierung der Beziehung zum Vater, in der Zweitversion fungiert das „Auch“ als Markierung einer zusätzlichen Beleggeschichte unter vielen zur Charakterisierung der Mutter. In diesem Sinne bezieht sich das „Hilfe hatte ich nich'“ auf die Mutter, erst danach führt auch die Zweitversion die Hilfe des Vaters kontrastierend ein. Die raum-zeitliche Ereignisfokussierung „als wir hier gebaut haben“ bleibt stabil, während der Einsatz des Vaters im Umfang von „hier viel gearbeitet“ zu „sehr viel gearbeitet hier“ erhöht und zeitlich konkretisiert wird auf „der war jede Woche da.“ In einem Nachsatz wird in der Zweitversion der direkte Vergleich zur Mutter noch einmal aufgegriffen („nie hier rüber gekommen“), wobei sie aus dem Akteurs-„wir“ der Bauherren ausbricht, um die Verfehlung der Mutter persönlich an sich selbst und alleine zu adressieren („um mir mal zu helfen“). Die Zweitversion wird an dieser Stelle durch die Wiederholung der Pointe einer vorigen Wiedererzählung unterbrochen (Z. 1461–1479), die ich hier auslasse. Im Anschluss daran ist die Synopse wieder möglich:

Z.	Eingangserzählung – Segment 10a und b (06w-IH)		Z.
385	IH: und hat immer gesagt: „Ich werde eines Tages hier einziehen bei dir“. II: Hm. IH: Das hat er immer gesagt.	IH: Mein Vater, der hat immer gesagt äh: „Das Zimmer da unten, das gibt mein Altenteil“, *da war er erst vier'nfuffzich* [lachend] I4: [lacht]	1479
386			1480
387			1481
388			1482
395	IH: Und das das war immer so sein Ausspruch: „Das wird mal mein Altenteil, ich zieh' nachher-, wenn-, wenn ich mal alleine bin, zieh' ich zur Ilse°.“	IH: Aber er wollte-, äh der wär' sofort hier eingezogen, der	1483
396		I4: Sehr gut, aha. IH: wenn-.	1484

In beiden Versionen wird relevant gesetzt, dass der Vater dies „immer gesagt“ habe, wobei die Redewiedergabe jedoch variierend wiedergegeben wird. Stabiler Kern ist der Begriff „Altenteil“, der in der Erstversion erst im Rahmen einer Wiederholung der Pointe einige Zeilen später genannt wird, hier deshalb nur unter Vorgriff in die Synopse gerät. Sie setzt fort:

388	IH: Er hatte immer die-, äh er hatte-, äh meine Mutter hatte mit 50 Jahren eine Brustamputation und er	IH: Er hat immer-, er hat auch immer gemeint, er würde meine Mutter überleben, weil sie gerade-, als so-, als 50-jährige hatte sie schon äh Brustkrebs gehabt,	1485 1486
389	ist fünf Jahre später ganz plötzlich und *unverhofft*	I4: Mhm okay	1487 1488
390	(betont)-, also wir haben da gar nicht mit gerechnet äh des kam auch-, das war ganz schnell vorbei, sieben	I4: Mhm genau	1489 1490
391	Wochen, an einem Hirntumor gestorben.	IH: und äh das wär' wahrscheinlich bei ihr gar nicht nöt-, äh heute w-, f-, hätte man vielleicht 'n kleinen Schnitt gemacht	1491 1492
		I4: Mhm	1493
		IH: dann hätt's gereicht,	1494
		I4: Mhm	

Diese Sequenz ist in beiden Versionen derart von Erzählabbrüchen geprägt, dass erst in der Zweitversion explizit wird, was sie hier eigentlich hätte sagen wollen („immer gemeint, er würde meine Mutter überleben“). Stattdessen verzetteln sich beide Versionen in Detaillierungen, die Erstversion in die Darstellung der Todesumstände und -ursache des Vaters, die Zweitversion in der historisch vergleichenden Darstellung der Krebsbehandlung der Mutter. An dieser Stelle wird deutlich, wie gegenläufig die *Zugzwänge des Erzählens* wirken können: Der *Detaillierungszwang* entfaltet eine Eigendynamik, die dem *Gestaltschließungszwang* entgegenwirkt. Entsprechend ist in beiden Erhebungen eine weitere Sequenz notwendig, um das Darstellungsziel zu erreichen:

391	IH: Aber er hatte immer-, er war so-, äh er war so agil und-, und	IH: und d-, [atmet laut aus] das hat	1497
392	fit und immer hilfsbereit, also er hat immer geglaubt-, er war	er-, er war immer der Meinung,	
393	im festen Glauben, er würde meine Mutter mal überleben.	dass er sie überlebt.	1498
394	Il: Hm.	I4: Mhm	1499

Vielleicht durch die vorige Problematisierung seines Gesundheitszustandes wird in der Erstversion die Agilität des Vaters hervorgehoben. Die Annahme des Vaters, seine Frau zu überleben, wird 2006 als „immer geglaubt“, 2017 als „immer der Meinung“ formuliert. In beiden Fällen wird dem Ausspruch des Vaters das volle Vertrauen ausgesprochen:

396	IH: Das war-, äh, das hätte er auch	IH: Und der wär' sofort zu mir gekommen, sofort,	1497
397	gemacht, also das hätte er ohne weiteres gemacht,	I4: Mhm	1498
		IH: das weiß ich genau, also. ...	1499

Auch hier ergibt sich also eine starke Kontrastierung des hilfsbereiten Vaters zur ablehnenden Mutter, denn während die Beziehung zur Mutter als schwer zu fassen und stets als ganz und gar unsichereres Wissen markiert wird, wird die Aussage des Vaters mit kindlichen Wiederholung als zuverlässig und geradezu vertraglich verbindlich geschildert. Allein das Schicksal meinte es anders:

397	IH: aber das hat-, war dann nicht so.	IH: Das ist halt so gewesen, kann man nix machen.	1499
398	Il: Hm.	..	

Die fatalistische Akzeptanz hilft ihr hier zu einer Schicksalsannahme, die ihr in Bezug auf ihre Mutter nicht möglich ist. Denn das Verhältnis zur Mutter wird als autobiographisches Rätsel stets reproduziert und offengehalten, eine abschließende, befriedende Lösung per „war halt so“ reicht nicht aus.

In der Zweiterhebung setzt sich der Erzählfluss mit weiteren Geschichten zu Enttäuschungen durch die Mutter fort, während sie in der Ersterhebung durch ein auf diese Enttäuschungen fokussiertes Fazit ergänzt wird, durch das die Kontrastierung zum Vater vervollständigt wird (wieder mit einer auffälligen dreifachen Formulierungs-Wiederholung):

- 399 IH: Meine Mutter äh hat ihn neu- noch neun Jahre überlebt. Sie ist mit 65 gestorben, sie war ein
 400 Jahr älter als mein Vater und äh-. [8 Sekunden] Das ich hab' ich hab' also also nie erlebt, dass
 401 ich mich mal vertrauensvoll an sie wenden konnte oder irgendwie, das war eigentlich nie drin,
 402 das war nie drin, gar nicht (leise).
 403 Il: Ja, hm.. (IH2006, Herv. d. Verf.)

6.1.6 Fallstrukturhypothese zum Wiedererzählen bei Ilse Heberling

Im Vergleich der beiden Erhebungen mit Ilse Heberling fallen auf allen Ebenen der Analyse verschiedene Phänomene der Wiederholung auf, die ich als *Reproduktion* bezeichnen möchte. Die Analyse der Eingangserzählungen zeigte deren erstaunlich hohen Grad an Parallelität der Erzählanfänge der beiden Erhebungen. Durch die Makroanalyse konnte diese Parallelität auch für den Rest der Haupterzählungen bestätigt werden. Meist handelt es sich dabei um global synchrone Verkettungen und auch wo die Reihenfolge der Thematisierungen an wenigen Stellen variierte, waren die Parallelen auch inhaltlich deutlich. Durch die Mesoanalyse wurde deutlich, dass sich auch die Darstellungsstrategie ausgiebig wiederholt, auf Reflexionsstellen (zum Mutter-Großmutter-Verhältnis) Einzelereigniserzählungen (zu Verletzungen durch die Mutter) folgen zu lassen. Es zeigte sich, dass die dafür notwendigen *Zonal-Erzählperlen* durchaus variieren, die Selektion der Geschichten somit keinen vorgeformten Skripten folgt, aber doch einem festen Repertoire lokal stark vorgeformter Erzählungen entstammen. Im Rahmen der Lokalanalyse verfolgte ich diesen reproduzierten und reproduzierenden *Verdrängungsmechanismus durch Re-Emotionalisierung* mit lokalen Gegenüberstellungen weiter. Die Feinanalysen deckten auf, wie engmaschig lokale Erzählpläne das Erzählmanagement von Mutter-*retellings* steuern und diese zueinander synchron halten. Auf Grundlage dieser Befunde typisiere ich Ilse Heberling als Schlüsseltypus der Reproduktion. Entsprechend leite ich im Folgenden vier Reproduktionstechniken ab, mit denen sich das Verhältnis der beiden Erhebungen zueinander fassen lassen: *Kanonisierung*, *Parallelführung*, *Musterbildung* und *Restabilisierung*.

Reproduktions-Technik 1: Kanonisierung

Durch die Rekonstruktion der Globalstrukturen der Haupterzählungen wurde deutlich, dass Ilse Heberling für ihre Lebensgeschichte auf zwei getrennte Repertoires zugreift, ein chronikalisches und ein episodisches. Das chronikalische Repertoire des Lebensverlaufs stellt den Fahrplan zur Verfügung, die Stationen des eigenen Lebens darzustellen ohne der ungewöhnlichen Familienkonstellation, dem Aufwachsen

bei der Großmutter und den Beziehungsproblemen insbesondere zur Mutter zu viel Gewicht zu geben. Die Stationen dieser allgemeinen Lebensauskunft sind Schul- und Berufsausbildung, Ehe, Familiengründung, Hausbau, Bildungsaspiration, Ausbildung und Berufstätigkeit nach der Familienphase, Gemeindeengagement, Singleiden-schaft und Gegenwartsanschluss. Innerhalb dieser chronikalischen Erzählhaltung markiert sie die Kindheit als wenig erzählwürdig („was gibt’s da zu erzählen?“ (IH2006: 6) bzw. „Joa, Kindheit ähm“ [IH2017: 28]), das Verhältnis zur Mutter wird zwar als belastet angedeutet („zu der Mutter war das Verhältnis nicht so besonders“ (IH2006: 34) bzw. „Beziehung zu meiner Mutter habe ich keine aufgebaut“ [IH2017: 82]), aber nicht erzählerisch ausgeführt. Als Kontrastfolien fungieren Großmutter („wir hatten so ‘ne schöne ... *Nestbeziehung* (lachend)“ (IH2006: 59) bzw. „meine Großmutter, an der ich sehr hing“ [IH2017: 80]) und Vater („den Vater hab’ ich sehr geliebt, sehr verehrt, bis zu seinem Ende kann man sagen“ (IH2006: 33) bzw. „mein Vater-, ja, den hab’ ich sehr geliebt“ [IH2017: 85]).

Zusätzlich zu diesem chronikalischen Repertoire steht ein zweites, episodisches Repertoire zur Verfügung, das erzählanlassbezogen beliebige Einzelereigniserzählungen zu Erfahrungen mit der Mutter bereitstellt. Auf dieses Repertoire an *twin stories* (Ferrara) greift sie im Rahmen der Haupterzählung nicht zurück. In der Ersterhebung führt die erste Nachfrage zu Beziehungen in der Herkunftsfamilie zu gleich sechs dieser Einzelereigniserzählungen in Folge, also als *chained stories* (Ferrara). In der Zweiterhebung ist es die lückenschließende Nachfrage nach der Todesursache der Mutter, die zur Problematisierung der Beziehung zur Mutter („Das weiß ich gar nicht so genau [...], sie hatte ja den engeren Kontakt zu meiner Schwester“ [IH2017: 511]) und dann zur ersten von sieben Mutter-*retellings* führt (vgl. 6.1.4). Wiederum eine Kette von sechs Einzelereigniserzählungen in Folge wird später durch die Bemerkung des Interviewenden ausgelöst, dass die heutige familiäre Situation ihrer „Enkel“ ihre eigene damalige familiäre Situation widerspiegele, was sie jedoch nicht so sieht.³

Ilse Heberling steht zur Organisation der Erzählwürdigkeit somit einerseits ein *Kanon des Lebensverlaufs* zur Verfügung, mit dem sie den *life history*-Aspekt ihre Lebens-erzählung chronikalisch strukturieren kann und der als globaler Erzählplan fungiert. Mit diesem kann sie die Aufgabe des Stegreifbiographisierens bewältigen, ohne der belastenden Großmutter-Mutter-Beziehung zu viel Wirkmächtigkeit einzuräumen. In zweiter Reihe findet sich – auf Abruf, gewissermaßen unter der Oberfläche bzw. auf der Hinterbühne – für den *life stories*-Aspekt ihrer Lebensgeschichte ein *Kanon der Beziehungserfahrungen mit der Mutter* (vgl. Technik 3). Dessen Einzelgeschichten sind durch lokale Erzählpläne vorstrukturiert und können flexibel eingesetzt und/oder verkettet werden. Diese dienen schließlich dem *life theory*-Aspekt ihrer Lebens-erzählung, indem sie das *biographische Narrativ* „der lieben Oma und der bösen Mutter“ stützen und Neubewertungen vorbeugen (vgl. Technik 4).

3 Die Lebensgefährtin eines der Söhne Ilse Heberlings brachte zwei ihrer Enkel in die Beziehung. Den beiden Jungs, die sich auch während der Zweiterhebung in Haus und Garten aufhalten wird diese (tatsächlich etwas komplizierte) Familienzugehörigkeit allerdings verschleiert. So halten sie ihre leibliche Großmutter für ihre Mutter und „die ganze Zeit ham’s e auch immer zu uns ‚Oma‘ und ‚Opa‘ gesagt“ (IH2017: 1047).

Reproduktions-Technik 2: Parallelführung

Verbunden mit dieser inhaltlichen Kanonisierung in Form zweier Repertoires ist ein hoher Grad an strukturellen Parallelführung in der Darstellung. Im Verlauf der Eingangserzählungsanalyse und der Globalanalyse wurde deutlich, dass die Einzelsegmente der beiden Haupterzählungen in erheblichem Maße in der gleichen Reihenfolge erzählt werden. Als Ausnahme fiel insbesondere die Darstellung der eigenen psychischen Belastung nach dem Tod des Zwillinges aus der Reihe. Diese Variierung lässt sich somit mit dem hohen Affektgrad durch den Verlust des Sohnes erklären, der einer geringeren Vorgeformtheit unterliegt und eine höhere Unberechenbarkeit in den Erzählfluss bringt. Während sich die belastenden Erfahrungen der Mutter-Großmutter-Triade noch weitgehend ausblenden lassen, rückt der Tod des Kindes durch Detaillierungszwänge der Chronik der eigenen Mutterschaft mal früher, mal später in die Darstellung.

Neben der Parallelführung weitgehend identischen Erzählmaterials, tritt durch untereinander austauschbare Mutter-Episoden auch eine thematische Parallelführung auf. Insbesondere die wiederkehrende Verwendung von Rahmenschaltelementen wie „also ich kann mich daran erinnern“ und evaluierende Codas wie „hat unser Verhältnis auch net gebessert“ bzw. „das hat mich so enttäuscht“ weisen auf eine Patchworktechnik hin, deren konkrete Einzelelemente innerhalb des Rahmens untereinander ausgetauscht werden könn(t)en. Auch die Gesamterzählung selbst weist mit der formalisierten Einstiegsverhandlung „von der Kindheit (an) oder (so)?“ und der formalisierten Schlusscoda „Das war’s (eigentlich so von mir)“ Merkmale von Formelhaftigkeit auf, die der globalen Parallelführung beitragen.

Reproduktions-Technik 3: Musterbildung

Durch die Mesoanalyse war die Austauschbarkeit der Einzelereigniserzählungen zum Mutter-Verhältnis deutlich geworden. Mit Scheidt/Lucius-Hoene 2015 können diese verstanden werden als „wiederholte Schilderung von prototypischen Beziehungserfahrungen, die von den Erzählenden selbst als *Musterbeschreibungen* für einen kritischen Wendepunkt ihrer Biographie berichtet werden“ (ebd.: 230, Herv. i. O.). Scheidt/Lucius-Hoene heben die repräsentative Funktion dieser Erzählungen für die Eigen- und Fremd-Positionierung der Beziehung hervor: „Die in der Erzählung charakterisierte Beziehungskonstellation wird von den Erzählern selbst explizit oder implizit als prototypisch für die Art und Qualität der geschilderten Beziehung angesehen“ (ebd.). Sie führen aus: „Es scheint, als sei die geschilderte Erfahrung, obwohl dem Ursprung nach episodisch, im Zuge einer immer erneuten Renarrativierung in eine Art Musternarrativ einer prototypischen Beziehungserfahrung transformiert worden“ (ebd.: 231). Eine solche Musterbildung findet sich in Ilse Heberlings Repertoire der Mutter-Schlüssepisoden. Dadurch gleichen sich die Ereignisprotokolle der Einzelgeschichten an, denen schließlich die gleiche viergliedrige Struktur zugrundeliegt (vgl. Abbildung 13, gegenüber): a) Lebenssituation macht Beistand wünschenswert, b) dieser Beistand wird in erster Linie von der Mutter erwartet (und nicht etwa von der Großmutter oder dem Vater), c) der Beistand durch die Mutter bleibt aus, d) Enttäuschung und Verletzung als emotionale Konsequenz. Dieses Musternarrativ wird anhand verschiedener konkreter Lebensstationen durchgespielt: Ihre erste Periode (*retelling* 1, vgl. 6.1.5, Beispiel c; vgl. Abb. 13, II und VI); die fehlende finanzielle Unterstützung

sowohl bei Ausbildung als auch Tanzschule (vgl. Abb. 13, III); ihr Ausschluss aus der Gute-Nacht-Runde (nur 2006, vgl. Abb. 13, I); die fehlende Unterstützung nach dem Tod des Zwillinges (*retelling 4*, vgl. Abb. 13, IV); der Hausbau (*retelling 5*, vgl. Abb. 13, V); die Knie-Operationen (*retelling 6*); schließlich die fehlende Anerkennung für Krankenhausbesuche bei ihrer Mutter (*retelling 7*) und für das Angebot, sie bei Pflegebedürftigkeit aufzunehmen. Insgesamt findet sich dieses Musternarrativ in beiden Erhebungen 21-mal: davon fünf als erhebungsexklusive Episoden und acht als *retellings* in beiden Erhebungen, die übrigen mit niedriger Narrativität, also chronikalisch verkürzt. Im folgenden Synopsenbaum visualisiere ich diese Musterstruktur exemplarisch an sechs Versionen:

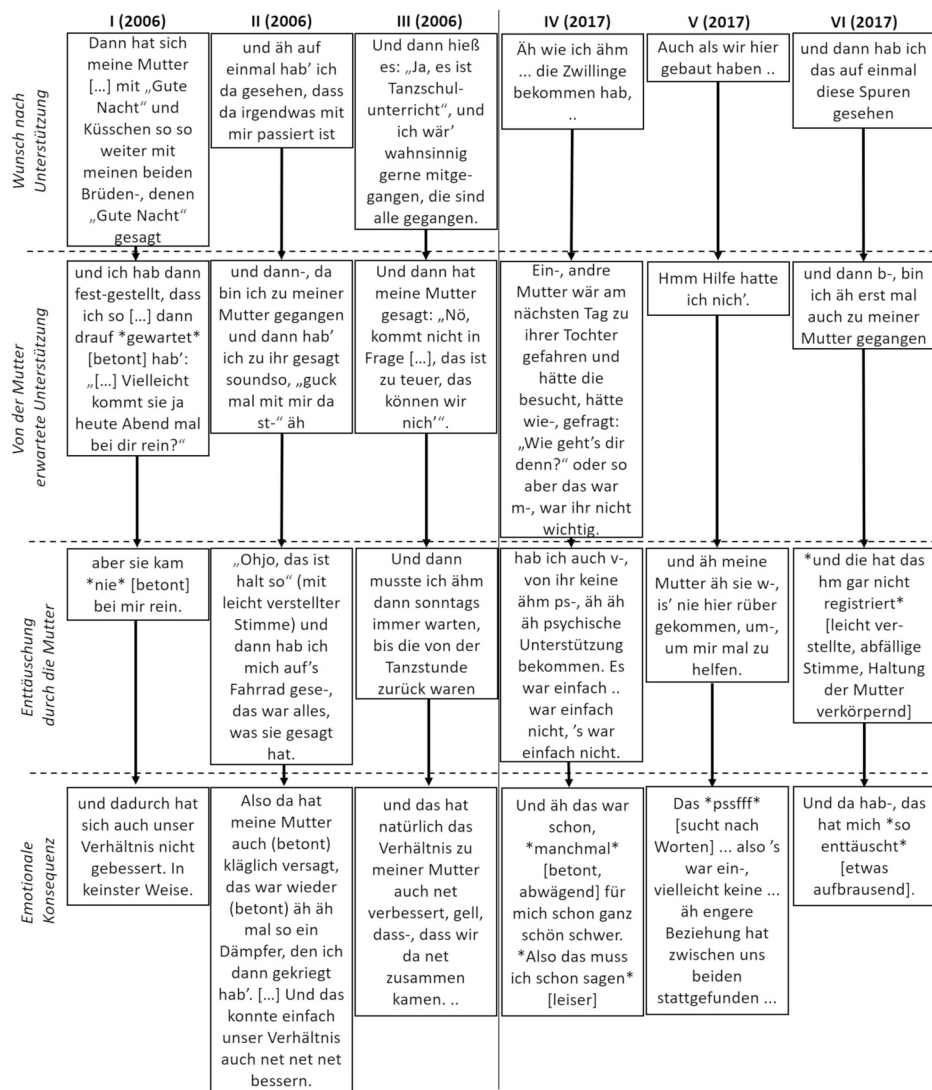


Abbildung 13: Exemplarischer Synopsenbaum Musternarrativ (06w-IH)
 (2006: I: Gute-Nacht-Sagen, Z. 265f., II: Erste Periode, Z. 329f., III: Tanzschule, Z. 645f.;
 2017: IV: Zwillinge, Z. 1435f., V: Hausbau, Z. 1456f., VI: Erste Periode, Z. 1550f.)

Die in diesen Beispielen aufscheinenden Formulierungen wie „nie“, „wieder mal“, „immer“ und „manchmal“ markieren den Umschlagpunkt von der episodischen Einzelerfahrung zum verallgemeinerten Muster und signalisieren die Prototypik und Symbolhaftigkeit der Einzelerfahrung. Scheidt/Lucius-Hoene 2015 sprechen von *Erfahrungsmustern* (ebd.: 239). Max Frisch nutzt in seinem Essay „Unsere Gier nach Geschichten“ mit *Erlebnismuster* einen sehr ähnlichen Begriff und vermittelt das Phänomen dabei so bildreich und für den Fall Ilse Heberling adaptierbar, dass ich es hier verständnissichernd zitiere:

Vielleicht sind es zwei oder drei Erfahrungen, was man hat, eine Angst, die tausend Bilder entwirft, und anderthalb Hoffnungen, die nicht abzutragen sind, Gefühle, die sich wie ein Rosenkranz wiederholen, dazu einige Eindrücke auf der Netzhaut, die sich kaum wiederholen, so daß die Welt zum Muster der Erinnerung wird, das ist es, dazu die hunderttausend Ansätze zu einem Gedanken, der eigen wäre, das ist es, was wir haben, wenn wir erzählen. Erlebnismuster – aber keine Geschichte, glaube ich, keine Geschichte! Geschichte gibt es nur von außen. (Frisch 1991 [1960]: 262)

Die Angst, die Hoffnungen, die Gefühle und Eindrücke und deren Wiederholungen brechen sich in Ilse Heberlings Erzählpassagen Bahn, die „hunderttausend Ansätze zu einem Gedanken“ zeigen sich in den Reflexionspassagen dazwischen. Es spricht manches dafür, dass diese „Ansätze zu einem Gedanken, der eigen wäre“ sich deshalb nicht durchsetzen können, weil eine Praxis der *Restabilisierung* die Reproduktion entgegen Veränderungskräften sicherstellt. Denn tatsächlich handelt es sich bei den Mutter-Schlüssepisoden ja eben nicht um *kritische Wendepunkte*, sondern um *potentielle Wendepunkte*, die nicht zur Wende führen und sich in immer wieder wiederholten narrativen Darstellungen abbilden. Damit werden auch die Gefühle und Erfahrungen der Vergangenheit immer wieder wiederholt und vergegenwärtigt.

Reproduktions-Technik 4: Restabilisierung

Im Rahmen der Mesoanalyse sind im Vergleich der Kontextualisierung von Reflexions- und Erzählpassagen zur Mutter bestimmte Mechanismen sichtbar geworden. Diese haben zur Folge, dass die bei Ilse Heberling immer wieder aufscheinenden Zweifel am Narrativ „der lieben Mutter und der bösen Oma“ relativiert, zurückgenommen und delegitimiert werden, wodurch das Narrativ re-stabilisiert wird. Biographische Argumentationen auf Ebene *Eigentheorie* und dazu passende Beleggeschichten auf Ebene Re-Inszenierung halten einander dabei das Gleichgewicht (vgl. 6.1.4). An manchen Stellen wird die entstehende Solidarisierung mit der Mutter und Parteinahme gegen die Großmutter durch Hintergrundkonstruktionen unterbunden, indem verschiedene mögliche Erklärungsversuche (wie Normalisierung, Charakter der Großmutter und Sozialstatus der Mutter) vorgebracht werden. An anderen Stellen fungieren wiedererzählte Einzelgeschichten als re-emotionalisierender Verdrängungsmechanismus, indem Verletzungsanekdoten aufgerufen werden und so durch Perspektivwechsel erlangte reflektorische Fortschritte wieder zurückgenommen werden. Die Kraft des Erzählens fungiert in diesen Fällen als emotionale Zeitmaschine: Über die Reinszenierung von Schlüsselerlebnissen versetzt sich Ilse Heberling immer dann in die Erlebnisqualität der *Erzählten Zeit* und in den Zustand der verletzten, abgewiesenen Tochter zurück, wenn sie auf der reflektorischen Ebene

der *Erzählzeit* den Durchbruch in der Aufarbeitung erzielen könnte, ihre Mutter als weiteres Opfer der Dreier-Konstellation anzuerkennen. Rückversetzung in das Person-Ich der Vergangenheit nimmt so mögliche Fortschritte des Autor-Ich der Gegenwart jeweils zurück. Eine *Affekt-Distanzierung*, wie Scheidt und Lucius-Hoene 2015 sie an ihrem Material im Prozess der Renarrativierung beobachten konnten (ebd.: 236), lässt sich bei Ilse Heberling somit nicht feststellen, im Gegenteil.

Zusammenfassung Ilse Heberling

Der Schlüsselfall Ilse Heberling hat im Vergleich der beiden Erhebungen verschiedene Phänomene des *Gleich-Erzählens* aufgezeigt. Diese Form von *Reproduktion* lässt sich mit vier Techniken systematisieren und in ihrer Funktionalität beschreiben. Durch *Kanonisierung* werden Erzählressourcen in Form von klar konturierten Repertoires bereitgehalten; durch ein vorgeformtes Globalskript werden die Relevanzabwägungen organisiert und überwiegend fahrplanartig und gestaltbildend abgearbeitet, was zur *Parallelführung* der Gesamterzählungen führt, zusätzlich synchronisieren lokale Erzählpläne die Einzelgeschichten; die Ereignisdarstellung der Erfahrungen mit der Mutter wird durch *Musterbildung* standardisiert, wodurch diese Schlüssepisoden der gleichen Struktur folgen und untereinander austauschbar werden; dieses Muster-narrativ und weitere Verdrängungsmechanismen dienen auf Ebene der Eigentheorie der *Restabilisierung* des biographisch zugrundeliegenden liebe-Oma-böse-Mutter-Narrativs („für mich war sie die O-, die liebe Oma, die alles für mich getan hat“ [IH2006: 314]).

Auf den ersten Blick könnte man ihre wiederkehrenden Zweifel als Störung der Reproduktion verstehen, also als *Gegengeschichten* zum biographischen Narrativ, die zu einem neuen, in diesem Fall invertierten Narrativ führen könnten. In der Analyse zeigten sich allerdings selbst die Ansätze des Zweifels am Narrativ als reproduziert. Insofern fungieren sie eben nicht als Gegengeschichte, sondern – im Gegenteil – als inhärenter Teil des stabilen biographischen Narrativs. Dieses lässt sich somit differenzierter paraphrasieren mit: „*Meine Großmutter war die liebe Oma und meine Mutter hat mich immer enttäuscht. Vielleicht war meine Mutter aber auch ein Opfer der dominanten Großmutter. Aber sie hat mich immer enttäuscht.*“

Die variablen Formulierungen auf Lokalebene der Eingangserzählungen und die strukturelle Flexibilität in der Abfolge und Ausgestaltung von Reflexionssequenzen im Zusammenhang mit Geschichten aus dem Mutter-Repertoire zeigen, dass und wie dieses Rätsel lebendig gehalten wird. Es schwingt weiterhin ein Pendel zwischen Mutter und Großmutter; das Pendel schwingt durch reflektorische Solidarisierung mit der Mutter von der Großmutter weg und durch episodische Re-Inszenierungen der ewig gleichen Enttäuschung durch die Mutter zurück zur Großmutter. Das chronikalische Lebensweg-Repertoire der Haupterzählung hat sich also zu einem recht verbindlichen Ablaufskript organisiert, so dass es sich in der gleichen Art und Weise wiederholen lässt und eine geordnete Erzählbarkeit garantiert. Das Mutter-Episoden-Repertoire erweist sich dagegen als emotional unverarbeitete Ansammlung in sich zwar stabiler Geschichten, die im Rahmen des Stegreiferzählens jedoch in neu angeordneten, situativ reflektierten Kontexten erscheinen. Reproduziert wird somit keine gewissermaßen abgehangene, zu fester „Wahrheit“ kristallisierte Eigentheorie, sondern das Wundern und Nicht-Fassen-Können selbst, das sich dann *live* immer wieder aufs Neue als Schleife vollzieht. Ilse Heberling hat somit weder eine frühere

Antwort, die sie wiederholen könnte, noch zwischen den Erhebungen eine Antwort gefunden, die sie nun im Kontrast zum Rätsel der Erstversion darstellen könnte. Stattdessen taucht immer wieder die gleiche Frage auf, bei deren Beantwortung sie weiterhin auf der Stelle tritt.

6.2 Phänomene des *Anders*-Wiedererzählens bei Joachim Marne

Natürlich weist auch dieser zweite Schlüsselfall, Joachim Marne, umfassende Techniken der Reproduktion auf, indem weitgehend Gleiches gleich wiedererzählt wird. Im Gegensatz zum Schlüsselfall Ilse Heberling ist für Joachim Marne allerdings vielmehr *typisch*, das an entscheidenden Schlüsselstellen *anders* wiedererzählt wird. Wenn ich diesen also als Schlüsseltypik der *Revision* bezeichne, meine ich damit keineswegs, dass Joachim Marne in der Zweiterhebung eine kaum wiedererkennbare, vollständig neue Lebenserzählung präsentiert hätte. Es ist durchaus so, dass eine grundlegende Kontinuität der Lebensbeschreibung besteht, die in beiden Erzählversionen große übereinstimmende Gemeinsamkeiten zeigt, so dass die globalen trajektoralen Linien des Lebens in beiden Haupterzählungen entsprechend vergleichbar oder gar identisch sind. Das Falltypische ist bei Joachim Marne allerdings, dass auf Basis dieser grundlegenden Reproduktion entscheidende Formen des *Umerzählens* zu beobachten sind, die als *narrative Optimierungen* und *Revisionstechniken* zu beschreiben sind. In der folgenden Kurz-Übersicht der Auswertung lassen sich mit der Makroanalyse im Vergleich der Haupterzählungen entscheidende Lücken in der Zweitversion aufzeigen (6.2.1, A). In der Mesoanalyse arbeite ich diese Auslassungen exemplarisch aus (6.2.1, B). Anhand zweier lokaler *retellings* zeige ich in der Mikroanalyse weitere Anzeichen von Überarbeitung (6.2.1, C).

In der Fallstrukturhypothese führe ich die Befunde zusammen und systematisiere sie zur Wiedererzähltypik der *Revision*, indem ich *Auslassung*, *Abschwächung*, *Umänderung* und *Umdeutung* als deren zentrale Techniken unterscheide (6.2.2).

14m „Joachim Marne“, 1938 geboren (69 bzw. 79 Jahre alt bei Erhebung)	
Ursprungsfamilie	Ältere Schwester, Vater zunächst in Kriegsgefangenschaft (später Firmengründer und Unternehmer), Elternhaus besetzt, Großvater übernimmt Erziehung und Grundbildung,
Familienstand	1962 Heirat (wg. Schwangerschaft), 1963 Geburt 1. Sohn (Unternehmer), 1965 Geburt 2. Sohn (Mediziner)
Wohnsituation	Wohnt mit Ehefrau im herrschaftlichen Elternhaus
Ausbildung	Einschulung durch Krieg verschoben, Großvater vermittelt Grundbildung, Gymnasium nach 10. Klasse abgebrochen, Praktika, FH-Studium zum Diplomingenieur
Berufserfahrung	Einstieg in Familienunternehmen als Juniorgeschäftsführer, 1973 Übernahme der Firma, 1987 Verkauf der Firma, Firmensanierung, seit 1998 Privatier (Aktienhandel)
Gesundheit	Überwundene Krebserkrankung 2003
Material	Umfang 2007: 75 Minuten Stegreiferzählung, 90 Min. gesamt (883 von 1068 Zeilen) Umfang 2017: 97 Minuten Stegreiferzählung, 510 Min. gesamt (1653 von 9677 Zeilen)
Zwischenzeit	Selbststudium von Philosophie auf Naturwissenschaft verlagert

6.2.1 Zentrale Befunde der Fall-Auswertung

A – Makroanalyse

Schon in der Materialdokumentation hatte ich die Sonderrolle Joachim Marnes im Gesamtsample mehrfach thematisiert (vgl. Kapitel 4): Die Ersterhebung mit ihm erfolgte erst im Folgejahr, wurde studentisch geführt und nachträglich in das Korpus aufgenommen. Zu dieser Sonderrolle gehört, dass Marne als einziger der Wiederbefragten nicht nur das Transkript, sondern auch die auf dessen Basis entstandene Diplomarbeit erhalten hatte. Dieser Umstand begründet den Verdacht, dass dieser Materialzugang des Teilnehmenden einen stark verzerrenden Erhebungseffekt haben könnte, so dass der Fall nicht vergleichbar, also zur Analyse nicht zu gebrauchen, sei. Diesen Verdacht scheint die vergleichende Eingangserzählungsanalyse zunächst auch zu bestätigen: Tatsächlich reagiert Joachim Marne auf den Erzählstimulus erneut mit „Gut.“ (JM2007: 11, JM2017a: 18), steigt dann jedoch gar nicht in die Stegreiferzählung ein. Stattdessen thematisiert er metakommunikativ und selbstreferentiell direkt diese eigene Voreingenommenheit:

¹⁸ JM: Ja. Nachdem wir miteinander telefoniert haben, hab' ich mir natürlich die, von Stefanie Berger^o hieß sie, ja?,

¹⁹ I4: Ja genau

²⁰ JM: Öh, (ca. 3 Sekunden Pause) *fabrizierte Diplomarbeit nochma vorgenommen* [entschlossen].

²¹ I4: *Öhh!* [heiter gespielte Überraschung]

²² JM: *Ja 'türlich es .. bot sich an, ich hab' sie nochmal durchgelesen,*

²³ I4: *[lachend]* [gleichzeitig] (JM2017a.)

Ihn „intressierte in erster Linie *ihre* [betont], kleingeschrieben, also dann Stefanies, ähm, Analysen, ihre Interpretationen dessen, was ich da gesagt hab'“, dabei seien ihm „einige Sachen aufgefallen“, die er sich notiert habe: „da sind nämlich zwei ganz äh, *simple Fehler* [betont] aufgetreten, die aber irgendwo etwas durcheinander bringen“ (JM2017a: 34). Seine tatsächlichen Korrekturen beziehen sich dann – sogar mit Zeilenangabe – zum einen auf den Transkriptions- und Verständnisfehler „New Diligence“, den er berichtigt, indem er in den folgenden 120 Zeilen lang Begriff, Sinn und Zweck von betriebswirtschaftlichen „Dew Diligence“-Prüfungen erläutert, zum anderen auf die Fehldatierung seiner überwundenen Krebserkrankung auf 1993, denn tatsächlich sei diese erst zehn Jahre später gewesen. Doch auch eine inhaltliche Replik schließt er an und erklärt, dass die Absolventin „ihre Analyse sehr freundlich gestaltete, also sie hat vieles sehr positiv gesehen“, dagegen sei er „im Grunde genommen nicht ganz so positiv eingestellt [gewesen] wie sie vermutete“ (JM2017a: 193f.). Als Beispiel nennt er, dass diese die Nachteile seines Schulabbruchs und des dadurch fehlenden Abiturs nicht berücksichtigt hätte (von denen er allerdings auch nichts erzählt hatte). Mit diesen Stellungnahmen zur Vorbefragung gleich zu Beginn, ist Marnes Datenzugang auch schon (aus-)thematisiert und aus dem Weg geräumt. Hinweise auf eine inhaltlich verzerrende Befangenheit finden sich nicht, metakommunikative Rechtfertigungen wie „beim ersten Mal hatte ich das noch anders erzählt“ fehlen ebenfalls, so dass sich eine Steigerung von Längsschnittsalienz und Selbstreferenzialität ebenso ausschließen lässt wie weitere Verzerrungseffekte. Es ist also keineswegs so, dass Marne in seiner

Zweitversion zentrale Umerzählungen vornimmt, weil er die Erstversion präsent hat, sondern obwohl er weiß, dass dem Forschungsprojekt beide Versionen vorliegen.

In der Erhebungssituation hatte ich meine Erwartung einer Lebenserzählung bis dahin, nach 15 Minuten „Vorrede“, schon aufgegeben. Doch auf meine Rückfrage „vielleicht erklären Sie das kurz noch: Wieso kam’s zu dem Entschluss, wieso Schule abgebrochen?“ erfolgte mit „Also wenn ich nochmal rekapitulieren darf-.“ (JM2017a: 298) dann doch noch die Initiierung und die Lebensgeschichte kam analog zu „Also, ich wurde 1938 geboren“ mit „ich bin 1938 geboren“ in Gang.

Für die Visualisierung der Globalstruktur der Haupteerzählungen habe ich diesen verzögerten Erzähleinstieg berücksichtigt und die „Vorrede“ versetzt und ebenso schraffiert wie die „Nachrede“, die sich in Form naturwissenschaftlicher Exkurse (zu den Themen seiner Laienvorträge wie Relativitätstheorie, Geologie, Astronomie, Quantenphysik, Physiologie, Genetik, Epigenetik u.ä.) der Lebenserzählung anschließt:

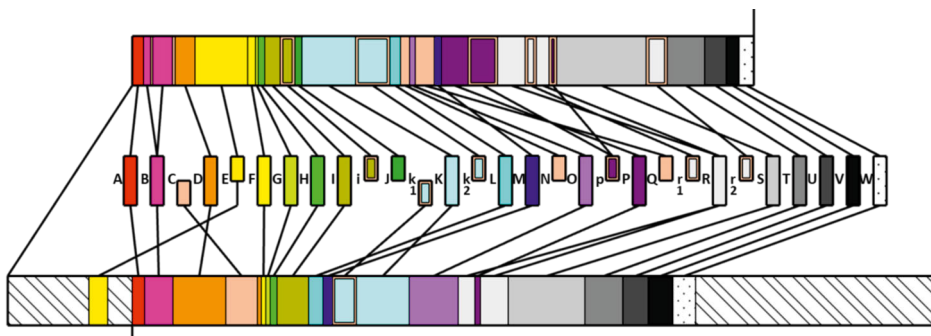


Abbildung 14: Globalstruktur Joachim Marne (14m-JM)

(A = Geburt, Vater, Mutter, B = Großvater und Heimunterricht, C = Besatzung / Rückkehr und Selbstständigkeit des Vaters, D = Schulerfahrung, E = Berufsfindung/Praktikum/ Fachhochschule, F = Rehabilitierung beim Vater durch Examen, G = Praktika nach Studium, H = Frau kennengelernt und Ehe, I = Übernahme der Montageabteilung 1961, i = SEN „Junger Mann mit Chefkomplexen“ 1961, J = Umzug ins Elternhaus 1965, k1 = Auslandsorientierung nötig, K = DDR / „mein Mann“, k2 = DDR-Exkurs: Zwangsmaßnahmen, L = Rückzug des Vaters 1973 mit 65, M = Tod der Eltern 1984/85, N = Massenentlassung 1973, O = Ölkrise / Neue Märkte 1973–1987, p = Großauftragsverhandlungen im Rahmen der „Russisch-Schwedischen Nächte“ ca. 1984, P = „Mein Mann“ holt Großauftrag ca. 1984, Q = Studien der Söhne / „fürchterliches Tief“ der Firma 1986, r1 = SEN „Firma kein Denkmal“, R = Verkauf der Firma 1987, r2 = SEN „Dolchstich“, S = Letzte Arbeitsphase, T = Ausstieg Berufstätigkeit (mit SEN „Am letzten Tag meiner Arbeit“ 1998), U = Beschäftigung mit Philosophie seit 1998, V = Due Diligence und Aufsichtsrat seit 1999+, W = beruflicher Schlussstrich 2006)

Die Grafik veranschaulicht, dass beide Lebenserzählungen des Unternehmers im Wesentlichen deutlich analog zur Lebenszeitchronologie erfolgen, der Erzählfluss also der historischen Ereignisreihenfolge folgt, denn es finden sich bei den Verbindungslinien zwischen Erzählperle (oben und unten) und Lebenslaufperle (mittig) kaum Überschneidungen. Als zweite entscheidende Auffälligkeit zeigen sich die erhebungsexklusiv thematisierten Lebenslaufperlen, die in der Graphik deshalb halbiert dargestellt werden: Die Globalperlen E, i, J, k2, N, p, Q, r1 und r2 sind somit Teil der

ersten, jedoch nicht mehr der zweiten Haupterzählung. Dabei fehlt Globalperle E, die Schilderung von Berufsfindung und Fachhochschule, allerdings nur deshalb, weil Marne diese im Rahmen der „Vorrede“ schon vorweggegriffen hatte. Bei den übrigen handelt es sich ausnahmslos und zuverlässig um die Krisen- und Tiefpunkte seines (Berufs-)Lebens. Von diesen tauchen zwar zwei – wenn auch in weniger konflikthafter Form erzählt – im späteren Interviewverlauf doch noch auf, nämlich der Einzug mit der eigenen Familie bei seinen Eltern (Globalperle J) und die frühen Anerkennungsprobleme als Juniorchef im Betrieb des Vaters (GP i), die meisten verschwinden allerdings vollständig aus der Lebenserzählung: Repressalien bei Geschäfts-Aufträgen in der DDR (abgehört werden, Verführungsversuche mit Alkohol und Prostituierten) (GP k2), die von ihm durchgeführte Massenentlassung 1973 (GP N), die nervenaufreibenden Verhandlungen des firmenrettenden Großauftrags ca. 1984 (GP p), das Firmentief 1986 (GP Q), die moralische Verkaufsfreigabe des Familienbetriebs durch den sterbenden Vater (GP r1) und der Vorwurf des Sohnes, die Firma verkauft zu haben (GP r2). Diese auffälligen Lücken nimmt die folgende Mesoanalyse in den Blick.

B – Mesoanalyse

Die folgende Darstellung der Auswertungsergebnisse der Untersuchung der zonalen Erzählverkettung konzentriere ich bei Joachim Marne auf die Lücken, also auf das bei ihm außerordentlich stark ausgeprägte *Phänomen des Nicht-Wiedererzählens*. Besonders interessant ist dafür folgende Schlüsselszene der Ersterhebung, in der gleich mehrere Konfliktpotentiale miteinander verkettet werden, für die es allesamt in der Zweiterhebung nicht mehr die geringsten Hinweise gibt:

261 JM: Ich war nun mit an vorderster Front und konnte mir entsprechend die Autorität im Betrieb sichern.
 262 äh auch die Ingenieure taten nun das, worum ich sie bat oder was ich von ihnen erwartete, es gab
 263 kaum noch Probleme wie ich sie anfangs hatte. äh hier ist vielleicht der Zeitpunkt einzufügen ..
 264 einer .. un-, einer (lacht) Antwort auf eine nicht gestellte Frage, nämlich die nicht gestellte Frage,
 265 wie ist denn das mit dem Generationenkonflikt zwischen Vater und Sohn?

266 I3: Mhm

267 JM: Ich hatte ja den Vater als einen äh strengen, aber intelligenten Menschen geschildert .. und ich bleibe
 268 auch dabei, dass er das war und insofern hat er mich in den Betrieb gerne aufgenommen, aber
 269 auch mit der wohl aus seiner Sicht nötigen Skepsis, ob der Sohn denn auch nun wirklich das bringe,
 270 was man als Unternehmer zu bringen hat. Und äh es ist vielleicht ganz typisch in diesem Moment einzufügen,
 271 dass er als wir heirateten meiner .. Braut am Vorabend sagte: „Fräulein Schmidt°, sind Sie sich darüber
 272 im Klaren was Sie da machen? Sie heiraten einen Unternehmer und ein Unternehmer hat nur das
 273 Unternehmen im Sinn und nichts anderes und er hat auch nur für dieses Unternehmen Zeit und Sie
 274 werden lernen müssen, zurückzustecken. Wollen Sie das?“ (lacht) Diese Frage wird immer wiederholt
 275 von Gisela° auch heute noch (lacht) fünfzig Jahre später, aber sie hat dann reuherzig genickt und
 276 hat gesagt: „Jawohl, ich nehme das auf mich, ich will das“. Und sie hat auch dazu gestanden.
 277 Es gab oft viele Momente, in denen sie äh zurückstecken musste, in denen sie sicherlich manche
 278 Träne verdrückte, weil ich wieder keine Zeit hatte, weil ich wieder den Theaterbesuch abgesagt
 279 hatte, weil ich wieder dieses Wochenende irgendwo im Ausland steckte, weil ich dieses Wochen-
 280 ende irgendwo im Ausland steckte, weil ich wieder Arbeit mitgebracht hab' und das ganze
 281 Wochenende gearbeitet hab' oder weil ich mal die Kinder angeschnauzt hab', weil sie mich ge-
 282 nervt haben ähm nun wie das so eben ist, wenn jemand seine Arbeit ernst nimmt. ... (JM2007)

Von der Thematisierung der anfänglichen Anerkennungsschwierigkeiten im väterlichen Betrieb kommt er per Metakommentar „hier ist vielleicht der Zeitpunkt einzufügen“ (Z. 263) zur Thematisierung des „Generationenkonflikt zwischen Vater und Sohn“ (Z. 264), wie er selbst expliziert. Gerade als er diesen konkretisiert als väterliche „Skepsis, ob der Sohn denn auch nun wirklich das bringe, was man als Unternehmer zu bringen hat“ springt er wiederum per Metakommentar „vielleicht ganz typisch in diesem Moment einzufügen“ (Z. 271) zu einem dritten Konfliktfeld, nämlich der zurücksteckenden Ehefrau, bei dem auch deutlich wird, wie Marne seine Verfehlungen in der Ersterhebung üblicherweise über Fatalismus – hier in Form von „wie das so eben ist“ (Z. 283) – rechtfertigt.

Diese Passage zeigt exemplarisch, wie wichtig ihm die Darstellung der Konfliktfelder in der Ersterhebung noch war. Mit metakommunikativen Selbstlizenzierungen („einfügen“, „einzufügen“, „Antwort auf eine nicht gestellte Frage“) verkettet er zentrale krisenhafte Aspekte seines Lebens zu einem Problemhorizont, der die Ersterhebung quer durchzieht. Die folgenden Beispiele illustrieren diesen Problemhorizont, ich greife dafür einzelne Aspekte dreier Konfliktfelder auf.

Zonal-Beispiel 1: Beziehung zum Vater

Bevor Joachim Marne den Erwartungen des Vaters nachgab, ihm beruflich folgte und das Familienunternehmen übernahm, hatte er durchaus eigene Pläne und hätte gerne einen kreativen Beruf ergriffen. Er schildert 2007 wie er dadurch das Interesse seines Vaters verlor („mein Vater hatte bis zu diesem Zeitpunkt äh aufgegeben gehabt mich ständig zu korrigieren“ [JM2007: 87]) und auch das Urteil der Mutter ist deutlich: „Naja, der Junge kann's halt nicht anders, er bringt nicht mehr“ (ebd.: 88f.). Entsprechend konflikthaft wird sein beruflicher Weg diskutiert:

JM: ‚Das wirst du bei deinem Vater nie durchbekommen!‘ Und so war's dann auch, mein Vater hat überhaupt nicht hingehört, der hat gesagt: ‚Das kommt überhaupt nicht in Frage, du lernst etwas Ordentliches!‘ Und ordentlich war für ihn etwas, ja: womit man Geld verdienen kann. (Ebd.: 109f.)

Über Umwege erreicht er schließlich doch die Berufsqualifikation im Sinne des Vaters „und war nun endlich doch in den Augen meines Vaters wieder ein normaler Mensch geworden“ (ebd.: 164f.).

2017 steht sein Berufsweg gar nicht erst im Zweifel, stattdessen fehlen jegliche Problematisierungen und Marne schildert chronikalisch die „zugegeben mit der Hilfe meines Vaters“ (JM2017a: 225) erfolgreiche Ausbildung.

Zonal-Beispiel 2: „Russisch-Schwedische Nächte“

Der dramatische Höhepunkt der Unternehmensgeschichte, den Marne 2007 entsprechend stark narrativiert und re-inszeniert, ist die riskante Aushandlung eines Großauftrags, dessen Scheitern den Untergang der Firma hätte zur Folge haben können. Mit dem Schlagwort „russisch-schwedische Nächte“ bezeichnet Marne 2007 diese besonders herausfordernden Verhandlungen bei den beteiligten Vertragspartnern und bezeichnet sie auch als „noch einmal eine Leidenszeit“ (ebd.:

477) und schildert drastisch: „ich saß in dem Flugzeug und habe äh ja wenn ich Tränen gehabt hätte, hätte ich geheult, es war furchtbar. Es war eine schlimme Zeit“ (ebd.: 487). Überhaupt erst ermöglicht wurden diese Verhandlungen durch einen Angestellten, den Marne wiederholt vielsagend als „mein Mann“ bezeichnet, dessen mäßigende Hinweise („„Naja, Herr Marne, ich hätte nicht so impulsiv reagiert, ich hätte es noch mal versucht, vielleicht hätten wir den Auftrag doch noch retten können“) und Kontrolle („„Wenn ich wieder zu viel sage, oder zu schnell rede oder etwas Unbedachtes sage, zu impulsiv bin, treten Sie mir gegen’s Schienbein, aber bitte nicht so fest, dass ich aufschreie.“ Und es geschah einmal (lacht).“) den Auftrag schließlich sichern.

Joachim Marne kommt im Laufe der Lebenserzählung 2007 mehrfach auf diese Ereignisse zurück, liefert im Rahmen dieser Rückgriffe biographische Referenzbegriffe wie „in dieser schwierigen Phase [...] als ich alles auf eine Kappe setzte und dann in diesen extremen Verhandlungsschwierigkeiten in Schweden“ (Z. 518) und reicht auch noch weitere episodische Darstellungen nach, z. B. „Ich bin nachts in [Großstadt Schweden] im Hotel hin und hergelaufen, habe mit meinen Schritten sehr wahrscheinlich noch den Aufzug übertönt“ (ebd.: 597) und re-inszeniert damalige Gedanken um seine Belastung zu illustrieren („„Mein Gott, was machst du nur, was machst du nur, wie kommst du da raus?““ [ebd.]). Entsprechend deutlich fällt die Evaluation dieser biographischen Phase aus:

JM: Es war eine fürchterliche Zeit, an die ich nur mit Schrecken mich erinnere und die heute noch nach nun mehr 20 Jahren immer wieder in meinen Träumen auftaucht. Nur um zu demonstrieren, wie das-, einen das prägen kann oder wie einen das mitnehmen kann.“ (Z. 598).

Von all dem kommt nur noch der Auftrag selbst in die Darstellung der Zweiterhebung, allerdings mit erstaunlichen Modifikationen,

- was die Akquise des Auftrags,

Und dann war er plötzlich verschwunden und vierzehn Tage später meldete er sich mit heiserer Stimme aus [Großstadt F (Sow.)] und ich hab' heute noch den Tonfall im Ohr: „Herr Marne, wir kriegen hier einen ordentlichen Auftrag!“ [mit verstellter Stimme] (2007: 455)	Und das war dann der Punkt an dem ich, äh, [3 Sek. Pause] ja, versuchte, was zu retten war, ich hab' noch einmal mit meinem guten, alten Ingenieur einen großen Auftrag in [Großstadt F (Sow.)] reinholen können [2017: 915]
--	--

- die Größe des ausgestatteten Gebäudes

also musste dieses ganze Gebäude und es ist immerhin-, es war ein Gebäude von sicherlich äh 70, 80 Meter Länge, 5 Stockwerke hoch und auch noch mal 30 Meter breit (2007: 464)	5 Stockwerke, so 240 Meter breit und 50 Meter-, äh äh lang und 50 Meter breit, das war also ein Riesenkomplex (2017: 920)
--	---

- und das Auftragsvolumen anbelangt.

es war wieder ein Auftrag in 10 Millionen Höhe äh immer noch DM und die Firma war gerettet (2007: 515)	das war nochmal ein Auftrag von rund 15 Millionen D-Mark, der uns über ein, zwei Jahre beschäftigte (2017: 924)
--	---

In der Zweitversion sind also einerseits das gewaltige Risiko und die zum Teil selbstverschuldeten Verhandlungsschwierigkeiten verschwunden, andererseits ist die eigene Handlungsmacht gestärkt, aus dem „immerhin“-„sicherlich“-„Gebäude“ wird ein „also“-„Riesenkompex“ von fünffachem Ausmaß und auch gezahlt sei deutlich mehr worden.

Diese brenzlige Firmenphase ist nicht die einzige heikle berufliche Herausforderung, die in der Zweiterhebung nicht mehr zur Darstellung kommt. Insbesondere für Aktivitäten am Rande der Legalität, die 2007 immerhin noch angedeutet wurden, gibt es 2017 keinerlei Hinweise mehr. Beispiele dafür sind eine nur knapp nicht sanktionierte Massenentlassung („Also es ging gut ab, obwohl mein Rechtsanwalt mir anschließend noch sagte, dass ich gerade so an einem ... na ja an einem Bußgeldverfahren vorbeigeschlittert bin, denn ich hätte diese Massenentlassung beim Arbeitsamt anmelden müssen, hab' ich nicht gemacht.“ [JM2007: 390]), die Verbindung zu Korruption („Ein anderer großer Kunde für uns die (Name des Kunden B)^ löste sich in Korruptionsskandalen auf, wir waren nur teilweise daran beteiligt.“ [ebd.: 423]), die Abmahnung durch die Gewerkschaft („der Staat war uneinsichtig, die Mitbestimmung wurde durchgepresst, der Betriebsrat stand vor den Türen, nicht von unseren Leuten, sondern die [Name der Gewerkschaft], die Gewerkschaft stand davor und mahnte mich ab.“ [ebd.: 528]) oder Widerstände beim Verkauf der Firma („ich hab' die Firma verkauft, äh das ging nicht ganz so einfach wie ich das jetzt schildere, äh es waren schon Herzklopfen dabei und es waren schon Probleme, aber sie waren nicht so aufregend wie diese russisch-schwedisch Nächte.“ [ebd.: 590]).

Zonal-Beispiel 3: „Dolchstich“ durch den älteren Sohn

Eine weitere essentielle Schlüsselstelle der Ersterhebung ist die Schilderung des beruflichen Werdegangs des älteren Sohnes. Auf Empfehlung Joachim Marnes hin hatte dieser sein Studium und Zusatzqualifikationen so gewählt und durchgeführt, dass er ebenso wie zuvor sein Vater die Nachfolge im Familienunternehmen würde antreten können. Kurz vor Studienabschluss des Sohnes kam es jedoch zum Verkauf der Firma durch Joachim Marne. Die daraus resultierenden Probleme für den Berufseinstieg des Sohnes thematisiert er in der Haupterzählung der Ersterhebung: Er fand zwar Anstellung, gab diese jedoch nach kürzester Zeit wieder auf („Und ich habe heute noch vor Augen, dass er nach acht Tagen gesagt hat: ‚Nein, dafür hab' ich nicht studiert.‘ Und hat gekündigt.“ [JM2007: 734]), was sich bei der zweiten Stelle wiederholte („Dann ist er zu einem anderen Unternehmen und da war es ähnlich. Und das machte mir dann etwas Sorge.“ [ebd.: 738]). Der Sohn entschied sich für die Promotion, der anschließende Berufseinstieg schlug jedoch erneut fehl, so dass es zur Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn kam:

743 JM: Und als er dann wieder zurück kam, ging er wieder in die Industrie und da wiederholte sich
744 das Spiel leider noch einmal, dass er wo anfang und schon acht Tage später wieder wegging.
745 Das ließ die Alarmglocken bei uns läuten äh so, dass ich das erste mal und wohl auch das

746 einzige Mal in meinem Leben mit meinem Sohn eine deutliche Auseinandersetzung hatte
 747 und sagte: „Hör mal du, das geht so nicht, du musst dich jetzt irgendwo entscheiden und
 748 mal durchbeißen!“
 749 I3: Mhm
 750 JM: .. Und da kam der Vorwurf auf, ich formuliere ihn jetzt, wie ich ihn aufgefasst hab', sicherlich
 751 hat er ihn nicht so hart ausgesprochen, ganz bestimmt nicht, aber der Vorwurf war halt da:
 752 „Ja, du hast ja doch die Firma verkauft, für die ich mich vorbereitet hatte und die ich so gerne
 753 gegangen wäre.“ Und das war natürlich schon ein Dolchstich, das hat mir sehr wehgetan und
 754 das .. ja die Wunde sitzt heute noch um das ehrlich zu sagen, das ähm war schwer zu
 755 zu verkraften. äh das hat's auch nicht mehr gut machen können, dass er später, viele Jahre
 756 später, selbst heute in der Führungsposition in der Industrie sagte: „Es war gut, dass du sie verkauft
 757 hast, wir hätten sie gar nicht halten können.“ Aber der Stich sitzt und ähm na ja das gehört halt
 758 auch zum Leben.
 759 I3: Mhm
 760 JM: Das hat mich ja nicht umgebracht. ... (JM2007)

In der Deutung dieser Einzelereigniserzählung bleibt Marne auf seine eigene Perspektive begrenzt, der „Vorwurf“ des Sohnes, den Plan der Firmenübernahme durch deren Verkauf nicht umsetzen zu können, beschreibt er mit der Metapher des Dolchstichs, die zwangsläufig Assoziationen zur sogenannten *Dolchstoßlegende* des ersten Weltkriegs weckt mit der Implikation vermeintlichen Verrats von „innen“. Die kausale Rolle des Firmenverkaufs für den Berufseinstiegs des Sohnes reflektiert er dabei ebenso wenig wie die Perspektive des Sohnes, sich dem Rat des Vaters gemäß auf eine Übernahme vorzubereiten, zu der es dann nicht kommen konnte.⁴ Beide Dimensionen des Konfliktfeldes, sowohl der schwierige Berufseinstieg des Sohnes als auch die dadurch ausgelöste Auseinandersetzung, die Marne als „Dolchstich“ beschreibt, fehlen in der Zweiterhebung. Stattdessen thematisiert er den Werdegang der Söhne ohnehin erst sehr spät im Nachfrageteil und wechselt dafür in eine ressourcenorientierte Rekapitulation, indem er auf Problematisierungen verzichtet und stattdessen hervorhebt, dieser habe die Möglichkeit zur Habilitation abgelehnt („Ich will dann doch lieber in die Industrie.“ [JM2017a: 4940]) und sei „in der Führungsebene, .. also ganz oben in der Industrie, nicht Vorstandsvorsitzender, aber .. eins drunter“ (ebd.: 4946) angekommen.

4 Auch in Bezug auf den jüngeren Sohn und dessen Berufswahl zeigt sich eine etwas einseitige Perspektive, die eine gerade noch einmal abgewendete generative Wiederholung der Vater-Sohn-Beziehung offenbart: „Und der andere, der wollte sehr früh Mediziner werden, äh da musste ich zwei mal schlucken, weil ich nun dachte: ‚Es wär' doch schön wenn beide Söhne im Betrieb wären!‘, aber ähm nicht zuletzt auf vernünftiges Zureden von Gisela^o und auch vielleicht auch meine eigene Einsicht, ich wollte ja dann nicht so handeln wie mein Vater äh hab' ich relativ schnell äh nachgegeben.“ (JM2007: 409f.)

C - Mikroanalyse

Mit wenigstens zwei Gegenüberstellungen nehme ich im Folgenden zentrale Befunde zu lokalem Wiedererzählen bei Joachim Marne hinzu.

Lokal-Beispiel 1: Tod der Eltern

Die in beiden Haupterzählungen knapp gehaltene Darstellung der Tode der Eltern zeigt eindringlich, wie vergleichsweise kleine Eingriffe in die Darstellungsverfahren das Narrativ des überfordernden Schicksalsschlags zum Narrativ der Erfolgsgeschichte umkehren können. Die Erstversion ist kontextuell in die Darstellung der Herausforderung eingebunden, genug Aufträge für die Firma zu finden, die Zweitversion geht aus der Darstellung der Arbeitsteilung mit dem Vater im Unternehmen hervor.

Die Erstversion beginnt mit einem detaillierenden und kontextualisierenden Absatz zum Tod der Eltern:

429 JM: Mein Vater war 1985 gestorben. Ich war also schon länger mehr oder weniger alleine im
 430 Betrieb, aber jetzt war auch der alte gute Ratgeber äh nicht mehr da. Meine Mutter ist 1984
 431 oder ich glaub es war '83 bereits in ein äh elfmonatiges Koma gefallen, was meinen Vater
 432 total absorbierte und auch uns Kinder sehr belastete. (JM2007, Segm. 119)

Diese Darstellung zeichnet ein für alle Beteiligten drastisches Bild: Der Vater „gestorben“, er selbst nicht mehr nur „mehr oder weniger alleine im Betrieb“, sondern nun auch ohne Ratgeber, die Mutter in elfmonatigem Koma, was den Vater „absorbierte“ und „uns Kinder sehr belastete“. Trotz der vorrangigen Bewertung über eine instrumentelle Verwertungslogik (Tod des Vaters als Verlust des Beraters, Koma der Mutter als Belastung) vermittelt dieser Absatz Emotionalität und einen biographischen Tiefpunkt.

Die im Anschlusssegment folgende Kurzfassung der Tode wird als sogar per „wie gesagt“ als Doppelung markiert, die Zweiterhebung beschränkt sich auf eine Variierung dieser Kurzfassung:

Z.	Chronikalische Wiedererzählung - Tod der Eltern (14m-JM), Segm. 120 bzw. 72-73		Z.
432	JM: Und wie gesagt nachdem sie dann gestorben war, hat sich mein Vater relativ später-, relativ kurz äh danach auch verabschiedet und starb nach wenigen Wochen im Krankenhaus.	JM: Und dann hat sich meine Mutter verabschiedet und kurz darauf auch er. Und sind se einfach, verbraucht durch die Kriegszeit, nach heutigem Maßstab eigentlich zu früh gestorben, aber .. es war dann so.	644
433			645
434			646
			647

Die Erstversion konzipiert die Ereignisabfolge mit „nachdem“ und „kurz danach“ sehr viel näher an der damaligen zeitlichen Perspektive (dadurch auch die initiale Fehlformulierung als „relativ später“). Die Zweitversion hält die erzählte Zeit dagegen mit „Und dann“-Logik auf Abstand, verzichtet dazu noch auf die zeitliche und räumliche Detaillierung und unternimmt stattdessen explizit eine historische Bewertung „nach heutigem Maßstab“, die den Tod der Eltern zunächst als „eigentlich zu früh“ zu beklagen scheint (wenngleich der Vater mit 79 Lebensjahren die damalige statistische Lebenserwartung übertraf), dann aber doch keine emotionale Wertung investiert: „aber .. es war dann so.“ Die Formulierungen „sterben“ und das euphemistische „verabschieden“ tauchen zwar in beiden Versionen auf, werden

jedoch unterschiedlich priorisiert: In der Erstversion heißt es von der Mutter „war gestorben“ und vom Vater „verabschiedet und starb“, in der Zweitversion haben sich beide „verabschiedet“, während „zu früh gestorben“ erst in weniger persönlichem Bezug im Rahmen des historischen Vergleichs auftaucht.

Das Folgesegment setzt die unterschiedliche Zeitperspektive fort:

434	JM: Es war eine sehr drückende Zeit für uns, auch für mich, ich hatte diesen Spagat zu machen zwischen einer Firma die nicht richtig lief, zwischen dem Leiden und dem Abgang meiner Eltern, .. ja Gott sei Dank hatte ich keine Probleme zu Hause, weder in der Ehe noch mit meinen Kindern- ... aber	JM: Ich muss dazu sagen, dass diese zehn Jahre die schönsten Jahre waren, die ich mit meinem Vater erlebt hab'. Er hatte mich voll akzeptiert .., und war für mich immer noch eine .. außerordentliche ..	648 649
435			650
436		*fachliche* [betont] Autorität in Sachen Finanzen und Kaufmännischem .. und die *vielen vielen*	651 652
437		[betont] Gespräche die wir miteinander führten und was er mir so alles erzählte und-, und immer wieder darlegte wie man was .. im kaufmännischen Bereich macht, hat, möchte ich vermessen ..	653 654
438		sagen, *fast wieder 'n halbes BWL-Studium* [leicht lachend, vielleicht dann doch etwas verlegen]	655 656
439	nächsten Auftrag her?“ Und es war nicht damit getan, irgendwo einen Feld-Wald-Wiesen-Auftrag zu bekommen.	ersetzt. Ich konnte mitreden.	657 658 659

Die Erstversion, 22 Jahre nach dem Tod der Eltern, nimmt die damalige Gegenwarts-perspektive ein und vermittelt damit die damalige Ausweglosigkeit, während die Zweitversion, nochmal 10 Jahre später, den Blick auf die Zeit vor dem Tod des Vaters richtet, um „die schönsten Jahre“ mit dem Vater zu würdigen. Während die Erstversion mit „zwischen dem Leiden und dem Abgang meiner Eltern“ und „eine sehr drückende Zeit für uns, auch für mich“ die Brücke schlägt zum Erzähleinstieg („elfmonatiges Koma“, „total absorbiert“, „auch uns Kinder sehr belastete“), entfernt sich die Zweitversion, die schon auf die Detaillierungen der Todesumstände insgesamt verzichtete, thematisch und zeitlich noch weiter vom Tod der Eltern: An die Stelle der dramatischen Schilderung der Ausweglosigkeit der damaligen Situation, tritt die zweckrationale Würdigung der gewinnbringenden letzten Zeit mit dem Vater. Der Tod der Eltern wird sowohl in der negativen wie in der positiven Evaluation vor allem durch die Auswirkungen auf ihn als Unternehmer und die Firma gedeutet. Emotionalität leitet sich aus dieser beruflichen Rahmung ab: Einerseits die „sehr drückende Zeit“, weil „Spagat zu machen zwischen“ Firma und Eltern und „manchmal der Verzweiflung nahe“, weil er „Mitarbeiter ernähren“ müsse (2007) und andererseits die „schönsten Jahre“, in denen er „voll akzeptiert“ war, „fast wieder 'n halbes BWL-Studium“ erfuhr und „mitreden“ konnte (2017).

Der Vergleich der beiden Versionen zeigt, wie verhältnismäßig kleine Darstellungs-änderungen (Auslassung historischer Detaillierung, Priorisieren des Euphemismus, zeitliche Distanzierung, positive Evaluation durch Ressourcenorientierung) einer Schilderung die Schwere nimmt. Dadurch können die historisch gleichen Ereignisse der *life history* auf der Ebene der *life theory* einmal bewährungsorientiert als überfordernder Schicksalsschlag erzählt werden, das andere Mal jedoch ressourcenorientiert als Erfolgsgeschichte des selbstwertdienlichen Statusgewinns.

Lokal-Beispiel 2: Der Ausstieg aus der letzten Arbeitsphase

In mehrfacher Hinsicht ertragreich ist der Vergleich von Marnes Schilderung seiner letzten Arbeitsphase (Globalperle S): Das eigene Familienunternehmen hatte er 1987 verkauft, wurde vom aufkaufenden Mutterkonzern aber weiter als dessen Geschäftsführer eingesetzt. 1994 begann schließlich die letzte Phase seiner Berufstätigkeit bis zu seinem Ruhestand 1998 im Alter von sechzig Jahren. Diese biographische Etappe wird in beiden Erhebungen in einem für Marne typischen Hybridstil aus eigentheoretischer Argumentation und chronikalischem Bericht in etwas mehr als 25 Segmenten bzw. 100 Zeilen dargestellt (Segm. 180–209, Z. 625–730 bzw. Segm. 130–155, Z. 980–1118). Diese Ausführung erweist sich in beiden Versionen als strukturell stabile Sequenz von sechs Lokalperlen:

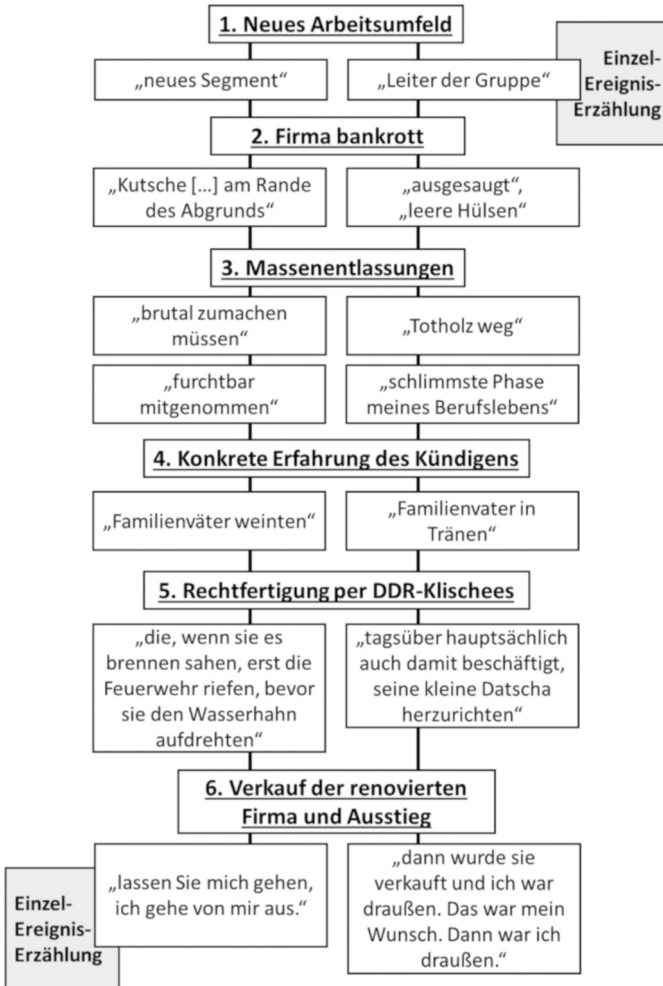


Abbildung 15: Lokalperlen „Letzte Arbeitsphase“ (14m-JM)
(Segm. 180–209, Z. 625–730 bzw. Segm. 130–155, Z. 980–1118)

Diese stabilen Etappen weisen eher kleinere Versionenunterschiede auf, im Wesentlichen wird die gleiche Darstellungslogik synonym reformuliert. Eine gestaltprägende Abweichung findet sich allerdings in der Platzierung und inhaltlichen Ausgestaltung der für die jeweilige Argumentation zentralen episodischen Einzelereigniserzählung (in Abb. 15 grau hinterlegt). Diese behandelt den Schlüsselmoment der Aushandlung des eigenen Berufsaustritts mit den Vorgesetzten, der zwar in beiden Versionen episodisch erzählt, jedoch unterschiedlich lebenszeit-chronologisch datiert wird: In der Ersterhebung wird diese Aushandlung als Abschlussgespräch am Ende des Arbeitseinsatzes re-inszeniert, implizit also auf 1998 datiert und erzählzeit-chronologisch entsprechend am Ende der Darstellungskette platziert. In der Zweiterhebung wird das gleiche Gesprächs-Ereignis jedoch als Vereinbarung zu Beginn des Arbeitseinsatzes vier Jahre zuvor, also 1994, erzählt und erzählzeitchronologisch entsprechend einleitend erzählt.

Die folgende Feinanalyse fokussiert nun Auszüge dieser Einzelereigniserzählung. Zur Einbettung liefert eine erste Synopse die thematische Orientierung, nämlich den Arbeitsauftrag seiner letzten Arbeitsphase:

Z.	Wiedererzählung - Berufsausstieg (14m-JM) - Segm. 207 bzw. 153-155		Z.
717	JM: Nun denn, ich habe die Firma wieder auf Vordermann gebracht und neunzehn-hundertund-, 718 ich weiß es nicht mehr, ach ja: 1998, also zu meinem 60., ähm wurde ich informiert von der Konzernspitze, dass nachdem ich diese Firma so ordentlich wieder hin gebracht hätte, sie nun verkaufsfrei sei, man möchte sie verkaufen und wie ich dazu stünde bzw. ich könnte zwar meine Meinung dazu sagen, aber sie würde nicht gehört, ich sei hingegen äh zur Geheimhaltung verpflichtet und wenn ich äh diese Geheimhaltung breche, dann würde ich meiner Betriebspension verlustig gehen, also harte Bandagen, wie sich das auch gehört.	JM: Und dann war ich aber-, unter diesem Ho-	1107
		spit'chen haben wir dann die Firma wieder-, die Braut hübsch gemacht und dann wurde *sie*	1108
		I4: *Mhm* [gleichzeitig]	1109
		JM: verkauft und ich war draußen.	1110
		I4: Mhm	1111
		JM: Das war mein Wunsch. Dann war ich draußen. [atmet tief ein] Und dann kam Stefanie Berger ^o	1112
		[= Interviewerin der Ersterhebung] und hat gefragt, *wie mir's geht*. [schmunzelt]. So ich	1113
		habs-, sie hat noch so die ersten Jahre meiner	1114
		I4: [hustet]	1115
		JM: .. Nachberufszeit .. erlebt (ca. 4 Sekunden Pause)[atmet tief ein].	1116
723		1117	
		1118	

Der Einstieg zum Aufbau der Firma läuft noch parallel, auch wenn das Sprachbild „wieder auf Vordermann gebracht“ ersetzt wird durch „wieder-, die Braut hübsch gemacht“. Die Darstellung des Verkaufs verläuft dann jedoch sehr unterschiedlich. Die Minimalkonzeption in der Zweitversion gibt keine Hinweise auf Komplikationen, fällt jedoch durch eine doppelte Formulierung auf: „und dann wurde sie verkauft und ich war draußen. Das war mein Wunsch. Dann war ich draußen.“ Die Formulierung des Folgesatzes, mit der er auf die Ersterhebung anspielt, vermittelt den Eindruck, als habe das erste Interview direkt („und dann kam“) nach seinem Berufsausstieg stattgefunden. Nach „So, ich hab's-“, erfolgt dann jedoch die Selbstkorrektur, die immerhin herausstellt, dass die Ersterhebung doch auch „noch so die ersten Jahre meiner Nachberufszeit“ erfasst habe. Damit trägt er dann doch dem Umstand Rechnung, dass sein Berufsaustritt damals nicht weniger als neun Jahre zurücklag, also ein ähnlicher Zeitabstand wie zwischen den beiden Erhebungen.

Die Erstversion weist entscheidende Unterschiede auf: Zunächst muss er sich zeitlich orientieren („ich weiß es nicht mehr, ach ja“), die Tatsache, dass

er zu seinem 60. Lebensjahr ausstieg, scheint ihm also nicht unmittelbar verfügbar. Die Entscheidung der Vorgesetzten, die Firma zu verkaufen, wird in dieser Version als überraschend, ungeplant und sehr fremdbestimmt dargestellt („wurde ich informiert“). Er sei weder an der Entscheidung beteiligt worden, noch hätte man seine Meinung berücksichtigt, zusätzlich habe die Androhung des Pensionsverlust die Geheimhaltung der Vorkommnisse sichergestellt. Diese „Aushandlung“ evaluiert Marne jedoch keineswegs als erniedrigend oder erpresserisch, sondern würdigt es eher noch normalisierend als übliches Geschäftsgebaren („harte Bandagen, wie sich das auch gehört“). Diese Darstellung steht zunächst in krassem Kontrast zum „Das war mein Wunsch“ der Zweitversion, die selbstbestimmte Handlungsmacht suggeriert.

Die Gegenüberstellung der eigentlichen Re-Inszenierung des Gesprächs habe ich im folgenden Synopsenbaum umgesetzt, um die strukturelle Dominanz der Dialogwiedergabe im Schuss-Gegenschuss-Verfahren heuristisch nutzen zu können:



Abbildung 16: Synopsenbaum Berufsausstieg (14m-JM)
(Segm. 208, Z. 723–726 bzw. Segm. 130a, Z. 980–988)

Innerhalb dieser formalen Parallelität ist die Szene grundlegend verschieden, sogar die Sprecherrollen sind invertiert: Die Szene der Erstversion spielt 1998, er geht zu seinem Chef, erhebt unter „So“ eine Forderung („lassen Sie mich gehen“), der Chef bietet ein Gegenangebot („würde Sie gerne noch woanders hinsetzen“), das er ablehnt, um aus dem Berufsleben auszutreten („Nein, danke, nicht mehr.“). Die Szene der Zweitversion spielt dagegen bereits 1994, der Vorstand kommt auf ihn zu, erhebt nun seinerseits unter „So“ eine Forderung („haben beschlossen, *Sie* [betont] zum Leiter [...] zu machen“), er hakt strategisch nach („beschlossen ohne mich zu fragen?“), woraufhin der Vorstand die Forderung detaillieren und sich in ungünstige Verhandlungsposition begeben muss („wir haben gar keinen andern“), so dass Marne eine Gegenforderung stellen kann („Gut, dann machen wer einen-, einen Deal“), die zur Einigung („Das passt, *gut* [betont].“) und zur frühzeitigen Planung seines Austritts aus dem Berufsleben führt. Doch nicht nur der Berufsaustritt im Alter von 60 wird in der Zweitversion nun als geplant dargestellt, sondern auch seine eigentliche Aufgabe in dieser letzten Arbeitsphase, wie die direkten Folgesegmente zeigen:

Z.	Wiedererzählung - Berufsausstieg (14m-JM) - Segm. 209 bzw. 130b		Z.
727	JM: Da hat er sich sehr honorig be-, erwiesen, ich bin in Anstand ordentlich dann nach Hause geschickt worden, zu dem Zeitpunkt, den ich auswählen konnte, man war nicht kleinlich, ich bekam sogar noch eine unaufgeforderte Abfindung, im Rahmen des Steuerlichen damals noch steuerfrei möglich, und seitdem hab' ich also privatisiert.	JM: „wir werden unter dem Schwiegel der Versiegenheit [sic!] Sie bitten die Firma so .. aufzumotzen, dass wer sie gut verkaufen können.“	989
728		I4: Mhm ok	991
729		JM: Und ähm, ich musste damals unterschreiben, dass ich da .. kein Wort drüber verliere, mittlerweile ist das natürlich alles Geschichte.	992
730			993

Die Erwartung des Vorstands, er solle „die Firma so .. aufzumotzen, dass wer sie gut verkaufen können“ wird in der Zweitversion somit bereits 1994 im Voraus und im Einvernehmen kommuniziert und erfolgt nicht erst 1998 als erpresserischer Überraschungseffekt wie in der vorigen Synopse. Entsprechend wird auch die Verschwiegenheitsvereinbarung in dieser Version an den Beginn des vierjährigen Einsatzes versetzt. Die Verschwiegenheit erfolgt nun nicht mehr unter Strafandrohung, um ihn ruhig zu stellen, sondern ist nun kooperativ und Teil des gemeinsamen Deals.⁵

Außerordentlich unterschiedlich erfolgt die Selbstpositionierung in den beiden Versionen: In der Erstversion erscheint er als Opfer höherer Mächte, die ihn täuschen

5 Dass die Versionenunterschiede auf diese Verschwiegenheitsverpflichtung zurückzuführen ist nicht plausibel: Dagegen spricht, dass er die Verschwiegenheitsvereinbarungen in beiden Versionen erwähnt, im Hinblick auf eine Verjährung eine solche Vereinbarung in der früheren Darstellung also sicherlich unerwähnt gelassen hätte. Zusätzlich wäre das Einhalten einer solchen Vereinbarung, die dem Schutz des Ansehens der Firma schützen sollte, insofern verfehlt, als die Firma in der Erstversion sogar negativer positioniert wird. Wahrscheinlicher scheint mir, dass sich die Verschwiegenheitsvereinbarung überhaupt nicht auf die Umstände seines Firmenausstiegs bezog, sondern auf Einzelheiten des – womöglich nicht ganz legal abgelaufenen – Firmenverkaufs.

und ausnutzten, Handlungsmacht kann er nur wieder durch seinen etwas trotzig wirkenden Sofortausstieg – gewissermaßen im Sinne eines selbstgezündeten Schleudersitzes – beanspruchen, da ihm innerhalb der Firmenstruktur jede weitere Handlungsmacht verweigert wird. Ausgerechnet „Diadochenkämpfe“, also der kompetitive Wettbewerb, scheinen ihm das einzige zu sein, was er in der Firma noch zu erwarten hätte. Die Zweitversion inszeniert das Gegenteil des Diadochenkampfs, indem der Vorstand ihn als einzig möglichen Kandidaten ausweist – ein Alleinstellungsmerkmal, dass Marne mit der Verhandlungsposition ausstattet, den Deal eines autonom gewählten Berufsausstiegs in absehbarer Zeit überhaupt erst vorzuschlagen. Passend zu dieser Neupositionierung im Sinne der Selbstermächtigung differiert auch die Fremdpositionierung in den Versionen ebenso eklatant: Nicht er geht zum Chef, sondern der Vorstand kommt zu ihm.

Vermittelt das Ende der Erstversion zumindest noch einen kleinen Triumph (Datum des Austritts selbst entscheiden können und unaufgeforderte Abfindung) beinhaltet sie mit „dann nach Hause geschickt worden“ dann doch eine sehr deutliche Markierung der Fremdbestimmung. Das Gegenstück der Zweitversion kam schon in der ersten Synopse mit der eigentümlichen Dopplung in den Blick („und dann wurde sie verkauft und ich war draußen. Das war mein Wunsch. Dann war ich draußen.“), die einen sehr viel höheren Autonomieanspruch stellt.

6.2.2 Fallstrukturhypothese zum Wiedererzählen bei Joachim Marne

Über alle Analyseebenen hinweg sind im Vergleich der beiden Erhebungen mit Joachim Marne diverse systematische Unterschiede aufgefallen: Global zwar im Wesentlichen stabil und sehr parallel – allerdings mit vielsagenden Lücken, zeigten sich insbesondere auf Zonal- und Lokalebene deutliche Diskrepanzen zwischen beiden Versionen. Diese Verhältnisse zwischen den Versionen klassifiziere ich im Folgenden als die vier Revisionstechniken *Auslassung*, *Abschwächung*, *Umänderung* und *Umdeutung* und werte den Fall Joachim Marne als **Schlüsseltypus der Revision**.

Revisions-Technik 1: Auslassung

Die tiefgreifendste Diskrepanz zwischen zwei Versionen ist das Fehlen einer Version, wie es bei *Nicht-Wiedererzählen* bzw. *Erstmals-Erzählen* der Fall ist. Insbesondere fällt bei Joachim Marne auf, dass bestimmte Erzählperlen, die in der Ersterhebung noch von hervorgehobener und besonderer Darstellungsrelevanz für die Gesamterzählung waren, in der Zweiterhebung nicht wieder zur Sprache kommen. Die verbindende Gemeinsamkeit dieser nicht-wiedererzählten Episoden ist deren Konfliktrichtigkeit. Durch deren Ausschluss aus der Lebenserzählung wird der eigene Lebensverlauf also maßgeblich harmonisiert, ohne aufwändige Lokalrevisionen, Umdeutungen, Rechtfertigungen oder Euphemisierungen vornehmen zu müssen, die sich zwangsläufig riskanten Plausibilitätsprüfungen der intersubjektiven Bedeutungsaushandlung zu stellen hätten. Tatsächlich ist durch diese Auslassungen der Krisen- und Tiefpunkte das Motiv der *Bewährung gegenüber Widerständen*, das für Marne in der Ersterhebung noch so gestaltprägend und anleitend war, vollständig aus der Zweiterhebung verschwunden: Die zunächst enttäuschten Erwartungen des Vaters, der Kampf um Anerkennung im väterlichen Betrieb, die nervenaufreibende Herausforderung der

Auftragssuche, die hochriskanten schwierigen Verhandlungen des größten Auftrags der Firmengeschichte, der Legitimationsdruck des Verkaufs des Familienunternehmens, die Enttäuschung seines Sohnes angesichts des Firmenverkaufs, die Bringschuld beruflichen Erfolgs auch ohne den väterlichen Schutz, ja sogar die Hinweise, zugunsten der Unternehmertätigkeit in der Ehe und der Vaterschaft Versäumnisse verantworten zu müssen. Besonders auffällig ist, dass es paradoxerweise ausgerechnet diese nicht-wiedererzählten Erzählperlen sind, die er in der Ersterhebung meta-kommunikativ noch als besonders relevant hervorgehoben hatte: Zum einen nutzte er in der Ersterhebung noch explizite Markierungen für diese Krisenpunkte, insbesondere „Generationenkonflikt zwischen Vater und Sohn“ (JM2007: 264), „Chefkomplexe“ (ebd.: 225) und „Rechtfertigungsdruck“ (ebd.: 651), zum anderen werden die zwei aufreibendsten biographischen Episoden durch aktualisierende Kommentierungen aufgeladen, durch die ihr Nicht-Wiedererzählen in der Zweiterhebung nur noch erstaunlicher ausfällt. So wird die Enttäuschung des Sohnes über den Verkauf der Firma (vgl. 6.2.1, B, Beispiel 3), auf deren Übernahme er hingearbeitet hatte als „Dolchstich“ bezeichnet und als metaphorisch nahezu tödliches und nicht zu leugnendes Lebensereignis evaluiert: „Aber der Stich sitzt und ähm na ja das gehört halt auch zum Leben. Das hat mich ja nicht umgebracht“ (ebd.: 757). Entgegen dieser Setzung als Teil des Lebens zeigt sich in der Zweiterhebung, dass diese Erfahrung zumindest nicht mehr Teil der Lebenserzählung sein muss. Das gleiche gilt für die harten Auftragsverhandlungen der „russisch-schwedischen Nächte“ (vgl. 6.2.1, B, Beispiel 2), die er 2007 ebenso in ihrer Nachhaltigkeit betont, 2017 jedoch nicht wieder aufgreift:

JM: „Es war eine fürchterliche Zeit, an die ich nur mit Schrecken mich erinnere und die heute noch nach nun mehr 20 Jahren immer wieder in meinen Träumen auftaucht, äh, ... nur um zu demonstrieren, wie das einen-, das prägen kann oder wie einen das mitnehmen kann“ (ebd.: 598f).

Und auch das Bewährungsmotiv der sozialen Anerkennung, „all diesen engeren und weiteren Freunden und Bekannten, aber auch innerhalb der Familie, weitläufigen Familie, mal zu zeigen, dass ich doch auch vielleicht ohne ähm diesen väterlichen Schutz auskommen kann“ (ebd.: 644), wurde in der Ersterhebung noch metakommunikativ hochrelevant gesetzt: „Denn das muss irgendwo noch rein, weil es ein Leitmotiv ist für mein ganz persönliches Leben während der gesamten Phase“ (ebd.: 635).

Erstaunlicherweise zeichneten diese Prädikate (zum-Leben-gehörig, auf-Jahr-zehnte-hin-prägend und Leitmotiv) die dazugehörigen Lebensereignisse als *Must-Haves* biographischer Selbstrepräsentation aus, die wider Erwarten dann dennoch in der neuen Version der Lebensgeschichte fehlen.⁶ Insbesondere sein hohes Maß an

6 Gabriele Lucius-Hoene hat solche Auslassungen als *Ausgliederung* beschrieben: „Durch die *Selektion* derjenigen Elemente, die in der Lebensgeschichte gültig sein sollen, besteht auch die Möglichkeit der *Ausgliederung* bestimmter traumatischer und problematischer Aspekte. Die Erfahrung kann gewissermaßen ‚bereinigt‘ werden um das, was fortan nicht mehr Teil der persönlichen Lebensgeschichte sein soll. Indem die narrativ ‚reparierte‘, weniger traumatische Version der Wirklichkeit ihrerseits kohärent

Selbstreflexion deutet auf eine hohe Intentionalität dieser Auslassungen hin, auch weil auch über den außergewöhnlichen Umfang der Zweiterhebung von achteinhalb Stunden entgegen aller möglichen Zugzwänge des Erzählens deren Thematisierung ausbleibt.

Nicht zu unterschätzen ist, dass sich Auslassungen vor allem aus dem Direktvergleich der beiden Erhebungen erkennen und beschreiben lassen. Schon in der Ersterhebung Ausgelassenes wird – wenn überhaupt – nur über Andeutungen erahnbar, wie zum Beispiel sein Fachhochschulwechsel, dessen Ursachenzusammenhang explizit vorenthalten wird:

JM: hab' nach dem Vordiplom dann allerdings äh die Fachhochschule gewechselt, das waren persönliche Gründe, ich äh hab' an der anderen Fachhochschule in (Großstadt B) an der Ende studiert und äh mein äh Examen gemacht.“ (JM2007: 161)

Diese „persönlichen Gründe“ bleiben ein Rätsel, in der Zweitversion bleiben nicht nur diese, sondern gleich der ganze Fakt des Hochschulwechsels unerwähnt. Auffällig ist auch, dass seine Krebserkrankung in der Ersterhebung erst auf die Frage nach dem Umgang mit Krisen als Beispiel eingeführt wird, in der Zweiterhebung kommt sie in der Vorrede über die Korrektur der Jahreszahl zwar immerhin zur Sprache, ist jedoch in beiden Erhebungen nicht in die lebensgeschichtliche Haupterzählung integriert, obwohl man dies erwarten würde.⁷

Revisions-Technik 2: Abschwächung

Eine mildere Form des Nicht-Wiedererzählens als die komplette Auslassung ist der Ausschluss aus der Haupterzählung. Eine solche biographische Erzählperle ist somit zwar nicht mehr Teil der initialen Haupterzählkette, wird insofern in ihrer Relevanz herabgesetzt, kommt aber immerhin – beispielsweise in der Reaktion auf Frageimpulse – dennoch zur Darstellung, so dass diese also relevanzvermindert wiedererzählt wird. Damit einher geht eine Re-Kontextualisierung, die auch zu neuen, in der Regel weniger erheblichen Bedeutungszusammenhängen führt. Schilderungen der Haupterzählung 2007 wie der Rückzug ins Elternhaus mit Frau und Kindern oder die moralische Freigabe des Vaters, die Firma nicht zum Denkmal werden zu lassen und notfalls zu verkaufen (von Marne 2007 als letzte Worte auf dem Totenbett (re-)inszeniert), sind Beispiele für solche Relevanzverschiebungen: In der Ersterhebung waren sie baustatisch notwendige Teile der Haupterzählung, in der Zweiterhebung werden sie dagegen erst im Nachfrageteil – und noch dazu stark modifiziert – erzählt. Eine solche erzählzeitliche Relevanzminderung kann jedoch auch durchaus innerhalb der Haupterzählung erfolgen, z. B. durch Textsortenwechsel von Re-Inszenierung zu Chronik oder indem die Wiedererzählung sehr viel geringeren Umfang aufweist. Der rettende Großauftrag zum Beispiel (vgl. 6.2.1, B), deren belastenden Aushandlungen durch *Auslassung* entfielen, kommt durchaus auch in der Zweiterhebung in der

und plausibel wirken kann, überzeugt sie Hörer wie Erzähler selbst und unterstützt den sukzessiven Verdrängungsprozess.“ (Lucius-Hoene 2002: 180, Herv. i. O., vgl. Scheidt/Lucius-Hoene 2017: 238)

7 Fivush/Habermas/Reese 2019 referieren: „Diagnosis of a severe illness is a major non-normative event; being a cancer survivor is self-defining for most people and is expected to be included in life narratives“ (ebd.: 162).

Haupterzählung zur Darstellung, jedoch nicht mehr als raumgreifende, baustatisch notwendige biographische Schlüssepisode, sondern nur mehr als chronikalische Randnotiz, wobei deren Fakten (Auftragsvolumen, Gebäudegröße) zusätzlich deutliche Beschönigungen aufweisen. Beschönigungen, die sich als *Umänderung* fassen lassen.

Revisions-Technik 3: Umänderung

Tauchen im Vergleich von lokalen Wiedererzählungen des gleichen Ereignisses historisch unvereinbare Unterschiede im Verlauf des Ereignisses auf, spreche ich von *Umänderung*. In diesen Fällen liegt somit nicht nur die Ereigniserzählung in zwei Versionen vor, sondern auch das historische Ereignis selbst. Bei Joachim Marne findet sich diese Revisionstechnik häufig: Beispielsweise schildert er in beiden Erhebungen den Umzug zurück ins Elternhaus im Alter von fast 30 Jahren mit Frau und Kindern und die dafür nötigen Umbaumaßnahmen. Die chronikalische Erstversion „und mein Vater trennte dieses Haus in zwei Wohnungen“ lässt sich mit der durch Redewiedergaben und episodische Detaillierungen vergegenwärtigenden Zweitversion nicht in Einklang bringen. Denn in dieser positioniert er nun nicht mehr den Vater, sondern sich selbst mit hohem Detaillierungsgrad als die treibende und ausführende Kraft der Baumaßnahmen. Besonders tiefgreifend ist eine solche Umänderung des Ereignisprotokolls im längeren Beispiel der Mikroanalyse zum Ausstieg aus der letzten Arbeitsphase (6.2.1, C, Beispiel 2), denn die beiden Versionen stehen in starkem historischem Widerspruch: *Entweder* ergaben sich Verkaufsabsicht, Berufsausstieg und Verschwiegenheitserklärung 1998 plötzlich und unerwartet als Bruch *oder* sie erfolgten planmäßig, nachdem sie bereits 1994 vorausschauend einvernehmlich in Form eines „Deals“ vereinbart worden waren. Joachim Marne findet in der Zweiterhebung so zu einer Darstellung, die seinen Anspruch auf Selbstentscheidung sehr viel deutlicher plausibilisieren kann als die Erstversion, in der sich die eigene Autonomie noch auf einen Notausstieg beschränken musste. Der Eingriff dieser Umänderungsrevision ist deshalb anspruchsvoll, weil die Einzelereigniserzählung nicht nur *in sich* umgeschrieben wird, sondern zusätzlich lebenszeitchronologisch vier Jahre vordatiert wird, dafür also auch deren erzählzeitchronologische Einbettung im Erzählfluss geändert werden muss. Im Hinblick auf den Geltungsanspruch ist zu bemerken, dass in direkter Konkurrenz auf historische Wahrhaftigkeit notwendigerweise die selbstwertdienlichere Version unterliegt, hier also die Zweitversion.⁸ Ein starker Anhaltspunkt dafür, wie Marne narrative Optimierungsrevisionen einsetzt, um ein bestimmtes Narrativ zu etablieren.

Revisions-Technik 4: Umdeutung

Während sich das *Umerzählen* bei der Umänderungsrevision auf die Ereignisebene (*life history*) bezieht, vollzieht sich Umerzählen auf der Deutungsebene (*life theory*) in Form von *Umdeutung*. Die Wiedererzählung „Tod der Eltern“ berichtete die Ereignisse ohnehin chronikalisch stark verknappt und unverändert (vgl. 6.2.1, C, Beispiel 1), die Beschönigung erfolgt erst in der angeschlossenen Evaluation: Durch den Wechsel

8 Auch der metakommunikative Kommentar „kann mich noch erinnern“ zu Beginn der Zweitversion stützt diesen Eindruck: Paradoxerweise ist es gerade der Versuch, faktuales Erzählens noch zusätzlich mit Authentifizierungsanspruch zu markieren, der Verdachtsmomente weckt.

von Defizit- zu Ressourcenorientierung vermittelt Joachim Marne nun nicht mehr die belastenden Umstände und Folgen der Tode der Eltern aus der damaligen Vergangenheitsperspektive, sondern fokussiert aus der gegenwärtigen Gesamtretrospektive Verdienst und Dankbarkeit.

Joachim Marne setzt *Umdeutung* auch ein, um Konfliktfelder, die nicht durch Auslassung beseitigt werden können, nachträglich positiv zu deuten. Die Problematik der fehlenden Anerkennung durch die älteren Ingenieure beim Firmeneinstieg als Juniorchef, wird so durch einen argumentativen Wechsel von Belastungsnarrativ zum Befähigungsnarrativ gelöst: An die Stelle von „Bei den Ingenieuren tat ich mir schon etwas schwerer [...] und insofern hatte ich also schon meine Probleme“ (2007: 203) tritt so „Und dann (ca. 2 Sek. Pause) musste ich ein bisschen kämpfen, das war auch nit schlecht, ich musste mich gegenüber den Älteren durchsetzen, beziehungsweise *mich* [betont] anpassen an die, aber umgekehrt auch darauf achten, dass ich meine Linie nicht verfehlte“ (2017: 610). Nach dieser Umdeutung würde sein Eingeständnis der Erstversion gar nicht erst mehr passen („Ich muss zugeben, dass ich, als ich etabliert war dann später, diese Ingenieure nicht mehr weiter beschäftigen konnte, es war zu viel Müll zwischen uns aufgebaut worden“ [2007: 207]), so dass auch dies in der Zweitversion an Direktheit verliert: „und als es dann so-, ja, nach zehn Jahren nachdem ich in der Firma war, waren diese Ingenieure *nicht mehr* [leicht betont] dabei, das ging dann nicht mehr“ (2017: 612). Auf diese Weise ist das Konfliktfeld zwar nicht vollständig durch Auslassung verschwunden, aber doch durch Umdeutung entscheidend entschärft und selbstwertdienlich optimiert.

Zusammenfassung Joachim Marne

Die Analyse des Schlüsselfalls Joachim Marne hat auf verschiedenen Ebenen diverse Formen von systematischen Unterschieden zwischen Erzählversionen aufgezeigt. Durch *Auslassung* der selbstwertbedrohlichen Konfliktfelder, *Abschwächung* weniger bedrohlichen Konfliktfelder, Modifikationen durch *Umänderung* auf Ebene des Ereignisses und durch *Umdeutung* auf der eigentheoretischen Deutungsebene wird die Lebensgeschichte so nicht mehr als *Bewährungsnarrativ*, sondern als *Erfolgsnarrativ* positioniert. Diese Optimierung des biographischen Narrativs lässt sich auch mit einer Selbstaussage Marnes illustrieren, den riskanten Großauftrag evaluiert er 2007 nämlich folgendermaßen: „Und dann haben wir diesen Auftrag geholt. Der Auftrag wurde abgewickelt, er war extrem schwierig abzuwickeln, aber er wurde mit viel Erfolg abgeschlossen“ (JM2007: 514). Diese Denkfigur des *extrem-schwierig-aber-mit-viel-Erfolg-abgeschlossen* verdeutlicht, was ich als Bewährungsnarrativ bezeichne. Indem in der Wiedererzählung 2017 die Schwierigkeiten verschwinden, optimiert sich dieses zum Erfolgsnarrativ des *mit-viel-Erfolg-abgeschlossen*.

Nicht selten finden sich für biographische Felder oder Szenen gleich mehrere Revisionstechniken kombiniert, so wird Marnes Beziehung zum Vater sowohl durch *Auslassung*, *Abschwächung*, *Umänderung* und *Umdeutung* gleichermaßen harmonisiert. Auch bezogen auf konkrete Einzelereignisse zeigte sich insbesondere am Beispiel des Russlandauftrags (vgl. 6.2.1, B, Beispiel 2) wie alle Revisionstechniken

gemeinsam wirken, um mit Auslassung (keine heiklen Vertragsverhandlungen mehr), Abschwächung (nicht mehr biographisches Schlüsselereignis), Umänderung (Auftragsvolumen und Gebäudemaße) und Umdeutung (nicht mehr hochriskante Rettung der Firma) eine Abmilderung von heiklen Selbstwertbedrohungen zu erwirken und durch sendungsbewusste Selbstwertdienlichkeit zu ersetzen.

Sendungsbewusstsein und strategisches Selbstmanagement (*impression management*) spielen durchaus, insbesondere im Fall Joachim Marnes, sicherlich eine große Rolle, jedoch ist natürlich schwer zu ermitteln, ob und inwiefern die Umerzählungen bewusst erfolgen oder inwiefern unbewusste, unkontrollierte innerpsychische Prozesse ursächlich sind. Beide Seiten der Identitätsarbeit, sowohl die persönliche auf Ebene der selbstwertdienlichen Selbstverarbeitung, als auch die soziale Ebene der um Anerkennung bemühten Ratifizierung des eigenen Selbstbilds in der intersubjektiven Vermittlung, haben Anteil. Insbesondere bei inkompatiblen Erzählversionen biographischer Inhalte kann nicht grundsätzlich von Intentionalität ausgegangen werden und auch am Einzelfall lässt sich nicht immer eindeutig plausibilisieren, ob Selbsttäuschung oder Adressatentäuschung (oder beides) das entscheidende Motiv der „Fehldarstellung“ zumindest einer der Versionen ist. Begriffe wie „Revision“ und „Techniken“ sollen jedenfalls nicht ausdrücken, dass Versionsunterschiede notwendigerweise und vollständig auf bewusste Entscheidungen zurückzuführen sind.

Eine besondere Pointierung ergibt sich darin, dass Marne sowohl sein Sendungsbewusstsein als auch seine Arbeitsweise bei der Erstellung seiner Laienvorträge ausgiebig metakommunikativ detailliert und darin ganz explizit Strategien der bewussten Revision im Dienste einer optimierten Selbstpräsentation darstellt. Bestimmte erhebungsübergreifende Stilmittel positionieren ihn als überwiegend bewussten Konstrukteur seiner Lebensgeschichte und zeugen von erhöhter Kontrolle des Erzählflusses, insbesondere

- metakommunikative Kommentierungen von Zugzwängen des Erzählens, z. B. „ich muss dazusagen“, „ich erwähne das deshalb“, „vielleicht darf ich einfügen“, „aber ich muss zugeben“, „ich muss das betonen“, „hier ist vielleicht der Zeitpunkt einzufügen“, „um das vorweg zu nehmen“, „um ehrlich zu sein“, „Ich bin abgeschweift“, „ich spring 'n bisschen in der Zeit“, „ach nein!, Entschuldigung, da kam noch was andres“
- seine hoch kontrollierten Antworten im Nachfrageteil, bei denen er eher kapituliert als allzu sehr improvisieren zu müssen, z. B. „(ca. 4 Sekunden Pause) Hab' ich mir noch nie Gedanken drüber gemacht. (ca. 6 Sekunden Pause) Müsst ich jetzt-, da müsst ich jetzt etwas konstruieren. (ca. 3 Sekunden Pause)“ (JM2017b: 2214)
- seine Angewohnheit, immer mal wieder Schriftsprachliches zu diktieren, z. B. „mich interessierte in erster Linie *ihre* [betont], kleingeschrieben, also dann Stefanies, Analyse“, „mit kleinem ‚s‘“, „Punkt“, „in Anführungsstriche Friedenszeiten Anführungsstriche“, „das Glück einer jungen Ehe .. Ausrufezeichen, zu genießen, Ausrufezeichen!“, „Lernfähig bleiben! Ausrufezeichen.“

- und ein gewisses Kokettieren mit der Eigenwirkung, z. B. „ich sag’ das nicht so um zu kokettieren, sondern das war wirklich so“, „entschuldigen Sie wenn ich jetzt so schulmeisterlich wirke“, „möchte ich vermessen .. sagen“, „das klingt auch wieder so hässlich“, „Ich drück mich *sehr* [betont] arrogant aus, aber“, „*Ich bin ein bisschen arrogant* [schmunzelt], ich weiß“, „ja, jetzt kokettier ich wieder ’n bisschen da, halt ich dann gerne meine Vorträge das kommt auch immer an“, „nein ich will mich auch nicht erheben! Also das-, das um Gotteswillen nicht, dass das falsch aufgefasst wird.“, „Jetzt drück ich mich wieder so philosophisch aus“, „Klingt jetzt wieder so-, typische Unternehmerarroganz, nein, das war ihr Job.“, „Sie stoßen natürlich auf einen Menschen, der gern redet“.

Über diese sprachlichen Meta-Marker hinausgehend sind insbesondere drei selbst-reflexive Textstellen wichtig, um das hohe Bewusstsein Marnes für sendungsbewusste Erzählkontrolle zu fassen: Erstens signalisiert er bereits 2007 eine gewisse künstlerische Freiheit der Erzählung und etabliert durchaus eine gewisse Fiktionalisierungslizenz, wenn er der Darstellung seiner Krebserkrankung den Kommentar folgen lässt: „es war ein bisschen umständlicher als ich das jetzt hier so schildere, da waren noch Telefonate dazwischen, noch ’ne Autofahrt und so, aber das spielt ja alles keine Rolle, im Prinzip war es so.“ (JM2007: 940). Mit diesem Metakommentar weist er auf eine Lizenz hin, die viele seiner Darstellungen erklären kann: Umständliche Details der historischen Lebensführung können auf Ebene der Lebenserzählung vereinfacht werden und alles was „keine Rolle“ spielt kann ausgelassen werden, denn es geht darum zu vermitteln, wie es „im Prinzip war“.⁹ Zweitens führt 2017 die Frage danach, ob er mal Sorge gehabt habe, dass einer seiner (naturwissenschaftlichen) Laienvorträge mit sachkundigeren Einwänden konfrontiert werden könnte, zur ausführlichen Darstellung seiner Arbeitsweise. Diese offenbart, dass er einen Vortrag wochenlang vorbereitet, um diesen am Ende auswendiggelernt, aber scheinbar frei halten zu können:

JM: Und dann lass ich ihn gären und schreib ihn ein zweites Mal. Und ein drittes und ein viertes Mal, ich schaffe manchmal sechs Versionen zu schreiben und sie werden von mal zu mal besser und verdichten sich (JM2017: 3422).¹⁰

9 Diese Lizenz erinnert an den sogenannten Hallstein-Skandal 2017: Robert Menasse hatte nicht nur in seinem Roman, sondern auch in Reden vermeintliche Zitate des Politikers wiedergegeben, die sich als falsch herausstellten. Menasses Verteidigung: „Die Quelle ist korrekt. Die Wahrheit ist belegbar. Die These ist fruchtbar. Was fehlt, ist das Geringste: das Wortwörtliche.“ (Quelle: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/robert-menasse-hallstein-zitate-europa-1.4268215> [zuletzt geprüft am 14.01.2023])

10 Die Denkfigur des Versionierens taucht übrigens auch in seinem Angebot auf, der Interviewende könne anrufen, um Unklarheiten auch jenseits der eigentlichen Erhebung zu klären: „Das is’ doch kein Problem Sie können mich doch jederzeit ansprechen. Wenn Sie später da mal am Arbeiten sind, können Sie ja machen, rufen Sie mich mal an. Ahja wenn-, wenn irgendwas entfallen is’. Vielleicht kommt dann ’ne ganz neue Version raus.“ (JM2017a: 2869, Herv. d. Verf.).

Zusätzlich würdigt er bei der Darstellung seiner Vortragstätigkeiten einen gewissen Übungseffekt durch *rehearsal*:

JM: da tauschen wir uns aus, meine Frau und ich, un' is' sehr angenehm. Sie fragt dann oft: ‚Was haste denn heut morgen studiert, erzähl mir ma 'n bisschen was!‘, das nehm' ich gern als Repetition.“ (JM2017b: 1495f.)

Und drittens liefert er am Ende der Zweiterhebung auf mein Feedback hin, dass alle Teilnehmenden der Ersterhebung der Wiederbefragung zugesagt haben, eine viel-sagende Reflexion der Teilnahmemotivation, in der er auf Eitelkeit zu sprechen kommt:

JM: Ja, eigentlich ist das-, ich werte das sehr positiv, dass die Leute da *mitmachen* [betont]. Ja, vielleicht schmeichelt das natürlich auch ein bisschen der Eitelkeit des *Interviewten* [betont], wenn er interviewt wird. Is' auch eine Emotion (ca. 2 Sekunden Pause) ü-, d-, die sich aufdrängt, der man sich vielleicht sogar etwas schämen sollte, weil das so'n bisschen nach (ca. 2 Sekunden Pause) *ja* [leise], Egozentrismus oder weiß das-, oder Eitelkeit oder Selbstliebe oder .. is' *so'n bisschen* *Aber e-* [gleichzeitig] Narzissmus kommt da durch, ja da is' *schön* [betont] wenn einer einem-, wissen Sie, das is' schon schön, wenn einen jemand fragt. Deshalb fragen wir ja auch „Wie geht's Ihnen?“ (ca. 2 Sekunden Pause) und „Was halten Sie denn von dieser und jener Situation?“ Deshalb geben Leute *gerne* [betont] Antworten auf Interviews und fallen auch viele rein, also das spielt da auch 'ne g-, Rolle. Bin da nicht frei von. (JM2017b, Aufmerksamkeitsbekundungen des Interviewenden entfernt)

Eitelkeit nannte Marne 2007 bereits in der Schlusscoda seiner Haupterzählung als Hauptmotivation seiner Laienvorträge:

JM: ich halte gerne Vorträge, [...] ich mache das äh ja aus einer gewissen Eitelkeit heraus, es macht mir Spaß äh noch mal ein bisschen ähm vorne zu stehen und zu reden, ich rede gerne, und äh das ist der Status, in dem ich jetzt bin und damit ist eigentlich äh das Leben bis heute zu Papier gebracht, zu Mikrophon gebracht.“ (JM2007: 878f.)

Diese erneut schriftsprachliche Denkfigur des zu-Papier-bringens unterstreicht noch einmal das sendungsbewusste Dokumentieren. Alles in allem erweist sich Joachim Marne so in einem tiefen Sinn als ein *Autobiograph*, der überdurchschnittliche Kontrolle über den Erzählfluss, die Gesprächssituation und das eigene Sendungsbewusstsein beweist. Gemeinsam mit einer hohen Disziplin und einer außergewöhnlich aus- und vorgeprägten Programmatik gelingt ihm so eine grundlegende Revision seiner Lebenserzählung, die auf allen Ebenen ein hohes Maß an (auch bewusster) Gestaltung und (insofern künstlicher) innerer Kohärenz aufweist. Erst Versionenvergleiche legen diese *Gemachtheit* offen. Ganz wie von ihm anhand der Vortragsvorbereitungen beschrieben, erarbeitet er sich komplexe globale und lokale Erzählpläne, die er über verschiedene Versionen hinweg noch weiter optimiert, um sie schließlich nur scheinbar frei und spontan umzusetzen, obwohl diese tatsächlich stark vorgeformt und erprobt sind.

6.3 Phänomene des Nicht-Anders-Wiedererzählen-Könnens bei Kurt Groscher

In gewisser Hinsicht ist der dritte Schlüsselfall, Kurt Groscher (13m, *1939), *zwischen* den beiden vorangegangenen Fällen *Reproduktion* (Heberling) und *Revision* (Marne) anzusiedeln: Direkt nach der Stimulusfrage kündigt Kurt Groscher explizit an, *anders* als beim letzten Mal zu erzählen. Zunächst gelingt das auch, doch der Global-Vergleich im Rahmen der Makroanalyse zeigt eindrücklich, wie das Vorbeierzählen an entscheidenden Stationen dann doch nicht gelingt: Das Abweichen vom Erzählplan scheitert, so dass er lebenszeitchronologisch so lange wieder zurückspringen muss, bis alle Stationen des ursprünglichen Erzählplans schließlich doch noch nachgeholt sind. Entgegen aller Revisionsbewegungen stellt sich somit dann doch die Reproduktion der ursprünglichen Haupterzählung ein, die er eigentlich hatte verhindern wollen (6.3.1, A). In der Mesoanalyse fokussiere ich die Erzählverkettung, an der sich die Wirkmächtigkeit des zugrundeliegenden globalen Erzählplans deutlich beobachten lässt (6.3.1, B). Die Mikroanalyse widmet sich dann der tatsächlich einzigen (!) Einzelereigniswiedererzählung „ob wir uns mal treffen können“ (6.3.1, C). Mit dieser bedeutungsvollen Beleggeschichte *erzählt* Groscher die eigentheoretische Wende zum biographischen Tiefpunkt hin. Zugleich markiert diese auch eine Wende innerhalb der Lebenserzählung der Zweiterhebung. Ganz so als wäre er mit dieser Geschichte in der Spurrille seines Erzählplans eingeklinkt gibt es danach keine weiteren Abweichungen mehr und die Erzählketten der beiden Haupterzählungen laufen parallel. Im letzten Unterkapitel zur Fallstrukturhypothese systematisiere ich die Befunde und fasse Groscher als Schlüsseltypus der *Routinisierung* bzw. des *Nicht-Anders-Wiedererzählen-Könnens* (6.3.2).

Eine erhebungstechnische Sonderstellung gibt es insofern, als auch Kurt Groschers Ehefrau Ulrike Groscher an beiden Erhebungen teilgenommen hat.¹¹

13m „Kurt Groscher“, 1939 geboren (67 bzw. 78 Jahre alt bei Erhebung)	
Ursprungsfamilie	„ich bin Einzelkind“ (2006/2017), „Arbeiterfamilie“ (2017)
Familienstand	„Spätzünder“, Ehefrau in Klinik kennengelernt, Hochzeit 1970, Geburt Tochter 1974, ca. 2008 Geburt Enkelsöhne (Zwillinge), ca. 2012 Geburt Enkelin
Wohnsituation	Wohnt mit Ehefrau seit 1982 im gekauften Eigenheim. Großstädtisch.
Ausbildung	Volksschule, Ober-Realschule/Abitur nicht erfolgreich, Kaufmannsgehilfenprüfung mit Auszeichnung, ab 1970-1979 Aufstieg Beamtenlaufbahn
Berufserfahrung	Ein Jahr Auslandsaufenthalt (1959), „nach 47 Arbeitsjahren“ in Ruhestand
Gesundheit	Hodenhochstand (Schulzeit), Psychosomatische Erkrankung (suizidal) und Arbeitsunfähigkeit (Anfang 1960er), Lungen-Erkrankung/Operation (1966/67), Hautkrebs (seit 1993)
Material	2006: 81 Minuten Stegreiferzählung, 183 Min. gesamt (648 von 1509 Zeilen) 2017: 67 Minuten Stegreiferzählung, 218 Min. gesamt (1223 von 4183 Zeilen)
Zwischenzeit	Geburt der Enkelkinder 2008 (Zwillinge) und ca. 2012, AFD gewährt

11 Zu den *leftovers* meiner Studie (vgl. 8.2) gehört, diese vier Interviews vergleichend als *shared life retellings* oder *Ebenfalls-Erzählen* zu untersuchen, also Phänomene des inter-individuellen „Wieder“-Erzählens i. S.v. *Auch-Erzählen*, *Anders-Auch-Erzählen* oder *Nicht-Auch-Erzählen*.

6.3.1 Zentrale Befunde der Fall-Auswertung

A – Makroanalyse

Kurt Groscher ist die einzige Person unter den 15 Teilnehmenden, die in der Zweiterhebung einleitend explizit ankündigt, sich diesmal kurz fassen zu wollen: Nach dem Erzählstimulus beginnt er zunächst eine Aushandlung, dem Erzählauftrag doch nicht gesamtbiographisch, sondern nur auf die Zwischenzeit bezogen zu folgen („Noch mal, also, ähm S-, Sie interessiert jetzt im Moment .. das, was sich in den vergangenen zehn Jahren .. ereignet hat? Oder?“ [KG2017: 11]) und hakt auch nach weiterer Erläuterung noch einmal nach („[Unterbrechend:] ‚Von Anfang an bis heute‘. Also inklusive der zehn Jahre oder so und- ..“ [ebd.: 15]), um dann – wiederum nach Erläuterungen zum gesamtbiographischen Forschungsinteresse – einen Kompromiss zu beschließen, mit dem er dann seine Stegreiferzählung einsetzt: „... [atmet tief ein] Gut, dann fang ich äh von vorne an, mach’s also so-, so im Zeitraffer äh -system äh und äh mehr so stichwortartig, ne? Also:“ (KG 2017).

Tatsächlich fällt die Zweiterhebung mit 67 Minuten gegenüber den 80 Minuten Haupterzählung der Ersterhebung etwas kürzer aus, es fällt allerdings auf, dass dennoch alle Themen wiederkehren und lediglich deren Erzählumfang variiert (vgl. Mesoanalyse). In der folgenden graphischen Rekonstruktion der Globalstruktur der beiden Haupterzählungen (vgl. Abb. 17) fällt jedoch noch eine weitere Beobachtung ins Auge: Wie dies schon bei Ilse Heberling und Joachim Marne in beiden Erhebungen zu beobachten war, weist Groschers erste Haupterzählung eine sehr starke Synchronizität zwischen der lebenszeitchronologischen Abfolge der Ereignisebene und deren erzählzeitchronologischen Erzählung auf (wenige Überschneidungen der Verbindungslinien oben, Ausnahmen sind Mehrfachthematizierungen). In der Zweitversion fehlt diese Ordnung in der ersten Hälfte (viele Überschneidungen unten), auch fällt auf, dass Themenfeld E, „diese schwere Zeit“, besonders oft wieder aufgegriffen wird (fünf Verbindungslinien).

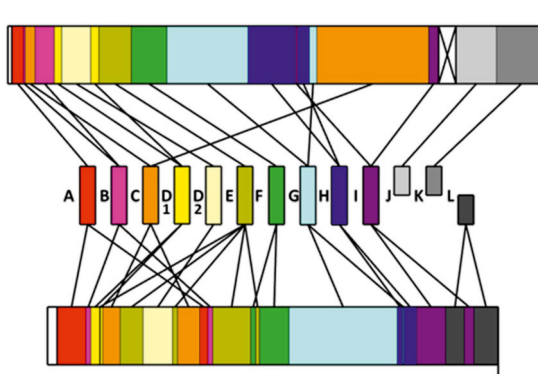


Abbildung 17: Globalstruktur Kurt Groscher (13m-KG)

(A = Kindheit/Schulzeit, B = Lehre, C = Religiosität, D1 = Auslandsaufenthalt in Frankreich, D2 = Sexualität, E = „diese schwere Zeit“, F = Kennenlernen Ehefrau, Konflikt Schwiegervater, Hochzeit, G = Beruflicher Aufstieg, H = Wohnungen und Hauskauf, I = Tochter, J = Radtouren und K = Leserbriefe [Gegenwartsbezüge 2006], L = Familie der Tochter [Gegenwartsbezug 2017])

B - Mesoanalyse

Auf diese zwei Beobachtungen an der Globalstruktur, dem Kürzungsprojekt und des de-synchronisierenden Ordnungsverlustes, richte ich die folgende Mesoanalyse. Die mit der Kürzung einhergehende quantitative Relevanzverschiebung fasse ich methodisch mit einer *heuristischen Defragmentierung*.¹² Dazu nehme ich eine grafische Sortierung der Segmente der Haupterzählungen zu ihren biographischen Themenkomplexen vor. Dadurch wird sichtbar, welchen biographischen Themenfeldern (mittig) wie viel Erzählzeit (oben Ersterhebung, unten Zweiterhebung; in Minuten) zukommt:

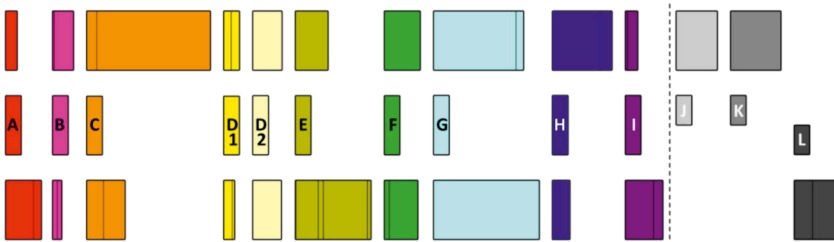


Abbildung 18: Heuristische Defragmentierung der Haupterzählungen (13m-KG)

(mittig: biographische Themenkomplexe, chronologisch nach erstem Auftreten: A = Kindheit/Schulzeit, B = Lehre, C = Religiosität, D1 = Auslandsaufenthalt in Frankreich, D2 = Sexualität, E = „diese schwere Zeit“, F = Anbahnung Ehe [Kennenlernen, Schwiegervaterkonflikt und Hochzeit], G = Beruflicher Aufstieg, H = Wohnungen und Hauskauf, I = Tochter, J = Radtouren [Gegenwartsbezug 2006], K = Leserbriefe [Gegenwartsbezug 2006], L = Familie der Tochter [Gegenwartsbezug 2017])

Kurt Groscher kann seinen Vorsatz der Kürzung somit beim Thema B (Lehre), besonders stark allerdings bei den Themen C (Religiosität) und H (Wohnungs- und Hauskauf) halten. Hatte er 2006 noch sowohl seinen religiösen Werdegang durch verschiedene christliche Gemeinschaften, als auch die damaligen Wohn-Kaufentscheidungen mit Preisnennung und Objektbeschreibungen noch sehr umfangreich dargestellt, verzichtet er 2017 auf die Detaillierungen. Während die Themen D1 (Auslandsaufenthalt in Frankreich), D2 (Sexualität), F (Anbahnung Ehe) und G (berufliche Karriere) annähernd den gleichen zeitlichen Erzählumfang aufweisen, gibt es allerdings auch drei Themen, denen Groscher nun deutlich mehr Zeit widmet: Thema A (Kindheit/Schulzeit), wo er nun erstmals die familiäre Situation der Kriegszeit erzählt, Thema E („diese schwere Zeit“), wo er nun seine gesundheitlichen Schwierigkeiten dieser Zeit stark detailliert und sogar für ihn seltene Reinszenierungen integriert, und Thema I (Tochter), bei dem nun nicht mehr wie 2006 direkt die Gegenwartsperspektive (Ehe, Schwiegersohn, Beruf, Kinderwunsch) im Fokus steht, sondern das Wunder, dass diese trotz früherer Zeugungsunfähigkeit durch göttliche Gebetserhörung über-

12 Mit diesem heuristischen Visualisierungs-Instrument folge ich dem Prinzip der Defragmentierung, wie sie in digitalen Datenspeichersystemen verwendet wird, um die auf Datenträgern zunächst fragmentiert gespeicherten Daten durch Umschreibprozesse zueinander zurück zu sortieren, um die Lese- bzw. Arbeitsgeschwindigkeit zu optimieren.

haupt geboren werden konnte (eine Darstellung, die 2006 noch fehlte). Gegenwartsdarstellungen zur Tochter, bei der sich der Kinderwunsch zwischenzeitlich erfüllte,¹³ widmet er sich dann im abschließenden Aktualitätsbezug (Thema L), der sich 2006 noch auf seine Leidenschaften Fahrradfahren (Thema J) und Leserbriefe (Thema K), die er 2017 erst im späteren Interviewverlauf (reproduzierend) relevant setzt.

Zur Veranschaulichung der (Un-)Ordnung der beiden Haupterzählungen eignet sich eine detaillierte Rekonstruktion der beiden Haupterzählketten. Ich blende dazu lediglich die Anfangs- und Schlussegmente aus, so dass mit den Segmenten 3-56 bzw. – mit Auslassungen – 19-145 die größten Teile der Haupterzählungen von 2006 (93 Segmente) und 2017 (175 Segmente) in den Blick kommen. Damit ist die *life history*-Zeit von 1953–1982, also beginnend mit der Konfirmation im Alter von 14 Jahren bis zum Hauskauf im Alter von 43 Jahren erfasst. Im Folgenden stelle ich somit die biographischen Globalthemen A bis I als Zonalerzählperlen A1 bis O dar.¹⁴ Ich rekonstruiere die Erzählverkettung der Übersicht halber in zwei Schritten: Zunächst betrachte ich die Schilderung der Zeit von der Konfirmation bis zum einjährigen Frankreichaufenthalt, die eine negative Wende zum biographischen Tiefpunkt der Arbeitsunfähigkeit und Suizidalität darstellt. Danach widme ich mich mit einer zweiten Visualisierung dem Fortgang dieser Erzählketten, die die positive biographische Gegen-Wende darstellt, also den gesundheitlichen, familiären, beruflichen und finanziellen Aufstieg. Die Visualisierungen zeigen das Verhältnis von *life history* (als Quadrate), also den Ereignissen in ihrer lebenszeitchronologischen Folge, zu den beiden erzählzeitchronologischen Umsetzungen der jeweiligen Haupterzählketten (als Kreise, deren Verbindungen zeigen direktes segmentales Aufeinanderfolgen) darstellt. Zunächst also Teil 1:

13 Das Wunder habe sich wiederholt: Auch in der Ehe der Tochter habe Zeugungsunfähigkeit vorgelegen, der sie mit „Gebetsanliegen“ im Bibelkreis erfolgreich entgegengewirkt hätten. Interessanterweise erklärt seine Frau Ulrike Groscher in ihren Interviews die beiden Schwangerschaften sehr viel weltlicher: Ihr selbst hätte damals Halbtagsarbeiten den Stress reduziert, außerdem habe ihr Mann „dann Spritzen gekriegt“ (UG2006: 789) und auch bei der Tochter erklärt sie es pragmatisch-medizinisch („Die haben dann nachgeholfen, dann gab's Zwillinge“ [UG2017: 848]).

14 Verwirrend kann sein, dass Globalthemen und Zonalerzählperlen nicht zwangsläufig identisch sind, die Buchstabenordnung hier also nicht kompatibel ist mit der der Makroanalyse. Dies liegt an den unterschiedlichen Zuordnungs-Logiken der beiden Rekonstruktionsschritte: Habe ich in der Makroanalyse thematisch lebensepochal mit entsprechenden Vereinfachungen klassifiziert, klassifiziere ich hier in der Mesoanalyse nun lebenszeitchronologisch kleinschrittig. Einige Globalthemen werden dadurch ausdifferenziert (z. B. Globalperle E in die Zonalperlen G, H und I), manche geraten nur teilweise in die Zonal-Erzählkette (Globalperlen A-C), andere Globalthemen lassen sich dagegen gleichsetzen mit Zonalperlen (G mit M, H mit O, I mit N).

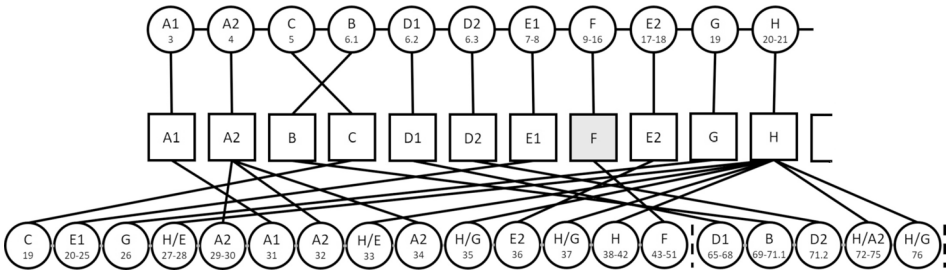


Abbildung 19: Zonal-Erzählketten Kurt Groscher, erster Teil – negative Wende (13m-KG)
 (A1 = Konfirmation, A2 = Religiosität, B = Versprechen an Gott, C = Abschlussprüfung, D1 = Umzug, D2 = Wortbruch ggü. Gott, E = Einjähriger Auslandsaufenthalt, F = Sexualität und „ob wir uns mal treffen können“, G = Rückkehr aus Ausland, H = Psych(osomat)ische Probleme/Zäsur) (mit Segmentangaben)

Zunächst zum Verlauf der Zonal-Erzählkette in der Ersterhebung (obere Erzählkette): Die ersten beiden Zonal-Erzählperlen Konfirmation (Zonalerzählperle/ZE A1, Segm. 3) und Bekenntnis zum christlichen Glauben (ZE A2, Segm. 4) stellen die weltanschauliche Grundlage der gesamten Zonal-Erzählkette. Danach schildert Groscher das Bestehen der Kaufmannsgehilfenprüfung mit Auszeichnung (ZE C, Segm. 5) und erst danach seine Überzeugung, dass er diesen Erfolg einem Versprechen an Gott zu verdanken gehabt habe (ZE B, Segm. 6.1). Durch den Umzug mit den Eltern (ZE D1, Segm. 6.2) sei dieses Versprechen an Gott, im Falle des Bestehens der Prüfung sich in der Kirchengemeinde zu engagieren, allerdings nicht umzusetzen gewesen, so dass es zum Bruch des Versprechens kam (ZE D2, Segm. 6.3). Die folgende Schilderung seines einjährigen Frankreichaufenthalts (ZE E1, Segm. 7–8 und E2, Segm. 17–18) umrahmt die Ausführungen zu seiner Sexualität, die mit „ob wir uns mal treffen können“ die einzige wiedererzählte Einzelereigniserzählung der Erhebungen beinhaltet (ZE F, Segm. 9–16; vgl. Mikroanalyse, 6.3.1, C). Der Heimkehr aus Frankreich (ZE G, Segm. 19) folgt das Explizieren der „Probleme psychischer Art“ bzw. „psychosomatischer“ Art (Arbeitsunfähigkeit, Suizidalität), die er teils als Strafe Gottes für das nicht eingehaltene Versprechen, teils als Folge von Selbstbefriedigung deutet (ZE H, Segm. 20–21). Zunächst akzeptierte er die medizinische Behandlung (psychiatrische Medikation), brach diese jedoch zugunsten seines Gottvertrauens ab, was sich auch bewährt habe.

Die Visualisierung offenbart schon dem ersten Blick, dass diese hochgradig chronologische Linearität, in der historischer Lebensvollzug und narrative Lebensdarstellung synchron laufen, in der Zweiterhebung nicht zu finden ist. Stattdessen ist diese stark fragmentiert und von lebenszeitchronologischen Vor- und Rückgriffen geprägt. Denn tatsächlich bemüht sich Kurt Groscher diesmal darum, an den weltanschaulichen und eigentheoretischen Deutungen vorbei zu erzählen, indem er sich zunächst auf die äußere Chronik des Lebensverlaufs konzentriert: Er habe die Kaufmannsgehilfenprüfung bestanden (ZE C, Segm. 19), dann die damit verbundene Gelegenheit zum Auslandsaufenthalt genutzt und sich für Frankreich entschieden (ZE E, Segm. 20–25) und schließlich davon zurückgekehrt (ZE G, Segm. 26). Nach diesen drei Erzählperlen gerät der Erzählfluss allerdings ins Stocken. Wie sollte er nun den biographischen Tiefpunkt der Arbeitsunfähigkeit schildern können, wenn weder Religiosität (und

damit das Versprechen an Gott) noch Sexualität (und damit Selbstbefriedigung) eingeführt wurden, auf die sich ursprünglich die eigentheoretischen Erklärungsversuche stützten? Über die metakommunikative Definition als „Zäsur in meinem Leben“ und das Eingeständnis, dass diese „eigentlich schon so'n Stück weit“ in Frankreich angefangen hatte, erfolgt ein erstes Vorausdeuten auf Probleme (ZE H, Segm. 27) und daraufhin der notwendige Rückgriff auf die Schilderung der dortigen Gefahren (mit E, deshalb H/E, Segm. 28), denen er sich ausgesetzt gesehen habe. Da diese Gefahren von ihm aus moralischer Perspektive bestehen, sind diese jedoch ohne weltanschaulichen Hintergrund nicht zu vermitteln, so dass ihm der noch weitere Rückgriff auf seinen christlichen Glauben (ZE A2, Segm. 29–30, 32, 34) nötig werden, der seinerseits des weiteren Rückgriffs auf die Konfirmation als eine Art Erweckungserlebnis bedarf („Also ich muss dazu sagen“, ZE A1, Segm. 31 und A2, Segm. 32), woraufhin der Erzählfluss stolpert und mal Probleme durch Frankreich (H/E, Segm. 33), mal Glaubensimplikationen behandelt (A2, Segm. 34). Mit dem Rückanschluss per „wie gesagt“ setzt er dann wieder an der Heimkehr an, indem er mit „einfach nicht mehr zurechtgekommen“ und „Probleme, mich wieder einzugliedern“ eine zweite Vorausdeutung der Folgeprobleme liefert (ZE H mit G, Segm. 35). Er bleibt narrativ desorientiert und es kommt zum retardierenden Moment, denn er detailliert nun Einkommen und Ausgaben seiner Zeit in Frankreich (ZE E2, Segm. 36), um mit einem weiteren „wie gesagt“ und der Wiederholung „Probleme, mich wieder einzugliedern“ eine dritte Vorausdeutung zu setzen (ZE H mit G, Segm. 37). Erst an dieser Stelle werden die Probleme endlich ausgeführt: Gescheiterter Versuch, berufsbegleitend das Abitur nachzuholen, „psychosomatische Erkrankung“ und Arbeitsunfähigkeit (ZE H, Segm. 38–42). Damit steht Groscher wieder vor der Herausforderung, diesen Tiefpunkt eigentheoretisch nicht einbetten zu können, weil noch immer weder das Versprechen an Gott noch die Selbstbefriedigung eingeführt sind. Also liefert er mit „es haben sich dann auch sexuelle Probleme eingestellt“ einen Hinweis und liefert per „ich muss dazu sagen“ nun schließlich die so lang herausgezögerte Zonal-Erzählerperle zur Sexualität mit der „ob wir uns mal treffen können“-Einzelereigniswiedererzählung (ZE F, Segm. 43–51). In der Mikroanalyse werde ich genauer zeigen, dass der Erzählstrom erneut an dieser Stelle abreißt. Erst nach vielen – in der Visualisierung ausgelassenen – weiteren retardierenden Exkursen zu Wohnverhältnissen, der Beziehung zu Vater und Mutter, seinen jährlichen seelsorgerischen Retraites in Taizè (Segm. 52–63), schlägt das Weitererzählen erneut fehl („Ich hab' mich dann auch also auch sehr bald in-“ [Segm. 64]), so dass er mit einem weiteren „ich muss dazusagen“ abermals zur Haupterzählkette zurückkehrt, um noch die letzte fehlende Komponente des ursprünglichen Erzählplans nachzureichen: Der Wegzug aus der Gemeinde sei schon frühzeitig klar gewesen (ZE D1, Segm. 65–68), dennoch habe er ein Versprechen an Gott geleistet (ZE B, Segm. 69–71.1), das er entsprechend nicht habe einlösen können (ZE D2, Segm. 71.2). Im Anschluss vereinen sich weitere Detaillierungen seiner psychosomatischen Probleme („ich hatte auch Selbstmordgedanken, ja? Also ich stand phasenweise vor einem Suizid“) mit religiösen Vorstellungen („bin aber Gott dankbar dafür, dass er mich durch diese schwere Zeit geführt hat“) (ZE H mit A2, Segm. 72–75), die mit einer letzten Wiederholung der Verknüpfung von Heimkehr und den Problemen den narrativen Schlusspunkt einer wenn auch stark zerrütteten, nun aber endlich vervoll-

ständigten, Erzählkette findet: „Gut, also ähm ... geh-, also und ähm .. äh ich hab ja gesucht, also dann nach meiner Rückkehr aus [Großstadt A in Frankreich]^ dann diese Probleme“ (ZE H mit G, Segm. 76).

Grundsätzlich lässt sich an der Zweiterhebung also der Versuch erkennen, an den problematischen Inhalten und Selbstdeutungen der Biographie vorbei zu erzählen. Durch das Weglassen religiöser und sexueller Implikationen bricht allerdings die Erzählbarkeit ein, die Reduktion auf die historischen Stationen alleine scheitert: Abschlussprüfung, Frankreich, Heimkehr – und dann? Entgegen der chronologisch und zusammenhängend geschilderten Erstversion erweist sich die auf mehrfache Rückgriffe und vielfache Vorausdeutungen (die psychosomatische Krisenzeit wird insgesamt vier Mal vorweggenommen) angewiesene Zweitversion als produktionsseitig sehr viel schwieriger narrativ zu organisieren und auch rezeptionsseitig als noch einmal deutlich weniger leicht nachzuvollziehen.

Interessanterweise erfolgt der zweite Teil dieser Zonal-Erzählkette (vgl. Abb. 20), also die Darstellung des positiven Wendepunkts zum Guten hin dagegen in beiden Versionen chronologisch geordnet und auch ohne unterbrechende Einschübe:

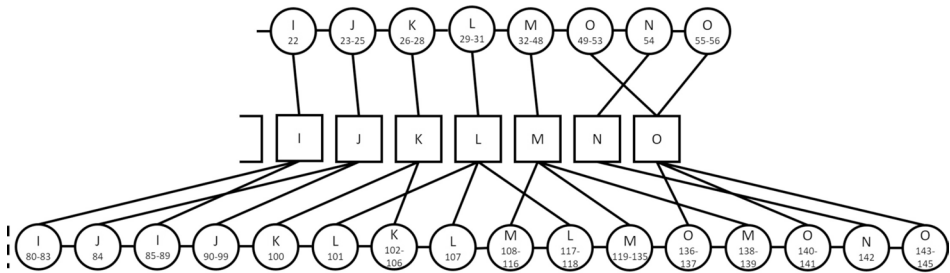


Abbildung 20: Zonal-Erzählketten Kurt Groscher, zweiter Teil – positive Wende (13m-KG)

Es beginnt mit der Schilderung der Lungen-Erkrankung und deren Behandlung und Operation (ZE I, Segm. 22 bzw. 80–83 und 85–89). In der Klinik lernt er seine heutige Frau kennen (ZE J, Segm. 23–25 bzw. 84 und 90–99), jedoch spricht sich deren Vater gegen die Beziehung aus, es kommt zur zwischenzeitlichen Trennung bis ein Brief Kurt Groschers den Vater habe umstimmen können (ZE K, Segm. 26–28 bzw. 100, 102–106). Kurz nach dem Tod des Schwiegervaters, den Groscher sich in der Erstversion als eine weitere Strafe Gottes vorstellen kann, kommt es zur Hochzeit (ZE L, Segm. 29–31 bzw. 101, 107 und 117–118). Daraufhin stiftet das Zusammenziehen und die neue Arbeitsstelle Stabilität und ermöglichen den kontinuierlichen beruflichen Aufstieg (ZE M, Segm. 32–48 bzw. 108–116, 119–135 und 138–139). Es folgt die Darstellung der Suche, der Auswahlkriterien und der Finanzierung zunächst einer Eigentumswohnung, und dann schließlich des Eigenheims 1982 (ZE O, Segm. 49–53 und 55–56 bzw. 136–137, 140–141 und 143–145). Erst im Rahmen dieser Schilderungen erfolgt in beiden Fällen die beiläufige, asynchron versetzte Einführung der eigentlich bereits 1974 geborenen Tochter (ZE N, Segm. 54 bzw. 142).¹⁵

15 Wie eine vereinfachte Darstellung des Erzählflusses der Zweitversion in Form von I–J–K–L–M–O–N–O zeigt, verläuft nun auch dieser synchron zur Lebenszeit und damit parallel zur Erstversion. Der Unterschied ist allerdings ein hochinteressantes Phänomen: Die einzelnen Erzählperlen sind nun

Kurt Groschers Selbsterzählungen liegt also offenbar ein hochverbindliches, vorgeformtes Skript zugrunde: In der Erstversion setzt er dieses hochgradig chronologisch geordnet, ohne unterbrechende Exkurse, Vor- oder Rückgriffe, um. In der Zweitversion scheidet dagegen der Versuch, sich diesem globalen Erzählplan zu entziehen: Nach Versuchen des Vorbeierzählens versiegt der Erzählstrom, da alternative, neue Erzählanschlüsse fehlen und sich nicht ergeben, woraufhin das Nachholen des jeweils Ausgelassenen nötig wird, das Groscher metakommunikativ per „ich muss dazu sagen“ signalisiert. Danach markiert er per „wie gesagt“ die Rückkehr zur wieder dem Skript angenäherten Haupterzählkette. Mit der letztendlichen erzählerischen Bewältigung der Darstellung seiner Lebenskrise ist auch der Widerstand gegen den Erzählplan beendet und der zweite Teil der Zonal-Erzählkette kann in der Zweiterhebung schließlich ebenso geordnet und lebenszeitchronologisch verlaufen, wie im Erzählplan festgelegt und bereits in der Erstversion widerstandslos befolgt.

C – Mikroanalyse

Die folgende lokale Wiedererzählung (ZE F aus der Mesoanalyse) ist aus mehreren Gründen von herausragender Bedeutung für die Haupterzählungen von Kurt Groscher und ein entscheidender *baustatischer* Schlüsselmoment seines autobiographischen Narrativs. Formal gesehen stellt es Kurt Groschers einzige wiedererzählte Einzelereigniserzählung überhaupt dar, d.h. diese Episode liegt in beiden Erhebungen als einzige weitgehend reinszenierte erzählerische Darstellung eines selbsterlebten Ereignisses vor. Inhaltlich stellt sie innerhalb der eigentheoretischen Argumentation Groschers einen biographischen Wendepunkt hin zur Krise dar: Das geschilderte Ereignis, so die Logik, hatte direkte kausale Auswirkungen auf die Folgezeit, die er in den Haupterzählungen als „für mich doch sehr schwierige Zeit“ (KG2006: 1189) bzw. „diese schwere Zeit“ (KG2017: 464) bezeichnet.

Eine Erzählperlen-Visualisierung dieser Lokalerzählkette hilft, die Einzelsequenzen der Synopse in ihrer Gangstruktur besser zu verstehen und die Wiedererzählung auch in der grafischen Gegenüberstellung zu vergleichen. Dafür differenziere ich im Folgenden Globalthema D2 bzw. Zonalperle F „Sexualität“ (Segment 9–16, Z. 65–100 bzw. Segment 43–51, Z. 253–339) in zwölf Lokalperlen aus. Wie die Visualisierung offenbart weisen beide Erzählketten zwar kleinere Sprünge auf, folgen im Wesentlichen aber doch einer lebenszeitchronologischen Ablauflogik (1-3-4-5-8-9-3-6-10-11-x) und (x-1-3-2-9-4-5-6-9-7-8-11). Auffälligster Unterschied ist die Platzierung der eigentheoretisch Explikation der Erzählwürdigkeit der gesamten Erzählkette, nämlich der eigentheoretisch unterschiedlich eingebetteten Darstellung von Problemen in der Folgezeit (F-x):

nicht mehr klar voneinander abgetrennt, sondern zeigen untereinander eine Art Pendelbewegung mit den benachbarten Erzählperlen in der Form |–J–|–J–K–L–K–L–M–L–M–O–M–O–N–O. Dieses Pendeln erinnert an Tanzschritte oder auch ein Nahtmuster. Wieder bildlich gesprochen fährt Groscher hier zwar wieder die vorgegebene Strecke, allerdings in Schlangenlinien.

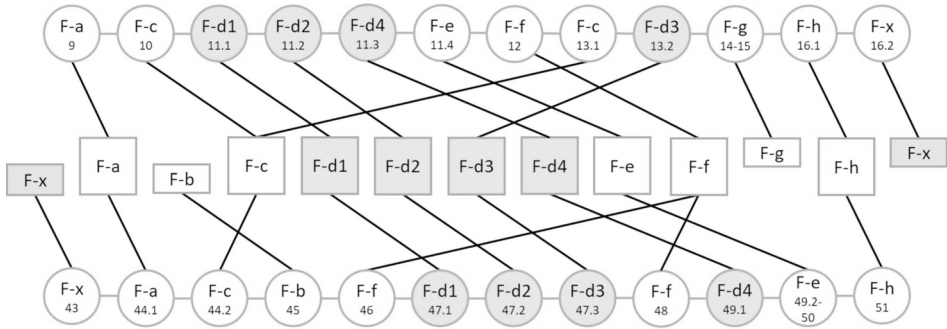


Abbildung 21: Lokal-Erzählketten Kurt Groscher – Sexualität (13m-KG)

(Einzelereigniserzählung grau hervorgehoben: F-a = sexuell unterentwickelt/Spätzünder, F-b = Tanzschule, F-c = wenig Kontakte zu jungen Frauen, F-d = Episode, „ob wir uns mal treffen können“ [1: Angesprochen worden/Mann kennengelernt, fragt nach Treffen, 2: Treffen auf Hügel, Hand auf Oberschenkel, Frauen, 3: Mann erwähnt Selbstbefriedigung, 4: Abbruch des Treffens „war mir dann doch ein bisschen komisch“/„kam mir so'n bisschen unheimlich vor“], F-e = kein weiteres Treffen, F-f = im Kopf Dinge bewirkt/Trieb erwacht, F-g = Rechtfertigungsversuche für Selbstbefriedigung (zu jung, um Vater zu werden; Prostitution zu unsicher), F-h = angefangen zu onanieren/zu masturbieren, F-x = sexuelle / gesundheitliche Probleme)

Aus beiden Erzählversionen lässt sich eine lebenszeitchronologisch-kausale Ablaufordnung synthetisieren: Er sei „sexuell unterentwickelt“ bzw. „ein Spätzünder“ gewesen (F-a) und habe wenig Kontakt zu jungen Frauen gehabt (F-b/F-c). Die Reinszenierung eines Kontaktes mit einem deutschsprachigen Mann in Frankreich (F-d) lässt sich in vier Etappen unterteilen: dieser habe ihn angesprochen und gefragt, „ob wir uns mal treffen können“ (F-d1), das Treffen habe im Auto auf einem „Hügel [...] mit wunderschöner Aussicht auf die Stadt, [...] es war dann schon ein bisschen dämmerig“ bzw. „Hügel, [...] wunderschön gelegen, [...] es wurde dann dunkel“ stattgefunden, wo dieser fragte, ob Groscher „nicht mal Lust habe“ bzw. „nicht mal Lust hätte“, „hübsche Frauen“ zu besuchen bzw. „irgendwas erzählt [hat] da von hübschen Frauen“, während dieser „seine rechte Hand auf meinen linken Oberschenkel gelegt“ bzw. „plötzlich [...] seine Hand auf meinen .. Oberschenkel gelegt“ habe (F-d2). Der Mann habe dann erwähnt, „ich weiß jetzt nicht mehr genau, wie er darauf gekommen ist und-, und was er damit bezwecken wollte, äh man-, man könnte sich ja auch selbst befriedigen, und ähm ... ja und ähm ... (7 Sek Pause)“ bzw. „ja, ma könnte sich ja auch selbstbefriedigen“ (F-d3). Groscher habe das Treffen abgebrochen, denn „*also das äh war mir dann doch ein bisschen .. komisch. Und da bat ich ihn ähm in die Stadt zurückzufahren* [langsam, zögerlich]“ bzw. „ich hab' dann ähm äh gemerkt: ‚Aber irgendwas stimmt da mit dem Mann nicht‘, ne? [...] hab' dann auch sehr bald darum gebeten, also dann wieder in die Stadt zu fahren, das sch-, ähm kam mir so'n bisschen unheimlich vor“ (F-d4). Es sei zu keinem weiteren Treffen gekommen, Groscher sei *entweder*, so 2006, auf die Bitte des Mannes „nicht darauf eingegangen“ und habe „den Mann auch nur noch

einmal flüchtig gesehen“ oder, so 2017, sei eine weitere „Verabredung .. dem Schein nach .. eingegangen, aber [...] nich' mehr hingegangen“, habe diesen „später nicht mehr gesehen, also *bewusst* [betont] jedenfalls nicht gesehen“ und wisse nicht, „ob der mich noch beobachtet hat irgendwie oder so“ (F-e). In beiden Versionen stellt Groscher die Erzählmöglichkeit der Erzählkette und der darin eingebetteten Begegnung explizit heraus (F-f): „*ich erwähne das äh deshalb, weil ähm das in meinem Kopf äh bestimmte Dinge bewirkte* [zögerlich, langsam]“ (Segm. 12) bzw. „in mir ist dann irgendwann auch der Trieb-, also ich meine, ja, also muss dazusagen“ (Segm. 46, dann Mann-Episode) und „dann fingen der-, ähm da-, also da fingen im Grunde genommen schon so gewisse Probleme an, ne?, [...] Sexualität und so. [...] Also da ist in mir so'n Stück weit schon auch der Sexualtrieb äh erwacht und äh [schluckt]“ (Segm. 48). Exklusiv in der Ersterhebung schildert er zusätzlich den „Zwiespalt“ noch nicht Vater werden zu wollen und Prostitution als zu unsicher eingeschätzt zu haben, womit er sich darum bemüht, sich eine Rechtfertigung für Selbstbefriedigung als Handlungsnotstand zurechtzulegen bzw. anzubieten (F-g). Jedenfalls habe er dann tatsächlich „angefangen, zu onanieren/zu masturbieren“ (F-h). Für diese letzte Lokalerzählperle, das Darstellungsziel der ganzen Erzählkette, lohnt sich die Feinanalyse in Synopse:

Z.	<i>Lokalperle F-h (13m-KG) - Segm. 16.1 bzw. 51</i>		Z.
95	KG: Und äh ja ähm also ich hab' dann *äh-pff* [belastetes Ausatmen, als würde er sich überwinden] angefangen, zu onanieren, äh .. und das über einen längeren Zeitraum.	KG: Gut ähm also .. *ähm* [langgezogen] so und also ich hab' dann angefangen-, äh .. *in der Tat* [betont] äh dann angefangen, zu masturbieren, ne?, irgendwann und	336
96		I4: Mhm	337
		KG: ja und das hat mich dann über Jahre verfolgt	338
			339

Nach verzögernden Einstiegen kommt es in beiden Versionen synchron zur Formulierung „also ich hab' dann angefangen“, die in der Zweitversion durch eine (Selbst-)Bestätigungskommentierung unterbrochen („äh *in der Tat* [betont] äh“) jedoch wieder aufgenommen wird: „dann angefangen, zu onanieren“ bzw. „zu masturbieren, ne?“. Er variiert in der Zweitversion also vom klar männlich konnotierten, biblisch begründeten Begriff der Onanie zum geschlechtsunspezifischen, wenn auch wohl eher weiblich assoziierten Begriff der Masturbation. Passend zur Formulierung „angefangen“ folgen in beiden Versionen entsprechend zeitliche Angaben, wenn auch mit unterschiedlichen Konzeptionen von Handlungsmacht: Die Formulierung der Erstversion „und das über einen längeren Zeitraum“ nimmt eine neutrale und inhaltlich nicht näher bestimmte Datierung vor, die Formulierung der Zweitversion „irgendwann und ja und das hat mich dann über Jahre verfolgt“ verlegt nicht nur den Beginn ins Ungewisse („irgendwann“), sondern bedient auch das Narrativ des Kontrollverlustes, das über die Metaphorik der Verfolgung an Jagd, Gehetzt-werden oder auch Besessenheit denken lässt.

Während sich in der Erstversion hier mit Lokalerzählperle F-x das eigen-theoretische Darstellungsziel der Erzählkette erfüllt, kommt es in der Zweitversion zum Abriss des Erzählflusses:

Z.	Abschluss Erzählkette Sexualität (13m-KG) – Segm. 16.2 bzw. 52		Z.
96	KG: *Ich erwähne das deshalb,* [rasch angeschlossen] weil ähm, dass ich äh, denke	KG: .. ähm und äh .. dann ähm ... äähm wie gesacht die ... äh ... ähm ... ja .. ich hatte-, .. ähm .. ich hab' ziemlich zurückgezo-, zogen gelebt, ich hab äähmm, ja, mit meiner Mutter ... intensive Kontakte	339
97	ich mal, von daher gewisse gesundheitliche Probleme ergeben haben äh in der nachfolgenden Zeit.	.. ich hab' mich mi-, mit ihr intensiv ausgetauscht I4: Mhm KG: äh vor dem Hintergrund ähm der häufigen Abwesenheit meines Vaters.	340 341 342 343

Mit einer abschließenden argumentativen Rahmung, die noch einmal die Erzählwürdigkeit belegen soll („ich erwähne das deshalb“), schließt die Erstversion mit dem Befund „gewisse gesundheitliche Probleme“, die sich dadurch ergeben haben sollen (F-x). Dieses Fazit aus der gesamten mit „ich muss dazu sagen“ eingeleiteten Darstellung zur Sexualität legt nahe, dass er die Selbstbefriedigung als (mit-)ursächlich für seine Erkrankung sieht und die gesamte Erzählkette deshalb einsetzt bzw. einsetzen *muss*, um seinen Weg zur Onanie nicht nur zu plausibilisieren, sondern auch zu legitimieren.

Eine solche eigentheoretische Begründung der Erzählwürdigkeit war der Zweitversion bereits vorangestellt, die Lokalerzählperle F-x erfolgt dort also nicht abschließend, sondern einleitend und mündeten in den Einstieg der Erzählkette (F-a):

KG: aber es haben sich dann auch äh s-, äh sexuelle Probleme eingestellt, ich hab' dann irgendwann erka-, also ich war-, ich bin immer s-, muss dazu sagen, ich war Spätzünder, ne? (Segm. 43).

2017 spricht er also nicht mehr von „gesundheitlichen“, sondern von „sexuellen Problemen“, so dass die kausale Verbindung zwischen Selbstbefriedigung und den psychosomatischen Problemen im Anschluss in der Zweitversion ebenso verloren geht wie die frühere Rechtfertigung durch einen „Zwiespalt“ geradezu gezwungen gewesen zu sein zur Onanie (F-g). Womöglich ist es gerade diese Leerstelle, durch die der Erzählstrom der Zweitversion den Boden verliert, denn die Anschlussuche scheitert, es kommt zum Straucheln und Verzögern: „... ähm und äh .. dann ähm ... *ähm* [langgezogen], wie gesacht, die äh ... ähm ... ja .. ich hatte-, .. ähm ..“ [KG2017: 339]). Als weiterhin eher brüchig formuliertes Anschlusssthema nach der Selbstbefriedigung fällt ihm ausgerechnet nur seine Mutter ein, die für seine plötzlich entstehende gegengewichtende Darstellungsabsicht von sozialem Umgang und intensivem Kontakt offenbar als einzige in Frage kommt.

Dass die Zweitversion ohne eine eigentheoretische Rückkopplung und damit auf die Behauptung der Kausalität zwischen Selbstbefriedigung und Erkrankung verzichtet, kann als Hinweis betrachtet werden, dass Kurt Groscher diese Deutung womöglich inzwischen aufgegeben hat. Schon in der Ersterhebung konkurrierte diese Eigendeutung der erlittenen psychosomatischen Erkrankung als Folge von Selbstbefriedigung mit der religiösen Deutung der Krankheit als Strafe Gottes wegen des nicht eingelösten Versprechens. Als besonders interessant erweist sich also die Tatsache, dass Kurt Groscher in der Zweiterhebung am Repertoire dieses Lokalskripts festhält und alle Lokal-Erzählperlen wiedererzählt, obwohl diese gar nicht mehr für ihre ursprüngliche argumentative Erzählfunktion – die Plausibilisierung seiner damaligen

Erkrankungstheorie („ich erwähne das deshalb“) – eingesetzt werden. Die ursprüngliche Erzählwürdigkeit geht dadurch verloren, den Beleggeschichten ist die ursprünglich ihnen zugrundeliegende Hypothese abhanden gekommen, die sie hatten belegen sollen, der Erzählstrom stürzt ins Leere, die Anschlussuche gerät holprig und der schließlich gefundene Erzählanschluss (die Beziehung zur Mutter) entsprechend sprunghaft.

6.3.2 Fallstrukturhypothese zum Wiedererzählen bei Kurt Groscher

Das gestaltprägendste Phänomen beim Vergleich der beiden Haupterzählungen von Kurt Groscher ist das versuchte Revisionsprojekt, dass nicht zuletzt an der Wirkmächtigkeit der Zugzwänge des Erzählens und der Vorprägung eines globalen Erzählplans scheitert. Die dadurch entstehenden Verhältnisse zwischen den beiden Versionen auf den verschiedenen Dimensionen zeigen somit vor allem Prozesse der Wieder-Angleichung, also des *Nicht-Anders-Wiedererzählen-Könnens*, die sich wie folgt klassifizieren lassen als *Darstellungszwang*, *Ausweichversuch*, *Äußerlichkeit* und *Deutungsverlust*, die somit Wiedererzählentechniken eines **Schlüsseltypus der Routinisierung** darstellen. Mit „Routinisierung“ möchte ich entsprechend ausdrücken, dass der Erzählprozess letztlich maßgeblich durch eingeschliffene Denk- und Darstellungsgewohnheiten vorgeprägt ist und gesteuert wird und eben nicht durch handlungsbewusste, spontane Darstellungsprozesse mit neuen Einsichten.

Routinisierungs-Technik 1: Darstellungszwang

Abgesehen von Kurt Groschers scheiterndem Versuch, in der Zweiterhebung an problematischen Episoden zunächst vorbeizuerzählen und der Relevanzverschiebung in den aktualisierenden Schlusssegmenten der Haupterzählung (von Hobbies zur Familie der Tochter), erweist sich das Themen-Repertoire der beiden Haupterzählungen als erstaunlich stabil: Trotz des Vorsatzes, diesmal „stichwortartig“ „im Zeitraffer äh -system“ vorzugehen, arbeitet Groscher die gleichen Lebensabschnitte und -themen wieder ab, und nach anfänglichen Zeitsprüngen kehrt er auch wieder zur lebenszeitchronologischen Folge zurück. Der globale Erzählplan entfaltet eine Sogwirkung, der gegenüber er nicht genug Erzählflusskontrolle aufbringen kann, um seine Lebensgeschichte neu oder anders zu erzählen: Die Auslassung von krisenhaften Episoden gelingt somit nicht, denn die präfigurierte Lebenserzählung erweist sich als Verkettung von aufeinander aufbauenden baustatischen Beleggeschichten. Das Resultat ist, dass der Erzählfluss nach entsprechenden Lücken stockt. Jedoch stehen dann keine Ressourcen (oder Kompetenzen) für alternative Erzählpfade zur Verfügung. Dadurch wird kurz darauf ein Nachholen der versuchten Auslassungen notwendig, so dass Kurt Groscher neue Erzählpfade zwar sucht, aber nicht findet und zur vorherbestimmten Erzählroute zurückkehrt.

Das Globalskript selbst folgt im Wesentlichen dem Narrativ des *Wendepunkts mit Happy End*, einer archetypischen Grundstruktur, der *Heldenreise* nicht unähnlich: Der (einsame) Held gerät nach einer Verfehlung (Onanie, Wortbruch gegenüber Gott) durch dessen gerechte Strafe in missliche Lage (psych(osomat)ische Erkrankung, Arbeitsunfähigkeit), doch der absolute Tiefpunkt (lebensnotwendige Operation) erweist sich als Wendepunkt zum Guten (Kennenlernen der Frau in der Klinik), der dann den erlösenden und ruhmreichen Aufstieg des *Helden* ermöglicht (Ehe, Berufskarriere,

Familiengründung, Hauskauf). Dieser Plot strukturiert letzten Endes beide Haupterzählungen gleichermaßen, die wenigen Auslassungen sind von geringerer Relevanz: Das Grundmotiv der Einsamkeit fehlt in der Zweitversion, findet sich allerdings – wie ein *narratives Fossil* – nach dem Erzählabriss der Sexualitätsthematisierung angedeutet:

KG: .. ähm und äh .. dann ähm ... äähm wie gesacht die ... äh ... ähm ... ja .. ich hatte-, .. ähm .. ich hab' ziemlich zurückgeziogen, zogen gelebt, ich hab' äähmm, ja, mit meiner Mutter ... intensive Kontakte .. (KG2017: 339f.)

Und auch die Pubertäts-Konflikte mit seiner Tochter, in dessen Verlauf er sie zwei Mal geschlagen habe, wird in der Zweitversion nicht wieder erwähnt.¹⁶ Von höherer Bedeutung sind Auslassungen ersten Grades, also Inhalte, die bereits schon in der Erstversion nicht dargestellt wurden, somit gar nicht erst Teil des Erzählplans sind, zum Beispiel der Konflikt zwischen seinem Vater und seiner Frau (von dem man nur durch die Erhebung mit Ehefrau Ulrike Groscher erfährt und dem sie hohe Relevanz beimisst) oder sein Austritt aus der Berufstätigkeit, der in beiden Haupterzählungen weder datiert noch dargestellt wird (es deutet sich jedoch an, dass diese Umstellung für ihn nicht einfach war). Beides Motive, die das Narrativ der Heldenreise irritieren würden.

Routinisierungs-Technik 2: Ausweichversuch

Bei dem anfänglichen Projekt, die Lebenserzählung in der Zweiterhebung sowohl auf formaler Ebene durch Stichwortartigkeit zu verkürzen als auch auf inhaltlicher Ebene durch das Vorbeierzählen an Problematischem zu glätten, scheitern nicht nur Versuche der *Auslassungs-Revision*, sondern auch Versuche der *Abschwächungs-Revision*. An die Stelle erfolgreicher Revisionstechniken treten somit lediglich verzögernde *Ausweichversuche*, die sogar das Gegenteil der Intention erreichen. Durch die stärkere Fragmentierung des Erzählflusses werden kreisende Vorausdeutungen und Rückbezüge notwendig, durch die die kritischen Momente der Lebenserzählung sogar noch stärker und letztendlich erzählzeitlich sogar umfangreicher problematisiert werden: Sein Kürzungsvorsatz trifft somit nur die Trivialdetaillierungen (Lehre, Religiosität, Wohnen), der biographische Tiefpunkt wird dagegen sogar noch deutlich ausgebaut. Dabei zeigt Groscher durchaus eine hohe narrative Orientierung, denn grundsätzlich markieren metakommunikative Kommentare die Gangstruktur seiner Haupterzählung: Notwendige Einschübe kündigt er ebenso an (z. B. „Ich muss dazusagen“, „muss ich sagen“, „also ich muss sagen“, „wobei ich sagen muss“, „ich muss allerdings auch dazu sagen“, „dazu muss ich wieder sagen“) wie das jeweilige Rückkehren zum Haupterzählstrang (z. B. „wie gesagt“, „wie erwähnt“), wobei er dann doch auch durchaus mal den Überblick verliert, an welcher Stelle des Ausweichversuchs er sich gerade befindet: „Ja und dann hab ich-, und äh also .. ich muss auch dazu sagen also

¹⁶ Diese Auslassung erscheint jedoch nicht auf *Auslassungs-Revision* zurückführbar zu sein, sondern eher durch die Relevanzverschiebung auf die Gegenwartsperspektive bedingt: Die Darstellungen zur Tochter konzentrieren sich in der Zweiterhebung auf deren Ehe, den dann doch erfüllten Kinderwunsch und ihr Familienleben mit den drei Kindern.

ähm- .., wie gesagt“ (KG2017: 424). An Stelle einer Erzählfluss-Kontrolle wie sie bei Joachim Marne zu beobachten war, die ein inhaltliches Abweichen vom globalen Erzählplan ermöglichen würde, tritt somit ein Erzählfluss-Gewahrsein, das Umwege zwar bewusst ankündigt und metakommunikativ markiert, somit Rezeptionsführung bietet, allerdings nicht nachhaltig steuernd in den Erzählfluss eingreifen kann.

Ausweichversuch und Darstellungszwang sind als Synchronisierungsprozess zu verstehen, in dem die Zugzwänge der Kondensierung (durch Auslassen-Wollen) und der Detaillierung (durch Nicht-Auslassen-Können) gegeneinander wirken und sich die Angleichung der Zweitversion an die Erstversion schließlich durchsetzt, also zur „Routine“ zurückkehrt.

Routinisierungs-Technik 3: Äußerlichkeit

Auf Ebene der Ereignisebene fällt bei Kurt Groscher eine außergewöhnliche Fixierung auf äußere Daten und Fakten bei gleichzeitiger Vernachlässigung innerer Verarbeitung und Erfahrungshaftigkeit auf, ein Phänomen, das ich als *Äußerlichkeit* bezeichnen möchte. Beispielsweise schildert er in beiden Erhebungen einen Umzug in der Kindheit. Erwähnt er 2006 immerhin noch, dadurch nachhaltig seine Sozialkontakte verloren zu haben, setzt er 2017 nur noch das – auch 2006 genannte – äußere Faktum relevant, dass der Heimatort inzwischen eingemeindet worden sei. Im gleichen Sinne äußerlich-räumlich schildert er die Beziehung seiner Tochter über Referenzen auf Städte- und Straßennamen (!), in denen diese im Laufe der Zeit gelebt hätten. Ebenfalls rein räumlich orientiert sind seine ausführlichen Schilderungen der familiären Fahrradausflüge in beiden Erhebungen: Man erfährt nichts von gemeinsamen Erfahrungen oder Erlebnissen, sondern allein Zwischenstationen, Zielstädte, Zeitabstände und Distanzen (exempl.: „Ich bin äh, ähm meist auf äh 4.000 bis 5.000 Kilometer im Jahr gekommen“ [KG2006: 547], „sind wir an einem Tag hin *und zurück* [betont] gefahren, das waren 144 Kilometer, 72 Kilometer hin, 72 Kilometer zurück.“ [KG2017: 1571]).

Bei den meisten Lebensstationen, sowohl der schulischen und beruflichen Laufbahn als auch der privaten Entwicklung sind ihm genaue Datierungen außerordentlich wichtig. In beiden Erhebungen finden sich insgesamt siebzehn taggenaue Angaben, darunter Geburtsdatum¹⁷, Einschulung, Beginn der Lehre, Daten seiner Lungenbehandlung, erste Arbeitstage in neuen Stellen, Umzugstag u. Ä. Dazu kommen einzelne erhebungsexklusive Datierungen, allerdings fehlen durchaus erwartbare Datierungen wie Hochzeitstag und Pensionierung in beiden Erhebungen.

Auch bei der Schilderung seiner Schreibleidenschaft sind es die äußeren Eigenschaften, die er hervorhebt: Bei Gedichten zu gesellschaftlichen Anlässen zählt der Umfang („zum Beispiel ein ganz langes Gedicht ähm äh zur Hochzeit äh unserer Tochter [...], das waren über achtzig Vierzeiler (!) äh ist mir eigentlich, glaube ich, ganz gut gelungen“ [KG2006: 1099]), es überwiegen wieder verwaltungstechnische Logiken („ganz langes Gedicht verfasst für äh eine Tante von mir, die äh im Alter von

17 Das Datieren des eigenen Geburtstags ist seltener als man annehmen würde: Von den 15 Teilnehmenden nennen nur drei Personen in beiden Erhebungen ihr Geburtsdatum, zwei zusätzliche Personen nennen dieses in einer der Erhebungen (also fällt in lediglich 8 von 30 Lebenserzählungen das Geburtsdatum). In allen anderen Fällen wird nur der Jahrgang genannt, sehr vereinzelt nicht einmal das.

sie-, fast siebenundneunzig Jahren verstorben ist, aber zu ihrem neunzigsten Geburtstag habe ich das Gedicht verfasst und auch ein ziemlich langes Gedicht“ [KG2006: 1105]).

Bei der Fixierung auf die Quantität geht das Bewusstsein für den Inhalt verloren, wie ein besonders eindrückliches Beispiel zeigt, denn auf Nachfrage, was er dem späteren Schwiegervater eigentlich geschrieben habe, um dessen Widerstand gegen die Beziehung zu überwinden, antwortet er:

KG: Ich kann-, .. Ich-, .. Ich kann-, .. Ich kann Ihnen das äh s-, ähm so konkret äh nicht *beantworten* [verschluckte Silben], es könnte sein-, also ich hab' äh unglaublich viele Ordner, es kann sein, [...] dass ich ähm da noch auch 'ne Abschrift ähm dieses-, .. eine 'ne äh Blaupause, ich hab' dann diese Blaupausen verwendet, die Kopie dieses Briefes an meinen Schwiegervater noch habe, aber was da nun .. ähm konkre-, also ich äh hm möchte da nichts Falsches sagen“ (KG2017: 2534f.)

Der lebensentscheidende Brief geht also nicht nur materiell in der Menge der Korrespondenz verloren,¹⁸ auch dessen inhaltliches Konzept ist unverfügbar geworden, er müsste spekulieren und äußert sich deshalb lieber nicht. Auch bei seinen öffentlichen Briefen (insbesondere gegen den Islam) zählt die Anzahl der prominenten Adressaten und die Seitenzahl, nicht die inhaltliche Argumentation: „ich habe im Zusammenhang mit äh dem Problem an der Rütli-Schule in Berlin^ äh achtundneun-, ein Schreiben verfasst, 98 Seiten“ (KG2006: 594), woraufhin er eine Liste von dreizehn öffentlichen Funktionsträgern aufzählt. Auch 2017 nimmt er noch einmal in gleicher Weise auf diesen Brief Bezug: „Ich hab' 2006, im Jahre 2006, habe ich einen Brief geschrieben, 98 Seiten.“ (KG2017: 3724). Selbst veröffentlichte Leserbriefe erhalten ihre Bedeutung vorrangig über materielle Eigenschaften:

KG: ein umfangreicher Leserbrief, [...] das waren äh sechs DIN-A4 Seiten, die äh erstaunlicherweise [...] abgedruckt wurden, also ein Format wie die hiesige Zeitung etwa, das war 'ne halbe-, 'ne halbe Seite (KG2006: 247).

Materielle Charakterisierungen beherrschen auch die wenigen Darstellungen von Sozialbeziehungen: Die Teilnehmenden seines Bibelkreises werden ausschließlich über Alter und Krankheiten positioniert, ebenso wie ein befreundetes Ehepaar:

KG: also der ist äh ein Jahr-, äh .. äh ein Jahr jünger wie ich, die Frau, *seine* [leicht betont] Frau ist ähm ähm [Dentallaut] sieben Jahre .. jünger wie ich und äh sechs Jahre jünger wie er, .. meine Frau ist äh drei Jahre jünger wie ich (KG2017: 1625)

Es verwundert also nicht, dass auch die Enkel über quantifizierende Kriterien gefasst werden:

18 Tatsächlich unterbrechen wir die Aufzeichnung, weil er den Brief suchen wollte. Nach einer Weile kam er zwar mit einem Ordner voller abgehefteter Liebesbriefe zurück, gab dann jedoch vor, den entscheidenden Brief auf die Schnelle nicht wiederfinden zu können.

KG: das seh'n wir auch wiederum als ganz großes Geschenk an, äh dass äh unsre Tochter dann ähm schwanger wurde und ähm .. die Zwillinge geboren wurden, Sieben-Monats-Kinder, also das waren Winzlinge, äh der eine äh *war so 1,7 Kilo, der andere .. so 2,2 Kilo* [gerührt-heiter], insgesamt 3,9 Kilo (KG2017: 1095).

Diese Priorisierung quantifizierender, gewissermaßen verwaltungslogischer Eigenschaften sowohl zeitlicher, materieller und räumlicher Ordnung (Wann? Wo? Wie weit? Wie lange? Wie viel?) ist typisch für die Darstellungsweise von Kurt Groscher und das auffälligste Kennzeichen der insgesamt niedrigen Narrativität seiner Lebenserzählung. Maßgeblich werden äußerliche Fakten und Daten geliefert, nur vereinzelt werden Lebensphasen mit Erzählungen im eigentlichen Sinn angereichert. Redewiedergaben, Sozialbezüge und Einblicke in die Innenwelt sind selten und dann eher unterkomplex. Die Stationen des Lebens werden fast ausschließlich chronikalisch mit der biographischen Stimme des Person-Ichs der Vergangenheit berichtet, nur in absoluten Einzelfällen episodisch reinszeniert (so dass „ob wir uns mal treffen können“ das einzige *retelling* im eigentlichen Sinn ist). Zu dieser insgesamt sehr geringen *Erfahrungshaftigkeit* gehört ein geringerer Anspruch an Sinnherstellung bzw. -vermittlung und das fehlende Bedürfnis, Dingen auf den Grund gehen zu wollen (Wie war das für mich? Wie für andere? Wieso war das so? Was bedeutet das? Wie stehe ich in der Retrospektive dazu?).¹⁹ Vielmehr überwiegen auf der einen Seite einfache und nicht ganz konsistente eigentheoretische Erklärungen mit religiösen Mustern (Narrative wie Sünde, Wunder, Versuchung, Bewahrung, Strafe und Segen), die mit einem verminderten Anspruch an eigene Handlungsmacht einhergehen, auf der anderen Seite nicht minder passive explizite Deutungsunsicherheiten (z. B. „ich weiß gar nicht, woran das lag“, „ich weiß allerdings nicht“, „ich weiß also im Grunde genommen bis heute noch nicht so genau, woran es letztlich lag“). Dieser niedrige Anspruch an Sinnbildung lässt sich als *Deutungsmangel* bezeichnen.

Routinisierungs-Technik 4: Deutungsmangel

Beim zweiten Schlüsselfall Joachim Marne war die „gemachte“ erhebunginterne Konsistenz eine entscheidende Eigenschaft der Revisionstypik. Diskrepanzen und Ungereimtheiten ergaben sich erst im Vergleich der beiden Erhebungen, nicht jedoch innerhalb der jeweiligen – insofern durch-„designten“ - Einzelerhebung. Die Haupterzählungen (und übrigen Ausführungen) folgten bei Joachim Marne jeweils streng dem klar konturierten konzeptuellen Narrativ eines Autobiographen-Ichs, das unter hoher Erzählflusskontrolle eingehalten wurde und das auch deren innere Kohärenz garantierte. Bei Kurt Groscher ist das Gegenteil der Fall: Diskrepanzen ergeben sich hier weniger im Vergleich der beiden dann letztlich doch stark parallelisierten Haupt-

19 Selbst in der existentiell bedrohlichsten Lebensphase überwiegt der verwaltungslogische Blick: In der Schilderung seiner Zeit der Arbeitsunfähigkeit und Depression nennt er 2017 Tabletten als seinen damals präferierten Selbstmordplan. Die (ganz sicher nicht scherzend gemeinte) Begründung illustriert seinen nicht sozial und emotional gefassten, sondern organisationslogisch und äußerlichen Stil: „Aber so äh konkret vor'n Zug werfen oder-, und dann noch dann äh dafür sorgen, dass dann der Fahrplan durcheinander gerät bei der DB?, naja.“ (KG2017: 2512)

erzählungsversionen als innerhalb der Haupterzählungen (und übrigen Ausführungen) selbst. Zurückzuführen ist das in erster Linie auf die sehr viel geringere Erzählflusskontrolle, die mit einer geringen Autorhaftigkeit Kurt Groschers korreliert, und die dominierende Vergangenheitsverpflichtung des Berichtens: Seine Lebenserzählung ist so stark an der Darstellung der (äußeren) Vergangenheit orientiert, dass (innere) Zusammenhangs- und Sinnbildung genauso wie adressatenorientierte Identitätsarbeit im Hier und Jetzt kaum eine Rolle spielt. Insofern verfolgt Kurt Groscher gar nicht erst den Anspruch, mit seiner Lebensgeschichte ein gegenwärtig konzeptionell geglättetes, in sich kohärentes „Produkt“ vorzulegen, das eine klar konturierte „Identität“ in ihrem Gewordensein abbildet. Stattdessen ist er jeweils so stark um vergangenheitsstreuere Berichten von Ereignissen mit Daten und Fakten bemüht, dass er selten aus Perspektive der Gegenwart aktualisierend kommentiert und/oder deutet. Somit bleiben seine jeweils damaligen Deutungen und Spekulationen in aller Regel bestehen. Eigentheorien werden dadurch eher additiv chronologisch wie voneinander getrennte Zeitkapseln hintereinander gesetzt, entstammen dadurch strenggenommen gar nicht der Gegenwarts Perspektive, sondern sind vielmehr häufig Relikt der Vergangenheit.²⁰ Aktualisierungen und Kommentierungen aus der Gegenwarts Perspektive könnten Vereinheitlichung, Korrektur oder Kohärenz stiften, eine klarer umrissene Deutungsperspektive signalisieren und damit die Vielstimmigkeit vergangener Einschätzungen zu einer einzelnen distinkten Erzählerstimme vereinen. Solche Aktualisierungen finden jedoch nur äußerst selten statt.²¹ Schon in der Ersterhebung zeigte er eine Deutungsunsicherheit, was nun eigentlich die Ursache seines biographischen Tiefpunkts gewesen sein könnte:

113 KG: ja es ss-, ich weiß also äh im-, im Grunde genommen äh bis heute noch nicht so genau, ähm wo woran es
 114 letztlich lag. Ähm pff ss sicher verschiedene Dinge, die da auch 'ne Rolle gespielt haben, ähm ..
 115 aber ich denke so, dass vielleicht auch ein Grund war, dass ich eben mein Gelübde damals
 116 nicht eingelöst habe, also äh es könnte einer der äh der der Ursachen äh gewesen sein, dass
 117 ich mein Versprechen gegenüber Gott nicht eingehalten habe, dass er ähm mir dann gezeigt
 118 hat, also: „Du hast dich nicht korrekt mir gegenüber verhalten und das ist die Strafe für mein
 119 [sic] Fehlverhalten.“ [seufzt] (KG2006: 113f.)

20 Habermas/Köber 2015 unterscheiden mit Ricœur zwischen *self-sameness* und *self-continuity*: „It is important to differentiate self-sameness from self-continuity. Self-sameness requires not having changed, while self-continuity requires actively bridging personal change so as to render personal identity continuous (Ricœur, 1990)“ (ebd.: [4]). Damit lässt sich bei Kurt Groscher eine serielle *self-sameness* feststellen, die jedoch nicht durch eine biographische Argumentation aus dem Hier und Jetzt überbrückt und verbunden werden, so dass eine *self-continuity* fehlt.

21 Ein anschauliches Beispiel ist die Schilderung, dass der Vater seiner Frau die Hochzeit nicht mehr erlebte. Groscher relativiert seine Deutung dessen als Strafe Gottes schon 2006, 2017 greift er sie dann gar nicht mehr auf: „weil äh mein Schwiegervater den Hochzeitstag-, äh die Hochzeit nicht mehr miterleben konnte. Er ist am 4. Juni 1970 gestorben. Also ich hab' das äh so im Nachhinein dann auch irgendwo als Strafe Gottes angesehen, äh, dass er doch eine längere Zeit ja so massiv äh gegen unsere Verbindung war. Aber das ist natürlich eigentlich irgendwo nicht so ganz richtig, aber das war so mein erster Gedanke und äh er hatte sich eine gewisse Zeit verfestigt.“ (KG2006: 184f.)

Diese Vermutung begründet die Erzählwürdigkeit seiner Religiosität und seines Versprechens an Gott. Gleichzeitig führt eine zweite Vermutung, der zur Folge Selbstbefriedigung den gesundheitlichen Abstieg verursacht haben könnte, zur Erzählwürdigkeit von Sexualität. Die Zweiterhebung zeigt zwar durchaus, dass die eigenthereoretische Deutung schwächer wird, z. B. wird die Erkrankung weniger explizit als Strafe Gottes oder als Folge der Selbstbefriedigung vorgebracht als in der Ersterhebung. Dadurch fehlt nun jedoch nicht mehr „nur“ eine globale Deutungsperspektive der Retrospektive, sondern es geht zusätzlich auch noch die lokale Deutungsperspektive der biographischen Vergangenheit verloren. Viele Erzählperlen und deren Erzählwürdigkeit werden so zum *narrativen Atavismus*, also zu einem aus der Zeit gefallenem Merkmal früherer Bedeutungsträgerschaft. Waren sie in der Ersterhebung noch Beleggeschichten ursprünglicher eigenthereoretischer Spekulationen, geraten sie in der Zweiterhebung zu einer Abfolge von Einblicken in Lebensabschnitte, denen die lokale Sinnstiftung nun noch mehr abhandengekommen ist.²² 2017 wird für sich genommen gar nicht mehr klar, wieso Groscher eigentlich von der Annäherung eines Mannes und von Selbstbefriedigung erzählt bzw. unumgänglich erzählen *muss* und auch die wiederholten Schilderungen der Umzüge seiner Kindheit sind durch die nicht wiederholte Deutungsperspektive der folgenden Einsamkeit und neuen Einzelgängertums ihrer ursprünglichen Beleghaftigkeit beraubt. Er erzählt somit schließlich alles wieder, scheint aber selbst gar nicht mehr zu wissen, wieso. Ganz so, als wäre es inzwischen gar nicht mehr seine Geschichte, als hätte er einfach nur keine andere, die er erzählen kann.

Dieses eigentümliche Fehlen eines gegenwärtigen Verhaltens zur eigenen Vergangenheit bzw. eines retrospektiven *Stancetaking*s gegenüber der eigenen Lebenserzählung möchte ich als *Deutungsmangel* bezeichnen. Da er sich einem sinnbildenden Gestaltschließungszwang so häufig entzieht, kommt es durch *Äußerlichkeit* und *Deutungsmangel* rezeptionseitig zu einem *So what?*: Es bleibt sowohl unklar, welche heutige Relevanz den damaligen Daten und Fakten eigentlich zukommt, als auch, womit die Erzählwürdigkeit seiner Ausführungen zu begründen ist. In der Zweiterhebung lässt Groscher sogar noch mehr Fragen offen: Wieso erzählt er denn von Selbstbefriedigung (wenn sie dann offenbar doch keine Probleme mehr verursacht haben soll)? Welche Rolle spielt das Versprechen gegenüber Gott eigentlich (wenn dessen Bruch offenbar doch gar keine negativen Folgen mehr nach sich gezogen haben soll)? Dass viele seiner Ausführungen ihre eigenthereoretische Kontextualisierung eingebüßt haben, bedeutet allerdings nicht, dass er diese hinter sich gelassen hat, beispielsweise führt meine Nachfrage zum Versprechen an Gott direkt zur erwartbaren Antwort: „Ja. Ähm .. ähm .. also ähm also .. äh das war mir, das war mir natürlich nicht von Anfang an klar, ne? Dass das wohl so, ja dass das äh äh eine Strafe Gottes war, ne? [...] Diese ganzen Dinge, die

22 Es gibt auch *eigenthereoretische Atavismen*, wann immer Deutungen früherer Zeit anachronistisch erhalten blieben, obwohl zwischenzeitliche biographische Entwicklungen diese eigentlich widerlegen. Beispielsweise ist die eigenthereoretische Behauptung, „seit meiner ähm Erkrankung an TBC nicht mehr ernsthaft krank [gewesen zu sein], es ging mir in den nachfolgenden Jahren immer .. gut bis sehr gut“ (KG2017: 1840f.) wichtig, um nahezu legen, dass es richtig war, die Behandlung durch Ärzte abzubrechen und stattdessen auf Gott zu vertrauen. Allerdings gesteht er über Detaillierungszwänge zu seinem Gedächtnis ein, Hautkrebs zu haben, deshalb werde er „immer wieder operiert, ne?, seit 23, 24 Jahren“ (ebd.: 2835f.).

ich-, die negativen Dinge, [...] die ich nach meiner [...] Rückkehr äh von diesem Volontariat [...] dann erlebt habe. [...] Ähm äh und äh.“ (KG2017: 1240f., Aufmerksamkeitsbekundungen entfernt). Und selbst auf meine Nachfrage, ob er den „Österreicher“ des „ob wir uns mal treffen können“-*retellings* als Versuchung sehe, offenbart sich, dass Groscher durchaus mehr Deutungen in der Hinterhand hält als er auf der Hauptbühne der Stegreiferzählung hat erkennen lassen: „Also ich denke mal ähm, nachdem der sich so'n bisschen .. merkwürdig verhalten hat, [...] *dass das 'n Schwuler war.* [leiser, etwas verschwörerisch] [...] Also ich meine ich hab nichts gegen Schwule, ne?, *aber* [betont]-. ..“ (ebd.: 2123f.). Auch die Deutung seiner lebensbedrohlichen Lungenerkrankung leistet er erst im Nachfrageteil, die durch den Umstand, dass er nur deshalb in der Klinik seine spätere Frau kennenlernen konnte überraschend ausfällt: „Nee, das ist Fügung. Also das ist eindeutig Fügung, [...] also nicht als Strafe“ (ebd.: 2312f.).

Zusammenfassung Kurt Groscher

Die Analyse des Schlüsselfalls Kurt Groscher hat gezeigt, wie Revisionsbemühungen (die bei Marne noch erfolgreich waren) scheitern können, so dass sich die gleichen Inhalte auf gleiche Weise – notfalls durch Umwege – durchsetzen: Wo Marne noch über *Auslassungsrevision* die Relevanztilgung unliebsamer Episoden und Inhalte gelang, setzen sich diese bei Groscher per *Darstellungszwang* dennoch durch, insofern sich gerade die unliebsamen Episoden als narrativ baustatisch erweisen und somit einen verbindlichen Erzählpfad vorschreiben, dem er folgen muss, um seinen Lebensweg schildern zu können. Marne gelang über *Abschwächungsrevision* die Relevanzminderung obligatorischer Inhalte, während Groschers verzögernde *Ausweichungsversuche* über notwendige Vorausdeutungen und Rückgriffe deren Relevanzen letztendlich sogar eher noch hervorheben. Während Marne per *Umänderungsrevision* notfalls ereignismodifizierende und per *Umdeutungsrevision* deutungs-modifizierende Umerzählungen vornahm, bleiben bei Groscher in Form von *Äußerlichkeit* sowohl die quantifizierende Darstellungslogik und die niedrige Narrativität konstant, als auch in Form von *Deutungsmangel* verschiedene Inkohärenzen und Plausibilitätshürden innerhalb der Erzählversionen durch Reproduktion erhalten.

Diese Art der Wiederholung und Angleichung der Lebenserzählung lässt sich als *Routinisierung* bezeichnen, die vier vorgestellten Phänomene entsprechend als *Routinisierungstechniken*. Die Metapher des Fahrplans drängt sich auf: Solange Groscher sich an das innere Ablaufskript und damit seine Wegerfahrung hält, läuft der Erzählstrom im Sinne der Wiederholung. Verlässt er die vorgeformte Route jedoch und versucht an Stationen vorbei zu erzählen (z. B. Erfahrungen in Frankreich, Widerstand des Schwiegervaters), gerät der Erzählstrom ins Stocken und reißt ab: Er muss diese dann umständlich per Umweg doch „anfahen“, um auf der Strecke seiner Lebenserzählung voranzukommen. Kurt Groscher hat sich eine Selbstverhältnisstrategie durch Selbstoffenbarung zurechtgelegt, die fundamental auf die Darstellung von Tief- und Wendepunkten angewiesen ist. Er benötigt somit jedes Glied dieser Logikkette, um sein Leben zu vermitteln: Die Geschichte seines beruflichen und privaten Aufstiegs zum Hausbesitzer und Familienvater kann er nur erzählen über den Wende-

punkt des Kennenlernens seiner Frau durch die Lungen-Erkrankung.²³ Diesen Wendepunkt kann er jedoch nur erzählen über den vorigen gesundheitlichen Tiefpunkt, der zur Arbeits- und Lebensunfähigkeit geführt hatte. Aber auch dieser Tiefpunkt hat wieder seine Vorgeschichte. Diese transportiert er in der Ersterhebung über das eigen-theoretische *Narrativ der Selbstverschuldung*. Dieses legt mal theologische, mal körperliche Begründungen vor, aber auch das gebrochene Versprechen gegenüber Gott oder die Selbstbefriedigung müssen wiederum hinreichend unterfüttert werden. So sieht sich Groscher in der Bringschuld, sowohl die eigene religiöse (Selbst-)Sozialisation als auch die Episode mit dem Österreicher als Motivgeber, notwendigerweise auch noch erzählen zu *müssen*. Diese Unausweichlichkeit der Selbstoffenbarung zeigt sich auch auf Ebene der konkreten Erzählsituation und seiner Erzählhaltung: Die gegen die eigene Diskretion und Scham verstößende notwendige Thematisierung der eigenen Sexualität ist auf der inhaltlichen Ebene der stärkste Indikator für die Rücksichtslosigkeit seiner Selbstdarlegung. Doch auch in seiner physischen Körperlichkeit illustriert Kurt Groscher dieses selbstkonfrontative Sichtbarmachen: Nervöses Reiben der Hände und Finger, rhythmisches Streichen oder Klopfen auf dem Tisch, schweres Atmen, brüchige Stimme, zögerliches, abgehacktes Sprechen, Reiben durchs Gesicht, über den Kopf, über die Oberschenkel, gebeugte Haltung, gesenkter Blick etc., insbesondere bei heiklen Inhalten und Reflexionsfragen zeigt Herrn Groscher als Mensch, der sich nicht davor scheut, sich selbst zu quälen und mit sich zu ringen. Leicht fällt ihm der Bericht äußerer Daten, äußerst schwer bis hin zur Kapitulation fallen ihm dagegen Fragen nach der Bedeutung von Ereignissen oder die Reflexion abstrakterer Themen. Diese Selbstdarlegung, die sich bewusst dem Urteil und der Sinnauslegung des Gegenübers ausliefert, tritt somit offenbar an die Stelle einer eigenen Selbstauslegung. Dies hängt sicherlich zusammen mit dem insgesamt geringen Biographisierungsgrad Groschers: In einem tiefen Sinn erfüllt er den Erzählauftrag nicht, um (narrativ) *Biographie zu machen*, sondern um (chronikalisch) Lebens(ver)lauf zu protokollieren.

Zusammenfassend ließ sich somit zeigen, wie ein geringes Selbstverhältnis in Kombination mit dem Vertrauen in eine bedingungslose Selbstoffenbarung zu einer *Beichthaltung* führt, die eine weitestgehend unkommentierte Darstellung äußerer Ereignisse mit entsprechender Vergangenheitstreue präferiert.²⁴ An die Stelle auto-

23 In der Ersterhebung schildert er das Kennenlernen im Rahmen der Haupterzählung folgendermaßen: „Und am 5. Januar 1967, als ich äh nach [Kurort B]^ kam, ähm .. äh ich möchte sagen, von dem äh Zeitpunkt an hat sich mein Leben, nicht schlagartig, aber doch ähm ja erheblich verändert. Das war nämlich der Tag, an dem ich meine Frau kennen gelernt habe.“ (KG2006: 149). In der Zweiterhebung spricht er auf die Frage hin, ob er die Lungen-Erkrankung als Strafe Gottes sähe, selbst als Wendepunkt und nutzt die Denkfigur der Wiedergeburt: „das seh' ich dann auch als Fügung. Das seh' ich dann schon wieder-, [...] also das war sozusagen der Wendepunkt. Der Wendepunkt äh zum Positiven hin äh und zu einem, ich hab' ja gesagt zu einem .. äh befreiten Leben, also äh neu-, neuem Leben. Das Leben wurde mir im Grunde genommen, dadurch neu geschenkt.“ (KG2017: 2329f.)

24 Beichthaltung zieht sich auch durch seine Lebensdarstellung: Obwohl Protestant, nutzt und schätzt er tatsächlich auch kirchliche Beichte und selbst Probleme in der Ehe will er damit dann aber auch erledigt wissen. Spenden des Zehnten, Gebetshilfe (Abschlussprüfung, Schwangerschaften, Gesundheit u.ä.) und – in säkularer Form – offene Briefe zeigen diese Selbstdarlegung vor einer „höheren Instanz“.

biographischer Sinnstiftung tritt das Offenlegen des eigenen Lebensweges, es wird somit grundsätzlich weniger *narrativ* erzählt als *chronikalisch* berichtet. Der konkrete Inhalt des biographischen Repertoires ist jedoch durchaus nicht wertneutral zusammengestellt, sondern ist durch das religiös informierte *Narrativ von Schuld, Fügung und Segen* ganz grundlegend präfiguriert, womit eine Vorkonfektionierung des biographischen Repertoires einhergeht. Diese religiöse Präfiguration wirkt auch noch in der Zweiterhebung, selbst wenn die eigentheoretischen Explikationen schwächer geworden sind oder erst auf Nachfrage erfolgen.

6.4 Phänomene des Nicht-Gleich-Wiedererzählen-Könnens bei Vera Bergmann

Mit dem vierten Schlüsselfall geht die Einzelfallanalyse zu den Fällen über, bei denen die Zwischenzeit durch starke Veränderungen geprägt war. Vera Bergmann (5w, *1947) ist durch den tragischen Tod ihres zweiten Ehemannes Ende 2014 zum Zeitpunkt der Zweiterhebung 2017 noch immer – und durch den unmittelbar bevorstehenden Geburtstag des Verstorbenen wieder neu – dabei, sich mit ihrer Verwitwung zu arrangieren. Der zwischenzeitliche biographische Erwartungsbruch geht nicht nur einher mit der Durchkreuzung des ursprünglichen Lebensplanes, sondern verändert auch den gegenwärtigen Blick in die bzw. auf die eigene und gemeinsame Vergangenheit. Überwiegt zu Beginn der beiden Haupterzählungen noch Reproduktion kommt es in der Zweitversion zur narrativen Abbruchkante, sobald lebenszeitchronologisch das Kennenlernen des zwischenzeitlich verstorbenen Ehemannes erreicht ist. In der Makroanalyse zeige ich, wie dieser entscheidende *Erzählbruch* zu assoziativen Suchbewegungen und Relevanzfindungsprozessen führt (6.4.1, A). In der Mesoanalyse steht die damit verbundene Umverteilung von Erzählwürdigkeit im Fokus (6.4.1, B), woraufhin ich in der Mikroanalyse auf geringfügige, aber weitreichende Versionenunterschiede in einer Einzelereigniserzählung aufmerksam mache (6.4.1, C). Die abschließende Fallstrukturtypik führt die Auswertungsergebnisse zusammen, wo ich den Fall als **Typus der Reorientierung** fassen werde (6.4.2).

05w „Vera Bergmann“, 1947 geboren (59 bzw. 69 Jahre alt bei Erhebung)	
Ursprungsfamilie	Jüngere Schwester, Großmutter und Mutter gaben für Enkel jeweils Berufstätigkeit auf
Familienstand	1. Ehe (1967 bis ca. 1984), Geburt Sohn Patrick 1967, Geburt Sohn Martin 1972 (stirbt nach wenigen Tagen), Adoptivsohn Florian (6 Jahre) 1972, 2. Ehe (ab ca. 1984, 2014 Verwitwung), 2. Adoptivsohn Stefan (5 Jahre) 1989, Pflegekind Dennis 1993 bis 2005.
Wohnsituation	Lebt inzwischen alleine mit zwei Katzen im selbst gebauten Eigenheim, ländlich.
Ausbildung	Volksschule, Lehre Masseurin, Meisterprüfung
Berufserfahrung	Selbstständige Masseurin von 1970 bis 1988.
Gesundheit	Zwischenzeitlich: Herzinfarkt (2015)
Material	2006: 20 Minuten Stegreiferzählung, 156 Min. gesamt (234 von 2319 Zeilen) 2017: 57 Minuten Stegreiferzählung, 313 Min. gesamt (1077 von 6295 Zeilen)
Zwischenzeit	Geburt des Enkelkinds Finn-Luca (von Stefan, 2010), Tod des Ehemannes (2014)

6.4.1 Zentrale Befunde der Fall-Auswertung

A – Makroanalyse

Trotz der vorigen Ankündigungen zeigt sich Vera Bergmann im Vorgespräch überrascht, dass der Erzählstimulus auf einen gesamtbiographischen Erzählauftrag setzen würde, sie hatte „*gedacht, das wär' abgehakt* [lachend]“ und nur mit der Erhebung der Zwischenzeit gerechnet, lässt sich mit der Ankündigung „*Oh weia* [lachend] .. des gibt ja 'n langes Ding“ aber direkt ein. Und tatsächlich weist die Haupterzählung der Zweiterhebung von 2017 den dreifachen Umfang auf. Die graphische Globalrekonstruktion zeigt, dass dem klar aufgeräumten und lebenszeitsynchron verlaufenden Erzählfluss von 2006 nun eine geradezu chaotische Fragmentierung gegenübersteht:

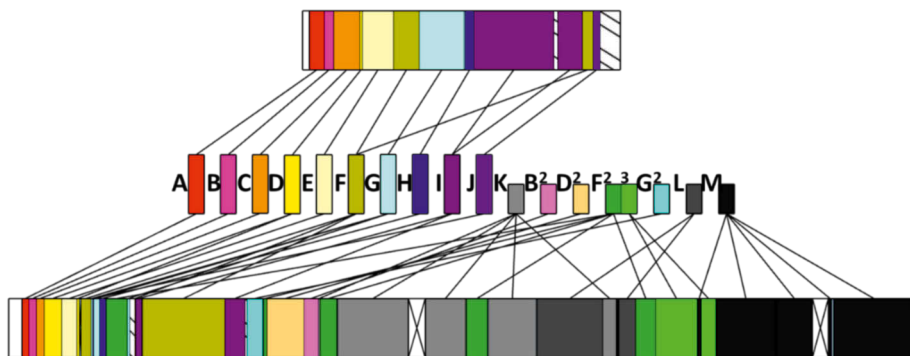


Abbildung 22: Globalstruktur Vera Bergmann (05w-VB) (durchkreuzte Segmente: externe Störungen, schraffiert: Reflexionspassagen):

(A = Geburt/Ursprungsfamilie/Schule/Lehre, B = Heirat/1. Sohn Patrick/Meister/Lehrlinge, B₂ = Aktualisierung Patrick, C = 2. Sohn kurz nach Geburt verstorben/Adoptivkind Florian, C₂ = Aktualisierung Florian, D = Trennung vom 1. Mann/Aufgabe des Salons/Tennis/Kennenlernen 2. Mann Peter, E = Beziehungsbeginn Peter/Hochzeit/Enterbung von Peter, F = Adoptivkind Stefan, F₂ = Aktualisierung Stefan (mit Chantal), F₃ = Enkel Finn-Luca, G = Pflegekind Dennis, G₂ = Aktualisierung Dennis, H = Pflege und Tod des Vaters, I = Ehrenamtliches Engagement, J = Alltagsleben 2. Ehe, K = Gegenwart mit Mann [2006] bzw. Krankheit und Tod des Mannes (2017), L = Zeit als Witwe seit 2014, M = Zukunft)

Auffällig ist der lebenszeitchronologisch und im Versionenvergleich erzählzeitlich zunächst noch synchrone Einstieg, der dem Reproduktionstypus entspricht:

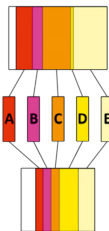


Abbildung 23: Detail Erzähleinstieg (05w-VB)

Globalerzählperlen A-B-C-D-E werden in beiden Erhebungen stark gerafft, klar voneinander abgetrennt und in lebenszeitchronologischer Abfolge abgearbeitet und danach nicht noch einmal aufgegriffen. Sie sind als Vorvergangenheit also beide Male erzählerisch schnell und geordnet zu bewältigen: Geburt und Ausbildung (A), Heirat im Alter von 20 Jahren, erster Sohn Patrick und Meisterausbildung (B), Tod des zweiten Sohns Martin bei der Geburt und erstes Adoptivkind Florian (C), Tennis, das im Alter von 37 Jahren zum Kennenlernen des späteren zweiten Mannes führt, Trennung vom ersten Mann und Aufgabe des eigenen Ladens mit Beendigung der Berufstätigkeit im Alter von 41 Jahren (D), schließlich Beginn der Beziehung mit dem späteren zweiten Mann (E). Mit dieser fünften Etappe erreicht Vera Bergmann einen biographischen Umbruchspunkt, der zwei Lebensabschnitte voneinander trennt. Sie markiert diesen in beiden Versionen mit einer Zwischencoda:

Z.	<i>Eingangserzählung (05w-VB) - Segment 18 bzw. 14</i>		Z.
59	VB: Joh, und so bin ich jetzt auch schon wieder 21 Jahre hier in [Stadtteil A	VB: und dann ham wir hier	80
60	von Stadt E/Wohnort]^. (lacht)	gebaut, das sin jetzt-,	
61	!l: Mhm.	25 Jahre sin' wir hier	81
62	VB: Das is' schon lange her...	im Haus.	

Diese zeitlich (21 Jahre vs. 25 Jahre) und räumlich (in [Stadtteil] vs. im Haus) unterschiedlich gesetzte Selbstverortung verfolgt das gleiche Ziel: Die Datierung eines neuen Lebensabschnitts, die sie 2006 noch über ihren Wegzug vom Wohnort der ersten Ehe herleitet („ich“), elf Jahre später dagegen über das gemeinsame Wohnen im eigenen Haus („wir“). Dieser erzählräumliche und erzählzeitliche Gegenwartsanschluss („jetzt“/„hier“) erweist sich als biographisches Plateau, das als Orientierungspunkt die Vorvergangenheit des ersten Lebensabschnitts und die Nachvergangenheit des zweiten Lebensabschnitts voneinander trennt. In der Ersterhebung kann sie von diesem aus lebenszeitchronologisch weitererzählen und eine zeitlich geordnete Stegreiferzählung leisten. In der Zweiterhebung stürzt der Erzählfluss hier jedoch über eine Abbruchkante, der Erzählplan reißt ab und assoziative Themen- und Zeitsprünge fragmentieren die Stegreiferzählung.

In diesem Durcheinander der graphischen Gegenüberstellung fällt noch etwas auf: Zum einen die deutliche erzählzeitliche Relevanzsteigerung, insbesondere von Globalperle F, dem Adoptivsohn Stefan, die nun – gerade mit den Aktualisierungen zur zwischenzeitlichen Familiengründung des Sohnes (F2 und F3) – sehr häufig aufgegriffen wird. Zum anderen die neue erzählzeitliche Dominanz der näheren Gegenwart des Mannes (Globalperle K), die nun von dessen Krankheit und Tod handeln, ihrer Gegenwart als Witwe (L) und – was 2006 noch völlig fehlte – der Antizipation von Zukunft. Auffällig ist auch, dass sie die weitreichendste Aktualisierung der Zwischenzeit, den Tod ihres Mannes (K), erst thematisiert als der damalige Stand aller früheren biographischen Etappen (A-J) auserzählt ist (erkennbar daran, dass die Verbindungslinien zu K von links nicht gekreuzt werden). Nach diesem zweiten fundamentalen biographischen Umbruch hat sie die Vergangenheit erzählzeitlich hinter sich gelassen und thematisiert nur noch die gegenwartsnahen zwischenzeitlichen Aktualisierungen (B2, D2, F2, F3, G2), Gegenwart (L) und Zukunft (M). Bemerkenswert scheint mir, dass Vera Bergmann ihre Verwitwung weder in den Vorgesprächen vorweggenommen hatte noch in der Stegreiferzählung voraussündigt. Lediglich das gedrückte Erzählklima

mit ihrer bedächtigen und häufig etwas brüchigen Stimme und ihrem immer wieder schweren und tiefen Durchatmen signalisierte deutlich eine noch nicht einzuordnende Bedrücktheit. Erst an der entsprechenden lebenszeitchronologischen Stelle – also erst nachdem alle anderen, zeitlich davor liegenden Themen abgearbeitet sind – gibt sie nach etwa einer halben Stunde Erzählzeit eine Ankündigung („Ja un .. ja ... ähm .. 2012 nee, war das-, das war noch net die schlechte Zeit, 2012 ist dann mein Mann 60 geworden, wir haben unseren ersten .. Urlaub gemacht, 'n schönen Urlaub, es war alles gut ..“ [VB2017: 391f.]) und erzählt kurz darauf, dass ihr Mann ein Jahr später eine Krebsdiagnose erhielt und vor zweieinhalb Jahren schließlich verstorben ist und sie also dabei ist, ihr Leben als Witwe neu zu ordnen.

Was man der Visualisierung der Globalstruktur nicht ansieht ist, dass ihre Haupterzählung gar nicht zum Ende findet, sondern ihre Schlusscoda eher durch emotionale Überwältigung zustande kommt: „*Jaja. Ahje.* [wird von der Trauer wieder eingeholt] ... *Ja* [schwer atmend]. *So.* [als Schlusscoda betont]“ (VB2017: 1077). Durch mein inhaltliches Feedback, dass die Ärzte also gar nicht erst falsche Hoffnung geweckt hätten, kommt die Stegreiferzählung nahtlos direkt wieder in Gang. Allerdings zeigen die folgenden 3.500 Zeilen durch ihre grundsätzliche Selbstläufigkeit zwar deutlichen *Haupterzählungscharakter*, sind jedoch insofern ko-konstruktiv stärker beeinflusst, als sie verschiedentliche Reaktionen und Eingaben durch mich als dem sozialen Gegenüber beinhalten.²⁵ Erst mit dem Vorschlag des Interviewenden „Sollen ma' uns den Fragen widmen?“ (VB2017: 4534) kommt es zu einem klaren Übergang zum externen Nachfrageteil mit den standardisierten, Fremdrelevanzen setzenden Forschungsfragen. Eine Visualisierung der Gesamtverläufe der narrativen Interviews zeigt die erzählzeitlichen Relationen und markiert meine Interventionen in diesem Teil:



Abbildung 24: Interviewgesamtverläufe Vera Bergmann (05w-VB)

(orange: Haupterzählungen, gelb: Haupterzählungscharakter mit markierten Interventionen durch den Interviewenden, blau: Nachfrageteile)

In der folgenden Mesoanalyse werde ich darauf eingehen, welche Thematisierungen in diesem Teil dominieren.

25 Insbesondere verständnissicherndes Nachhaken (z. B. „I: ich hab' bisschen den Überblick verloren, Dennis war?“ [Z. 1518]), vereinzelt selbstwertförderndes Feedback zu belastenden Sequenzen (z. B. „I: Das ist ja dann total gut, dass Sie das dann schaffen zu sagen: ‚Nein, es geht nicht.‘“ [Z. 1582] oder „Ich find das ganz beeindruckend“ [Z. 4284]) und nur in seltenen Fällen zu relevanz-beeinflussenden bzw. relevanz-reinitiiierenden Detaillierungs- oder Reflexionsfragen wie z. B. „I: ‚Grad nochmal zu-, dass ich mir das vorstellen kann, was für psychische Krankheiten sind das dann? Also sie müssen Medikamente nehmen?“ (Z. 1973) und „I: Ich würd' gern' nochma auf-, zum-, zum-, Abschluss jetzt *von* [gleichzeitig] dem Teil auch nochma' zu Ihrem Mann *kommen:* Er hat ja en-, 'en *unfassbar unfairen* [betont] Preis bezahlt für die Ehe dann, das ist ja nicht auszuhalten, mit der Enterbung dann“ (Z. 3475). Es handelt sich also im Wesentlichen um Interventionen, wie sie für die Psychotherapie als Klarifizierung, Validierung, Paraphrasierung und Deutung bezeichnet werden (vgl. Scarvaglieri 2013).

B – Mesoanalyse

Was die Kontextualisierung und Verkettung von Erzählinhalten anbelangt, ist die makroanalytische Beobachtung von besonderer Bedeutung, dass die Haupterzählungen zu Beginn noch lebenszeitchronologisch parallel laufen. Nach dem raumzeitlichen Gegenwartsanschluss setzt sich diese Synchronizität im Falle der Erstversion fort, in der Zweitversion kommt es allerdings zu kreisenden, assoziativen und oft fragmentierten Zeit- und Themensprüngen. Diese *narrative Suchbewegung* geht mit erzählzeitlichen Relevanzverschiebungen einher, die sich wie bereits bei Kurt Groscher mit Hilfe einer *heuristischen Defragmentierung* sichtbar machen lassen:

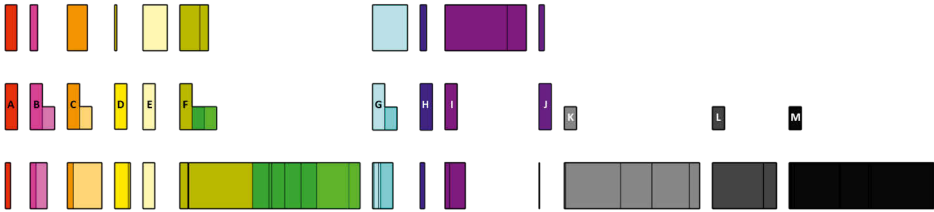


Abbildung 25: Heuristische Defragmentierung der Haupterzählungen (05w-VB)

(mittig: biographische Themenkomplexe, chronologisch nach erstem Auftreten [A = Geburt/ Ursprungsfamilie/Schule/Lehre, B = Heirat/1. Sohn Patrick/Meister/Lehrlinge, B2 = Aktualisierung Patrick, C = 2. Sohn kurz nach Geburt verstorben/ Adoptivkind Florian, C2 = Aktualisierung Florian, D = Trennung vom 1. Mann/Kennenlernen 2. Mann, E = Beziehungsbeginn 2. Mann/Hochzeit, F = Adoptivkind Stefan, F2 = Aktualisierung Stefan (mit Chantal, F3 = Enkel Finn-Luca, G = Pflegekind Dennis, G2 = Aktualisierung Dennis, H = Pflege und Tod des Vaters, I = Ehrenamtliches Engagement, J = Alltagsleben 2. Ehe, K = Krankheit und Tod des Mannes, L = Zeit als Witwe seit 2014, M = Zukunft])

Durch die Visualisierung wird augenfällig, dass die meisten Themen kürzer oder deutlich kürzer behandelt werden: Kindheit und Jugend (A), die erste Ehe (B), der Tod des zweiten Sohnes und die damit zusammenhängende Adoption Florians (C), Beziehungsbeginn und Ehe mit zweitem Mann (E), das Verhältnis zu Pflegesohn Dennis (G) und auch die ohnehin verschwindend geringe Darstellung des Alltagslebens der zweiten Ehe (J). Erzählzeitlich deutlich eingebrochen ist die Thematisierung der ehrenamtlichen Tätigkeiten (I), die vehement an Erzählwürdigkeit eingebüßt haben. Die Nacherzählung der Pflege und des Todes ihres Vaters (H) hat dagegen ihren festen Platz und erfolgt im Wesentlichen stabil (wie auch die Mikroanalyse zeigen wird). Relevanzsteigerung der Vorvergangenheit kommt lediglich der Zeit zwischen den beiden Ehen zu (D). Neues Erzählmaterial entspringt natürlich insbesondere den Aktualisierungen, die sich aus Entwicklungen der Zwischenzeit der Erhebungen ergeben: Das aktuelle Verhältnis zu Patrick (B2) und Florian (C2), aber insbesondere Krankheit und Tod des zweiten Mannes (K) und die Alltagsbewältigung als Witwe seit 2014 (L).

Zwei weitere Relevanzsteigerungen sind jedoch von größerer Bedeutung: Zum einen die neuartige Erzählwürdigkeit von Zukünftigkeit (M), die in der von Allgegenwart geprägt Ersterhebung noch keine Rolle spielte und nun ausführlich als teils unsichere, teils verloren gegangene Perspektive verhandelt wird. Zum anderen die deutliche Relevanzsteigerung des Adoptivkinds Stefan (F), seiner Beziehung und Ehe

mit Chantal (F2) und des gemeinsamen Sohnes Finn-Luca (F3). Tatsächlich stehen diese beiden beträchtlichen erzählzeitlichen Umfangssteigerungen und neuen Relevanzschwerpunkte miteinander in Zusammenhang, da der Enkel Finn-Luca – verstärkt durch die psycho-soziale Unselbstständigkeit seiner Eltern – als aktuelles Projekt dient, mit dem Vera Bergmann den Zukunftsunsicherheiten begegnet und ihrer Witwenschaft nicht nur Handlungsmacht und Selbstwirksamkeit abringt, sondern auch neue biographische Sinnhaftigkeit.

Eine heuristische Defragmentierung, die beide Erhebungen gegenüberstellt und den teils ko-konstruktiv beeinflussten Interviewteil mit Haupterzählungscharakter mit einbezieht (vgl. Abb. 26) bestätigt diese Trends: Zwar reicht Vera Bergmann mit zahlreichen Aktualisierungen noch viel Erzählwürdigkeit zu den übrigen Söhnen (B2, C2, G2) nach, konzentriert sich jedoch auf Stefan, Chantal und Finn-Luca (F2, F3). Weitere Exkurse bauen alle Thematisierungen des Lebens mit dem verstorbenen Mann noch weiter aus, die Übergangszeit zwischen den Ehen (D), der Beziehungsbeginn (E), das Alltagsleben der Ehe (J) und weitere Detaillierungen zu Krankheit und Tod (K) sind entsprechende Schwerpunkte.

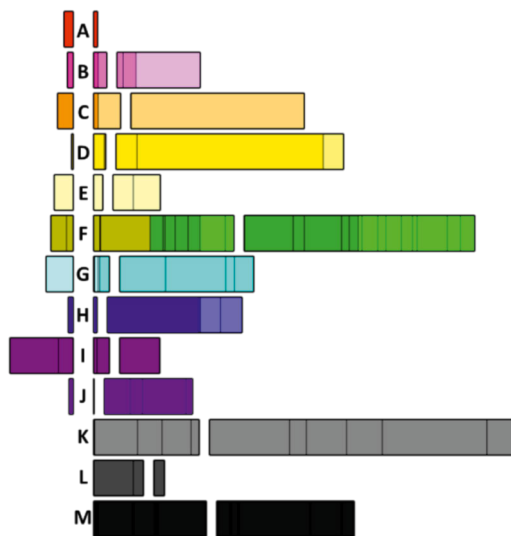


Abbildung 26: Gegenüberstellende heuristische Defragmentierung (05w-VB)

Insgesamt fällt auf, dass Vera Bergmann in beiden Versionen deutlich *präsentisch* biographisiert, also zurückliegende Lebensphasen ohne unmittelbare Gegenwartsauswirkung eher knapp behandelt werden, während aktuelle Beziehungs- und Unterstützungsorientierungen zu weiten Ausführungen von Hintergründen, Beleggeschichten und Vorerfahrungen führen. Im Gegensatz zu Ilse Heberling wird Vera Bergmann somit keineswegs von Vergangenheit eingeholt, sondern holt Vergangenheit eher bewusst herbei, um die Hintergründe von Aufgaben und Herausforderung der Gegenwart nachvollziehbar zu machen. Kamen in der Ersterhebung mit Adoptivkind Florian (C), Beziehungsbeginn mit dem zweiten Ehemann (E), Adoptivkind Stefan (F) und Pflegekind Dennis (G) vor allem gemeisterte Herausforderungen und mit dem Erzähltschwerpunkt des ehrenamtlichen Engagements (I) sogar eine unbeschwertere

Alltäglichkeit in den Blick, liegen die Erzählrelevanzen der Zweiterhebung bei den zwischenzeitlich entstandenen und noch aktuell zu bewältigenden Belastungen. Durch ihren Handlungsfokus auf die Unterstützung von Stefan, Chantal und Finn-Luca (F2 und F3) leiden die Beziehungen zu den übrigen angenommenen Söhnen: Florian hat den Kontakt abgebrochen (C2), zu Dennis ist sie selbst auf Distanz gegangen (G). Insbesondere der Planbruch durch den Tod ihres zweiten Mannes stellt natürlich die größte Erzählwürdigkeit dar, nicht nur die Ausführungen zu dessen Krankheit und Tod (K), sondern gerade auch die Zwischenzeit der Ehen (D) und die Antizipation von Zukunft (M) greifen erzählzeitlich entsprechend deutlich Raum. Dadurch zeigen sich neue und hochinteressante Phänomene der (Lebens-)Zeitlichkeit, denn im Hinblick auf die Zwischenzeit der Ehen finden sich bei Vera Bergmann nun was-wäre-gewesen-wenn-Gedankenspiele (vgl. 6.4.2) und ein Auftauchen von Zukünftigkeit, von denen in der präsentisch noch ungebrochenen Ersterhebung jede Spur fehlte.

C - Mikroanalyse

Lokal-Beispiel 1: „Das hatte meine Mutter mir schon gegeben“

Aus dem folgenden *retelling* leitet sich ein konkreter matrilinearer familiärer Generationenvertrag zur Kinderbetreuung ab. Es ist in beiden Erhebungen unterschiedlich kontextualisiert: In der Ersterhebung folgt es im Rahmen der beruflichen Charakterisierung der Eltern, die Mutter sei „Bürokaufmann gewes'n“, aber „mit Anfang 40 hat se aufgehört, als ich dann eben .. mein Kind hatte und mein [Geschäft] hatte. Da is' se *da voll* [betont] eingestieg'n, na?“ (VB2006: 271f.), hat also „im Laden geholfen, hat die .. Kinder versorgt, hat mit denen Hausaufgaben gemacht“ (VB2006: 275). Einleitend für die Einzelereigniserzählung resümiert sie entsprechend: „das war dann für die .. meine Kinder wieder so 'ne Oma, wie ich hatte. Na? Und das war einfach *schön* [betont].“ In der Zweiterhebung wird das *retelling* nicht über die Mutter, sondern über ihre Betreuung des Enkels Finn-Luca eingeführt, denn natürlich springe sie jederzeit ein: „„Mama, öhm, kannst du kommen, kannst du mal-., aber das ist alles kein Thema, dafür hatte ich auch meine Mutter.“ (VB2017: 2077f.). Durch diese Andeutung entsteht ein verständnissichernder Detaillierungszwang, der die eigene damalige Abhängigkeit auf Unterstützung als junge Mutter veranschaulicht: „ich war mit 20 Mutter, ich hab' meine Mutter gebraucht! Ich hab' mich selbstständig gemacht mit dem Säugling!“ (VB2017: 2082f.).

An diesen Stellen erfolgt in beiden Erhebungen das *retelling*, das synchron genug verläuft, um es als Synopsenbaum darstellen zu können (vgl. Abb. 27, gegenüber). Das Kernereignis handelt davon, wie Vera Bergmann ihrer Mutter an deren Lebensende die empfundene moralische Verpflichtung zur Gegenleistung demonstriert habe („zurückgeben“), was von dieser mit Verweis auf ihre eigene Mutter entlastet worden sei („Das hatte/hat [mir] meine Mutter [mir] schon [alles] gegeben“). Durch die hohe Stabilität der Darstellung dieses Kernereignisses, fallen die beiden wesentlichen Unterschiede umso stärker ins Gewicht: Erstens zeigt die Auslassung des Redewiedergabeteils „Gib's an deine Kinder weiter“ wie spätere Ereignisse die Darstellung früherer Ereignisse rückwirkend aktualisierend modifizieren können. Denn durch die Geburt des Enkelsohns Finn-Luca ist der

damalige Rekurs auf die Kinder inzwischen überholt. Die durch diese Auslassung entstehende Lücke füllt sie in der Zweitversion mit einer Wiederholung der Zentralaussage, die passend zum generativen Wechsel auf den inzwischen geborenen Enkel eine Reformulierung zum generativen Perspektivwechsel von „meine Mutter“ zu „Euer Oma hat *mir* [betont] dat schon gegeben!“ aufweist. Zweitens ist der neue Einschub zum Thema Streit in der Zweiterhebung („ihr hattet nie Streit“) verblüffend: Ausgerechnet im Zustand der (vorgeblichen) familiären Harmonie zum Zeitpunkt der Ersterhebung hatte die Gleichsetzung der Mutter von schönem Leben und der Abwesenheit von Streit in der Familie gefehlt. Zum Zeitpunkt der von familiären Herausforderungen, Kontaktschwierigkeiten, Vorwürfen und Distanzierung geprägten zweiten Erhebung kommt es – inzwischen kontrafaktisch – zu dieser Ergänzung. Dem Ereignisprotokoll der gewissermaßen „letzten Worte“ der Mutter wird rückwirkend also die Lobpreisung einer familiären Harmonie eingeschrieben, die mittlerweile eigentlich verloren gegangen ist.



Abbildung 27: Synopsenbaum „Das hat mir meine Mutter schon gegeben“ (05w-VB)

Das *retelling* fungiert als Beleggeschichte einer innerfamiliären Traditionsbildung großmütterlicher Kinderbetreuung: Vera Bergmann und ihre Schwester waren von der Großmutter versorgt worden, um die Berufstätigkeit ihrer Mutter als „Bürokaufmann“ zu ermöglichen, im Gegenzug hatte die Mutter ihre Berufstätigkeit „mit Anfang 40“ beendet, um ihrerseits durch Enkelpflege die Selbstständigkeit und Fortbildungspraxis Vera Bergmanns zu ermöglichen, ohne sich von den Vätern als Unterstützungssystem abhängig machen zu müssen bzw. um nicht durch die familiären Nicht-Beteiligung der Väter zurückstecken zu müssen. In der nächsten Generation, bezogen auf den kurz vor der Einschulung stehenden Finn-Luca, dient diese Unterstützungsleistung nun zwar nicht mehr der Berufstätigkeit, aber immerhin der Entlastung seiner psychisch erkrankten, arbeitsunfähigen Eltern. Dadurch empfindet Vera Bergmann allerdings den moralischen Auftrag, deren Schwächen als Eltern zu kompensieren. So verwundert es nicht, dass es gerade diese elterliche Kompensationsleistung der Großmutter-Figur ist, die ihr die größten Zukunftssorgen bereitet:

VB: Aber ich denke der wurschtelt sich ma durch, der, .. öh. Ich denke nur .. ich hoffe nur dass es nit zu schlimm wird wenn er merkt, dass er irgendwann .. mh .. vielleicht (ca. 3 Sekunden Pause), ja: *Besser ist als seine Eltern.* [etwas leiser, fällt ihr nicht leicht] [...] Da hab' ich bisschen Angst davor, [...] ich hoffe, dass ich *da* [betont] noch *da* [betont] bin um ihn *da* [betont] zu bremsen, [...] um ihn *da* [betont] in die richtige Richtung zu kriegen. [...] *Das* [betont] hoff ich. [...] Das hoff' ich. (ca. 4 Sekunden Pause) Denn das kann ja ganz schnell passieren, wenn Kinder dann so'n bisschen Höhenflug kriegen und in der Pubertät sind un' .. da fühlen sich ja sowieso stark und wenn se dann merken, dass- .. Ohje, das-. (ca. 3 Sekunden Pause) Ja. (ca. 3 Sekunden Pause) Ich mach mir Gedanken um ungelegte Eier. (VB2017: 5398f., AB entfernt)

Deutlich wird eine moralische (Selbst-)Verpflichtung, die sie gegenüber ihrem Enkel Finn-Luca empfindet und die damit angedeutete Sinnhaftigkeit ihrer Fürsorgeleistung, die sich noch als Zielvorstellung einer determinierten Weltsicht offenbaren wird.

Lokal-Beispiel 2: „Franz, die Vera geht ma' schlafen“

Die Einzelereigniserzählung zum Tod des Vaters erfolgt in beiden Erhebungen zwar nicht in der Haupterzählung, aber dann doch zur ersten Gelegenheit danach: In der Ersterhebung geht die erste Nachfrage, „'n bisschen mehr über Ihre Herkunftsfamilie erzählen?“ (VB2006: 235) voraus und in der Zweiterhebung das Feedback des Interviewers, dass die Krebsprognose ihres Mannes durch „ja sehr schonungslose Ärzte“ (VB2017: 1070) vermittelt worden sei. Diese beiden Impulse führen zu assoziativen Ausführungen, die über verschiedene Erzählstränge in die Vorgeschichte der zugrundeliegenden Einzelereigniserzählung einmünden: In der Ersterhebung führt die Evaluation des Verhältnisses zur Schwester („aber wir versteh'n uns unheimlich gut“ [VB2006: 312]) die geteilte Pflege des Vaters ein, die dann detailliert wird („Du, weißt de, .. wir teil'n uns das. Ich hol' den jetzt ma für zwei Monate zu uns.“ [VB2006: 322f.]), in der Zweiterhebung kommt sie von der medizinischen (Stoma-)Versorgung ihres Mannes über die Darmkrebserkrankung der Mutter zur Thematisierung dessen Pflege („zusammen versorgt, da war der immer zwei Monate Zuhause

bei meiner Schwester“ [VB2017: 1246]). Nach Schilderungen der allgemeinen Organisation der Wohnsituation des Vaters zwischen den beiden Haushalten führen beide Erzählversionen zu einer vorbereitenden Einzelereigniserzählung der letzten Neujahrsfeier, die den nahenden Tod bereits in mehrfacher Hinsicht antizipiert: Das Setting dieser Vorerzählung ist strukturiert in Anlass („zu Neujahr dann alle eingeladen zum Essen“ bzw. „das letzte öhm Neujahr, da hab’ ich dann alle eingeladen“), Aufzählung der Gäste („alle Kinder noch da, [...] Meine Schwester .., deren Kinder“ bzw. „meine Schwester mit-, mit *Kindern und Partnern* [betont] un’ *meine Kinder* [betont], damals kam der Große *sogar noch* [betont]), Verbildlichung der Versammlung („also wir war’n ’ne Riesen..familie“ bzw. „da ham wir hier ne, ’ne ganz große Tafel .. un’ ham alle zusammen gegessen“) und Gericht des Tages („er hatte sich dann für den Tag [lokales Gericht] gewünscht, das war das Neujahrsessen“ bzw. „dann gab’s immer [lokales Gericht], Traditionssessen [...] an Neujahr immer, bei meiner Oma schon“). Der Vater habe allerdings „schon nichts mehr gegessen, ’s ging da schon nich’ mehr“ bzw. „schon nit mehr viel gegessen.“ und stattdessen mit Bezug auf den Todesmonat seiner Frau den eigenen Tod angekündigt: „Das is’n gutes Datum für mich auch zu geh’n.“ bzw. „die Mutter is’ dann zehn Jahr’ tot und dann sterb’ ich ach im Januar.“ An dieser Stelle setzt dann in beiden Versionen die eigentliche Einzelereigniserzählung an, nämlich die Sterbenacht des Vaters eine Woche später, die in beiden Erhebungen synchron, also ohne Variierungen der Reihenfolge der Einzelsequenzen, verläuft und sich entsprechend in Synopse gegenüberstellen lässt:

Z.	Einzelereigniserzählung „Vera geht ma’ schlafen“ – Sequenz 1 (05w-VB)		Z.
387	VB: Aber die letzte Nacht lag er ganz ruhig .. und ich .. hab’ nur seine Hand gehalten. Den ganzen Tag über eigentlich. Meine Schwester war mittags noch da. Saß ’n paar Stunden bei ihm. Da sagt se: „Nächste Nacht ... komm ich dann.“ .. Und da sacht’ ich-, das war dann freitags nachts sacht se: „Samstag auf Sonntag Nacht komm’ ich dann zu ihm.“	VB: [atmet tief aus] Wir saßen nachts dann immer, haben uns abgewechselt, mein Mann und ich un’ .. meine Schwester kam dann auch ma’, war immer bei ihm die letzten acht Tage.	1390
388			1391
389			1391
390			1391
391			1391
392	II: Hmhm.	II: Mhm	1392

Beide Versionen schildern den Einbezug der Schwester bei der Nachtwache, die in der Erstversion bereits episodisch, in der Zweitversion chronikalisch geschildert wird.

Auf dieser Grundlage beginnt die Darstellung der Sterbenacht des Vaters, von denen zwei weitere Sequenzen im Folgenden als Synopsenbäume dargestellt werden. Sequenz 2 zeigt hohe Synchronizität, die nur leichte Variierungen aufweist (vgl. obere Hälfte von Abb. 28, umseitig): Dass es sich um Freitagnacht handelte wurde schon in Sequenz 1 der Erstversion vermittelt, bis „halb eins“ bzw. „um zwei“ saß sie bei ihrem Vater, ihr Mann bot sich dann für einen Schichtwechsel an und richtete sich in einer zweiten Redewiedergabe an den Schwiegervater, der aber schon nicht mehr habe reagieren können. Die Erzählerin selbst erscheint in dieser Sequenz nur als Beobachterin, spricht und handelt nicht, lässt auch keinen Blick auf ihr Innenleben zu. Als auffällige Variierung erweist sich die zärtliche Geste des Mannes in der Zweitversion: Er streichelt seinen Schwiegervater bei der Ansprache. Gleichzeitig wird auf

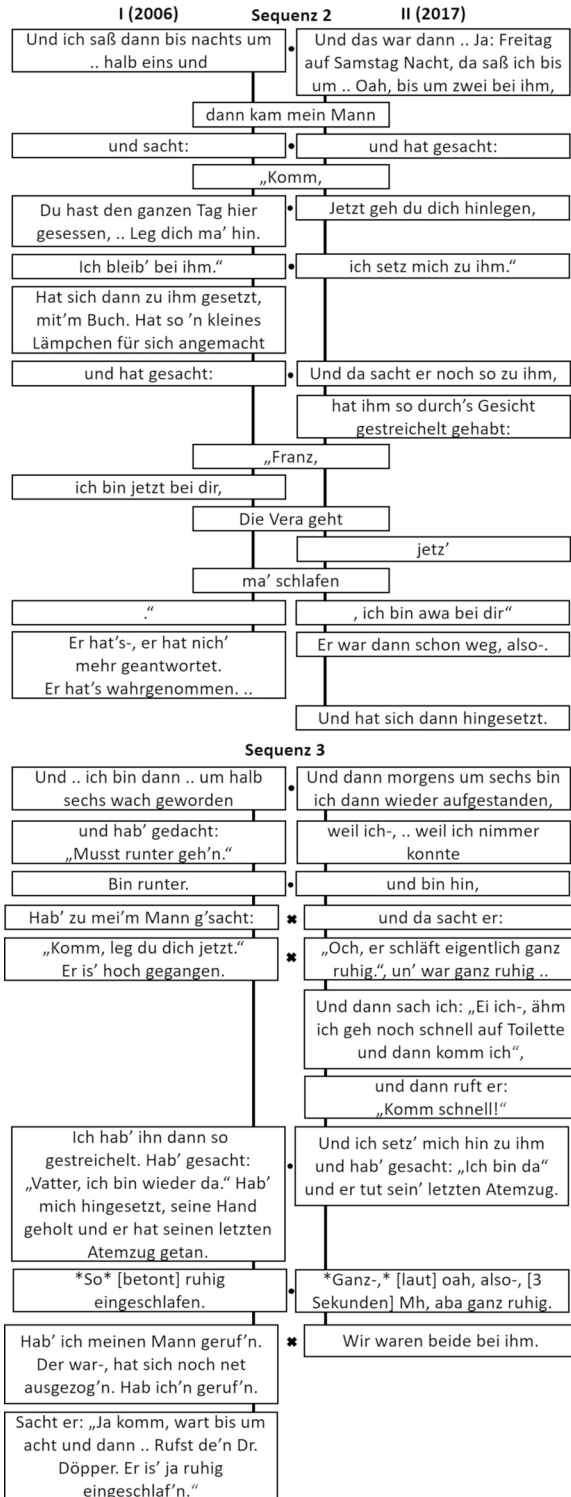


Abbildung 28: Synopsenbaum „Die Vera geht ma' schlafen“, Sequenz 2 und 3 (O5W-VB) (393–397 bzw. 1393–1398, 397–406 bzw. 1398–1310)

den Anspruch der Erstversion, der Vater habe dies noch wahrgenommen, verzichtet, stattdessen ist die Zweitversion mit „Und hat sich dann hingesezt“ eher auf die äußere Handlung des Ehemanns fokussiert.

Sequenz 3 setzt mit dem Aufwachen der Erzählerin wieder ein (untere Hälfte von Abb. 28), nun wird sie auch wieder als handlungsfähig positioniert. Zwar laufen die Sequenzen strukturell auch wieder parallel, allerdings geben diese das Ereignis nun verschieden wieder: Um „halb sechs“ bzw. „sechs“ stand sie auf und bot ihrem Mann wiederum Schichtwechsel an, was er direkt annimmt (Erstversion) oder er berichtet ihr vom Vater, woraufhin sie noch einen Toilettengang einschleibt (Zweitversion). An dieser Stelle ließe sich der Unterschied zwischen den Darstellungen noch mit unterschiedlichen Foki auf denselben historischen Ablauf erklären und somit als historisch widerspruchsfrei auflösen. Bei der folgenden Schilderung gelingt dies allerdings nicht: Laut Erstversion befindet sich ihr Ehemann während des letzten Atemzugs des Vaters schon im Schlafzimmer, woraufhin sie ihn – also nach dem Tod des Vaters – zu sich zurückruft. Laut Zweitversion ist es jedoch der Ehemann, der sie vom Toilettengang gerade noch rechtzeitig zurückrufen kann, woraufhin erst wieder im gemeinsamen Beisein des Ehepaars dann der letzte Atemzug des Vaters erfolgt. Im Anschluss positioniert die Erstversion den Ehemann durch die sequenzschließende Redewiedergabe als rationalen, organisatorischen Ratgeber, der die Todesmeldung an den Arzt in die Praxiszeiten plant. In der Zweitversion kommt ihm dagegen eine emotionale Beteiligung zu und die Sterbebegleitung wird explizit als gemeinsame Erfahrung protokolliert: „Wir waren beide bei ihm.“ Gestützt wird diese Neupositionierung maßgeblich durch den Rollenwechsel, denn in der Zweitversion kommt die Handlungsmacht allein dem Ehemann zu, dem nun Handlungen zugeschrieben werden (das Streicheln des Vaters, das Herbeirufen im Moment des Sterbens), die in der Erstversion noch ihr selbst zukamen. Als besondere Pointierung erfolgt das Hinzurufen noch rechtzeitig und sie können den Sterbemoment in dieser Version gemeinsam als Paar begleiten.

Sequenz 4 liefert in beiden Versionen die Evaluation dieser Episode:

407	VB: Es war-, .. ja ...	VB: (ca. 3 Sekunden Pause) So is' Sterben dann schön!	1411
408	II: Hm.	I4: Ja, doch, aber wirklich, oder?	1412
409	VB: *Und das is' dann mit 86 passiert* (laut mit fester Stimme) und ... *jemand schläft so ein, dann is' das doch schön. Dann is' das gut.	VB: Mhm. I4: *Krass, krass* VB: *In dem Alter-,* [gleichzeitig] ich hab' dem das voll gegönnt, ich hab' gesacht: „Vadda, ich gönndir das, I4: *Oh toll* VB: *dass du* [gleichzeitig] so schön sterben durftest!*" [emotional]	1413 1414 1415 1416
410			1417
411	II: Hm.	I4: Mhm	1418 1419

Während die Erstversion mit unpersönlichen Formulierungen („passiert“, „jemand“, „dann is' das“) und der Dominanz der argumentativen Textsorte Emotion und Erfahrung auf Distanz halten, bleibt die Zweitversion mittels Redewiedergabe in der Erfahrungshaftigkeit des Ereignisses und gerät entsprechend emotionaler. Die Bewertung des Sterbens des Vaters als „schön“ und die Relevanz dessen Sterbealters verlangt geradezu nach einer Kontrastfolie, die mit Sequenz 5 auch in beiden Versionen folgt:

412	VB: Aber mit 71 der Kampf von unserer Mutter, der war schlimm.	VB: (ca. 4 Sekunden Pause) Tja .. Mein Mann war erst 61.	412
413	I1: Hmhm.	I4: Ohh man, *ja* [leise] [atmet tief aus]	413
414	VB: Das war schlimm. Da war ich *auch dabei.* (leise)	VB: *Tja* [leise]. ... Jetzt wird's kalt hier, oben ist die Sonne weg an dem Fenster.	414

Die Fallhöhe des schönen Todes des Vaters ergibt sich im Kontrast zum Tod der Mutter an Darmkrebs über die Schwere deren Leidens, im Kontrast zum Tod des Ehemanns über das erreichte Lebensalter. Während sie in der Ersterhebung danach das Sterben der Mutter ausführt und detailliert, folgt in der Zweiterhebung die Übersprungshandlung zum offenen Fenster und das Angebot, einen Tee zu machen. Sie steigt also aus dem vergegenwärtigenden Erzählfluss der belastenden Sterberfahrungen aus und erreicht erst mit der Rückkehr zur Erzählgegenwart die Distanzierung von der narrativen Re-Emotionalisierung.

6.4.2 Fallstrukturhypothese zum Wiedererzählen bei Vera Bergmann

Die vergleichende Auswertung der beiden Haupterzählungen von Vera Bergmann offenbarte charakteristische Darstellungsunterschiede, die mal als *Reproduktions-Wiedererzählen*, mal als *Revisions-Wiedererzählen* zu erfassen sind. Im Rahmen der folgenden Fallstrukturhypothese wird diese spezifische Mischform als Schlüsseltypus der Reorientierung gefasst und dessen herausgearbeiteten *Phänomene des Nicht-Gleich-Wiedererzählen-Könnens* mit den Techniken *Fokussierung*, *Gestaltverlust*, *Aktualisierung* und *Haltungsänderung* konzeptualisiert. Quer zu diesen Verhältnisprinzipien liegt das Phänomen des *Narrativbruchs*, der mit dem biographischen Planbruch auf Ebene des Lebensvollzugs korreliert. Vera Bergmann steht noch mitten in der Entwicklungs-herausforderung der biographischen Reorientierung, die sie selbst formuliert mit „Jetzt muss ich ja lernen, allein zurecht zu kommen.“ (VB2017: 4032). Dies setzt jedoch notwendigerweise den Abschied von einem biographischen Narrativ voraus, das sie in der Ersterhebung 2006 noch an exponierter Stelle vor der Schlusscoda zum Ende der Haupterzählung formuliert hatte:

VB: Ich denke jeden Morgen: .. „Aaah, lieber Gott, ich danke dir, dass ich so schön wohnen darf und das ich so'n schönes Leben hab.' *Wenn's manchmal schwierig is'* (lachend gehaucht) /I1: Hm. Hm. / VB: Aber es is' einfach schön. .. Ja. / I1: Wunderbar (leise) / VB: Jooh. (lacht) Doch. / I1: Okay. / VB: Ich hoff, ich hab' Ihnen 'n bisschen Information geboten. (VB2006: 220f.)

Vera Bergmann war 2006 präsentisch verankert, Zentrum allen Handelns war die Sicherstellung von Unterstützung und Harmonie im persönlichen Umfeld. Es galt, die vier Söhne und den Mann zu unterstützen und ihre übrige Zeit und Energie in ehrenamtliches Engagement zu investieren. 2017 zeigt sich ein anderes Bild. In den folgenden vier Verhältnisprinzipien zeigt sich nun, wie Vera Bergmann im Sinne der *Reorientierung* diesen fundamentalen *Narrativbruch* von der *Gegenwartsharmonie* eines „Alles ist gut“ zur *Zukunftssorge* eines „Hoffentlich geht alles gut aus“ zu bewältigen versucht.

Reorientierungs-Technik 1: Fokussierung

Schon im Rahmen der Makroanalyse, mehr noch aber in den heuristischen Defragmentierungen im Rahmen der Mesoanalyse wurde auch graphisch deutlich, wie stark die Relevanzsetzungsverschiebungen im Vergleich der Erhebungen einen ganz bestimmten Lebensbereich begünstigten: Adoptivsohn Stefan, dessen zwischenzeitliche Ehefrau Chantal und deren 2010 geborene Sohn Finn-Luca. Schon allein erzählzeitlich bilden diese eine besondere Erzählrelevanz ab, aber auch Versprecher zeigen eine Fixierung auf diese, denn in Momenten der narrativen (Neu-)Orientierung liegen Bezüge zu Stefan, Chantal und Finn-Luca näher als die richtigen. Beispielsweise gerät ihr Stefan anachronistisch in ihre chronikalische Darstellung („Wir haben geheiratet ... 1986 ... nee: '84, Quatsch, was red' ich, '84, *'86 kam der Stefan° zu uns* [lacht] ... ja ... und ... ja. Das Leben war wieder schön.“ [VB2017: 67]), obwohl Stefan nach ihren übrigen Darstellungen erst ab 1989 in die Familie gekommen sein kann. Zu Namensverwechslung kommt es auch nur in Richtung dieser drei, einmal im Fall der eigentlich gemeinten Ehefrau von Adoptivsohn Florian („da sach ich: „Das kann nicht sein, Chantal°-, ähh [schnalzt mit der Zunge] Brigitte°, öhm ich hab' kein WhatsApp^^“ [VB2017: 2519]) oder im Fall des Pflegesohns („In dem Jahr ging dann ja auch der Finn-°, der-, der-, der Dennis° [...] in die *Lehre* [betont]“ [VB2017: 1309]).²⁶

Finn-Luca ist eng mit dem Eheleben und auch dem Tod ihres Mannes verwoben: Die junge Familie war zur Mutter Chantals gezogen, deren erhoffte Unterstützung dann ausblieb. Das Jugendamt schritt ein, woraufhin Vera Bergmann und ihr Mann rettend eingriffen („sind wir hochgefahren bei Eis und Schnee [500km einmalige Strecke], .. war schlimm, und haben die zurückgeholt“ [VB2017: 218]). Nun im gleichen Haus nahmen sie nach Überforderung der jungen Eltern Finn-Luca zu sich („Was haltet ihr davon, wenn ich den Kleinen zu uns ins Schlafzimmer hole?` - „Hol ihn mit! Hol ihn mit!“ hat sie da nur geschrien“ [VB2017: 239f.]). Selbst als sie Stefan und Chantal in eigener Wohnung in der Nähe unterbrachten, behielten sie Finn-Luca zunächst, „weil wir gesagt haben: ‚Werdet erstmal ein Paar, lernt mal zurechtzukommen und dann könnt ihr den Kleinen zu euch holen. Ihr kommt jeden Tag hier her und habt ja immer Kontakt zu ihm aber-, werdet erstmal ein Paar! Damit ihr die Schwierigkeiten mit dem *Kind* [betont] dann auch bewältigen könnt.“ (VB2017: 374f., AB entfernt). Im Verhältnis zum totkranken Ehemann rückte Finn-Luca in die Rolle des Ersatz-Kindes:

VB: er konnte den Kleinen erleben, er hat das Baby genossen, das war einfach .. wunderschön für ihn [schnieft]. Er hatte ja vorher kein Baby, wir ham ja kein Baby gekriegt wir zwei (VB2017: 431)

26 Auch in der quantitativen Häufigkeitsverteilung von Namensnennung bilden sich diese Relevanzen ab: „Stefan“ wird 45 mal genannt, „Chantal“ 24 mal und „Finn-Luca“ 21 Mal (wird jedoch zusätzlich als „Der Kleine“, „Das Kind“ o.ä. referiert). Im Vergleich dazu sind die häufigsten Namensnennungen: ihr Mann Peter 28 mal, Sohn Patrick 19 mal, Adoptivsohn Florian 18 mal und Pflegesohn Dennis 20 mal.

Entsprechend ist Finn-Luca auch eingeschrieben in die Erzählung des Sterbetages („Un dann kamen mittachs noch die Kinder. Der Kleine war noch lange bei ihm. Und dann hat der sich so bei ihn gekuschelt, dann sind beide zusammen eingeschlafen.“ [VB2017: 3730]) und des Sterbens selbst („So-, so ging dann der Dialog so hin- und her, so. Ja. Da sach ich: ‚Mach dir jetzt ach keine Gedanke, um irgendwelche *andere* („annere“) oder um et Kind oder um mich, denk jetzt an dich.“ [VB2017: 3824]).

Mit der Verwitwung fiel Vera Bergmann in Leere, wie sie mit Formulierungsschwierigkeiten vermittelt:

VB: Das war-, .. ja ... *ja* [langgezogen] [atmet tief ein]. (ca. 7 Sekunden Pause) Dann-, (4 Sekunden Pause) dann hab ich mich nachher .. *ganz schwer* [betont] nur erholt [...] Mir hat sogar diese blöde Arbeit gefehlt! [...] Das Viel-Tun, [...] das hat mir so gefehlt alles! [...] Ich konnt' mich aber mit sonst nix beschäftigen. (VB2017: 628f., AB entfernt)
Nur der Enkel bietet einen Ausweg:

VB: Ich hab' dann nur noch mit dem Kleinen mich beschäftigt und hab' mit ihm ganz viel gemacht und .. ach, wenn wir vom Kindergarten kamen sin mia über den Friedhof, er hat dem Opa alles erzählt. [...] Mh, dann durft' er immer bleiben bei mir bis 's Sandmännchen vorbei war, dann hab' ich ihn nach Hause gebracht zu seinen Eltern un-, [...] Ja... (VB2017: 639f., AB entfernt)

Für diese *coping*-Strategie der Enkelfürsorge muss sie den Kontaktabbruch durch Adoptivsohn Florian in Kauf nehmen, der ihr Engagement missbilligt:

VB: der hat mir dann gesagt dass er-, öh das nicht akzeptiert, dass wir die geholt haben, die drei und wollte uns vorschreiben wie wir unser Leben zu leben haben“ (VB2017: 309f., AB entfernt)

Bei Pflegesohn Dennis, nun ebenfalls mit Partnerin und Kindern, ist sie es, die auf Distanz geht, weil sie sich eingesteht, dass sie nicht mehr leisten kann:

VB: ‚Ich kann jetzt nicht noch 'ne Familie hier aufnehmen äh, [...] mir geht's selber nicht gut genug! öh .. sach ich: ‚Das geht einfach nicht!‘“ (VB2017: 1494f.).

War Vera Bergmann zum Zeitpunkt der Ersterhebung noch der ungebrochenen Überzeugung, allen helfen und alle retten zu können, ist ihr in der Zwischenzeit bis zur Zweiterhebung schmerzlich die Begrenztheit der eigenen Kräfte bewusst geworden. War ihre Sorge- und Hilfsleistung 2006 noch ausschließlich präsentisch auf Herausforderungen und Schwierigkeiten der Gegenwart ausgerichtet, wird diese 2017 mit dem Entstehen von Zukunftsperspektive, die sich in der Mesoanalyse auch grafisch zeigen ließ, projektiv bzw. prospektiv auch für Kommendes antizipiert. Insbesondere am Thema Finanzen zeigt sich Vera Bergmanns Bemühung ihre Fürsorge für Finn-Luca über die eigene Lebenszeit hinaus auszuweiten, denn auf diesen sind Spar-Rate, Versicherung und Erbverteilung nun ausgerichtet. An anderer Stelle ist es die Urlaubsplanung, bei der Finn-Luca gedanklich so präsent ist, dass sie ihn gar nicht erst

namentlich nennt („Da mach' ich das alleine [...] er geht ja dann zur Schule. [...] [lacht auf] Er kann ja nit mit“ [VB2017: 847f., AB entfernt]).

Eine besondere zeitliche Etappe für die zukünftige Fürsorgeplanung ist dabei der spätere Führerschein des noch Sechs-jährigen, insbesondere da seine Eltern selbst keinen haben und für Fahrdienste auf Vera Bergmann angewiesen sind. Eine Planung, die zwangsläufig mit Altern und Sterblichkeit konfrontiert:

VB: Er sacht dann immer: ‚Oma. Gell, mit 17 darf man schon Führerschein machen, wenn die Oma danebensitzt.‘ Sach ich: ‚Nit nur, wenn die Oma-, auch Mama oder Papa oder jemand andres. Und dann sach' ich immer: ‚Finn-Luca°, deine Oma ist da schon *viel zu alt* [betont] dann, wenn du 17 bist.‘ – ‚Das glaub ich nit, saht er dann, ‚Das glaub ich nit.‘ *Kann der sich nit vorstellen.* [schmunzelnd]“ (VB2017: 5238f)

Es verwundert also nicht, dass sich am Thema Führerschein Spekulationen zur eigenen Lebenserwartung entzünden: „Muss ich noch 12 Jahre durchhalten [lacht leicht]“ (VB2017: 5257) und „Aber wenn ich seh': Meine Oma is' mit 71 verstorben, meine Mutter mit 71 .., dann hätt' ich nur noch en Jahr [lacht]“ (VB: 5262, AB entfernt). Diese Unberechenbarkeit lindert sie nicht nur durch Lachen, sondern auch weltanschaulich:

VB: Ich denke einfach, .. dass Gott für jeden irgendwas vorgesehen hat, was er im Leben machen muss, wo er einen hinstellt un' .. das muss man dann einfach *machen* [betont]. Un' wenn man das erkennt, dann kann man das glaub' ich auch ganz gut machen [...] un' dann is' es-, is' in Ordnung, dann kann man auch zufrieden sein mit seinem Leben, [...] egal wie lang es dauert (VB2017: 5269f., AB entfernt).

Diese Annahme einer göttlichen Mission korreliert positiv mit dem intergenerationalen, geschlechterrollenspezifischen Schicksal, wie es sich in der Todesszene der Mutter verbalisiert hatte (vgl. Mikroanalyse, „Das hatte meine Mutter mir schon gegeben“). Den Generationenvertrag, sich in (mindestens) dritter Generation auf die Enkel zu konzentrieren, hatte sie zunächst nicht umsetzen können: Nach dem Vorbild der Mutter schied sie mit 41 aus dem Beruf aus, allerdings gab es keine Enkel, so dass sie – die Söhne Patrick und Florian waren schon erwachsen – mit dem zweiten Mann eine zweite Familienphase einging, indem sie Stefan adoptierten und Dennis in Pflege nahmen. Wiederum etwa 20 Jahre später, mit 63, erfüllt sich schließlich diese Schicksalserwartung und ermöglicht ihr mit Finn-Luca die Erfüllung der Familientradition der generativ verschobenen Kindererziehung der Enkel.

Das „Projekt“ Finn-Luca ermöglicht somit nicht nur handlungspraktisch eine Tagesstruktur (beispielsweise war auch der Interviewtermin auf die Kindergartenzeiten des Enkels abgestimmt), sondern auch psychische Selbstwirksamkeit und eine positive Lebenshaltung im Sinne einer *self myth* des generativen und göttlichen Auftrags. Insofern wirken deterministische Eigentheorien als Restabilisierung gegenüber den Zukunftskontingenzen und was-wäre-gewesen-wenn-Gedankenspielen, die sich im Folgenden zeigen.

Reorientierungs-Technik 2: Gestaltverlust

Die Rekonstruktion der Globalstruktur legte einen *Narrativbruch* offen, der im Rahmen der Mesoanalyse auf das Kennenlernen des dann zweiten Ehemannes Peter zu „datieren“ ist. Nach dieser narrativen Abbruchkante wird die Reproduktion der lebenszeitchronologischen Haupterzählung der Ersterhebung unmöglich: Die Ereignisse der Zwischenzeit haben das ursprüngliche Narrativ des zweiten Lebens in Liebe und Harmonie zerschlagen. An dessen Stelle tritt die fragmentierte, narrative Suchbewegung der Reorientierung und der Erzählstrom verliert jede zeitliche und thematische Ordnung. Gabriele Rosenthal (2015) liefert eine Unterscheidung von *Gestalt* und *Ansammlung/Anhäufung*, die hier begrifflich aushilft:

Wie empirische Analysen immer wieder zeigen (vgl. Rosenthal 1995) können wir davon ausgehen, dass die erzählte Lebensgeschichte nicht aus einer unverbundenen Ansammlung einzelner Teile besteht, sondern dass die einzelnen Sequenzen in irgendeiner Weise miteinander in Beziehung stehen. Offener formuliert heißt dies, wir stellen hier, wie auch bei allen anderen Arten von längeren, vom Produzenten selbst gestalteten Textpassagen, die Frage an den Text, ob die einzelnen Sequenzen im Sinne einer Gestalt angeordnet sind, in der die einzelnen Teile in einem Beziehungszusammenhang stehen, oder ob es sich hierbei um eine beliebige Anhäufung einzelner Teile handelt. (Rosenthal 2015: 214)

Vera und Ansgar Nünning 2016 konzeptualisieren diesen Vergleich zwischen linearen und fragmentierten Erzählungen mit dem Begriff *broken narratives*:

As far as the story level is concerned, broken narratives typically display a couple of salient features that distinguish them from traditional kinds of linear narratives. Instead of a chronological, linear and sequential representation of the events, the story level in broken narratives is characterized by episodic dispersal and fragmentation of the elements of the narrative. Though most of these features concern the concepts of the event and the characters that broken narratives project, the lack of coherence and sequentiality also affects the representation of time and the discourse level. (Nünning/Nünning 2016: 60)

Mit einem solchen *Erzählbruch* durch die zwischenzeitlichen Ereignisse geht somit bei Vera Bergmann ein *Gestaltverlust* einher und die vorgeformte Erzählordnung der vormals chronologisch gereihten Lebenserzählung ist verloren. Stattdessen ringen – organisiert über assoziative Zeit- und Themensprünge – diverse Relevanzen mit- und gegeneinander, setzen sich abwechselnd durch und lösen einander wieder ab. Bildlich lässt sich dies mit einem springenden Plattenspielerarm vergleichen, dessen Nadel nur mehr unzureichend in der Spurrille gehalten wird. Vera Bergmann selbst ist dies durchaus sehr bewusst, wie zahlreiche metakommunikative Kommentare der Zweiterhebung verdeutlichen:

VB: „ich spring so viel“ (VB2017: 145), „Joa, auf jedenfall, um nochmal-, ... joa, zwischendurch kann ich von dem Dennis noch erzählen, ich spring schon wieder so viel, gell?“ (ebd.: 281), „Ich mach Sie ganz durcheinander mit meiner Lebensgeschichte [lacht leicht] [...] Ich spring auch laufend von Einem ins Andere“ (ebd.: 2186), „Alles verwirrend“ (ebd.: 2234), „Ohje, ich erzähle viel zu viel, ich red' viel zu viel“ (ebd.: 6019), „Haben so viel geredet [lacht]“ (ebd.: 6113).

Doch nicht nur strukturell in Bezug auf Anordnung und Reihenfolge hat die autobiographische Selbstvergewisserung Vera Bergmanns an Orientierung und Verbindlichkeit verloren, sondern auch inhaltlich zeigt sich ein weiteres, besonders spannendes Phänomen des Gestaltverlustes, nämlich die Infragestellung des zuvor Selbstverständlichen. In der Zweiterhebung zeigt sich nun erstmals eine Infragestellung des faktischen Lebensverlaufs durch Was-wäre-wenn-Gedankenexperimente, also *counterfactuals* (Byrne 2016), und retrospektiv optionalisierendes Möglichkeitsdenken, die in der Gegenwartszufriedenheit der Ersterhebung noch vollständig fehlten. Für viele Stationen des Lebenswegs finden sich nun Alternativspekulationen: für die Berufswahl („Vielleicht wär' dann der Weg anders gewesen, wenn man öh [...] auf's Gymnasium gegangen wär'. Das kann sein, das-“ [VB2017: 5508, AB entfernt]), für die sozialhistorische Unumgänglichkeit der ersten Ehe („*Wenn* [gleichzeitig] man-, zu der Zeit .. mh, dann hat m-, musst man halt heiraten. Da-, in meinem Alter sin' ganz viele, .. die ganz früh Mutter geworden sin', da gabs-, [...] *war* [betont] eben so. [VB2017: 5835f., AB entfernt]), für den frühzeitigen Ausstieg aus dem Beruf („Och das hätt' ich auch weitergemacht wenn das alles funktioniert hätte, dann wär' ich wahrscheinlich heute noch im Massagesalon drin aba, ähm joa, das-, die Wege sind halt so un' ich hab' eigentlich immer alles geholt wie's kam. [lacht leicht] [...] Tja. (ca. 4 Sekunden Pause) Is' auch wieder: Viel beeinflusst hab' ich's nit. [lacht leicht] Is' so gekommen.“ [VB2017: 5671f., AB entfernt]), für den Zeitpunkt des Todes ihres Mannes („also wenn er nach zwei Monaten verstorben wär', ich glaub' das wär' *viel viel* [betont] schlimmer gewesen für mich. Das-, das hätt' ich glaub' ich .. *lange* [betont] nit verkraftet, weil ich mir Vorwürfe gemacht hätte: ‚Ich hab' nit genuch auf ihn aufgepasst' oder ‚Ich hab' [...] irgendwas versäumt, [...] irgendwas übersehen' oder-, also das-, das wär' glaub' ich schlimmer gewesen.“ [VB2017: 3983f., AB entfernt]) und für den Verlust der gemeinsamen Zukunft („Nee, ich bin schon zufrieden mit meinem Leben, ne?, es hätt' halt noch 'n bisschen länger dauern dürfen mit dem Peter° zusammen.“ [VB2017: 4292f.]). Für den Tod ihres Sohnes Martin kurz nach der Geburt finden sich gleich mehrere Szenarien, denn dieser hätte mit Behinderung überleben können („Wenn mein-, deswegen denk ich: Das sind alles keine Zufälle. [...] Wenn das zweite Kind damals am Leben geblieben wär, der wär-, .. [...] ich-, der war (ca. 3 Sekunden Pause) *spastisch behindert gewesen, spastisch gelähmt gewesen, un wär 'n .. schwer* [spricht leise] [...] *behindertes Kind gewesen* [spricht leise]“ [VB2017: 3122f., AB entfernt]), dann hätten sie keine Adoptivkinder aufgenommen („Aber, wenn das Kind nicht gestorben wär dann hätten doch .. Stefan° .. und Florian° .. und Dennis° .. keine Chance gehabt. .. So haben sie wenigstens *'n bisschen* [betont].“ [VB2017: 3155f.]) und es wäre nicht zur zweiten Ehe gekommen („(ca. 4 Sekunden Pause) Joa, aber mh .. sind das Zufälle? Hätt' ich meinen Mann sonst kennengelernt? Hätt' ich-, [...] nee: nie.“ [VB2017: 3177f., AB entfernt]). Diese

Spekulationen zu alternativen Lebenswegen ermöglichen schließlich eine Dankbarkeit, die als Gegengewicht zum allgegenwärtigen Schmerz der Verwitwung fungiert:

VB: (ca. 5 Sekunden Pause) Mh. Und das wär-, .. das wär' schlimm gewesen, wär-, also hätt's ja nit gewusst dann. .. Ich hätt' wahrscheinlich dann das behinderte Kind versorgt und wär' in dieser Ehe weiter gefangen gewesen. [...] *Mhm. Ja. .. Mein Leben wär um vieles ärmer gewesen. .. Mhm* [nachdenklich, traurig].* [leise] (ca. 3 Sekunden Pause) (VB2017: 3182f., AB entfernt)

Gestaltverlust zeigt sich somit sowohl *strukturell* im Sinne eines Bruchs von der geordneten Lebensgeschichte zur assoziierenden Suchbewegung der Reorientierung, sondern auch *ideell* auf Ebene der eigentheoretischen Sinnzuschreibung. Das frühere *biographische Narrativ der All-Harmonie durch eigene Leistung* im Sinne von „Ich bin verantwortlich dafür, dass es allen gut geht und alles gut ist und es gelingt mir auch“ ist verlorengegangen. Stattdessen erarbeitet sich Vera Bergmann nun ein *Narrativ der Vorbestimmtheit* im Sinne von „Ich kann nicht alle retten, muss ich aber auch nicht“. Deterministische Erklärungsmodelle statten sie mit einem Sinn aus und die (auto-suggestive) Zwangsläufigkeit der Ereignisse und des Lebensverlaufs stiftet spirituellen Trost:

- „Ich denke es gibt gar keine Zufälle. Auch das mit dem Herzinfarkt, das war doch kein *Zufall* [betont], dass ich äh, pff mh, .. dass ich das geschafft habe, dahin zu fahr-, ich hab' unterwegs gedacht: ‚Naja, wenn des nicht schaffst, dann biste bei Peter°, dann biste bei ihm. Und wenn d'es schaffst, dann hat der Kleine noch 'ne Weile 'ne Oma.“ (VB2017, 1434)
- „Un, aba es gibt irgendwie keine Zufälle, es gibt keine. Auch dass diese Kinder zu uns kamen und dass öh, dass das alles so-, .. ich weiß nit, ob's da Zufälle gibt. ..“ (VB2017, 1447)
- „Ich denke irgendwie sollte das alles so sein. .. Was würde der kleine Finn-Luca° heute machen?“ (VB2017: 3192)
- „das kann doch kein Zufall sein sowas [Hund führte sie vor 11 Jahren zu Katzenbabies]. Ich denk dann immer: ‚Irgendwo passiert da was‘, deswegen glaub' ich auch, da-, so viel öh mh .. So viel *kann* [betont] nit einfach so zufallmäsih passieren.“ (VB2017: 6105)

Reorientierungs-Technik 3: Aktualisierung

Vera Bergmann zeigt durch ihre außerordentlich ausgeprägte Gegenwartsverpflichtung beim Autobiographisieren in beiden Erhebungen eine deutliche Tendenz zum Aktualitätsbezug. Die Rekapitulation der biographischen Vorvergangenheit wird durch diese Schwerpunktsetzung in beiden Fällen entsprechend äußerst stark gerafft erzählt, denn Erzählwürdigkeit schreibt sie den handlungs- und lösungsorientierten Gegenwartsrelevanzen der Alltagsbewältigung und Familienorganisation zu. Auch ihre resümierende *Schluss coda-ohne-Schluss* der Ersterhebung illustriert diese Orientierung auf Gegenwärtigkeit bildhaft:

VB: ... Jooh. ... Das is' so in groben Abrissen ... mein Leben (lacht). *Wo ich im Moment so mitten drin stecke auch hier.* (lächelnd) (VB2006: 186, Herv. d. Verf.).

Der Vergleich der Erhebungen offenbart zusätzlich Phänomene der *Aktualisierung*, nämlich immer wenn die zwischenzeitlichen Ereignisse zu rückwirkenden Umschreibungen oder Relevanzverschiebungen in der Darstellung der Vorvergangenheit führen. Im Rahmen der Mikroanalyse offenbarte die Vergleichsanalyse der Wiedererzählung „Franz, die Vera geht ma' schlafen“ (vgl. 6.4.1, C) wie die Erzählung der Sterbenacht des Vaters mit Hilfe von *Umänderungs-Revision* so umgeschrieben wurde, dass sowohl der inzwischen verstorbene Ehemann als auch die gemeinsame Partnerschaft durch Neupositionierung aufgewertet werden konnten. Die inzwischen verlorene Harmonie und Innigkeit der Ehe wird so rückwirkend in Ereignisprotokolle selbstdefinierender Episoden hineingeschrieben und dadurch *vergegenwärtigt*. Eine weitere Form der Aktualisierung zeigte sich in diesem Beispiel in der in beiden Versionen stabilen evaluativen Würdigung des Todes des Vaters, der nun nicht mehr im Vergleich zum schweren Tod der Mutter als „schön“ gilt, sondern im Vergleich zum zu frühen Tod ihres Ehemannes.

Es finden sich zahlreiche Beispiele für ähnliche *Umänderungen* vorvergangener Ereignisdarstellungen im Lichte zwischenzeitlicher Begebenheiten, die sich als (*Erhebungs*-)*Zeitpunkt-Effekte* fassen lassen (vgl. 4.3.2). Beispielsweise erklärt sie ihren Einstieg in die ehrenamtliche Kirchenarbeit 2001 in der Ersterhebung noch positiv („hab' ich g'sacht: ‚Ach, das hat deine Mutter gemacht. Könnst' de 's vielleicht auch mach'n.‘ Jooh, jetzt bin ich da auch engagiert schon so lange. Ne? Und.. ja, es macht mir auch Spaß.“ [VB2006: 959f.]), in der Zweiterhebung, mehrere Jahre nach Austritt aus dem Kirchenrat, jedoch sehr viel kritischer („hab' dann öhm 2001 mich .. überreden lassen in den Kirchenrat zu gehen“ [VB2017: 150]). Ähnliche rückblickende Umänderungen finden sich bei der Einführung der Adoptivkinder und bei der Begründung ihres Ausstiegs aus der Berufstätigkeit. Wurden Stefan und Dennis in der Ersterhebung noch ein gleichrangiger Problemhintergrund zugeschrieben („Aber mit *den* (leicht betont) zwei'n .. war das sehr viel schwieriger, weil se auch beide so 'n Riesenpaket an .. äh .. ja Negativerfahrungen mitgebracht haben und äh Jooh, das war schon sehr schwierig. Teilweise so, dass es wirklich auch ... mächtig an meine Kraft ging.“ [VB2006: 1315]), nimmt die Darstellung in der Zweiterhebung aufgrund der gegenwärtigen Konflikte mit Dennis und der Bevorzugung von Stefan eine Tendenz ein:

VB: Und ähm ... mit dem zweiten Pflegesohn, der Dennis° war das, der war .. uhm .. mit *noch größeren Problemen behaftet* [leicht lachend] *als der Stefan*° [gleichzeitig] [lacht etwas kraftlos] [holt Luft] Es war 'ne harte Zeit, aber auch teilweise gut, die Kinder haben sich wohl gefühlt, aba es war halt schon sehr sehr hart. (VB2017: 101).

Weitreichender sind ihre Darstellungen des Ausstiegs aus der Berufstätigkeit mit der Aufgabe ihres Ladens im Alter von 41 Jahren: Benannte sie in der Ersterhebung noch wiederholt klar und verbindlich den Anlass dafür („Und ich hab dann aber aufgehört, weil die Schwiegermutter 'n Schlaganfall bekommen hatte und .. äh pflegebedürftig war.“ [VB2006: 63] und „Und dann war einfach, als die Schwiegermutter dann krank wurde, der Grund für mich zu sagen: ‚Ich hör jetzt auf!‘“ [VB2006: 1249]) verschwindet diese

Argumentation in der Zweiterhebung. In der eigenen Relevanzsetzung wird diese übergangen und auf die standardisierte Frage nach dem Berufsausstieg antwortet sie kryptisch verunklart, deterministisch verklärt und übergehend:

VB: Ja. .. Ja. .. [hustet] [räuspert sich] ... Och, das hätt' ich auch weitergemacht, wenn das alles funktioniert hätte, dann wär' ich wahrscheinlich heute noch im Massagesalon drin, aba, ähm, joa, das-, die Wege sind halt so un' ich hab' eigentlich immer alles geholt, wie's kam. [lacht leicht, 14 lacht mit] Tja. (ca. 4 Sekunden Pause) Is' auch wieder: Viel beeinflusst hab' ich's nit. [lacht leicht, 14 lacht mit] Is' so gekommen. [...] Ja. .. Was haben Sie noch für 'ne Frage? (VB2017: 5671f., AB entfernt)

An Stelle eines klar definierten Auslösers für die Entscheidung lässt die Zweiterhebung somit eine Leerstelle, die auch von der Andeutung „wenn das alles funktioniert hätte“ (womit sie eher Assoziationen weckt zu konkreten Berufsherausforderungen oder allgemein zur der Vereinbarkeit von Beruf und Familie) nicht gefüllt werden kann. Zusätzlich gibt sie mit dem Bezug auf geradezu schicksalshafte Determiniertheit und unter Behauptung ganz allgemein niedriger biographischer Handlungsmacht („immer alles geholt, wie's kam“), den Anspruch erfassbarer Kausalität und begründbarer Selbstentscheidung gleich vollständig auf. Dem Narrativ der aufopferungsvollen zielgerichteten Berufsausstiegin folgt somit eine Haltung des „die Wege sind halt so“, die auf die Reflexion der historischen Verhältnisse und Ursachenzusammenhänge keinen Wert mehr zu legen scheint – in diesem konkreten Fall aber insbesondere die moralische Frage beseitigt, inwiefern die Berufsaufgabe zugunsten der Schwiegermutter überhaupt zu rechtfertigen war.

Reorientierungs-Technik 4: Haltungsänderung

Auf der Ebene der Ereignisdeutung lässt sich eine *Haltungsänderung* nachweisen, durch die deutlich wird, wie Routinen der eingespielten Lebensführung durch die Krise der Verwitwung beendet und verunmöglicht wurden. Der dadurch nötige Prozess des selbstorientierenden Krisenmanagements hat Einfluss auf das Selbst-, Fremd- und Weltverhältnis und lässt sich als Persönlichkeitsentwicklung oder Bildungsprozess fassen, der im Fall Vera Bergmanns zwar angestoßen, aber noch nicht abgeschlossen ist. Der Erziehungswissenschaftler Michael Wimmer findet für dieses Moratorium zwischen zwei Seinsweisen bildhafte Worte:

Das Vertraute ist zweifelhaft geworden und das Neue noch nicht da. Ein solches Lernen lässt sich kaum als Kumulation oder als kontinuierlicher Strukturaufbau begreifen, sondern nur als Wandel, Veränderung, d.h. als Bildung, die auf einen Mangel antwortet. (Wimmer 2014: 109)

Eine auffällige Haltungsänderung zeigt sich an einem *retelling* zur Enterbung ihres Mannes. Dessen Eltern hatten ihn enterbt, weil er mit Vera Bergmann eine geschiedene Frau geheiratet hatte. Sie schildert dazu ein Gespräch mit ihrer Schwiegermutter, in der diese die Verteilung des Erbes salopp resümierte: Ein Sohn bekäme die Firma, ein Sohn das Haus und „der Peter hat ja dich!“. Im Direktvergleich der hochparallelen lokalen Wiedererzählung offenbart sich der Schluss als weitreichend überarbeitet, so dass das die darin angebotene Eigendeutung der Episode mit sehr viel

weniger Risiko plausibilisiert wird. Denn die Deutung erfolgte in der Erstversion erst durch eine Folgeerzählung: Sie habe Ehemann und Freundin von der Aussage der Schwiegermutter erzählt, die diese als unzumutbare Anmaßung (fremd-)evaluiert hätten, woraufhin Vera Bergmann mit einiger Mühe versucht habe, eine positive Lesart entgegenzusetzen: „Ich hab gedacht: .. ,Toll. .. Meine Schwiegermutter .. hält mich für so wertvoll *wie 'n Haus und 'n Firma!* [lachend]“ (VB2006: 549). In der Zweitversion entgeht sie dieser riskanten Aushandlung, indem sie das positive Sinnangebot rückwirkend direkt in das Protokoll des Einzelereignisses selbst hineinschreibt: „Mama! Willste jetzt sah'n ich bin so viel wert wie 'e Firma?' – ‚Jo, dat biste auch‘, hat se da gesacht.“ (VB2017: 3540). Durch diese Umänderungsrevision entspringt die selbstwertdienliche Auslegung nicht mehr einem etwas hilflosen Rettungsversuch („*besser, als wenn ich denke:* [lachend] .. ‚Wie schlimm‘“ [VB2006: 558]), sondern er scheint nun als durch die Schwiegermutter selbst und historisch bestätigt.

Das sich darin abzeichnende neue Motiv der Selbstbehauptung gegenüber den Zuschreibungen anderer, zeigt sich in einer grundsätzlich neuen Haltung im Umgang mit Sozialbeziehungen: Stand in den Darstellungen der Ersterhebung stets im Vordergrund, *alle anderen* zu entlasten und dafür auch über die eigenen Grenzen zu gehen, geht es in der Zweiterhebung nun darum, sogar soziale Sanktionierung in Kauf zu nehmen, um sich den Erwartungen und Ansprüchen des sozialen Umfelds zu sperren, um *eigenen* Vorstellungen zu folgen. Dass der so gewonnene eigene Freiraum von ihr dann wiederum in die Unterstützung des sozialen Umfelds investiert wird, wie die (Neu-)Fokussierung auf Enkel Finn-Luca zeigte, ist vielsagend, dennoch ermöglicht diese neuartige soziale Unabhängigkeit nun auch kritische Zwischentöne, die in der auf soziale Harmonie ausgerichteten Ersterhebung noch fehlen mussten: Die Mutter habe sie vereinnahmt, ihre Schwester sei immer verwöhnt worden, der Tod ihres Sohnes bei der Geburt sei auf Arztfehler zurückzuführen, u.ä.

Die Haltungsänderung ist dabei jedoch nicht vollständig vollzogen, sie ist also durchaus auch weiter hoch leidensfähig, begrenzt diese Opferbereitschaft nun aber – und das ist das Neue – auf bestimmte Personen, insbesondere natürlich auf die junge Familie, wo sie an optimistischem Durchhaltevermögen festhält:

VB: Sicher, manchmal ging das schon über meine Kraft, aber ich hab' immer gedacht: ‚Nee, schluck lieber! Aber sie war manchmal *ganz böse* [betont] gegen mich, hat mich angeschrien un' .. hab' ich immer gedacht: ‚Komm. Wird alles besser.‘ Und es *wurde* [betont] besser. Wurde besser. Ja. Ja. .. Is' auch heut noch manchmal .. ruppich (VB2017: 4481f.)

Beim Kontaktabbruch durch Florian scheint ihr die positive Deutung schon schwerer zu fallen:

VB: Aba, .. naja ich akzeptiert das, ich mh bin ihm net fürchterlich böse oder so, aber ich akzeptier's: Is' halt so. (ca. 3 Sekunden Pause) Ja aber sonst, hm (VB2017: 4804, AB entfernt).

Bei Dennis schließlich gelingt ihr sogar die eigene kritische Distanzierung.

Vera Bergmann reflektiert diese Haltungsänderung selbst als Lernprozess, „Nein“ sagen zu müssen und ringt darum, die „alte“ gefühlte Verantwortung für andere mit der „neuen“ Verantwortung für sich selbst auszuhandeln:

VB: Ich will auch nur da ‚Nein‘ sagen, wo ich merke, dass es mir nit mehr gut tut. [...] Und das sind doch ’n paar Ecken wo’s mir nimmer so ganz gut tut und da will ich halt Nein-sagen lernen. Behutsam .. un’ äh vertretbar, also. [klatscht einmalig in die Hände] .. Menschen neigen ja auch schnell dazu einen total zu vereinnahmen, wenn se merken: ‚Ah, die macht das!‘, ne? Und dann öh ich bin dann derjenige der sacht: ‚Ja, ich mach’s!‘ [...] Und das ist vielleicht der Punkt, wo ich jetzt ’n bisschen *lernen* [leicht betont] muss, [...] *das is’ auch noch was-, was ich lernen muss.* [schmunzelnd] [lacht leicht auf]“ (VB2017: 5308f., AB entfernt).

Ihr Umfeld sei sich ihrer Überforderung durchaus bewusst, wolle auf ihre Unterstützung aber nicht verzichten:

VB: Und dann sagen se: ‚Du musst ma’ mehr an dich denken!‘ [...] Aber nur öhm, [lacht kurz] ich sacht-, ich-, ich *denk* [leicht betont] das dann immer nur: *,Aber bitte nit bei mir anfangen! *So ungefähr* [lacht] (VB2017: 5033f., AB entfernt).

In der Erhebungszwischenzeit ist somit ein Bewusstsein entstanden dafür, dass das zuvor so ressourcenreiche Helfen auch einen Preis hat, der zur (auch körperlichen) (Über-)Inanspruchnahme wird, wie sich in Formulierungen wie „total zu vereinnahmen“, „wenn se mich wieder alle belastet haben“, „wenn se mich wieder alle im Griff haben“ (ebd.) und in der Sehnsucht nach Luftholen²⁷ ausdrückt. Motive der früheren Haltung des Helfen-Müssens tauchen immer wieder auf und Schicksalsgläubigkeit sichert sie ab, allerdings deuten Darstellungsabrisse ebenso an, dass diese an Tragfähigkeit verloren haben:

VB: Die-, viele können das nit verstehen, aber das war einfach-, (ca. 2 Sekunden Pause) in dem Moment musst’ ich das so machen. .. Weiß nit warum. (ca. 3 Sekunden Pause) Ah, ich-, ich weiß es nit. *Das* [betont] is’ einfach so gekommen, das war einfach dann in dem Moment auch richtig. Un es war ja hinterher auch richtig, davon abgesehen. Es war *Mühe* [betont], klar, aber-, öh, gut der eine geht durchs Leben un’ ohne öh .. ohne Verletzungen und ohne Verantwortung zu übernehmen nur in ’ner Zweier-Beziehung un’ machen sich’s schön und dies und jenes, nur ob das en Leben für mich wär?, ich glaube net. Nee, *mhm* [verneinend]. .. Nee. Weiß-, man sucht sich’s glaub ich nit aus. Ich denke das is-, (ca. 3 Sekunden Pause) naja. [trinkt] (ca. 9 Sekunden Pause) (VB2017: 5857f., AB entfernt).

27 Zur Überwindung der Verwitwung („ich denke, wenn ich jetzt nochma ’n bisschen mehr Luft kriege, dass ich dann auch öh *dazu* [betont] mehr in der Lage bin. Im Moment tu ich ja agieren.“ [VB2017: 5322f.]) und zur mit der Schwester geteilten Pflege des Vaters („da war’n ma’ immer an der Grenze von der Belastbarkeit. Da hatte man wieder L-, Zeit zum Luftholen.“ [VB2017: 1346f.]).

Vielfältige Hinweise auf eine Haltungsänderung zeigt auch ein weiterer Auswertungsschritt, nämlich die vergleichende Analyse des Antwortverhaltens: Besonders auffällig wird die Unterschiedlichkeit am Beispiel der Frage, die in beiden Erhebungen synchron gestellt wird, nämlich die Frage nach „Aha-Erlebnissen“ im Leben. Denn während sie in der Ersterhebung leidenschaftlich Anspruch darauf erhebt („Das is' bei mir täglich! [I + VB lachen]“ (VB2006: 1347), „Bei ganz .. banalen Sachen manchmal“ (ebd.: 1357), „Bei ganz viel'n Sachen.“ [ebd.: 1362]), benötigt sie in der Zweiterhebung Bedenkzeit und wiederholt für sich den Fragestimulus („[hustet] ... [ca. 7 Sek. Pause] *Was war ein Aha-Erlebnis?* [zu sich] ... [ca. 5 Sek. Pause]“ [VB2017: 4707]). Als Beispiel nennt sie dann die Begegnung mit ihrer Schwiegertochter Chantal, markiert dann jedoch wieder Unsicherheiten beim Antworten: „Das war en ‚Aha!‘-Erlebnis, aber .. hm .. sonst? .. Hm (ca. 8 Sek. Pause)“ (ebd.: 4729). Und obgleich sie noch 200 Zeilen an weiteren Beispielen liefert, evaluiert sie auch diese selbstkritisch: „Jo. Aba Aha!-Erlebnisse direkt!? .. hm.“ (Ebd.: 4995)

Dieser Wechsel vom Pauschalanspruch zu Verunsicherung, von Selbstverständlichkeit zu Fragwürdigkeit zieht sich als Muster durch den gesamten Vergleich des Antwortverhaltens. So dominieren die überschwänglich positiven Antworten in der Ersterhebung, bei der Frage nach Vorbildern („Ja, immer ma' wieder.“ [VB2006: 918]), nach Erfahrungen im Kontakt mit älteren Menschen („Das is' unerschöpflich. Das is'-, .. das is' *so schön* (betont).“ [ebd.: 1726]), nach der Bedeutung von Weiterbildung („Mach ich, wo ich's kriegen kann. (lacht kurz) Also wenn hier irgendwas in der Nähe angeboten wird - das kann ganz vielfältig sein - ich bin wirklich *sehr* (betont) interessiert an *allem möglichen* (betont) Sachen. Na?“ [ebd.: 1837]) und nach Plänen für die Zukunft („Ich nehm' mir ständig irgendwas vor. (lacht) .. und di-, die Interessen sind auch ganz vielfältig.“ [ebd.: 1901], „Also das is' ganz vielfältig immer bei mir. Net .. net nur das eine.“ [ebd.: 1937]).

Im Gegenzug zeigt sie in der Zweiterhebung mit Pausen und der Wiederholung von Frageteilen viel Zögerlichkeit und Bedachtheit im Umgang mit den externen Fragestimuli:

„(ca. 5 Sek. Pause) *Was hab ich von andern Menschen gelernt?* [leise, zu sich] ... (ca. 3 Sek. Pause)“ (VB2017: 5000), „(ca. 3 Sek. Pause) *Was hab ich gelernt?* [leise, zu sich] .. (ca. 3 Sek. Pause)“ (5010), „Hm. Oh, das weiß ich nit, ich glaub' das müssen *andere beurteilen* [lacht leicht] [...] Aber lernen von mir? .. hm. Weiß ich nit [lacht]“ (5109), „Öhm. *Lernen* [betont] .. lernen?, was möcht' ich noch lernen?“ (5120), „Joo, das is-. Jo .. Joah. Was möcht ich *noch* [leicht betont] lernen?“ (5129), „(ca. 2 Sek. Pause) Der Blick aufs Leben? ..“ (5699), „Als Herausforderung des Alters?“ (5727), „... Hm. (ca. 2 Sek. Pause) Also ich öhm kann nit sagen, dass ich jetzt sagen würde: ‚Oh, wenn ich jetzt nochmal auf die Welt komm', würd' ich alles anders machen', überhaupt nit, ob ich die Chance bekäm', das so wiederholen, weiß man ja auch nit. Aba (ca. 2 Sek. Pause), ja, was is' mir gut gelungen, das kann ich gar nit sagen, das können nur andere beurteilen?“ (5818), „Un .. (ca. 2 Sek. Pause) nee, aba öhm, anders machen?“ (5842), „Mein Lebensmotto? Hab' ich mir eigentlich noch *nie* [betont] so groß Gedanken gemacht.“ (6031), „Für mich wünschen?, joa“ (6067).

Diese grundsätzliche Änderung ihres Antwortverhaltens kann als weiteres augenfälliges Symptom des *Erzählbruchs* aufgefasst werden. In der Ersterhebung ist die überzeugende Selbststilisierung als immer aktive, immer fröhliche starke Frau inmitten eines wahrgenommenen großen Unterstützungssystems sehr auffällig, sie hat gewissermaßen alle Antworten und Lösungen auf Abruf sofort und überschwänglich parat. In der Zweiterhebung dominiert dagegen der Eindruck einer Frau, die auch für sich selbst auf der Suche nach passenden Antworten ist und nicht mehr in der Lage und willens scheint, alles mit pauschalem Aktionismus zu bejahen, stattdessen werden Fragen der Außenwelt – nicht nur bildlich gesprochen, sondern wortwörtlich – zu Fragen, die sich selbst stellt. Das zuvor noch jederzeit abrufbare positive Selbstkonzept, das sie 2006 noch mit „Leb' dein Leben fröhlich, dann .. tut dir jeder Tag gut! Und das is' doch .. das auch, was ich .. 'n bisschen vermitteln versuche.“ (VB2006: 1800f.) überschwänglich formuliert hatte, ist brüchig und fraglich geworden.

Zusammenfassung Vera Bergmann

Vera Bergmann hat mit dem Tod ihres Mannes in der Erhebungszwischenzeit einen Schicksalsschlag erlitten, der zum biographischen Plan- und Erzählbruch führte, der ihre biographische Zeitlichkeit in mehrfacher Hinsicht verändert hat: Ihre ursprünglich rein auf präsentische Relevanzen des *Mittendrin-Steckens* ausgerichtete wohlgeordnete Lebenserzählung ist zerbrochen, frühere Gewissheiten der All-Harmonie in einer All-Gegenwart verlorengegangen. Diesem biographischen *Gestaltverlust* begegnet sie mit *Haltungsänderung*, indem sie einsieht, dass sie nicht allen helfen kann, der schon früheren Überforderung fehlen nun erst recht die Ressourcen. Dieser Knappheit begegnet sie zulasten anderer Unterstützungsprojekte mit *Fokussierung* auf den Adoptivsohn Stefan, insbesondere aber auf ihren Enkel Finn-Luca. Sie mobilisiert alle Kräfte, um durch den Enkel zugleich ihren intergenerationalen „Vertrag“ der Enkelpflege einzulösen als auch aus deterministischen Annahmen, dass es keine Zufälle gäbe und alles seine Bestimmung habe, selbstwertdienlichen Sinn zu gewinnen. Zusätzlich helfen Umänderungsrevisionen in Form von *Aktualisierung*, frühere Darstellungen neu zu orientieren, indem das Glück mit dem Ehemann, selbstwertdienliche Deutungen oder Selbstücksichtnahme rückwirkend einzuschreiben und zu vergegenwärtigen.

Angesichts der Verwitwung und ihres fortgeschrittenen Lebensalters gerät dadurch jedoch zwangsläufig eine Zukunftsperspektive in den Blick, auf die sie zum Zeitpunkt der Ersterhebung noch ganz verzichten konnte. Dadurch kommt es zu einer paradoxen Gleichzeitigkeit des Sichtbarwerdens und Verlorengehens von Zukunft. Vera Bergmann hat nicht nur die konkrete Zukunft mit ihrem Mann verloren, die mit seinem nicht mehr erlebten Renteneintritt hatte beginnen sollen,²⁸ sondern Zukunft ist insgesamt prekär besetzt: Eine weitere Partnerschaft schließt sie aus („Ja,

28 Eine besonders bildhafte Tragik entfaltet sich durch einen (Erhebungs-)Zeitpunkt-Effekt: „Joa, und dann öhm-, .. er hat immer gesacht: ‚Ah, wenn ich 65 bin, dann machen wir 'n richtig großen Urlaub!‘ .. Jetzt am kommenden Samstag tät er 65 („fümfunsechzich“) werden. [...] *Hm .. Mhm* [ringt mit den Tränen]. Das Geld was wir dafür gespart haben, das hab' ich jetzt für Grabstein und Grabfassung ausgegeben.“ (VB2017: 715f., AB entfernt)

deswegen also ich würd-, ich könnt mich nie auf jemand einlassen so w-, ich hab' den Besten schon gehabt [lacht kurz].“ [VB2017: 5164f.] und nicht nur die eigene Zukunft scheint unabsehbar, sondern auch gleich die Zukunft ganzer Generationen:

VB: aber öh ja da tun mia eigentlich alle *jungen* [leicht betont] Leute *leid* [betont], wenn man denkt: ‚Was mag da kommen?‘, ne? Aba, öhm. (ca. 2 Sekunden Pause) So für mich denk ich: ‚Naja, also du hast .. wenn's *ganz ganz ganz ganz* [betont] gut geht, immer noch 15 („fünfzehn“) Jahre.‘ Un, das .. wird dann schon so-, hol' ich wie's kommt. (ca. 3 Sekunden Pause) Ja.“ (VB2017: 5713).

Mit ihrer Verwitwung scheint sie gleichsam aus dem Paradies vertrieben:

VB: *Ach das war-, .. ah das war einfach-* [sentimental, schwärmend] .. Wir hatten so viel gemeinsam, das ... war einfach-, .. ja: .. War einfach *nur* [betont] Harmonie, *nur* [betont] Liebe, sonst-, .. *Verständnis* [betont] (ca. 3 Sekunden Pause), alles. [lacht leicht] Und die Kinder kamen .. klasse mit zurecht (VB2017: 2959f., AB entfernt)

Die Ehe war die existentielle Grundlage und der sichere Hafen für ihre in alle Seiten ausgerichtete Unterstützungsarbeit, die stets der Herstellung von Harmonie diene, auch wenn sie dafür eigene Bedürfnisse hatte leugnen müssen. Der biographische Umbruch macht nun jedoch die Besinnung auf die eigenen Bedürfnisse notwendig.

Tatsächlich zeigt sich dieser Wechsel von Fürsorgeorientierung zur Orientierung an eigenen Bedürfnissen auch in der Erzählsituation selbst. Stellt sie in der Ersterhebung mit ihrer Schlusscoda noch – gewissermaßen dienstleistungsorientiert – hervor, dass sie hoffe, „'n bisschen Information geboten“ (VB2006: 223) zu haben, zeigt sie sich – im Gegenteil – in der Zweiterhebung in der Lage, die Nützlichkeit der Erhebung für die eigene Lage zu reflektieren und diese für eigene Bedürfnisse zu nutzen.²⁹ Auf die Frage danach, ob sie sich zutraut, das „Nein“-Sagen zu lernen, führt sie am Ende der Zweiterhebung aus:

VB: Das is' komisch, das Gespräch heute, das kommt zur richtigen Zeit. Irgendwie. [...] Das is' doch auch was! Das is' doch *Fügung* [betont]! [...] Oder? [...] Ja? Ja, auch das ich-, öh irgendwie is' doch auch als Sie .. *vor der Tür standen, da is' doch *der Funke* [betont] gleich übergesprungen.* [heiter, gelöst] (VB2017: 5333f.)

Mit dem Sinnangebot der „Fügung“ bemüht sich Vera Bergmann wieder um eine optimistische Deutung, dass sich alles zum Guten wenden wird. Die Möglichkeit, im Rahmen des Interviews die eigenen Gedanken, das eigene Fühlen, das eigene Narrativ

29 Ihre mütterliche Fürsorge hat sie freilich dennoch nicht abgelegt: Für den Interviewtermin hat sie Schokoladen-Cookies gebacken („Sie kriegen auch 'n Tee von mir, wenn Se das möchten.“ [1427], „Können Sie sich bedienen“ (1741), „Sie haben bestimmt jetzt Hunger“ [3608]), hält umsichtig und aufmerksam das Glas ihres Gastes voll („Nee, trinken Sie doch. Ich vergess' Ihnen einzuschütten.“ [4526], „Man soll ja viel Trinken“ [5792]) und antizipiert auch durchaus dessen Rückreise („geh'n se vorher nochmal Pipi“, „Heimfahrt wird auch länger dauern als hin“).

ordnen zu können bzw. eine Neuordnung und somit *Neuorientierung* zu versuchen, erweist sich so als willkommener weiterer Schritt in den erzwungenen neuen Lebensabschnitt. Dieser ist mit spannungsreichen Prozessen der Identitätsentwicklung verbunden: Sie muss sich mit der Trauer arrangieren („ja ich denke mal, *los* [betont] werd’ ich die Trauer *nie* [betont] mehr, aba-, ... sie *darf* [betont] ja auch da sein.“ [VB2017: 901f.]), sich dafür aber zugestehen, „dass ich auch fröhlich sein darf und mich freuen darf“, die Trauer also „zulassen, aber nit äh .. mich darin .. *gefangen* [betont] sehen“ (ebd.). Damit verbunden ist die Aufgabe des richtigen Nähe-Distanz-Verhältnis zum verstorbenen Ehemann, denn „es sind manchmal Zeiten dabei, da is’ er jede Sekunde in meinem Kopf“, dann fühlt sie sich „richtig *gefangen* [betont] da drin [betont]“ (ebd.). Die Herausforderung ist also auch im dritten Jahr der Verwitwung, die Versprechen („Denk dran, ähm ich bin zwar weg, aber ich bin immer noch da, ich bin ja noch in dir.“ und „Du kannst immer mit mir reden!“ [ebd.]) ihres sterbenden Mannes zwar zu würdigen, aber einen eigenständigen Lebensweg finden zu müssen. Gegen Ende des Interviews reflektiert sie selbst, sich „vielleicht [...] jetzt auch ma ‘n bisschen besser kennenlernen“ zu müssen: „Als Einzelperson akzeptieren. [...] .. Öhm, ja. (ca. 4 Sekunden Pause) *Ohne* [betont] dass ich öhm .. meinen Mann jetzt dabei vergessen würde. Das kann ich gar nit.“ (VB2017: 5132f.). Handlungspraktische Initiativen strukturieren diese Reorientierung, sich mit dem Schicksalsschlag zu arrangieren und sich eine Zukunft zu erarbeiten. Der Computerkurs ist bewältigt, die Anschaffung eines Smartphones ist geplant, das eigene Testament und Vorsorgevollmacht sind geklärt und ein weiterer schwerer Schritt steht an: „dass ich mal das Ehebett rauskrieg. Ja. Das mach’ ich glaub’ ich auch jetzt .. dieses Jahr“ (VB2017: 975).

6.5 Phänomene beziehungsorientierten (Wieder-)Erzählens bei Wolfgang Timme

Bei diesem fünften Schlüsselfall finden sich deshalb noch neue Phänomene des Wiedererzählens, da sich Wolfgang Timme (4m, *1948) durch eine ausgeprägte Dialog- und beziehungsorientierung auszeichnet. Sehr viel deutlicher und gestaltprägender als bei den bisherigen Fällen wirken deshalb Adressierungseffekte und das Bewusstsein für das Hier und Jetzt der Erzählsituation auf das (Wieder-)Erzählen ein. Die Ersterhebung ist noch klar von Erzählwiderständen geprägt, die sich auf seine Befangenheit gegenüber dem monologischen Erzählauftrag zurückführen lässt und die Fragmentierung der Hauptidee zur Folge hat (6.5.1, A). Zonale (6.5.1, B) und lokale (6.5.1, C) Versionenvergleiche offenbaren jedoch, dass Wolfgang Timme auf ein Reservoir an wiedererkennbaren Erzählperlen und Erzählketten zurückgreift, um situative Darstellungsinteressen zu erfüllen. Da diese Darstellungsinteressen in erster Linie beziehungsorientiert und erzählgegenwärtig motiviert sind, klassifiziere ich Wolfgang Timmes Erzählhaltung als *Reaktivität* und ermittle vier Techniken als entscheidende gestaltprägende Phänomene dieser Haltung, die durchweg durch die für Timme typische dialogische Perspektive bestimmt sind (6.5.2).

04m „Wolfgang Timme“, 1948 geboren (58 bzw. 69 Jahre alt bei Erhebung)	
Ursprungsfamilie	„Nazih Haushalt“, 1945 verschwindet Bruder nach Geburt (auf Flucht der Mutter), Tod des Vaters 1978 als Schlüsselmoment für Alkoholentzug
Familienstand	Freundin schwanger/1. Ehe 1969, Geburt 1. Sohn, Geburt Zwillinge 1974, ca. 1976 „Ehe zer-soffen“, „Familie versoffen“, „auf Strecke“ (fast 2 Jahre), „fast 14 Jahre“ kein Kontakt zu den Söhnen, 2. Ehe mit „Jugendliebe“, vier Enkel (Geburt ab ca. 1997)
Wohnsituation	Wohnt 2006 noch im Nebenhaus mit 2. Ehefrau, 2017 dann im selbst restaurierten Haupt-haus. Ländlich.
Ausbildung	Lehramtsstudium abgebrochen, Maurerlehre, Meisterprüfung, ca. 2001 Fernstudium Kursleitung
Berufserfahrung	Großbaustellen, „uff Walz“, Selbstständigkeit mit eigener Baufirma (bis ca. 2012)
Gesundheit	Suchtkrank (Alkoholismus, ca. 1974–78), Krebserkrankungen (ca. 1979, Lunge 2011)
Material	2006: 6–42 Minuten Stegreiferzählung, 144 Min. insgesamt (76–459 von 1533 Zeilen) 2017: 14 Minuten Stegreiferzählung, 193 Min. insgesamt (464 von 3238 Zeilen)
Zwischenzeit	Lungenkrebs 2011 überlebt (OP, Chemotherapie, „die berühmten 5 Jahre sin' rum“), Ende der eigenen GmbH, formaler Renteneintritt 2013, Umzug ins sanierte Haupthaus 2015

6.5.1 Zentrale Befunde der Fall-Auswertung

A – Makroanalyse

Wolfgang Timme signalisiert nach dem gesamtbiographischen Erzählstimulus in beiden Erhebungen gleichermaßen eine Überforderung durch den Erzählauftrag:

Z.	<i>Eingangserzählung - Aushandlungsphase (04m-WT)</i>		Z.
9	WT: [atmet aus] Das is' schwer .. schon: Wo fang' ich an? ..	WT: [atmet hörbar aus] ... So, dat heißt, einen *kompletten Lebenslauf jetzt?* [ver-wundert]	21
		I4: ... Von Anfang an bis heute. Sie bestimmen den Umfang selbst.	22
		WT: Äh, ja der Umfang äh, [sucht nach Worten], da könnte ja der *heutige Tach eventuell nit reichen* [schmunzelnd].	23
		I4: [schmunzelt]. Wollen Sie einfach loslegen?	24
		I4: [schmunzelt]. Wollen Sie einfach loslegen?	25
		WT: Pffffff. Bitte. ... Joar.	26

Er reagiert somit beide Male mit der Problematisierung des Erzählauftrags, insofern er mal den Erzählanfang, mal den Erzählmfang als nicht selbstverständlich bewältigbar hervorhebt. Er findet jeweils schnell pragmatische Abkürzungsstrategien:

Z.	<i>Eingangserzählung - Aushandlungsphase (04m-WT)</i>		Z.
9	WT: kann ma' natürlich in dünnen Daten fassen, geboren 17.11.'48	WT: M-, mein-, ich bin aufgewachsen in 'nem Nazih Haushalt.	26
		I4: Mhm	27
		I4: Mhm	28
10	II: Hm	WT: Mein Vater war Ortsbauernführer, war *ganz* [betont] verbisse-ner Nazi, auch noch *nach* [leicht betont] dem Krieg.	29
11	WT: in [Ort A/Geburtsort]^A und zwar war de Mutter schon	I4: Mhm	30
12	38 wie isch geboren wurde det war damals schon 'ne Problemschwangerschaft	WT: Hat, ne?, vom Herrn Gerhard Frey ^o die deutsche National- und Soldatenzeitung bis zu seinem Dahinscheiden abonniert.	31
		I4: Oh, okay.	32
13			33
			34

Den biographischen Erzählauftrag markiert Timme somit in beiden Erhebungen zunächst als Problem, dem er mit unterschiedlichen Lösungsstrategien begegnet: In der Erstversion entschließt er sich, die Frage nach der Lebenserzählung initial als Frage nach dem historischen Lebensweg zu verstehen und orientiert sich an den „dürren Daten“, in der Zweitversion, eigentheoretisch gesättigt als Frage danach, wer er ist – eine Frage, die er über den Vater als Kontrastfolie mit politischen Standortbestimmungen beantworten kann. Dieser Versuch der argumentativen Verknappung scheitert jedoch, es kommt kurz darauf zu Erzählabbruch und Neuorientierung („Und ich war dann-, nee!, ich muss weiter vorne anfangen.“ [WT2017: 35f.]), und Detaillierungszwänge drängen dazu, auch 2017 die Stationen der frühen Familiengeschichte darzustellen, mit denen er 2006 eingestiegen war. Erst nach dieser erfolgt in der Erstversion die Positionierung des Vaters als Nazi: durch prosodische Hervorhebung und sloganhafte Pointierung³⁰ hat dieses jedoch einen vergleichbaren Überraschungseffekt: „*Mein Vater war Nazi.* [lauter] Auch danach noch.“ (WT2006: 40). Diese Kerndefinition stellt in beiden Haupterzählungen das Fundament, auf das Timme das retelling „wie ich dann anfang, mir eigene Gedanken zu machen“ setzen kann und das eine Art selbstmythische *origin story* darstellt:

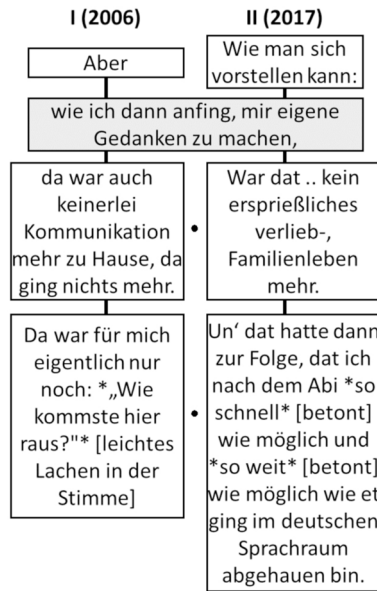


Abbildung 29: Synopsenbaum „eigene Gedanken zu machen“ (O4m-WT) (WT2006: 58f., WT2017: 62f.)

Aus diesem folgt in beiden Versionen die Schilderung seines Ausbruchs aus dem Elternhaus nach Berlin, zunächst für die Ostermärsche im geschichtsträchtigen Jahr 1968, im Jahr darauf dann zum Studieren. Allerdings kommt es in der Erstversion kurz darauf bereits zur Schlusscodä, denn nach der Schilderung seines Berufseintritts 1971

30 Legt man die beiden Versionen der Nazi-Positionierung übereinander, zeigt sich wie diese zwischen Pointierung und Detaillierung entscheiden: „Mein Vater war Ortsbauernführer. War ganz verblissener Nazi. Auch (danach) noch nach dem Krieg.“

(„und bin uff'm Bau gelandet.“) führt seine Evaluation aus der Gegenwarts-
perspektive („Dat war gut für mich ..“) zum übereilten Gegenwartsanschluss
(„und da bin ich eigentlich immer noch.“), so dass er seine Haupterzählung
nach wenigen Minuten beendet („Dat wär eigentlich die Kurzfassung. ..
[lacht stimmlos]“ [WT2006: 73f.]). Entsprechend kommt es zur Aushandlungs-
phase (I1: „Und jetzt kommt die Langfassung, oder?“) und zu erneuten
Problematisierungen Timmes, die wieder ein Unbehagen gegenüber der mono-
logischen Relevanzsetzung formulieren:

WT: [lacht] Ja, äh und da tu ich mich einfach schwer äh ja .. wo-, wo vertiefen wir et jetzt,
wat äh is' jetzt auf die entsprechenden Ziele Ihres Projekts von Interesse ... [12Sek]
(WT2006: 78)

Dass es sich bei der kurzen Eingangserzählung 2006 keineswegs um eine „Kurz-
fassung“ handelte, sondern vielmehr um das erste Fragment einer „Langfassung“
veranschaulicht die sorgfältige Rekonstruktion und Visualisierung der Globalstruktur:

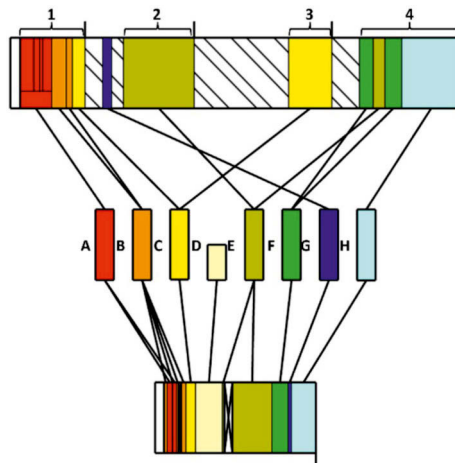


Abbildung 30: Globalstruktur Wolfgang Timme (O4m-WT)

(A = Vorgeschichte, Geburt, Kindheit, Eltern, B = Politischer Konflikt Elternhaus, C = Zonalerzählkette 1968–1974, D = Zonalerzählkette 1974–1976, E = Zonalerzählkette 1975–ca. 1991, F= Religiosität, G = Gegenwartsperspektive, H = Zukunftsfähigkeit [Berufstätigkeit, Rente, Finanzsituation]; schraffiert: Nachfrageteile; gekreuzt: Externe Unterbrechungen)

Denn tatsächlich nimmt Timme den biographischen Haupterzählstrang mehrfach auf: Nach seinem Erzählabbruch des Fragment 1 (A-B-C) befolgt er den wiederholten Erzählauftrag zunächst dadurch, dass er den beispielhaften Erzählimpuls „also wie haben Sie gelebt?“ als Erzählmuster und roten Faden verwendet, an dem er Wohnstationen seines Lebens per Aufzählung aufreht und teils durch kleine Einschübe detailliert („Isch hab' unter Brücken gelebt, *isch hab' in Abrisshäusern gelebt, in besetzten Häusern gelebt* [schmunzelnd] [atmet schwer aus] .. ja, .. isch hab' och mol in Versailles bei meiner Cousine gelebt, hochnobel [lacht leise]“ [WT2006: 89f., AB

entfernt]). Insbesondere der Einschub eines Gegenwartsanschlusses („un’ leb jetzt hier in dieser alten Scheune“) mit Detaillierungen zur aktuellen Gesundheit („Knie matschig“) und Wohnsituation (Sanierung des Haupthauses, um „mehr ebenerdig zu wohnen“) zeigt dabei Haupterzählungscharakter (G). Er kehrt zum Erzählmuster zurück („Jo, .. wie hab’ isch gelebt?“ [WT2006:103]), um nach weiteren Aufzählungen („Auf der Straße, Kommune, Wohngemeinschaften“) mit argumentativen Einschüben eine differenzierte politische Selbstpositionierung vorzunehmen („Anarchofraktion“). Er greift den roten Faden ein weiteres Mal auf („[17 Sek.] Ja, .. wie hab’ ich gelebt?“ [WT2006: 114]), liefert diesmal aber keine weiteren Aufzählungen, sondern setzt unerwartet den früh abgebrochenen Haupterzählstrang fort. Dieses Fragment 2 schließt allerdings nicht nahtlos an, sondern schildert den lebenszeitchronologisch übernächsten Lebensabschnitt seiner Berliner Zeit (E, Umbruchszeit Berlin, 1975–1991, vgl. Mesoanalyse). Auch dieser Abschnitt endet nach Einführung seiner Selbstständigkeit wieder mit einem Zeitsprung zum Gegenwartsanschluss („Und da wurschteln wir immer noch mit rum [...], damit ham wir bis jetzt überleben können“ [Z. 180]), woraufhin Schlusscoda und Dialogsequenz diesen Teil sogar als Haupterzählungsfortsetzung markieren: „Jo, dat is-, simmer wieder da gelandet mit der etwas längeren Fassung“, was die Interviewerin mit „Sie machen ein paar Spiralen“ entsprechend ratifiziert. Die Interviewerin geht zum Nachfrageteil über und erhält auf die biographischen Detaillierungsfragen (zur Ursprungsfamilie, dann zur Schulzeit) die entsprechenden Ausführungen (Z. 187–282). Diese schließt Timme mit einer Schlusscoda ab („dat war so Kapitelchen Schule .. das Kapitelchen Schule“), um dann selbstständig Fragment 3 der Haupterzählung zu liefern. Nun setzt er tatsächlich am Erzählabriss des ersten Fragments wieder an und vervollständigt den Lebensabschnitt der Jahre 1969–1974 (C, Anfangszeit Berlin, vgl. Mesoanalyse), füllt also die biographische Lücke. Abermals dokumentiert die Schlusscoda „aber irgendwie simmer jetzt schon wieder von Hölzchen uff Stöckchen“ (Z. 327) das Bewusstsein für die Spiralförmigkeit der Erzählung (und dokumentiert zugleich seine Sorge, mit eigener Relevanzsetzung möglicherweise am Forschungsinteresse „vorbeizuerzählen“). Aber tatsächlich wiederholt sich dieses Prinzip sogar noch ein drittes Mal: Die dritte biographische Detaillierungsfrage fokussiert noch einmal das Berlin der ’68er Jahre und führt zu entsprechenden Ausführungen. Wieder mit einer längeren Pause setzt sich dann erneut die eigene Relevanzsetzung durch und mit der Erzählankündigung in Form der rhetorischen Frage „[14 Sek.] wat könnt’ ich denn-, müsst’ ich denn noch erzählen?“ (Z. 355) kommt noch einmal die Selbstläufigkeit in Gang und es folgt Fragment 4 der Haupterzählung: Unter dem Einstieg „Ach: Wichtig ist eigentlich ziemlich noch für mich gewesen“ liefert Timme eine eher überzeitlich, ideologisch-weltanschauliche Sättigung seiner Lebensgeschichte, die insbesondere religiöse, gesundheitliche, finanzielle und bildungsbezogene Entwicklungen über das Leben und entsprechend aktualisierend die jeweils heutige Situation und Zukunftsaussichten fokussiert. Mit einem weiteren metakommunikativen Ratifizierungsdialog wird auch dieser Abschnitt abschließend ko-konzeptionalisiert: „jo, simmer schon

wieder da gelandet [lacht]" – I4: „Das is' interessant, das is' jetzt die dritte Spirale" (Z. 459f.).³¹

Durch diese aufwändige Rekonstruktion der Ersterhebung wird deutlich, dass es in diesem Sonderfall nötig ist, die methodische Erwartung einer unterbrechungsfreien, vollumfänglichen biographischen Haupterzählung zu relativieren: Wenn Erhebungs- bzw. Adressierungseffekte zu Hemmungen führen, kann sich eine Haupterzählkette nach eigener Relevanzsetzung ebenso auch mit Unterbrechungen entsprechend fragmentiert realisieren. Die Visualisierung zeigt, dass dieser fragmentierten Erstversion die lebenszeitchronologische Geordnetheit der Zweitversion von 2017 entgegensteht, in der diesmal die monologische Zusammenhangsbildung gelingt.

B – Mesoanalyse

In der Makroanalyse kamen die beiden Haupterzählungen von Wolfgang Timme insbesondere in ihrem formalen Kontrast in den Blick: Der fragmentierten Erstversion steht die wohlgeordnete Zweitversion gegenüber. Betrachtet man jedoch die zonalen Erzählketten zu den einzelnen Lebensabschnitten ergeben sich deutliche strukturelle Stabilitäten. Dafür differenziere ich im Folgenden die Globalerzählperlen C und E zu Zonalerzählketten aus, um deren narrative Gangstruktur im Versionenvergleich zu rekonstruieren. Darin zeigt sich, dass Wolfgang Timme zur Vermittlung einzelner Lebensabschnitte wiedererkennbare lokale und zonale Erzählpläne einsetzt, die er entweder flexibel in Erzählanlässe einpasst und nach und nach vervollständigt (Beispiel 1) oder die er in seinem Erzählstrom in lebenszeitchronologischer Abfolge abarbeitet (Beispiel 2).

Zonal-Beispiel 1: Zonalerzählkette 1968–1974 (Globalerzählperle C)

Das besondere Merkmal dieser Zonalerzählkette ist deren Fragmentierung in beiden Erhebungen, insofern er im Rahmen der Eingangserzählungen jeweils nur die halbe Erzählkette erzählt. Während Timme sich 2006 im ersten Fragment seiner Haupterzählung noch auf die erste Hälfte dieser Lebensphase konzentrierte, legt er 2017 den Schwerpunkt auf deren zweite Hälfte. Die folgende Visualisierung dieser Erzählkette illustriert das Verhältnis dieser unterschiedlichen Relevanzsetzungen:

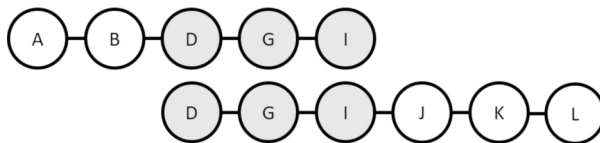


Abbildung 31: Zonal-Erzählketten Wolfgang Timme - Globalerzählperle C (04m-WT)

Den beiden Versionen gemeinsam ist eine Drei-Perlen-Sequenz (farbig hervorgehoben) zu den Hauptstationen des Wendepunkts dieses Lebensabschnitts zwischen 1968

31 Dass innerhalb der Erzählsituation erst dieser vierte Haupterzählkettenabschnitt als „dritte Spirale“ aufgefasst wird mag daran liegen, dass der Hölzchen-uff-Stöckchen-Teil nicht mit einem Gegenwartssprung endete, somit von beiden nicht als lebensgeschichtlicher Durchgang wahrgenommen wurde, weil kein Gestaltschließungseffekt durch gegenwartsanschließende Aktualisierung erfolgte.

und 1974: Er habe in Berlin ein Studium begonnen (D), dieses jedoch aus finanziellen Gründen abbrechen müssen, um sein Kind ernähren zu können (G) und sei deshalb beruflich „auf dem Bau gelandet“, was ihm bereits durch Ferienjobs vertraut war (I). In der Eingangserzählung der Ersterhebung fungiert diese Sequenz als Erzähl-Ende dieser Erzählkette (A-B-D-G-I), denn zuvor erzählt Timme sein „Hängenbleiben“ bei den Ostermärschen in Berlin 1968 (A) und dass er dadurch das Abitur verpasste und ein Jahr später nachholen musste (B). In der Haupterzählung der Zweiterhebung überspringt er diese Vorgeschichte und nutzt die Drei-Perlen-Sequenz als Erzählbeginn dieser Erzählkette (D-G-I-J-K-L), konzentriert sich also auf die Folgezeit: Sein Chef „auf'm Bau“ habe ihm angeboten, eine Ausbildung zu machen (J), woraufhin Timme Krankmeldungen genutzt habe, um Berufsschule und Job zu vereinbaren (K) und schließlich die Ausbildung abgeschlossen habe (L).

Die in der Erstversion fehlende Folgezeit und die der Zweitversion fehlende Vorgeschichte liefert Timme ebenso nach wie Detaillierungen dieser Umbruchszeit (C, E, F, H): seine frühe Vaterschaft sei geplant und erwünscht gewesen (C), er habe sein Kind eine Weile „mit Klauen ernährt“ (E), ausgerechnet durch die Bafög-Einführung habe sich seine finanzielle Lage noch verschlechtert (F) und vor Abbruch des Studiums habe er noch das Didaktikum abgeschlossen (H). Eine vollständige Visualisierung der Erzählperlen zu diesem Lebensabschnitt offenbart eine Systematik:

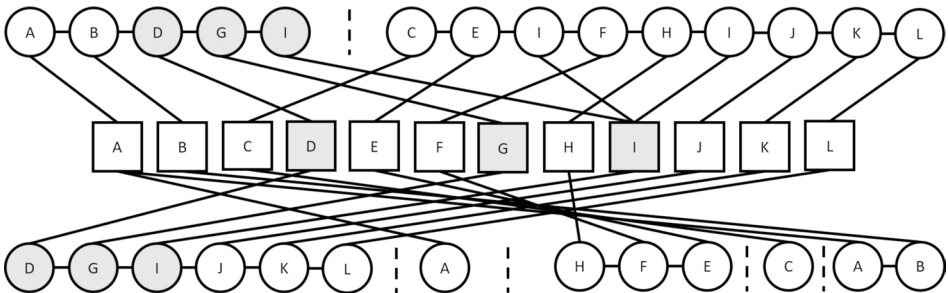


Abbildung 32: Zonal-Erzählketten 1968–1974 (O4m-WT)

(A = Ostermärsche '68 in Berlin, „hängengeblieben“, B = Abitur ein Jahr später nachgeholt, C = wollte jung Vater werden, D = wieder nach Berlin: Studium begonnen, E = Kind vom Klauen ernährt, F = Einkommensverhältnis und Miete, G = Kind nicht ernähren können, H = Didaktikum noch gemacht, I = Auf Bau gelandet, J = Angebot des Chefs, K = für Berufsschule immer krankgemeldet, L = Ausbildung abgeschlossen)

In aller Regel wird im gesamten Interviewverlauf auf die einzelnen *life history*-Perlen dieses Lebensabschnitts nur jeweils einmal Bezug genommen, bis die gesamte Ereigniskette dieser Lebensphase lückenlos dargestellt ist. In der Erstversion reichen dafür zwei Erzählketten: die erste im Rahmen des ersten Fragments Haupterzählung (als Globalperle C1), die zweite in Form von Fragment 3 (Globalperle C2), die sich nach der Frage zu Schulerfahrungen entfaltet. In der Zweiterhebung vervollständigt sich die Darstellung interaktiver, insofern sich die vier nötigen Ergänzungen zur Vervollständigung durch Detaillierungs- und Verständnisfragen im weiteren Verlauf ergeben (Frage nach Polizeikonflikten führt zu A, nach Studienfächern führt zu H-F-E, zu Familienplanung zu C, nach Berlin zu A-B).

Zonal-Beispiel 2: Zonalerzählkette 1975–ca. 1991 (Globalerzählperle E)

Die Zonalerzählketten zum Lebensabschnitt 1975–ca. 1991 verlaufen dagegen deutlich parallel und ungebrochen lebenszeitchronologisch. In die Ersterhebung kam diese Erzählkette als Fragment 2 in die Haupterzählung, in der Zweiterhebung erfolgt sie an chronologisch „richtiger“ Stelle. Hier die Struktur:

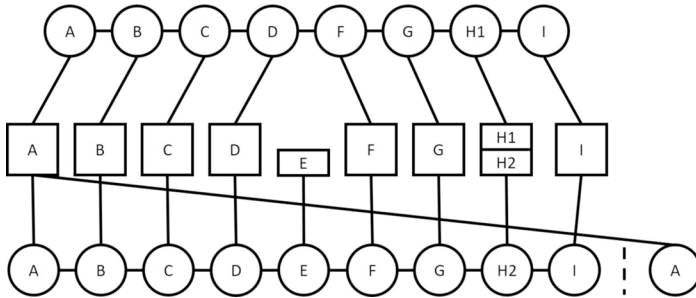


Abbildung 33: Zonalerzählketten 1975–ca. 1991 (O4m-WT)

(A = Berlin: „Ehe versoffen/zersoffen“, B = auf Strecke gegangen, C = Heimkehr, D = „Ende mit Suff“, E = „mit Bullen geprügelt“ [nur 2017], F = Anruf Thomas mit Jobangebot in Berlin, G = Berlin Krebserkrankung, H = Heimkehr: Mutter pflegen [2006] vs. Landkommune [2017], I = „Leichen versichern wir nicht“)

Beginnend mit dem Ende der Ehe durch seine Alkoholsucht (A, „Ehe versoffen/zersoffen“, vgl. Mikroanalyse), schildert er seine Zeit des „Tingelns“ zwischen Obdachlosigkeit und Walz (B, „uff Strecke“), die Rückkehr zu den Eltern und die scheiternde Hilfe, für den kranken Vater da zu sein (C), die daraus resultierende Überwindung der Alkoholsucht (D, „Ende mit Suff“, vgl. Mikroanalyse) in beiden Versionen synchron. In der Zweitversion folgt hier mit der Darstellung von Auseinandersetzungen mit der Staatsgewalt eine 2006 an keiner Stelle geschilderte Episode (E, „mit Bullen geprügelt“).³² Der Fortgang der Erzählkette verläuft dann wieder synchron in beiden Versionen: Anruf eines Freundes aus Berlin mit Jobangebot und Absolvierung des Meisters dafür (F), Umzug nach Berlin und (erste) Krebserkrankung (G), dann der erneute Rückzug in die Heimat (H), entweder um die Mutter zu pflegen (laut Erstversion H1) oder um eine Landkommune zu verwirklichen (laut Zweitversion H2), und abschließend die fehlende Krankenversicherung als Selbstständiger wegen Widerstand der Krankenversicherer (I, „Leichen versichern wir nicht“). In der Zweiterhebung kommt es im Nachfrageteil zusätzlich zu einem erhebungsimmanenten Wiedererzählen des Ehe-Endes, so dass Zonalerzählperle A dadurch in drei Versionen vorliegt (vgl. Mikroanalyse, Beispiel 1).

32 Tatsächlich markiert er die Erlässlichkeit dieser Thematisierung einleitend metakommunikativ selbst: „[5 Sekunden] *Joar* [langsam ausgesprochen] ach, die Prügelei mit den Bullen muss ich nicht noch erwähnen, ne?“ (WT2017: 245f.) Hatte er diese Aspekte 2006 tatsächlich nicht erwähnen „müssen“, legt er hier mit seiner rhetorischen Frage eine Art Erzählköder aus, um im Anschluss Auseinandersetzung, Verhaftung und Verhandlung darzustellen. Auch hierfür lassen sich beziehungsorientierte Adressierungseffekte annehmen.

C - Mikroanalyse

Für den lokalen Versionenvergleich fokussiere ich im Folgenden zwei Abschnitte der zweiten Zonalerzählkette: Zuerst die chronikalisch-argumentativen Erzählperlen (A-B) zum Ende der ersten Ehe, die in drei Versionen vorliegen, zum anderen die Einzelereigniserzählung „Ende mit Suff“ zur Überwindung der Alkoholabhängigkeit (C-D).

Lokal-Beispiel 1: Dreifache Wiedererzählung „Ehe versoffen/zersoffen“

Obwohl es sich bei der Lokalerzählperle „Ehe versoffen/zersoffen“ textsorten-technisch um eine chronikalisch-argumentative Darstellung handelt und nicht um eine Einzelereigniserzählung im strengen Sinn, vermittelt diese durch ihre anekdotisch-pointierte Aufbereitung einen hohen Grad an Erfahrungshaftigkeit, wodurch sie einen re-inszenierenden Charakter erhält. Zusätzlich ist sie deshalb besonders interessant, weil Wolfgang Timme im Nachfrageteil der Zweiterhebung noch einmal auf sie zurückgreift, sie somit in drei Erzählversionen vorliegt. Während also die ersten beiden Versionen im Rahmen des lebenszeitchronologischen Fortgangs innerhalb ihrer Zonal-Erzählkette in den Haupterzählungen platziert sind, wird die dritte Version durch eine Detaillierungsfrage getriggert: „Wie ging’s dann weiter mit der Familie? Dann kamen noch Zwillinge? / WT: Ja. ... Äh, ja, dann kamen noch Zwillinge und dann kam die Arbeitslosigkeit und dann kam der *Suff* [betont]“ (WT2017: 1413-1420). Da die dann folgende dritte Erzählversion zunächst stärkere Synchronizität mit der Erstversion von 2006 aufweist, stelle ich diese im Synopsenbaum an erster Stelle dar:

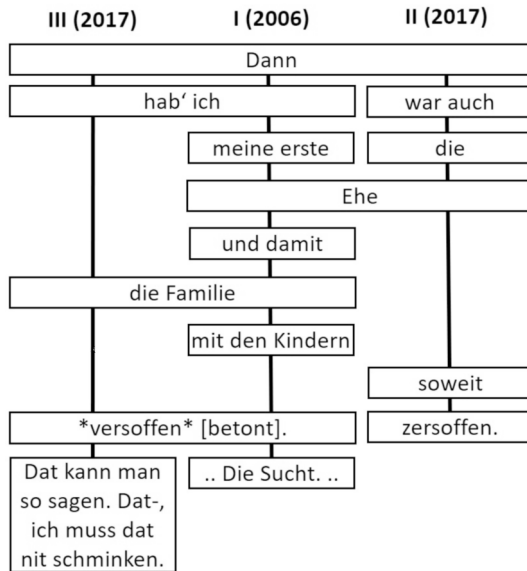


Abbildung 34: Synopsenbaum „Ehe versoffen/zersoffen“ - Sequenz 1 (04m-WT) (2017: 1417-1420, 2006: 115-116, 2017: 1417-1420)

Die Drittversion (also linke Spalte) erweist sich als Minimalvariante der mehr als zehn Jahre älteren und ausführlichsten Erstversion (mittlere Spalte): „Dann hab’ ich (meine erste Ehe und damit) die Familie (mit den Kindern)

versoffen [betont].“ In diesen beiden Versionen folgt ein evaluierender Nachsatz, wobei auffällt, dass entgegen der auf Fremdsteuerung zielenden Kontextualisierung der Erstversion („Die Sucht“) die Drittversion deutlicher Eigenverantwortung übernimmt: Indem er kommentiert, dass er diese Tatsache „nit schminken“ müsse, expliziert Timme, dass er bewusst darauf verzichtet, den eigenen Anteil an der gescheiterten Ehe strategisch zu kaschieren. Im starken Kontrast zu dieser selbstkritischen Version steht die Zweitversion aus der Haupterzählung der gleichen Erhebung (also rechte Spalte), die auf jeden Hinweis auf die Eigenbeteiligung verzichtet, indem die einzelnen Wortfelder durch unpersönlichere Varianten ersetzt werden: Nicht mehr „meine“, sondern „die“ Ehe, Auslassen von „Familie“ und „Kindern“ und insbesondere der Wechsel vom agentivischen „hab' ich [...] *versoffen* [betont]“ zum passiven „[Ehe] war auch [...] zersoffen“, bei dem zusätzlich die prosodische Hervorhebung fehlt. Diese Version erweist sich als so stark depersonalisiert (wessen Ehe? Durch wen zersoffen?), dass eine rechtfertigende oder eingestehende Evaluation im Nachgang gar nicht erst nötig wird.

Diese unpersönlichere Formulierungsweise setzt sich auch in der Folgesequenz fort. Diese setzte ich nun zwar in ihrer erzählzeitchronologisch richtigen Reihenfolge I-II-III in den Synopsenbaum, allerdings gleicht sich die dritte Erzählversion auch hier wieder der Erstversion an (vgl. Abb. 35, umseitig, der Satzanfang ist jeweils grau hinterlegt, die detaillierenden Einschübe setze ich kursiv).

Während die Erstversion 2006 mit „meine“ und dem „Isch“/„Isch bin“-Einschub einen weitreichenden Selbstbezug klarstellt, erhält die Erstversion von 2017 mit ihrer umgestellten Reihenfolge eine Wenn-Dann-Struktur mit geradezu bauernregelhaften, wenn nicht sogar naturgesetzlichen, Charakter.

Als stabile Komponenten erweisen sich die Fremdreferenzen „meine damalige Frau“/„die Frau“/„Anna“ und „'nen Anderen“, deren Verknüpfung „hat sich gesucht“/„sucht“/„gesucht“, die durch ihre Distanziertheit per dritter Person nicht als solche erkennbare Selbstreferenz „der Typ“/„der Kerl“, das schuldhaftes Vergehen „besoffen“, dessen Zeitreferenz „fast jeden zweiten Tag“/„dreimal in der Woche“/„nit so oft“, die Ortsreferenz „nach Hause“ und das Verb („kommt“/„kam“). Erstaunlich ist, wie die Drittversion zwar die Struktur der anderen beiden beibehält, jedoch den (ohnehin distanziert formulierten) Selbstbezug zugunsten des Fremdbezugs auf „'nen Anderen“ ersetzt, wodurch die Sequenz narrativ anders perspektiviert wird: In dessen Perspektive wird nun auch das Satzende gerückt, wenn es entgegen der anderen beiden Varianten nicht mehr um den Erzähler geht, der „fast jeden zweiten Tag“ bzw. „dreimal in der Woche“ „besoffen (von der Arbeit) nach Hause kommt“, sondern um „den Anderen“, „der nit so oft besoffen nach Hause kam“. Auffällig ist auch der Tempuswechsel zwischen diesen Versionen vom nomologisch ewig-gegenwärtigen „kommt“ der Selbstperspektivierung zum vergangenen „kam“ der Perspektivierung auf den „Anderen“.

Während die Erstversion den aktualisierenden „kann ich ihr im Nachhinein“-Nachsatz noch benötigt, um das „wenn“ aufzulösen und den Satz zu vervollständigen, gewinnt die Zweitversion durch die Umstellung der Reihenfolge die grammatikalische, regelhafte Selbstständigkeit. Der dennoch folgende aktualisierende Nachsatz steht entsprechend eigenständig („Da kann ich ihr [...]“). Bei insgesamt hoher Parallelität entsteht dadurch aber eine andere Kausalität:

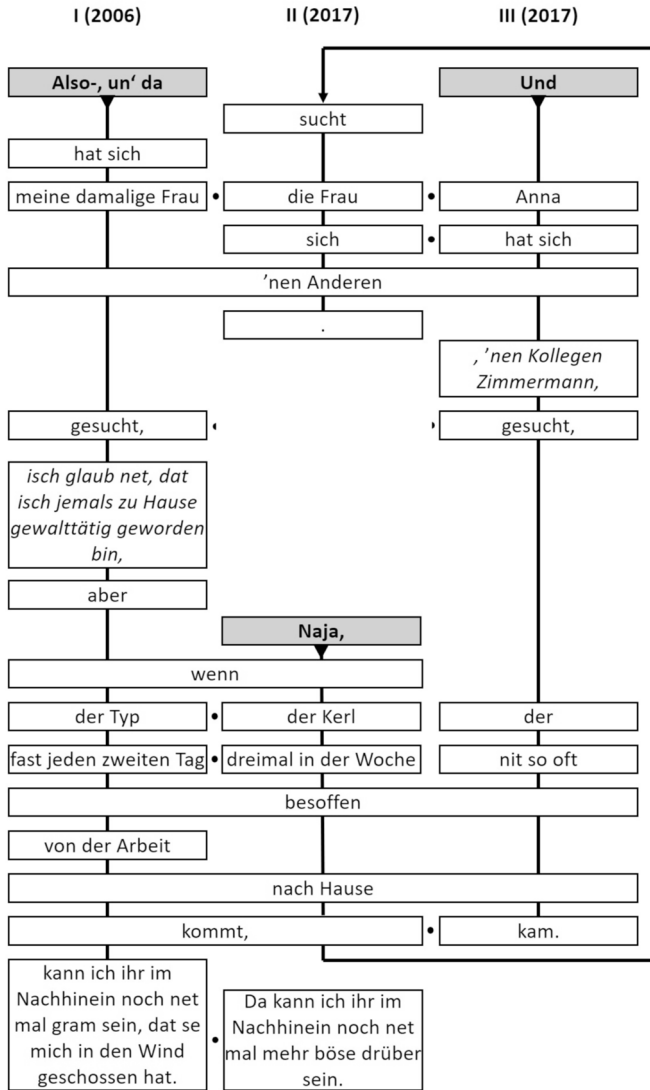


Abbildung 35: Synopsenbaum „Ehe versoffen/zersoffen“ - Sequenz 2 (04m-WT)
(2006: 118–121, 2017: 194–197 und 1423–1424)

Weil er so oft besoffen von nach Hause kam, könne er im Nachhinein „noch net mal gram sein“ über die Trennung, denn er sei – so die implizite Logik der Erstversion – selbst dafür verantwortlich, der damaligen Frau könne man die Trennung somit nicht vorwerfen. In der Zweitversion bezieht sich die wenn-dann-Logik jedoch nicht auf diese Selbstverschuldung, sondern auf die Kausalbeziehung zwischen zu-oft-besoffen-nach-Hause und „sucht die Frau sich 'nen Anderen“. Die kausale Konsequenz des eigenen Fehlverhaltens ist nicht mehr der Verlust des Anrechts, sich über die Trennung zu beklagen, sondern die nomologisch determinierte Trennung selbst. Die Formulierung per „noch net mal mehr böse drüber sein“ statt

„noch net mal gram sein“ deutet zusätzlich an, dass er ihr laut Zweitversion durchaus eine Zeit lang „böse drüber“ gewesen sei.

Die Schlussequenz dieses *retelling* endet mit der Andeutung der Folgezeit, die Timme in einer Mischung aus Walz und Obdachlosigkeit verbrachte. Der Drittversion wird hier eine Detaillierung zur Trennung von den Kindern eingefügt („und ist mit der-, erstmal mit den Kleinen ausgezogen und später hat sie dann den Ältesten, der lieber bei mir bleiben wollte, auch vollgequasselt. Naja, und dann stand ich da, ohne wat.“ [WT2017: 1424–1426]), die 2006 an anderer Stelle erfolgt. Von diesem Einschub abgesehen, zeigt auch Sequenz 3 wieder deutliche Synchronizität (vgl. Abb. 36). Auffällig ist der Wechsel der Handlungsmacht von „war“ zu „bin gegangen“. Die beiden Detaillierungen 2017 verstärken den Eindruck dieser höheren agency noch zusätzlich: In der Zweitversion über die Temporalisierung, die ein höheres Maß an Kontrolle und Orientierung vermittelt („fast zwei Jahre“ statt „'n paar Jahre“), in der Drittversion über die episodische Anreicherung, die zielgerichtete Handlungsfähigkeit abbildet (Seesack, Werkzeug, Autobahn).

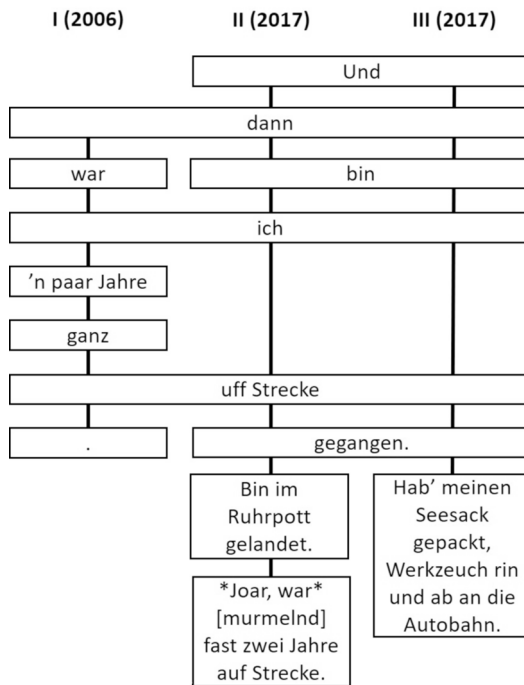


Abbildung 36: Synopsenbaum „Ehe versoffen/zersoffen“ - Sequenz 3 (04m-WT) (2006: 123, 2017: 199–200 und 1426–1427)

Insgesamt veranschaulicht die Mikroanalyse dieser Erzählperle, wie *verbatim-Recycling* eingesetzt werden kann, um sowohl Satzstellungen und Stilwechsel als auch agentivische Perspektivwechsel zu vollziehen. Fixierte oder synonym variierbare Einzelteile werden somit neuen Darstellungsbedürfnissen angepasst und der Formulierungsaufwand, der durch das Recycling gespart werden kann, wird in

die Neukonzeption der Satzstellung und Perspektivierung investiert. Bestimmte Erzählstrukturen stellen offenbar ein Repertoire an *ready mades* zur Verfügung, die hocheffizient als vorgeformte Formulierungsressourcen genutzt werden können. Da wundert es nicht, dass sich zum Ende der Ersterhebung sogar noch eine vierte, minimale Version der dreifach wiederholten Struktur aus Sequenz 2 finden lässt: „meine damalige Frau“/„die Frau“/„Anna“/„meine Frau“, „'nen Anderen“/„'n netten neuen Kollegen“, „hat sich gesucht“/„sucht“/„gesucht“/„sich gesucht hat“:

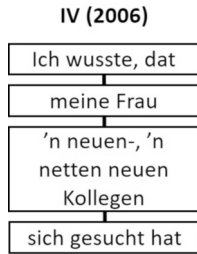


Abbildung 37: Ergänzung zu Sequenz 2 von „Ehe versoffen/zersoffen“ (04m-WT) (2006: 1302f.)

Lokal-Beispiel 2: „Ende mit Suff“

In beiden Erhebungen leitet „Ehe versoffen/zersoffen“ über die Erzählstationen „auf Strecke“ und Heimkehr zu den Eltern zur episodischen Re-Inszenierung „Ende mit Suff“ als eines weiteren biographischen Wendepunkts über. Mit der ersten Synopse steige ich bei der Heimkehr an:

Z.	Einzelereigniserzählung „Ende mit Suff“ – Sequenz 1 (04m-WT)		Z.
123	WT: und bin dann nach Hause gekommen als der Vater alt war, krank war. ...	WT: und dann bin ich die Mutter mal irgendwo a-, nee: bin ich mal heimgekommen zu Besuch und dem Vater ging et ganz schlecht.	229 230 231

Die generativen Konflikte, der Nazismus des Vaters und die Gewalt insbesondere durch die Mutter, und auch die fast zehn Jahre in Berlin ändern nichts daran, dass er das Elternhaus noch immer mit „nach Hause“ und „heimgekommen“ gleichsetzt. Während die Erstversion den Zustand des Vaters als Grund der Heimkehr zumindest nahelegt (wenn man „als“ als „weil“ interpretiert), vermittelt die Zweitversion, die zunächst die Mutter fokussiert und dann per Selbstreparatur umschwenkt, eher eine situative Zufälligkeit: Er sei „mal“ „zu Besuch“ gekommen und es scheint möglich, dass er erst vor Ort vom Befinden des Vaters erfahren habe. Auch die Formulierung „ging et ganz schlecht“ lässt – im Gegensatz zum natürlichen Prozess der Erstversion: „als der Vater alt war, krank war.“ – eher eine akute Sonder-situation erwarten. Der sequentielle Fortgang zeigt seinen Umgang mit der Hilfsbedürftigkeit des Vaters:

124	WT: Dacht' ich: „Muss ich den alten Leuten 'n bisschen helfen“, .. auch wenn da die Kommunikation schlecht war,	WT: Naja, dann hab' ich mir *hier* [betont] 'n Job gesucht. ... Um den alten Leuten 'n bisschen zu helfen. [atmet hörbar aus, lacht im Anschluss kurz bitter auf]	231
125	ham se sich ja doch einige Jahre um mich gekümmert. ..		232
126	II: Mhm		
127	WT: So muss man sich auch kümmern. ..		

Die Erstversion öffnet mit der Darstellung der damaligen Gedanken als Redewiedergabe den Blick in die eigene Innenwelt. Mit der folgenden Begründung plausibilisiert er seinen Wunsch zu helfen mit der Denkfigur des Generationenvertrags und besiegelt diesen moralisch mit der Formel „So muss man sich auch kümmern“. Die Zweitversion fällt nüchterner aus und orientiert sich mit der Jobsuche vor Ort eher an pragmatischen Herausforderungen, ohne zu erklären, dass es sich damit nicht mehr nur um einen „Besuch“ handelte. Die Phrase „den alten Leuten 'n bisschen helfen“ bleibt verbatim erhalten, wenn auch in der Zweitversion nicht mehr als Gedankenwiedergabe.

Es folgt in beiden Versionen eine Vorwegnahme der Pointe, durch die Spannung erzeugt und eine episodische Erzählung angekündigt wird:

127	WT: Völlig in die Hose gegangen, *völlig* [leicht betont] in die Hose gegangen:	WT: Und dann ham die alten Leute mir geholfen:	233
-----	---	--	-----

Die Erstversion gerät durch den Rückgriff auf eine saloppe Metapher und deren Wiederholung performativ unterhaltsamer, in der Zweitversion ist die rhetorische Invertierung des vorigen „um den alten Leuten bisschen zu helfen“ zu „und dann ham die alten Leute mir geholfen“ dagegen stilistisch vielleicht geschickter, kündigt das folgende Scheitern aber gleichzeitig weniger drastisch und weniger eindeutig an.

Es folgt die Einzelereigniserzählung eines biographischen Wendepunktes, dargestellt im umseitigen Synopsenbaum (vgl. Abb. 38). Abgesehen von der Jahresdatierung, die der Zweitversion vorgeschaltet ist, laufen beide Versionen verbatim oder leicht synonymisiert synchron. Interessanterweise wird mit „nach Hause gewackelt“ und „heimgewackelt“ die Versionsdifferenz von „nach Hause“ und „heim“ aus der zweiten Sequenz wieder aufgegriffen. Die relevanteren Uhrzeiten, der Todeszeitpunkt und sein Erwachen, sind synchron wiedergegeben, die Uhrzeit seiner trunkenen Rückkehr nicht (wenn auch ohnehin nur in einer Version per „weiß ich“ beglaubigt). Von der Detaillierung der Todesursache des Vaters abgesehen, bringen die wenigen Formulierungsvariationen keine Bedeutungsverschiebungen. Die einzelnen Stationen der Einzelereigniserzählung werden somit in ihrer Abfolge protokolliert wiedergegeben und entstammen teils eigener Erfahrung („um drei“/„um vier Uhr“ und „um zehn Uhr“), teils berichteter Erfahrung („um fünf Uhr“). Die Formulierung des „wach-Kriegens“ weckt vielleicht das Bild, die Mutter habe mehrere Stunden darauf verwendet, ihn zu wecken und verstärkt die eigene Unzuverlässigkeit und Verfehlung natürlich wahnwitzig.

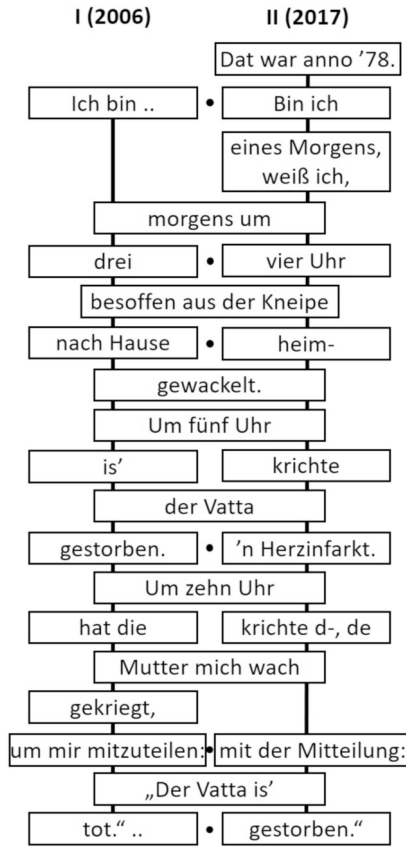


Abbildung 38: Synopsenbaum „Ende mit Suff“ - Sequenz 4 (04m-WT)
(2006: 128–130, 2017: 233–237)

Mit der sich anschließenden Evaluation markiert Wolfgang Timme diese kurze Sequenz als lebensverändernde Schlüsselerfahrung:

130	WT: *So* [betont] hab' ich denen geholfen... War für mich der Kick zu sagen:	WT: Der ist ihr quasi zwischen den Fingern gestorben und ich hab' et no-, im Suff noch nit ma' gemerkt.	239
131	„Junge, so kann's nicht weiter gehen, Ende mit Suff!“	I4: Mhm WT: Dat war für mich der letzte Arschtritt, der mir sachte: „Ende mit Suff“.	240 241
		I4: Mhm	242

Beide Evaluationen bemühen sich um die Plausibilisierung einer moralischen Fallhöhe: Nun greift er auch in der Erstversion auf den Begriff der Hilfe zurück, um das Scheitern seiner Hilfsintention ironisch zu illustrieren. In der Zweitversion verwendet er mit „zwischen den Fingern gestorben“ eine ungewöhnliche Metapher (offenbar die Verschmelzung von „zwischen den Fingern verrinnen“ und „in meinen Händen gestorben“), um die hilflose Verlassenheit der Mutter und damit seine eigene Verfehlung zu vermitteln. Die Lehre aus diesem Versagen führt zur biographischen Wende, die in beiden Versionen metaphorisch („war für mich der Kick/der

letzte Arschtritt“) dargestellt wird. Die abschließende Redewiedergabe erscheint in der Erstversion als Wiedergabe eigener Gedanken, in der Zweitversion dagegen, auf das Motto verkürzt, als gewissermaßen „übersetzte“ Botschaft dieses empfundenen Arschtritts.

Tatsächlich habe diese Erfahrung zur Überwindung seiner Alkoholsucht geführt:

131 132	WT: ... War schwer die erste Zeit, so ganz dann auf der Baustelle so, .. ziemlich alleine ohne irgendwelche therapeutische Unterstützung .. *ha je* [lauter]	WT: ... Dat war dann Entzuch.	243
------------	--	-------------------------------	-----

Während er sich an dieser Stelle in der Ersterhebung um Detaillierung und die Plausibilisierung der belastenden Herausforderung bemüht, verlässt er sich in der Zweiterhebung mit der Verknappung auf „Entzuch“ intersubjektiv auf die kulturell vorgeprägten Vorstellungen und den anzunehmenden *common ground* einer solchen Entgiftung.

6.5.2 Fallstrukturhypothese zum Wiedererzählen bei Wolfgang Timme

Die vergleichende Analyse der beiden lebensgeschichtlichen Interviews Wolfgang Timmes haben einige spezifische Eigenheiten zu Tage gefördert, die insbesondere die Themenauswahl, die Erzählflussführung, den persönlichen erzählerischen Stil und überhaupt die eigensinnig charaktervolle Darstellung betraf. Ich systematisiere diese Phänomene im Folgenden als die Wiedererzählungstechniken *Ausschnitthaftigkeit*, *Austauschbarkeit*, *Literarisierung* und *Weltanschaulichkeit*. Quer zu diesen vier Verhältnissen liegt die dominierende *Beziehungsorientierung* Timmes, die somit bei jeder dieser Phänomene Einfluss nimmt. Wegen dieses starken Gegenwarts- bzw. Beziehungsbezuges in der Erzählsituation beschreibe ich diesen als **Schlüsseltypus der Reaktivität**.

Reaktivitäts-Technik 1: Ausschnitthaftigkeit

Deutlicher als andere Fälle vermitteln Timmes Lebenserzählungen einen Eindruck, den ich als *Ausschnitthaftigkeit* bezeichne. Materiell – aber nicht funktional – ähnelt diese der Revisionstechnik *Auslassung*. In der Ersterhebung ergaben sich verschiedene Formen von Auslassungen durch die Fragmentierung der Haupterzählung: Die Zeitsprünge zum Gegenwartsanschluss am Ende eines Fragmentes ließen Lücken entstehen, die sich erst durch spätere Retrospektiven schlossen. Timmes Relevanzsetzung zeigt so 2006 noch keine globale Orientierung, sondern richtet sich sensibel und tentativ an die Erzählsituation und die möglichen Erwartungen der Interviewerin. Wie schon in seiner ersten Schlusscoda („wo vertiefen wir et jetzt, wat äh is' jetzt auf die entsprechenden Ziele Ihres Projekts von Interesse?“ [WT2006: 78]), demonstriert Wolfgang Timme auch an späteren Stellen immer wieder eine gewisse Widerständigkeit gegenüber der Relevanzübertragung, z. B.: „I1: aber irgendwie-, ja erzählen Sie doch. / WT: Ja, wat soll isch davon erzählen?“ (ebd.: 801), „Is' *Ihr* [betont] Forschungsprojekt, Sie müssen wissen, wat Sie brauchen.“ (Ebd.: 1167) Die methodische „Bringschuld“ des biographischen Erzählauftrags im Narrativen Interview interpretiert Timme 2006 also immer wieder als „Holschuld“ der Forscherin, die nur im Dialog einzulösen ist. Erzählen erfolgt für ihn nicht einfach

zum Selbstzweck, sondern benötigt Anlass, sinnhafte Motivation und intersubjektive Aushandlung. Sicherlich spielt auch der *Versuchskaninchen-Effekt* eine Rolle, so dass Timme vermutlich auch deshalb vor allzu langem Monologisieren zurückschreckt, um nicht am Forschungsinteresse vorbei zu erzählen. Jedenfalls fehlt der Ersterhebung die gesamtbiographische Selbstläufigkeit und die Fragmente der biographischen Stegreiferzählung, die sich durch innere und äußere Erzählimpulse gegen die Hemmung der Relevanzübernahme durchsetzen, stehen unverbunden nebeneinander. Hier hilft der Begriff der *Dramatisierung*, wie Stephan Porombka ihn für die Biographik erhellend definiert:

Zugleich wird die Lebensgeschichte in eine große geschlossene Erzählung überführt. Hierfür werden einzelne Bruchstücke über einen Spannungsbogen zu einem dramatischen Ganzen zusammengefügt. [...] Zugleich kommt einzelnen Lebensabschnitten die Funktion von Akten als kleineren dramatischen Einheiten zu, in denen jeweils bestimmte Themen und Teilkonflikte so weit entwickelt werden, dass sie im nächsten Akt aufgenommen und entsprechend des Spannungsbogens weiter bearbeitet werden können. (Porombka 2009: 123)

Diese „Lebensabschnitte“ in Form von dramatischen Akten finden sich bei Timme ganz eindeutig, wie vor allem Globalerzählerperlen wie Vorgeschichte/Geburt/Kindheit (A), die Zeit 1968–1974 (C), die Zeit 1974–1976 (D) und die Zeit 1975–ca. 1991 (E) offenbaren, die selbst da, wo sie sich chronologisch überlappen (bei D und E die Jahre 1975 und 1976) durch thematische Schwerpunktsetzung klar voneinander zu trennen sind. Diese Akte stehen in der Ersterhebung jedoch überwiegend für sich, erst in der Zweiterhebung fügen sich diese – für sich genommen unverändert – in eine „große geschlossene Erzählung“.³³ Es spielt somit keine Rolle, ob er seinen globalen Erzählplan in Form eines *Remix* je nach situativer Passung fragmentiert oder im Sinne einer zusammenhängenden klassischen Haupterzählung in ihrer lebenszeitchronologischen Abfolge umsetzt: Wolfgang Timme steht mit hohem Bewusstsein für die Erzählsituation ein Reservoir an lokal vorbereiteten Geschichten und deren zonalen Verknüpfungen zu Erzählketten zur Verfügung, auf die er als *ready-mades* je neu nach lokalem und adressiertem Bedarf flexibel zurückgreifen kann.

Ein anschaulicher Beleg dafür ist die Beobachtung, dass zum Charakter des *Reservoirs* auch gehört, dass bestimmte dialogische Stimuli die gleiche routinierte Erzählerperle anfordern können. Insofern kann sich die *Reservoir-Haltung* auch als *Reproduktion auf Knopfdruck* äußern, wie das kleine Beispiel im folgenden Synopsenbaum illustriert:

33 Die Reduktion seines Monologwiderstandes und die damit einhergehende Konventionalisierung seiner Haupterzählung im Vergleich der beiden Erhebungen lässt sich mit *Vertrautwerden* erklären: Einerseits war ihm in der Wiederholungsbefragung die methodische Befremdung des Erzählauftrags nun schon bekannt, andererseits mag auch der Interviewendenwechsel von Universitätsprofessorin zum Jüngeren und subkulturell augenscheinlich Nahestehenden zu weniger Befangenheit beigetragen haben.

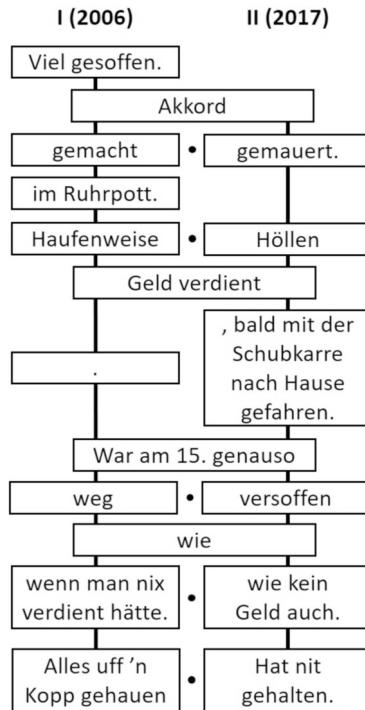


Abbildung 39: Synopsenbaum „Geld verdient“ (04m-WT)
(2006: 739–741, 2017: 1180–1186)

In beiden Erhebungen wird verständnissichernd nach der Zeit „uff Strecke“ nachgehakt, woraufhin es zu dieser hochsynchronen Antwort kommt. Gleichzeitig ist die neue Fassung – sicherlich als Folge von Wiederholungen – „besser“: Durch die weitere Steigerung der Metapher „haufenweise Geld verdient“ zu „Höllen Geld verdient, bald mit der Schubkarre nach Hause gefahren“ gewinnt seine Pointierung noch an Wahnwitz und Bildhaftigkeit. „Akkord gemauert“ statt „Akkord gemacht“ kann als weitere gewinnbringende Überarbeitung gelten, da sie den Rückbezug zur Tätigkeit liefert und zusätzlich Bildhaftigkeit spendet. Und auch die Formulierung „wie kein Geld auch“ beinhaltet mehr Hintersinn und pointierte Direktheit als die im Vergleich etwas ungelenke Formulierung „wie wenn man nix verdient hätte“ der Erstversion. Die thematische Vorabfokussierung per „Viel gesoffen“ kann in der Zweitversion entfallen, stattdessen wird „[Geld] weg“ zu „[Geld] versoffen“ pointiert.

Auch diese Interaktivität beim Reservoir-Zugriff erzeugt den Eindruck der autobiographischen *Ausschnitthaftigkeit*, wie die außergewöhnlich hohe Zahl an erhebungsexklusiven Thematisierungen zeigt: Mehr als 20 Themen kommen so, meist durch Detaillierungsfragen getriggert, in den beiden Erhebungen jeweils zur Darstellung, ohne in der anderen Erhebung auch nur angedeutet zu werden. Für die Ersterhebung sind dies beispielsweise die Sippengeschichte der „Ureinwohner“ (300 Jahre Handwerk), konkrete Schulerfahrungen (Sütterlin, „Langhaarige Affen können wir hier nicht brauchen“ [WT2006: 242]), Netzwerktreffen Hausbesitzer-

bewegung, Lehmbaukurs im europäischen Ausland für anthroposophische Architekten, Partei-Repressalien bei der Reichsbahn, Obdachlosenmilieu, oder sein Interesse, einen Dialekt-Sprachkurs anzubieten. Beispiele für Zweiterhebungsexklusives sind dagegen „Prügeleien mit Bullen“ (inklusive Verhaftung und Verurteilung), Waldbesitz und -pflege, Offene Kirche, schriftliche Hinterlassenschaft der Mutter zu ihrer Erfahrung der Kriegszeit, damalige idealistische Erwartung an Lehrerberuf und Schuldiensterfahrungen, Erfahrung der Vaterschaft und das Pflegen der an Demenz erkrankten Schwiegermutter. Besonders überraschend ist die qualitative Tiefe solcher „Einmal“-Thematisierungen abseits vorgeformter Erzählpläne: Beispielsweise hatte er seine ab ca. 1997 geborenen vier Enkel in der Ersterhebung 2006 nicht einmal erwähnt und auch 2017 deutet er sie nur in einem Nebensatz an. Detaillierungsfragen dazu offenbaren dann jedoch liebevolle und engagierte Beziehungsschilderungen. Das Reservoir beispielsweise von Kurt Groscher scheint ungleich begrenzter, wenn dieser auch zehn Jahre später noch auf die gleichen Fahrradtouren und die gleichen Leserbriefe zu sprechen kommt.

Reaktivitäts-Technik 2: Austauschbarkeit

Eng mit dem Eindruck der *Ausschnitthaftigkeit* auf Ebene des Relevanzrepertoires verbunden ist der Eindruck der *Austauschbarkeit* auf Ebene der Relevanzorganisation. Damit bezeichne ich, dass ein bestimmter Umfang an lokalen Erzählperlen ein zum Teil hohes Maß an kontextueller Variabilität aufweist. Das erste Beispiel der Mesoanalyse zeigte anhand der Zonalerzählkette zur Lebensphase 1968–1974 wie auffällig unterschiedliche Zeitfensterabschnitte in die Haupterzählungen der beiden Erhebungen kam. Die gleiche Lebensphase wurde einmal nur in ihrem Beginn erzählt, einmal vor allem in ihrem Ende, so dass sich die entstehenden zeitlichen Lücken erst im weiteren Verlauf der Interviews füllten und das zuvor unvollständige Bild der Lebensphase vervollständigten. Ein weiteres Motiv der Austauschbarkeit ist das *Neukontextualisieren* von Wiedererzählungen, so dass die gleiche Erzählperle für einen neuen Deutungszusammenhang eingesetzt werden kann: Das *retelling* „Größe der Felder“ charakterisiert 2006 das Kennenlernen der Eltern, 2017 veranschaulicht die gleiche Erzählperle die Kontrastierung der Mutter als Gutsbesiztertochter. Ebenso diente die Erzählperle „Siebenzahl“ einmal dazu die gewaltvolle Erziehung zu illustrieren, das andere Mal zur evaluativen Selbstcharakterisierung als „ziemlich triebig“. Diese Form des *copy-paste-recyclings* zeigt, wie *ready-mades* auch in neue Darstellungsabsichten eingepasst werden können. Ebenso können zwei Schlüsselerlebnisse zu einem einzigen verschmelzen³⁴ oder eine biographische Schlüsselerfahrung an unterschiedlichen Ereignissen im Zeitverlauf verankert werden.³⁵

34 Benötigt er 2006 mit „Musterung! Musterung!“ und „Mutter [...] fand ein Flugblatt“ noch zwei Einzelereigniserzählungen, um darstellen zu können, dass er sich von den Eltern nicht mehr schlagen ließ („da hatt' ich die beiden alten Leute dann so an de Arme, konnten se net mehr. Ich glaub', von da an hat mein Vater abgebaut.“ [WT2006: 871]), lässt er 2017 die Flugblatt-Episode aus und setzt deren ursprüngliche Pointe („Aber da konnte ich ihn dann schon am ausjestichten Arm verhungern lassen. Von da an ging's dann auch bergab mit dem alten Mann“ [WT2017: 85]) nun einfach schon an die erste Episode „Musterung! Musterung!“.

35 Die innere Ablösung vom Elternhaus, das *retelling* „wie ich dann anfang, mir eigene Gedanken zu machen“, verankert Timme 2006 noch am Nazismus des Vaters, 2017 dagegen an den

Auch diese Formen von Flexibilisierung legen nahe, dass sich Erzählmotivierung bei Wolfgang Timme grundlegend im Hier und Jetzt der Erhebungssituation vollzieht und ein spielerisch-assoziativer Umgang mit dem eigenen Geschichtenfundus dominiert. Dadurch steht die Vermittlung von Erfahrung klar im Vordergrund gegenüber historischer Genauigkeit. Explizit formuliert findet sich dies in der Ersterhebung in der Herausforderung, eine zusammenhängende Haupterzählung zu leisten:

WT: ja, Begebenheiten, Begebenheiten .. schöne, schlimme... [13 Sek.] wat such mer dann da noch aus? .. Von Baustellen? .. [16 Sek.] Pff [atmet aus] .. wenn ma 'n Anschluss hat, is' dat leichter" (WT2006: 504f.)

Mit der impulsspendenden Formel „Wie hab isch gelebt?“ nutzt er einen solchen Anschluss ja dann auch tatsächlich als roten Faden assoziativer autobiographischer Schnelldurchläufe. Aber auch in der Zweiterhebung setzt er einen solchen Hinweis auf reaktives Reservoir, wenn er dem Versuch des Interviewenden, die gerade geleistete Wiedererzählung „So sieht 'n Jud aus“ verbindlich als Schlüsselmoment zu definieren, ausweicht: „I4: Und das war so der auslösende Faktor auch? Also das war 'n Sch-, Schlüsselerlebnis einfach? / WT: Dat war so ein äh, Beispiel da draus“ (WT2017: 1003). Offenbar möchte Wolfgang Timme sich die Austauschbarkeit bewahren und sich einer kanonisierten Eindeutigkeit verwehren und hält mehr Erzähl-Reservoir vor, als seine lokalen Erzählpläne bzw. konkret-situative Erzählanlässe abrufen können.

Reaktivitäts-Technik 3: Literarisierung

Unter dem Begriff *Literarisierung* fasse ich mehrere stilistische Eigenheiten in Timmes Erzählungen, die für ihn gestaltprägend und typisch sind: Zuallererst natürlich die stilistische Geschichtenhaftigkeit seiner Einzelereigniserzählungen in Form von Anekdoten, aber auch seine Tendenz zu Pointierung und Adressierung, die sich insbesondere im durchgängigen Einsatz literarisierender Tropen wie Metapher (und Metonymie und Synekdoche)³⁶, Personifikation, Euphemismus und Ironie zeigen.

Die literarisierte Geschichtenhaftigkeit wird schon dadurch deutlich, dass die wiedererzählten Einzelereigniserzählungen meist eine stabile Formulierung – also *Ankerpunkte* (Barth-Weingarten et al. 2012: 336) – enthalten, die sich als Kurzform der Geschichte als ikonische „Überschrift“ verstehen lässt: Wie bereits „Ehe versoffen/zersoffen“ und „Ende mit Suff“, aber auch „Leichen versichern wir nicht“, „So sieht 'n Jud aus“ und „Musterung, Musterung“. Interessant hierbei ist, dass er den Begriff der *Anekdote* selbst verwendet: In der Ersterhebung nutzt er

Gewalterfahrungen durch die Mutter. Dementsprechend datiert sich allerdings auch die Loslösung vom Elternhaus je nach Hauptmotiv auf entweder 18/19-jährig oder 15/16-jährig.

36 Wobei es für die vorliegende Untersuchung nicht sinnvoll ist, Metaphern (i.S.v. uneigentlichem Ausdruck), Metonymien (i.S.v. benachbartem Ausdruck) und Synekdochen (i.S.v. engerer oder weiterer Bedeutung, z. B. *pars pro toto*) voneinander unterscheiden zu wollen (vgl. Klein/Martínez 2009: 217f.), so dass im Folgenden vereinfachend von *Metaphern* die Rede ist, wann immer Sprachbilder eingesetzt werden, ganz gleich in welcher Relation ersetzter und ersetzender Begriff zu einander stehen. Auch eine Differenzierung zwischen Metapher, Chiffre und Symbol böte mehr sprachwissenschaftliche Komplexität, aber m.E. nicht mehr Erkenntnisgewinn.

„Anekdote“ eher als abgrenzende Metapher, die sein Unbehagen gegenüber dem formalen, monologischen Interviewsetting zum Ausdruck bringt: „... Aber det wären jetzt höchstens noch Anekdoten un' die müssen wir net weiter erwählen, in 'nem andern Zusammenhang vielleicht mal, aber-.“ (WT2006: 1113). Im gleichen Sinne spricht er an zwei Stellen vom „anekdotischen Bereich“, um die Schwierigkeit der Relevanzsetzung und die erzählerische Uferlosigkeit seines Reservoirs zu signalisieren: Das oben schon angedeutete „det kann endlos werden, wenn man anfängt in 'n anekdotischen Bereich zu kommen. Von 40 Jahren Bau lässt sich ja erzählen ohne Ende [lacht]. [...] Is' Ihr Forschungsprojekt, Sie müssen wissen, wat Sie brauchen“ (WT2006: 1167f.) und „Ich sach ja: wir kommen irgendwann in 'n anekdotischen Bereich“ (1183). In der Zweiterhebung drückt er diese Befangenheit nicht mehr aus, stattdessen verwendet er „Anekdote“ nun als Genrebezeichnung: „Ich erzähl gerne die Anekdote von der alten Frau Rothschild“ (WT2017: 2424) und einleitend für seine Musterung!-Musterung!-Wiedererzählung, die nun zusätzlich ein vorweggreifendes *abstract* im Stil eines Untertitels erhält: „So, *noch 'ne An-, Anekdote fällt mir dazu ein* [vergnügt-aufgeweckt]. Äh, *die Musterung! Die Musterung!* [lebhaft, vergnügt] Dat war so'n Ereignis. *Wie ich* [kaum hörbar, Worte verschluckend] *ziemlich* [betont] besoffen und glücklich von .. [Stadt G]^ zurückkam, mit der Feststellung, dat die mich nit brauchen können. [lacht kurz auf]“ (WT2017: 75).

Zur Anekdote heißt es im *Handbuch Biographie* (Klein 2009) (übrigens die einzige Stelle der Publikation, in der *Wiedererzählen* genannt wird):

Als Kleinformen können sich indes Porträt und Charakteristik [...] zur vollständigen Biographie im Sinne eines genetisch erzeugten Wesensbildes ‚auswachsen‘, während die Anekdote als Genre in sich geschlossener ist, nämlich als ursprünglich mündliche, auf das Wiedererzählen angelegte Form. (Richter/Hamacher 2009: 140, Hervh. i. O.)

Auch auf dieses Prinzip der Mündlichkeit und Nichtöffentlichkeit spielt Timme selbst an, wenn er 2006 von einer Aufforderung seines Schulleiters berichtet:

WT: da meinte er ‚Du müsstest dein Leben mal aufschreiben‘, ich sach: ‚Lieber Alfred‘, ich hab' viel von dir gelernt, du hast mir viel mitgegeben an Anstößen [...], an Zusammenhängen, aber Schreiben, Schreiben hab' ich nit gelernt, *ich schreib's net auf* [lacht]' un' nun kommt et hier mit Mikro / I: Ja jetzt erzählen Sie alles. (WT2006: 260, AB entfernt)

Auch Aleida Assmann hebt für die Anekdote Mündlichkeit und Wiederholung hervor:

Zur *Anekdote* werden Erinnerungen, die durch wiederholtes Erzählen regelrecht poliert worden sind. In diesem Prozeß verlagert sich die stabilisierende Kraft allmählich vom Affekt in die sprachliche Formel. Von der Anekdote gilt, daß sich „ihr Witz oder ihre Dramatik in der Kommunikation bewährt oder erst recht herausgebildet hat“ (Niethammer, 1985, S. 405). (Assmann 1999: 263f., Herv. im Orig.)

Diese Lust an der sprachlichen Formel und der Witz zeigen sich bei Timme auf allen Ebenen, insbesondere in der hohen Metaphorizität. Tatsächlich geht die Bildhaftigkeit seiner Sprache so weit, dass sogar Redewiedergaben in außerordentlichem Maße (und häufig als historische Referenz von geringer Plausibilität)³⁷ von Metaphern geprägt ist, wie folgendes Beispiel aus der Zweiterhebung bildreich illustriert:

WT: Wie sagte der Urologe so schön: „Herr Timme, entweder geh'n Sie diese Woche noch unter's Messer oder-, oder sie suchen sich in 'nem halben Jahr 'n warmen Platz im Ofen“ [lacht gedrückt]. .. [...] ... Dat [atmet lang und schwer aus]-, dat war net so ganz einfach, da wa ma-, hatten Kneipen auf einma' wieder so warme Lichter .. och, hab' ich mich durchgebissen .. weiß ich, wer da noch die Hand über mich gehalten hat. .. (152)

Mit nicht weniger als fünf Metaphern strukturiert und illustriert Timme somit die Schilderung seiner ersten Krebserkrankung, die zwei drastischeren Metaphern legt er dabei sogar dem damals behandelnden Arzt in dem Mund. Häufig dienen die Sprachbilder dem Zweck, die Absurdität bestimmter Sachverhalte zu pointieren, seien es seine Erfahrungen im Obdachlosenmilieu („sich dann auch noch den letzten Hemdsknopf unterm Kopfkissen jeweils wegklauten“ [WT2006: 754]), die eigene Alkoholsucht („die Augen schon wieder so wie Stielaugen auf die Schnapsflasche da oben“ [WT2006: 1009]), die zweite Krebserkrankung („Wer 50 Jahre lang ‚schwarze Hand‘ in die Lunge gepumpt hat, der muss dat kriegen“ [WT2017: 391]), die relative wirtschaftliche Unabhängigkeit mit bescheidenem Lebensstil und eigenem Wald („ich muss keinen Ölscheich fett machen“ [WT2017: 451]), sein Engagement für die offene Kirche („na sag' ich mal: 'ne Kneipe ohne Schnaps.“ [WT2017: 701]), seine fast verteidigendes Verständnis für (seine) Krebserkrankungen („Wenn'd keine Zellmutation gäb' säßen wir immer noch als Einzeller in der Ursuppe.“ [WT2017: 2519]), zu personifiziertem Krebs („der Krebs ist ja blöd. Wenn der so bösartig ist, gräbt der sich selber et Wasser ab.“ [WT2017: 2524]) oder grundsätzliche Lebenseinsichten („naja, die monokausalen Erklärungen, die hinken ja immer auf mindestens zwei Beinen“ [WT2006: 1244]).

Auf den intersubjektiven Beziehungsaspekt von Metaphern sensibilisiert Paul Ricœur. Dieser bestimmt die *Metapher* über das Zusammenkommen zweier eigentlich nicht zusammenhängender Bedeutungen:

Die Ontologie der metaphorischen Aussage ist ganz und gar in dieser Spannung zwischen dem ‚ist nicht‘ und dem ‚ist wie‘ enthalten. Die Zweideutigkeit, die Verdoppelung weitet sich auf das *ist* der metaphorischen Wahrheit. Die dichterische Sprache sagt nicht wörtlich, *was* die Dinge sind, sondern metaphorisch, *als was* sie sind; gerade auf diese schiefe Weise sagt sie, was sie sind. (Ricœur 1974: 54, Herv. i. O.)

37 So beansprucht es viel Vorstellungskraft, es für möglich zu halten, dass ihn tatsächlich zwei Krankenversicherungen unabhängig voneinander mit den Worten „Leichen versichern wir nicht“ abgelehnt haben sollen, wie er in beiden Erhebungen beglaubigend unterstreicht: „Zwei ham dat wörtlich gesagt, det is' 'n Zitat“ (WT2006: 175) bzw. „da ham mir *zwei* [betont] Versicherungen wörtlich gesagt-, [...] zwei haben mir wörtlich gesagt“ (WT2017: 315).

In der Verwendung der Metapher geht es also um die unerwartete, uneigentliche Beschreibung von Wirklichkeit durch kreative Mittel, um dadurch – einer Karikatur gleich – noch deutlicher etwas über die eigentliche Wirklichkeit ausdrücken als dies mit einer Sprache der Eigentlichkeit möglich wäre. Denn die Metapher *überzeichnet*: „durch die Gunst des ‚category mistake‘ werden neue semantische Felder durch unerhörte Annäherungen erschlossen. Kurz, die Metapher sagt etwas Neues über die Wirklichkeit“ (ebd.: 49). Um ihren kommunikativen Zweck innerhalb der Interaktion zu erfüllen, muss die Metapher jedoch dem Gegenüber verständlich sein. Aufgabe der Sprechenden ist also, die Verschlüsselung so zu wählen, dass sie von Adressierten mit einem angemessenen Maß an Aufwand entschlüsselt werden kann. Für Ricoeur besteht die „metaphorische Auslegung darin, einen sinnwidrigen Widerspruch in einen sinnvollen Widerspruch zu verwandeln“ (ebd.: 47).

Insofern ist der Einsatz von Metaphern zwingend dialogisch, insofern diese intersubjektive *Synchronizität* sowohl voraussetzen als auch erzeugen: Timme bezieht sich spekulativ auf gemeinsames Wissen, um die Entschlüsselung zu gewährleisten und leistet damit auch Beziehungsarbeit innerhalb des Gesprächs. An die Stelle eines „Ich erkläre mal unmissverständlich, was Sache ist“ setzt er gewissermaßen ein verrätseltes „Du weißt schon, was ich meine“ und praktiziert damit eine aktive Einbindung der Hörenden, denn nur durch die empathische, aufgeschlossene und synchronisierte Mitarbeit des Gegenübers wird die Bedeutung interaktiv hergestellt.³⁸ Insofern berichtet Timme auch stilistisch nicht einfach nur von seiner Welt, sagt also „nicht wörtlich“, um das obige Zitat Ricoeurs zu adaptieren, „was sein Leben ist, sondern metaphorisch, *als was es ist*“ und lädt damit ein, sich einzulassen und die Bedeutung seiner Welt *gemeinsam* zu erschließen.

Auffallend ist, dass manche Metaphern für bestimmte Lebenssituation fest etabliert sind (z. B. „die bitteren Tränen“ bzw. „bitterlich geweint“ für die Mutter, sein Schuldienst im Rahmen des Lehramtsstudiums war „zum Teil bitteres Brot“, „’n hartes Brot“ und „*ein hartes Brot* [flüsternd]“ [WT2017: 238of.]) und das die weit meisten Metaphern räumliche Bewegungsmetaphern sind, passend zu seinem Lebensstil zwischen „Tingeln“ und „sesshaft werden“, den er unter Bezug auf Bruce Chatwin auch als „Antagonismus zwischen dem Nomaden und dem sesshaften Bürger“ (WT2006: 1264) bezeichnet, den Jahren „auf Strecke“ und seinen biographischen Pendelbewegungen zwischen Heimatdorf und Berlin, zwischen Fürsorge für die Eltern und urbaner Politisierung, Heimatdorf und Hausbesetzerszene: „auf die Füße kommen“, „Fuß fassen“, „in die Quere gehen/kommen“, „durchschlängeln“, „durchschleppen“, „landen“/„gelandet sein“, „anheuern“, „Schritt in die richtige Richtung“, „wat einen getrieben hat oder gezogen hat“, „sich rantasten“, „auf die Schnauze fallen“, „ging’s dann auch bergab mit dem alten Mann“, „geholfen, darüber zu kommen“, „hingekarrt“, „schief gegangen“,

38 Das Spektrum der Verschlüsselung reicht von Alltagssprachlichen „toten“ Metaphern wie „man find’ zur Not auch immer noch en Dach überm Kopp“ (WT2006: 745) oder schon spezifischeren, aber noch eingebürgerten Umschreibungen wie „müsste mal in der Normannenstraße nachgucken“ (WT2017: 186) (für das Stasi-Museum) zu m.E. unkonventionelleren Euphemismen wie „weil andere die Kistendeckel schon aufhalten“ (WT2006: 1526) für Alter(n) und Sterblichkeit.

„hängenbleiben“, „im Rennen sein“, „in der Klemme sein“, „in die Klemme kommen“, „in Gang kommen“, „auf die Beine stellen“, „Beinchen stellen“ u. Ä. Im gleichen Sinne wird auch das Thema Lernen durch Bewegung illustriert: „wat anschieben“, „versucht, meinen Kopf zu bewegen“, „uff'n Weg geben“, „'n Stück Weg zeigen“ u.ä.. Zu dieser metaphorischen Sprache gehören schließlich auch Personifikationen wie beispielsweise „mit Hanf war ich nie Freund“ (WT2006: 621), „die Knochen wollen nit mehr“ (WT2006: 414), „seit ich also, nu gut, dem Alkohol ‚Adé‘ gesagt hab‘“ (WT2006: 623), „mit Kopfschmerzen zu kämpfen gehabt“ (WT2006: 1014), „war natürlich tödlich für die Ehe“ (WT2017: 133), „dat mir da jemand [sc. der eigene Wald] Brennstoff liefert und noch nit mal 'ne Rechnung dafür schickt“ (WT2017: 468).

Pointierungen nehmen aber auch die Fallhöhe des Missverständnisses in Kauf, um eine höhere Beziehungsorientierung zu ermöglichen. Tatsächlich können Timmes saloppe Formulierungen auch mit wortwörtlichen Sprachbildern sehr drastisch ausfallen, z. B. bei der Darstellung seiner Nikotinentwöhnung während der Lungenkrebsbehandlung: „Ja, ich sag mal, wenn man die Fresse voll Schläuche hät-, hat-, lässt dat alleine nach* [gleichzeitig]“ (WT2017: 2692).

Ironie und Euphemismen setzt er auffälliger Weise insbesondere bei Reibungsflächen mit dem Staat ein, beispielsweise „unser wunderschönes Bundesausbildungsförderungsgesetz“ (WT2006: 308), „die schöne Weltwirtschaftskrise“ (WT2017: 404) und seine „dicke Rente“ (ebd.: 421), entsprechend auch zur Beschreibung seiner Konflikte mit der Polizei: „von oben runter mit den schönen langen Schlagstöcken“ (ebd.: 831), „da durft' ich dann auch mal wieder in eine entsicherte 7-65 gucken“ (ebd.: 1208), „mit der goldenen 8“ (ebd.: 896) u.a.

Auch die metakommunikative Ebene zur Erhebungssituation selbst ist reich an bildhafter Sprache, meist dienen die saloppen Formulierungen der Deeskalation möglicher Konfliktpunkte in der Aushandlung der Relevanzsetzung:

WT: „Och, man kann da jetzt noch paar schöne Worte drum garnieren“ (WT2006: 1521), „*Dat müssen wir jetzt bisschen auseinanderschnitzen wenn Sie dat so genau wissen wollen* [schmunzelnd]“ (WT2017: 1362), „ich will nit äh, *weiter den ganzen alten Kram jetzt aufwärmen* [schmunzelnd], also, kann man alles nachlesen.“ (Ebd.: 873), „Naja, alles Schnee von vorgestern.“ (Ebd.: 1410), „Dat kann man so sagen. Dat-, ich muss dat nit schminken.“ (Ebd.: 1417), „Mhm, da muss ich nochmal weiter ausholen“ (Ebd.: 1913), „Ach, nee, ich muss die Details jetzt nicht wieder alle aufwärmen-* [widerwillig, betrübt]“ (Ebd.: 1980), „Gibt so viel Schönes auf der Welt, da muss man nit über 'n Gram versinken wegen sowat“ (Ebd.: 2034)

Zusammenfassend lässt sich also ein außergewöhnlich hohes Maß an Performativität und Dialogorientierung feststellen, die sich durch eine breite Palette kommunikativer Techniken (Poetisierung, Literarisierung, hohe Erfahrungshaftigkeit bei gleichzeitig geringer Berichtsqualität, sprachlicher Unterhaltungswert, Ironie und Metaphorik) sprachlich entfaltet. Zusätzlich verstärkt der außergewöhnlich hohe Grad an Namensnennungen in der sozialen Darstellung den Eindruck, dass das forschende Gegenüber die Einladung erhält, geradezu zum *Insider* einer Erzählwelt zu werden: Indem er nicht

nur Freunde in der Lebenserzählung direkt mit Namen einführt, als würde er damit auf gemeinsame Bekannte, also gemeinsames Wissen, verlassen können, erzeugt er Vertrautheit und Eingebundenheit. Noch dazu führt die Technik, selbst den Richter, der ihn wegen Körperverletzung von Polizisten verurteilte, als „der alte Huber“ (WT2017: 902) einzuführen zu dem heimeligen, literarischen Eindruck, es handle sich bei der dargestellten Welt nun mal um „Timme's Welt“, in der alles schlicht und einfach „typisch Timme“ ist.

Reaktivitäts-Technik 4: Weltanschauliche Fundierung

Als besonders anschauliche Stelle für Wolfgang Timmes weltanschauliche Fundierung kann das Ende des Interviews der Zweiterhebung gelten:

- 3204 WT: Möchten Sie noch was ergänzen? Irgendetwas, was Sie gerne gesagt hätten?
 3205 Nö. Nö. Fällt mir nit ein. Doch! Doch! [atmet schwer aus] .. Ist blöd, dat ich jetzt damit komm',
 3206 aber ich bitte Sie *hiermit* [betont]
 3207 I4: Aha
 3208 WT: mich nit mehr mit „Herr .. Timme^o“ anzureden.
 3209 I4: *Oh okay* [schmunzelnd]
 3210 WT: Als *Christ* [betont] hab' ich einen Herren und selbst den darf ich mit „Du“ anreden
 3211 I4: Okay
 3212 WT: wenn ich Vaterunser bete, „der Du bist im Himmel“, ne?
 3213 I4: Tatsächlich.
 3214 WT: Der alte Bakunin^o hat mal so schön gesagt: „Ein Herr .. ist kein Mensch, denn das
 3215 Vorhandensein von Herren beinhaltet das Vorhandensein von Knechten.
 3216 I4: Aha
 3217 WT: Und dat is 'n unmenschlicher Zustand.“
 3218 I4: Mhm, sehr gut.
 3219 WT: *Wolfgang^o heiß ich* [warmherzig und pointiert]. (WT2017: 3204)

Als Adressat dieser Worte als Gegenüber der Zweiterhebung kann ich aus der eigenen Erfahrung sprechen, wie stilistisch geschickt Timme gerade an dieser Stelle durch Spannung und Auflösung Nähe herstellt: Nachdem seine teilweise anwesende Ehefrau zu Beginn des Interviews die Aufnahme unterbrechen ließ, um Bedenken gegenüber der Erhebung zu klären, war sein hier einleitender Satz („ich bitte Sie *hiermit* [betont]“) zunächst alarmierend (würde er nun plötzlich seine Forschungsteilnahme zurückziehen?). Selbst die bereits konkrete Bitte, seinen Nachnamen nicht mehr zu verwenden, löste mir diese Fallhöhe noch nicht direkt auf, so dass mich der eingeschobene religiöse und politische Exkurs als retardierendes Moment zunächst verwirrte und der aufklärende Schlusspunkt („Wolfgang heiß ich“) entsprechend erlösend und befreiend wirken konnte. Tatsächlich hatte Timme im Verlauf des Interviews schon zuvor an beziehungsnahe Stellen versehentlich geduzt, sich beim ersten Mal noch schnell korrigiert („WT: Ich weiß nit, ob du 'n kennst? / I4: Nee. / WT: *Äh, ob Sie ihn kennen, Entschuldigung* [schnell hinterherschubend]“ [WT2017: 951]), es zu fortgeschrittenem Zeitpunkt jedoch stehen lassen („Können wir ja mal durchgehen [Hausführung], wenn de willst.“ [WT2017: 2222], „[5 Sekunden] *Haste noch viel?* [an den Interviewenden gerichtet]“ [WT2017: 2753]).

Der Textauszug zum Anbieten des Du demonstriert auch deutlich die innere Verwobenheit der für Timme typischen Phänomene wie Pointierung, Adressierung und Beziehungsorientierung. Weltanschaulich ist hier mit seiner Perspektive auf das Christentum in der Verbindung mit Bezug auf Anarchismus das Fundament seines Selbst-, Fremd- und Weltbildes skizziert, wie es auch immer wieder deutlich seine Lebenserzählungen grundiert. Seine scharf differenzierende eigene Politisierung, die sich von „den Roten“ (also dem Kommunismus) und auch dem Linksterrorismus der RAF abgrenzt, sich selbst im „antiautoritären Bereich“ und in der „Bewegung 2. Juni, ... dat war die Anarchofraktion“ (WT2006: 104), verortet und klar auf demokratische Entwicklung setzt, ermöglichte ihm die fundierte, informierte Gegenposition zum „Nazi-Vater“. Schon in der Darstellung seines Vaters wird deutlich, dass auch dieser seine eigene Religiosität politisiert hatte: Er habe sich im Sinne des Nationalsozialismus nicht als „Christ“, sondern als „ggl“, also gottgläubig, bezeichnet („Jesus war Jude, da will ich nix mit zu tun haben“ [WT2017: 3105]). Timme kehrt das politische Spektrum um und konzentriert seine Religiosität auf die sozialen und ethischen Gesichtspunkte: Er war aus politischem Protest aus der Kirche ausgetreten („in der Kirche ist kein Platz für Frieden“. Da war für mich kein Platz mehr in der Kirche.“ [WT2017: 3154]) und erst aufgrund strukturellem Zwang wieder eingetreten, weil er sich nur kirchlich in der Asyl- und Flüchtlingshilfe hatte engagieren können. Parallel zur formalen Kirchenzugehörigkeit ist der innere Wandel vom „gottlosen Gelumpe“ zu „meinen Frieden mit Gott gemacht“.³⁹ Über seine Politisierung findet er zu einer Lesart des Christentums, die eine Versöhnung über die Herstellung von Augenhöher ermöglicht:

WT: Da kann ich nur die Thora zitieren: einerseits ... von dem Prediger Salomons dat achte Kapitel der letzte Vers: ‚Wenn ein Mensch über einen seinen Mitmenschen herrschen will, so ist das verwerflich.‘ (WT2017: 3045).

Insgesamt begründet diese weltanschauliche Fundierung bei Timme also eine soziale orientierte, moralisch engagierte Grundhaltung, die auch ideologisch und herrschaftskritisch eine an ein „Du“ orientierte, nicht per se monologisierende Erzählhaltung begünstigt und eine *reaktive* Erzählhaltung erfordert. Mehr als eine auf narrative Selbstoptimierung (vgl. Schlüsselfall Marne) oder auf ein reflektiertes Selbstverhältnis verzichtende Haltung (vgl. Schlüsselfall Groscher), ermöglicht eine solche Haltung, eigene Fehler und Ambivalenzen selbstkritisch einzugestehen und zu akzeptieren. Die eigene Reifung und Reflexion wird maßgeblich über die Einsicht in eigenes Fehlverhalten hergestellt, so dass Brüche und Niederlagen das

39 Erthematisiert diesen Wandel in beiden Erhebungen sehr synchron: „[14 Sek.] ja ... wat könnt ich denn-, müsst ich denn noch erzählen? .. ach wichtig ist eigentlich ziemlich noch für mich gewesen dat ich meinen Frieden mit Gott gemacht hab' un' irgendwann, war immer völlig gottloses Gelumpe“ (WT2006: 355) bzw. „Und hab dann irgendwann-, ja die Friedensbewegung hat auch viel dazu beigetragen, auch ma wieder meinen Frieden zu Gott gem-, mit Gott gemacht. War ja vorher 20 Jahre lang völlig gottloses *Gelumpe.* [betont].“ (WT2017: 358). In beiden Versionen folgt als Beleggeschichte die Einzelereigniserzählung „In der Kirche ist kein Platz für Frieden“.

vermittelte Selbstbild eben gerade nicht bedrohen, sondern – im Gegenteil durchaus selbstwertdienlich – mit Authentizität ausstatten. Durch die weltanschauliche Fundierung, die auf Gleichwertigkeit der Beteiligten, die eigene Einsichtsfähigkeit und ganz fundamental anthropologisch von der individuellen Begrenztheit und sozialen Hilfsbedürftigkeit des Menschen ausgeht, taugt Timmes „ich muss das mit schminken“ geradezu als Motto einer solchen Selbstoffenbarung. Er vollzieht seine Selbstcharakterisierungen vorwiegend narrativ, also *en passant* in Form seiner anekdotisierten Geschichten und somit im Sinne der sloganhaften Bestimmung „Die Geschichte steht für den Mann“ des Geschichtenphilosophen Wilhelm Schapp (Schapp 2004 (1953): 103).

Die deutlichste praktische Konsequenz seiner ideologischen Herrschaftskritik ist seine dialogische Interviewhaltung, die sich auch rein formal zeigt: Segmentwechseln gehen bei ihm sehr häufig lange Pausen voraus (10 bis 20 Sekunden), ganz offenbar, um dem Gegenüber Zeit zu geben, das Rederecht zu übernehmen. Erst nach einer gewissen Wartezeit ohne Reaktion des Anderen – also unter Annahme von Konsens – geht das monologische Sprechen einen Schritt weiter (oder auch nicht). Obgleich die Erhebungsmethode mit der methodischen Forderung an die Interviewenden, Redepausen auszuhalten, Timmes Bedürfnis der Monoglizenzierung entgegenkommt, erhält die einseitige Verteilung des Rederechts verständlicherweise dennoch sein Methodenunbehaben, wie in beiden Erhebungen per Metakommentierung deutlich wird:

Aber das wären jetzt höchstens noch Anekdoten und die müssen wir net weiter erwähnen, in 'nem andern Zusammenhang vielleicht mal, aber-. (WT2006: 1113)	Und jetzt fand ich das war eigentlich 'n recht angenehmes Gespräch. .. Wenn auch bisschen einseitig aber .. manchmal ist das so. (WT2017: 3229)
---	---

Entsprechend fiel gerade 2017 die Verabschiedung herzlich aus und auch die Einladung, (privat) wiederzukommen, wurde ausgesprochen.

Zusammenfassung Wolfgang Timme

Die Analyse des Schlüsselfalles Wolfgang Timme hat das Phänomen-Feld des Wiedererzählens erneut erweitert: Seine Typik, ein autobiographisches Mehr-Repertoire in der Hinterhand zu halten (*Ausschmittthaftigkeit*) und situativ und dialogisch je nach Passung wahlweise zur Darstellung zu bringen (*Austauschbarkeit*), während stilistische Mittel die beziehungsorientierte Dialoggängigkeit seiner Ereignisdarstellungen (*Literarisierung*) und eine sozial-ethische *Weltanschaulichkeit* die konsistente Deutungsebene gewährleisten, lässt sich als *Reaktivität* bezeichnen, die vier rekonstruierten Phänomene entsprechend als *Reaktivitätstechniken*.

Timmes auf Herrschaftsfreiheit, Gleichheit und intersubjektives Verständnis hin ausgerichtete Grundüberzeugung realisiert sich auch auf Ebene der Erzählsituation und Dialogorganisation. Seine Redebereitschaft folgt nicht einem Selbstzweck, sondern zielt auf partnerschaftliche Kooperation. Seine Lebenserzählung steht somit weniger im Dienst, monologisch ein ganz spezifisches (biographisches) Narrativ „abzuspulen“, sondern ist deutlicher von einer Perspektive geprägt, die ihre Gegenwartsverpflichtung in Dialog- und Beziehungsorientierung sieht. Entsprechend liegen den Wiedererzählungen ganz grundsätzlich eine sehr spezifische und persönliche Perspektive zu Grunde, die ganz entscheidend auch einen sehr dezidierten Geltungsanspruch vermitteln: Es geht um die dialogische Vermittlung der eigenen lebenswelt-

lichen subjektiven Erfahrung, die wenig Wert darauflegt, ein historisches Ereignis räumlich, sozial und zeitlich „objektiv“ und verbindlich zu referenzieren. Entscheidend ist somit kein verbindlich historischer Anspruch im Sinne eines „Das war so“, sondern immer ein subjektiv bestimmtes Sinn- und Gesprächsangebot im Sinne eines „So war das für mich, wie war/ist es für dich?“.

Das dialogische Prinzip entfaltet sich dabei auf allen Ebenen der Erzählung, denn vom Gesamtbiographischen bis ins Mikrosprachliche hinein wird gependelt: Schon auf der autobiographischen Inhaltsebene ist die wiederholte Pendelbewegung zwischen dem Ausbruch aus dem Elternhaus als Sohn eines „Nazi-Vaters“ und dem politisch-kulturellen Aufbruch als „Kind seiner Zeit“ im Berlin der späten 1960er und frühen 1970er Jahre der entscheidende Perspektivwechsel, um Verständnis, Versöhnung (im wahrsten Sinne) und Verantwortung zu ermöglichen. Auf der formalen Ebene zeigen die Rederecht anbietenden allgegenwärtigen Sprechpausen, die hohe Antwortbereitschaft und die monologische Zögerlichkeit das Bedürfnis nach gleichwertigem Gespräch. Relativierende Begriffe wie „einigermaßen“, „eigentlich“, „ziemlich“, „vielleicht“, „so genannte“, „etwas“, „bisschen“, „irgendwo“ und „irgendwie“ und Metakomentierungen wie „glaub ich“ und „denk ich mal“ sprechen dafür, dass der innere Dialog der Reflexion zu differenzierteren und unverbindlicheren Einschätzungen (jedenfalls nicht zu Pauschalurteilen) führt. Ebenso findet sich kontrastierendes Formulieren mit dialektischen einerseits-andererseits-Konstruktionen wie „früher“/„heute“, „zuerst“/„später“, „immer“/„nie“. Dies setzt sich strukturell fort, wenn zum Beispiel Segmentwechsel auffallend oft per „aber“ vorgenommen werden oder sich narrativen Erzählperlen praktisch immer evaluativ-reflektierende und aktualisierende Kommentierungen anschließen. Insbesondere Sozialkontakte werden grundsätzlich noch einmal aus der Gegenwarts-perspektive reflektiert, so dass man von der aktuellen Krebserkrankung seines Schulleiters von 1969 ebenso erfährt wie die biographischen Schlusskapitel einiger Freunde, Kollegen oder Verwandten im Sinne eines *Was-wurde-eigentlich-aus?*.

Die Orientierung am Gegenüber und das *Pendeln* als Strategie der Selbst- und Weltaneignung taucht 2006 auch explizit in seinen Reflexionen auf:

WT: dat Bemühen, möglichst auch die Gegenseite zu hören .. wenn irgendwas streitig is'. [...] ... Unser Leben is' ja nun mal von Ambivalenzen geprägt, dat Streben nach Neuem, nach äh nach mehr und sei es auch nur mehr Erkenntnis un' andererseits das Streben nach Geborgenheit, nach Ruhe, wir schlängeln uns da immer zwischen diesen Ambivalenzen durch ... et lassen sich jetzt äh beliebig viele solcher Ambivalenzen hier aufführen-, äh aufführen, zwischen denen wir hin und her gerissen sind. (948)

Im Hinblick auf die Notwendigkeit im autobiographischen (Wieder-)Erzählen Relevanzen setzen zu müssen, scheint es auf der Grundlage dieser Dialogik nur konsequent, ein lokales und durchaus auch zonales (Erzählperlen-)Repertoire hoch stilistisch und pointiert – gewissermaßen als Dialogeingabe – vorgeformt und vorbereitet zu haben, gleichzeitig jedoch auch flexibel anpassbar zu halten. Die Globalrelevanz über weite Strecken wird jedoch der partnerschaftlichen Aushandlung in der Gesprächssituation überlassen im „Bemühen, möglichst auch die Gegenseite zu hören“.

6.6 Phänomene des (Wieder-)Nicht-Erzählens bei Irmgard Lindgen

Mit dem letzten Schlüsselfall, Irmgard Lindgen (3w, *1952), kommen schließlich sehr viel deutlicher als zuvor verschiedene Phänomene des Nicht-Erzählen-Könnens bzw. Nicht-Erzählen-Wollens in den Blick. Beim fünften Fall, Wolfgang Timme, ließ sich insofern bereits eine gewisse Erzählwiderständigkeit in dessen Ersterhebung feststellen, als seine dialogische Beziehungsorientierung einer weitgehenden Selbstläufigkeit der Stegreifzählung entgegenwirkte. Immer wieder benötigte er konkrete Erzählaufforderungen, um die Monolog-Lizenz akzeptieren zu können, die er dann aber auch nutzte für längere, freie Erzählpassagen. Bei Irmgard Lindgen verfehlen in aller Regel jedoch auch diese. Mit argumentativen und chronikalischen Abkürzungsstrategien umgeht sie die Zugzwänge des Erzählens weitgehend erfolgreich, so dass ein kleinschrittiges Frage-Antwort-Schema notwendig ist, um überhaupt Darstellungen zu elizitieren. Es zeigen sich Phänomene der Erzählvermeidung, aber auch des *unzuverlässigen Erzählens*. Ich bezeichne diesen Schlüsseltypus als *Resistenz*.

03w „Irmgard Lindgen“, 1952 geboren (54 bzw. 64 Jahre alt bei Erhebung)	
Ursprungsfamilie	Zwei Schwestern, Erbstreitigkeiten um das Elternhaus.
Familienstand	Drei Beziehungsphasen: „mein Mann“ (ab ca. 18, zwei Töchter, Verwitwung mit 40), „Lebensgefährte“ (von 40 bis 61, gemeinsamer Sohn), „Partner“ (ab 63/2016).
Wohnsituation	Zwischenzeitlich: Eigenheim durch Trennung verloren; seit ca. ½ Jahr bei neuem Partner
Ausbildung	Lehre Einzelhandelskauffrau (bis ca. 18), begonnene Umschulung Krankenschwester (mit ca. 40), Fernstudium Kursgestaltung (mit ca. 47), Kurs Meditationsleiterin
Berufserfahrung	Nie berufstätig, (vorgebliche) Berufseinstiege scheitern: Buchhändlerin (mit ca. 18), Arzthelferin (ca. 20), Krankenschwester (mit 42), in Kirchengemeinde (mit 54), in Pflege (mit ca. 62/63), selbstständige Meditationsleiterin (mit ca. 63), psychologische Beraterin (aktuell 2017)
Gesundheit	„Also wie gesagt: ich werde jetzt im Sommer 65 und ich fühle mich ... *sehr* [betont] gut. Ich fühle mich ... *jung* [betont].“ (IL2017: 2585)
Material	2006: 7 Minuten Stegreiferzählung von 81 Min. gesamt (79 von 732 Zeilen) 2017: 5 Minuten Stegreiferzählung von 163 Min. gesamt (82 von 3256 Zeilen)
Zwischenzeit	Trennung von Lebensgefährten 2014, Umzug und gescheiterte Selbstständigkeit, neuer Partner seit 2016 und Umzug

6.6.1 Zentrale Befunde der Fall-Auswertung

A – Makroanalyse

Irmgard Lindgens Haupterzählungen fallen in beiden Erhebungen außergewöhnlich kurz aus und sind die kürzesten im Gesamtkorpus (vgl. Gesamtübersicht Interviewlängen in Kapitel 4.2.2). Grundsätzlich ist festzuhalten, dass die Einstiegs-kommentierungen unterschiedliche Vorhaben bzw. Erzählprojekte signalisieren und ankündigen: 2006 steigt sie ein mit der konzeptionellen Festlegung des zeitlichen Erzählbeginns und einer thematischen Fokussierung auf den Forschungskontext, Lern- und Bildungsprozesse untersuchen zu wollen („dann fang ich bei der Kind-

heit an, also ähm, ja, weil's um's Lernen geht eigentlich dann ähm" [IL2006: 3]), 2017 dagegen mit einer evaluierenden Einordnung („Und das ist das, was ich am allerwenigsten gerne tue: über mein Leben zu berichten. Weil ich mit meiner Biographie überhaupt nicht einverstanden bin.“ [IL2017: 8f]).

Die Haupterzählungen sind so kurz, dass ich die übliche Visualisierung der Globalstruktur insofern variieren muss, als dass ich die *histoire*-Perlen (mittig) gegenüber den *discours*-Perlen deutlich verkleinere, um die graphische Darstellung zu ermöglichen:

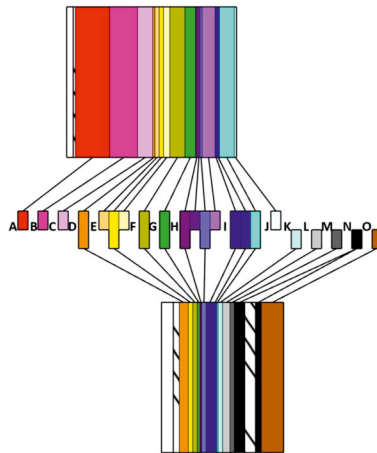


Abbildung 40: Globalstruktur Irmgard Lindgen (O3w-IL)

(A = früh lesen, Schule, B = wollte nicht aufs Gymnasium, C = Buchhändlerin scheitert, D = früh geheiratet, jung Mutter, E1 = Arzthelferin scheitert, E2 = Keine Unterstützung, E3 = Latein scheitert, F = Bäckerei der Eltern, G = Tod des Mannes, H1 = neuer Partner, H2 = Krankenschwester scheitert, H3 = Geburt des dritten Kindes, H4 = seither im Wohnort (Stand 2006), I1 = Fernstudium Kursleitung, I2 = Ausbildung Meditationsleitung, I3 = Spanisch gelernt, J = Gemeindearbeit (Vllt. Studieren?), K = Meditationsausbildung, L = bis dato Psychologie, M = Beziehungsende vor drei Jahren, N = Gut in neuem Leben angekommen, O = „immer geschubst gefühlt“; schraffiert: Metakommentare)

Die Visualisierung veranschaulicht wesentliche Befunde des globalen Versionenvergleichs: Die beiden sehr kurzen Haupterzählungen verlaufen strukturell jeweils streng lebenszeit-chronologisch geordnet (keine Kreuzung von Verbindungslinien) und zeigen inhaltlich eine deutliche zeitliche Schwerpunktverlagerung, die zu einem Überlappungseffekt der Erzählversionen führt: Beide teilen einen biographischen Mittelteil von neun Lebensstationen (von Ehe bis Weiterbildung, D-E2-F-G-H1-H3-I1-I2-I3), der als Grundgerüst dient und in der Ersterhebung durch die Vorgeschichte des frühen Lebens (von Kindheit bis Ausbildung, Perlen A-B-C), in der Zweiterhebung dagegen um die Nachgeschichte des späteren, erhebungszwischenzeitlichen Lebens (Perlen K-L-M-N-O) ergänzt wird. Dass sie 2006 überhaupt – ansonsten erwartungsgemäß – mit der Kindheit einsetzte, ist also tatsächlich thematisch zu begründen („weil's um's Lernen geht“) und ohnehin fokussiert sie diese Zeit auf Bildungsaspekte („ich konnte mit [...] vier, fünf Jahren äh lesen und schreiben, ohne dass mir das jemand beigebracht hat“). Jeden-

falls steigt sie 2017 erst mit der frühen Ehe in die Lebenserzählung ein. Auffällig sind auch die Auslassungen im biographischen Mittelteil (E1, E3, H2, H4, J): Teils sind diese auf Aktualitätsrelevanzen zurückzuführen, so ist damalige räumliche Selbstverortung (H4) und das damalige kirchliche Engagement (J) nach Umzügen nicht mehr relevant, teils auf das damalige thematische Sendungsbewusstsein, so dass auch die (gescheiterten) Bildungsaspirationen Arzthelferin (E1), Latein (E3) und Krankenschwester (H2) ihre Erzählwürdigkeit eingebüßt haben.

Inhaltlich fällt das eigenthereoretische Leitmotiv des Haderns auf, dass entsprechend der unterschiedlichen lebenszeitlichen Schwerpunktverlagerung in den Haupterzählungen unterschiedlich ausgerichtet ist, aber beiden zugrundeliegt: 2006 verankert Irmgard Lindgen es an ihrer niedrigen Schulbildung („bis heute nicht überwinde“, „womit ich immer noch had're“, „das macht mir also sehr sehr zu schaffen, muss ich schon sagen“), 2017 eher an der frühen Ehe/Mutterschaft („Und meine Jugend war abgeschnitten. Und .. das hat mich immer gequält. Ich hab' äh also damit immer gehadert.“). Ebenfalls gemeinsam ist beiden Haupterzählungen das Happy End, das die von Hadern und schlechten Erfahrungen dominierten Vergangenheitsdarstellung mit einem positiven Zukunftsausblick kontrastiert: „wahrscheinlich kommt da auch nochmal irgend'en Studium dazu“ (IL2006: 72) bzw. „Und .. im Moment *ruhe* [betont] ich ein bisschen. Aber das-, das hält nicht lange an, es-, es wird noch etwas kommen, das weiß ich ganz genau“ (IL2017: 54f.).

Kurz danach folgen die einander sehr ähnlichen Schlusscodas:

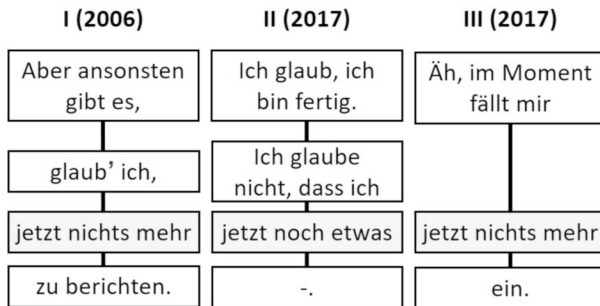


Abbildung 41: Synopsenbaum Schlusscodas (03w-IL) (2006: 78f., 2017: 59f. und 82)

In der Zweiterhebung schließen sich der ersten Schlusscoda noch Ergänzungen an, die das Motiv des *Happy End* noch stärker hervorhebt und sehr um eine positive Abschluss-evaluation bemüht ist: „wie gesagt, also, s-. Je älter ich werde, muss ich sagen, äh umso ..., umso zufriedener bin ich.“ (IL2017: 63). Durch diese betonte Zukunftsoffenheit wird der Lebensverlauf in seinem Modus der Unabgeschlossenheit hervorgehoben und mit seinen kommenden Potentialitäten in Anspruch genommen.

Für den Gesamtverlauf der beiden Erhebungen ist bemerkenswert, dass eine außerordentliche Frequenz und Anzahl an verbalen Impulsen durch die Interviewenden notwendig ist, um Irmgard Lindgen überhaupt zu Darstellungen und Detaillierungen

anzuregen. Im Vergleich mit den fünf übrigen Schlüsselfällen kommt es in der Ersterhebung zu doppelt so vielen Impulsen (62 gegenüber durchschnittlich 30) und in der Zweiterhebung mit der unglaublichen Menge an 314 Impulsen – häufig in Form verständnissichernder „Schnellfragerunden“ – sogar zu einem Vielfachen (durchschnittlich 44). Längere Passagen fehlen, insbesondere der niedrige Grad an Narrativität und Lindgens Fokus auf argumentative und chronikalische Abkürzungsverfahren widerstreben der Selbstläufigkeit des Stegreiferzählens. Ein Erzählstrom kommt nie in Gang und die Erhebungssituation gleicht tatsächlich eher dem Frage-Antwort-Schema eines klassischen Interviews:

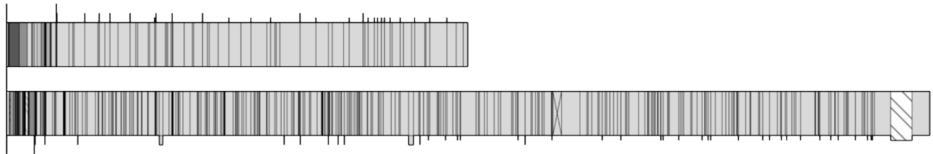


Abbildung 42: Visualisierung der verbalen Interviewendenimpulse im Gesamtverlauf (O3w-IL) (Nachfrageteil [hellgrau]: Nachhaken [Strich], Detaillierungsfragen [längere Überlappung], externe Fragen [kürzere Überlappung], Projekterläuterung [schraffiert]).

Dieser verstärkte Elizitierungsaufwand schlägt sich entsprechend in einem erhöhten relativen Redeanteil der Interviewenden nieder: Im Vergleich mit den übrigen Schlüsselfällen verdoppelt sich der Redeanteil der Forscherin in der Ersterhebung (17% gegenüber durchschnittlich 7%), mein Redeanteil in der Zweiterhebung erhöht sich relativ sogar noch mehr (35% gegenüber durchschnittlich 13%). Mit dieser interaktiv hervorgebrachten Umgewichtung lässt sich die Typik der *Resistenz* somit auch messen.

B – Mesoanalyse

Eine Mesoanalyse, die sich auf Erzählverkettungen fokussiert, greift bei Irmgard Lindgen schlicht deshalb ins Leere, weil sich keine Erzählketten finden lassen. Im Gegenteil fällt auf, dass diverse Darstellungen eben gerade nicht in Relation zueinander stehen und verkettet werden: Zum Eindruck *unzuverlässigen Erzählens*⁴⁰ kommt es durch bestimmte Signale, insbesondere durch verschiedene, einander widersprechende Versionen. Es lassen sich also Umänderungs- und Umdeutungsrevisionen beobachten, die schleifenartig von einer harmonisierten, selbstwertdienlichen Erstversion zu weiteren Versionen führen, die dann hohe selbstwertbedrohliche Belastungen offenbaren. Zwar werden manche Enthüllungen durchaus mit Formulierungen wie „Ich möcht’s Ihnen ganz ehrlich sagen“ (IL2017: 101) und „Und *da* [betont] muss ich ehrlich sagen“ (IL2017: 911) angekündigt, die vorige Unzuverlässigkeit also zumindest implizit eingestanden.

40 Ansgar Nünning listet vierzehn textuelle Signale erzählerischer Unzuverlässigkeit (1998: 27f.), die sich überwiegend bei Lindgen finden lassen, insbesondere „explizite Widersprüche [...] und andere interne Unstimmigkeiten“, „Kontrastierung unterschiedlicher Versionen desselben Geschehens“, „Häufung von [...] Versuchen der Rezeptionslenkung“ (z.B. „Wissen Sie“, „ich möchte’s Ihnen ganz ehrlich sagen“), „Thematisierung der eigenen Glaubwürdigkeit“ (z.B. „man muss ja ehrlich sein, ne?, in diesen Momenten“), „eingestandene Unglaubwürdigkeiten [und] Erinnerungslücken“.

Allerdings nimmt sie zu den entstehenden Versionenkonflikten keine Stellung, so dass sie gar nicht erst versucht, die positiv besetzte Vorderbühne und die Belastungsfelder der Hinterbühne in Einklang zu bringen. Vielmehr fügen sich diese ambivalenten Spannungen in ein globales Musternarrativ, das beiden Erhebungen deutlich zugrunde liegt. Bei Ilse Heberling zeigte sich so das Musternarrativ auf lokaler Ebene und diente immer wieder dazu, Enttäuschungen durch die Mutter in Form von Einzelereigniserzählungen zu narrativieren. Bei Irmgard Lindgen findet sich ein solches Gerüst nicht lokal und auch nicht in Form eines *Erzählplans*, sondern als ein eigentheoretisches Gesamtkonzept. Dieses Konzept besteht aus einer zugrundeliegenden biographischen Defizit-These, deren Begründungsversuch und der abschließenden Behauptung der gegenwärtigen Überwindung dieses Defizits in Form eines *Happy End*. Die biographische Defizitthese liegt schon in Form eines Geburtsberichtes gewissermaßen als *origin story* zugrunde („ich war eigentlich leblos, man musste mich ins Leben prügeln. [...] Also die Hebamme damals, die hätte wirklich auf mich eingepregelt“ [IL2006: 551f.]) und zieht sich als roter Faden durch beide Erhebungen. Explizit formuliert Lindgen diese an prominenten Stellen der Interviews: In der Ersterhebung am deutlichsten auf die gesamtbiographisch-evaluative Abschlussfrage am Ende der Erhebung, in der Zweiterhebung steigt sie mit dieser – wie bereits zitiert – schon in die Haupterzählung ein, ergänzt aber auch hier bei einer späten Reflexionsfrage (ob sie ihr Leben so wiederholen würde):

Z.	<i>Biographische Defizitthese (03w-IL)</i>		Z.
700	IL: Ja, also ich empfinde mein Leben *als irgendwo-,* (lachend) irgendwo als Katastrophe und ich hab' erst so mit fünfzig Jahren gelernt, dass es keine Katastrophe ist, sondern, dass ich vielleicht aus dem, was ich so negativ sehe, viel Positives gezogen habe. Trotz allem.	IL: Und das ist das, was ich am allerwenigsten gerne tue: über mein Leben zu berichten. Weil ich mit meiner Biographie überhaupt nicht einverstanden bin. [...] Wie hat meine Psychologin gesagt? Dass ich überhaupt noch so vor ihr sitze, ist 'n kleines Wunder.	8
701			9
702			10
			2887
			2888

Mit „viel Positives“ und „kleines Wunder“ deutet sich schon Lindgens eigentheoretischer Twist an, mit dem sie das Motiv des *Happy End* bereits vorbereitet. Auch dieses expliziert sie in der Ersterhebung erst spät, ebenfalls im Rahmen der gesamtbiographisch evaluativen Abschlussfrage, während sie in der Zweiterhebung damit ihre Haupterzählung beendet, aber es ebenfalls spät noch einmal betont (auf die Frage nach dem Alter[n]):

Z.	<i>Biographisches Happy End (03w-IL)</i>		Z.
706	Ja das, was ich jetzt einfach vorhabe, ist wirklich noch mitzunehmen, was ich mitnehmen kann und ich weiß, mein Leben wird nicht ausreichen für das, was ich noch alles vorhabe. Ich habe jetzt vor zehn Tagen meinen vierundfünfzigsten Geburtstag gefeiert (lacht) [...] Und äh, es ging mir noch nie so gut wie heute. Also so, das muss ich ja auch sagen.	IL: wie gesagt, also, s-, je älter ich werde, muss ich sagen, äh umso ..., umso zufriedener bin ich. [...] Und seit ich 60 bin: So gut ging's mir noch *nie* [betont] in meinem Leben. Also wie gesagt: ich werde jetzt im Sommer 65 und ich fühle mich ... *sehr* [betont] gut. Ich fühle mich ... *jung* [betont]. [...] Und ähm, *ja* [betont], ich kann die Welt umarmen. Es ist-, es ist *wahnsinnig schön* [betont].	63
707			[...]
708			2583
709			2584
[...]			[...]
711			2590
			2591

Allerdings weckt Irmgard Lindgen mit ihrer Grundthese, ihr Leben „irgendwo als Katastrophe“ bzw. mit ihrer „Biographie überhaupt nicht einverstanden“ zu sein, eine Rezeptionserwartung, die zunächst nur unzureichend erfüllt wird. Zwar finden sich durchaus Leitmotive der Reue und des Haderns, die allerdings als „Belege“ wenig überzeugen, noch dazu verankert sie diese biographiethematisch unterschiedlich: Passend zu ihrem bildungsbiographischen Fokus („weil’s um’s Lernen geht“) reduziert sie ihre biographischen Belastungsfelder in der Ersterhebung darauf, dass sie kein Abitur gemacht habe („das geht mir bis heute nach“ [IL2006: 25], „das ist etwas, was ich bis heute nicht überwinde und, was ich immer noch, ähm womit ich immer noch hadre“ [ebd.: 29f.], „das macht mir also sehr sehr zu schaffen, muss ich schon sagen.“ [ebd.: 31], „Und das ist einfach, das ist äh ‘ne Zeit, die nicht mehr nachzuholen ist. Ich kann jetzt noch so viel lernen und studieren und machen, diese Basis fehlt einfach.“ [193], „ich habe dieses Hadern noch nicht abgelegt“ [ebd.: 706]) und dass der Berufseinstieg als Buchhändlerin nicht geklappt habe („und da ging auch etwas schief“ (ebd.: 34), „Und so ging immer so irgendwas schief in meinem Leben, ne?, so immer so neben dran.“ [ebd.: 37f.]). In der Zweiterhebung tauchen diese Aspekte aber überhaupt nicht wieder, stattdessen beschreibt sie als biographische Hauptbelastung nun die frühe Ehe und Mutterschaft („Und .. das hat mich immer gequält. Ich hab’, äh, also, damit immer gehadert.“ (IL2017: 16f.), „Dann hab’ ich mich so in mein Schicksal [atmet schwer ein] gefügt [ausatmen].“ [ebd.: 19f.]) und die zweite Familienphase nach ihrer Verwitwung und der unerwarteten Schwangerschaft („Ja, u- da und das ist so, damit war ich natürlich auch nicht einverstanden, ne?“ [ebd.: 28]).

Es scheint, als ob Irmgard Lindgen situativ Erklärungsmuster einpasse, um (vorgebliche?) Belege für ihre biographische Defizittheorie anzubieten. Auf die schwerwiegenderen Belastungsfelder, die dagegen eher versehentlich zum Vorschein kommen, greift sie dafür jedenfalls nicht zurück, insbesondere ihre Beziehungsgeschichte hat jedoch einiges an Tragik zu bieten: Die Todesursache ihres Ehemannes, die Trennungs(hinter)gründe mit dem Lebensgefährten und die Beziehungsumstände des aktuellen Partners. Bei diesen Themen lassen sich die eingangs erwähnten Versionenunterschiede feststellen: In der Erstthematisierung beider Erhebungen bemüht sich Irmgard Lindgen jeweils um eine möglichst unproblematische, normalisierende Darstellung, erst im Verlauf nachhakender Detaillierungs- und Verständnissicherungsfragen kommt es dann zu Einblicken in die zuvor ausgeblendeten Hintergründe und Zusammenhänge. Im Rahmen der folgenden Mikroanalyse nehme ich diese Versionenunterschiede in den Blick.

C - Mikroanalyse

Tatsächlich findet sich in den beiden Erhebungen Irmgard Lindgens, die insgesamt schon einen außerordentlich niedrigen Narrativitätsgrad und nur vereinzelt Einzelereigniserzählungen aufweisen, keine einzige episodische Wiedererzählung. Es steht also kein im strengen Sinn *narratives* Vergleichsmaterial zur Verfügung. Gegenüberstellen lassen sich dadurch lediglich chronikalische Darstellungen der gleichen Lebensphasen und argumentative Passagen zu gleichen Motiven. Deshalb richte den

Blick vor allem auf die Versionenunterschiede in der Darstellung ihrer drei Partnerschaften (die von ihr mit „Mann“, „Lebensgefährte“ und „Partner“ begrifflich klar unterschieden werden). Zunächst aber zeige ich diese schrittweise Versionierung an einem weiteren Belastungsfeld, ihre erfolglosen Berufseinstiege, das auch einen biographischen Überblick ermöglicht. Abschließend greife ich mit dem *biographical rereasoning* „auf dem Sterbebett/Totenbett“ noch ein fünftes Beispiel heraus, um stellvertretend für eine ganze Reihe eigentheoretischer Leitmotive auch argumentierende Versionen in den Blick zu bekommen. Bei diesen handelt es sich um Synchronisierungsversuche zwischen Selbst- und Fremdbild, insofern also um Plausibilisierungs- und Rechtfertigungsversuche. Besonders an diesem Beispiel ist jedoch, dass es durch subtile Umänderungsrevision entscheidend modifiziert wird.

Lokal-Beispiel 1: „das ist noch so'n bisschen offen.“ (*Berufseinstieg*)

Die Kontaktsuche nach Irmgard Lindgen für die Zweiterhebung hatte mich auf deren Homepage geführt, auf der sie sich professionell als Meditationsleiterin in Psychologie-Zusatzausbildung auswies und ihr Kursangebot vorstellte. Diese Selbstinszenierung ließ sich allerdings in der Erhebung nicht halten:⁴¹ Sie nennt „'n paar Kurse, aber es war ... war nicht das, was ich mir wirklich wünschen würde“ (IL2017: 502), mit der versuchten Selbstständigkeit war sie durch mangelnde Zahlungsfähigkeit der Interessierten „schon irgendwie in finanzielle Schwierigkeiten gekommen, muss ich sagen“ (IL2017: 493). In der Haupterzählung 2017 bildet diese Zusatzausbildung den Gegenwartsanschluss ihrer Weiterbildungsbemühungen: „Ich hab' [Meditationsausbildung] noch nicht fertig gehabt, dann habe ich schon wieder Psychologie gemacht [lacht leicht auf]. Und da bin ich jetzt dabei .. das abzuschließen“ (IL2017: 41). Ersten Nachhak-Fragen weicht sie zunächst knapp aus („Da sind sie noch dabei? – Da bin ich noch dabei“ [86], „*Aber Psychologie, sind Sie dran?* – *Ich, ich mach'-.“ [gleichzeitig] Diesen Abschluss mach' ich, und dann .. schau'n wir mal.“ [90]), erst durch Detaillierungszwänge und weiteres Nachhaken offenbart sich, dass

1. sie den Psychologie-Abschluss verpasst habe, um mit ihrem neuen Partner zu verreisen („Ich möcht's Ihnen ganz ehrlich sagen: Der Abschluss *war* [betont] in Psychologie im März, aber .. ich bin zu einer Reise nach [Thailand]^ eingeladen worden“ [IL2017: 101]),
2. es sich um ein privat-gewerbliches Kursangebot handelt, dass zu keiner berufsbefähigenden Zertifizierung führt⁴² („dann mache ich diesen Abschluss und kann *dann* [betont]-, aber ich kann auch jetzt schon als psychologische Beraterin arbeiten. Und das ist-, *werd'* [betont] ich wohl auch anfangen.“ [IL2017: 245], „Es wird keine

41 Tatsächlich war Irmgard Lindgen – darauf angesprochen – überrascht, dass die Homepage überhaupt noch online war und entfernte sie kurz nach dem Erhebungstermin.

42 Eine Internetrecherche zum Anbieter zeigt, dass es sich nicht eigentlich um eine berufsqualifizierende Ausbildung handelt, sondern eher um ein Kursangebot zur persönlichen Auseinandersetzung mit Spiritualität.

- Prüfung da stattfinden. Also es ist kein staatlicher Abschluss, so.“ [IL2017: 1429]),
3. sie zwar ein „Angebot von einem befreundeten Arzt“ habe, ihr Beratungsinteressierte weiterzuvermitteln, sie habe allerdings „noch nicht so richtig den Mut, aber ich *glaube, ich werde es tun* [leiser werdend]“ (IL2017: 259f.),
 5. sie sich ohnehin jetzt lieber auf das Reisen mit dem neuen Partner konzentrieren möchte („Wir wissen’s noch nicht, aber ich-, ich wär-, [atmet tief ein] mir fehlt noch so’n bisschen der Mut. [lacht leicht auf, etwas peinlich berührt] Gerade weil ich jetzt mit-, mit Uwe° eben den Partner hab, mit dem ich viel reisen kann. Und ich weiß noch nicht, was mir wichtiger ist, ne?“ [IL2017: 276]),
 6. sie sich durch eine Berufstätigkeit eingeschränkt sehen könnte („und jetzt im Alter möchte ich ... eigentlich m-, *schon ‘n bisschen frei sein, ne?* [leise sprechend] Noch ... ‘n bisschen was sehen von der Welt. Und, ja, mal schauen. ... Also, d- das ist noch so’n bisschen offen.“ [IL2017: 289f.]),
 7. sie die Verantwortung fürchtet („Ich möchte helfen und nicht jemand schaden, ne? Und, und, da ist-, n-, da bin ich noch son bisschen im Zwiespalt. [...] Man kann viel falsch-, Falsches tun, ne? Ganz klar. Und *wenn* [betont] ich etwas tue, dann will ich es *gut* [betont] tun.“ [IL2017: 347f.]) und
 8. ihr Anspruch auf Geldverdienen auch wenig ausgeprägt ist („diese Ausbildungen haben mich *sehr* [betont] viel Geld gekostet, im Endeffekt. Ähm, wäre schön, wenn ich ‘n *bisschen* [betont] was wieder zurückbekäme“ [IL2017: 464f.]) und auch leicht zu relativieren („auf der anderen Seite hat es mir-, *mir* [betont] persönlich, sehr viel geholfen.“ [IL2017: 469]).

Schließlich konfrontiert mit der Frage nach ihrer Einschätzung, ob es dazu kommen wird, dass sie Beratung anbietet, antwortet sie:

IL: Ich kann's Ihnen nicht beantworten.

l4: *Es ist in der Schwebe*

IL: *Im Moment,* [gleichzeitig] es ist sehr schwierig.

l4: Ja.

IL: Im Moment, ähm ... warte ich auf diesen *Moment* [betont], der schon x-mal da war in meinem Leben, ähm, wo ich weiß: ‚Ja, es ist soweit‘, ne?

l4: Mhm.

IL: Ich weiß nicht, was passieren muss.“ (IL2017: 484)

Sie positioniert sich somit als Wartende, die auf eine Fremddynamik von Geschehnissen vertraut, an deren Ende sie dann doch noch in die Berufstätigkeit findet. Dieser „*Moment* [betont], der schon x-mal da war“ lässt sich anhand der beiden Erhebungen tatsächlich sieben Mal identifizieren:

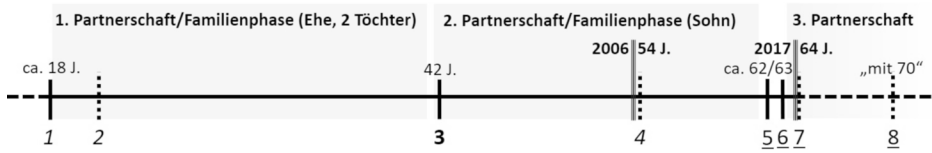


Abbildung 43: Biographischer Zeitstrahl (3w-IL), Partnerschaftsphasen und versuchte Berufseinstiege (1 = Buchhändlerin [Chef habe Zusage nicht eingehalten], 2 = Arzthelferin [Eltern und Ehemann hätten nicht unterstützt], 3 = Krankenschwester [abgebrochen wg. Schwangerschaft], 4 = Option 2006: Kirchengemeinde [eher vorgeblich, eigentlich Ehrenamt], 5 = erfolglose Bewerbungen [Sozialstation, Meditationshaus], 6 = selbstständige Meditationsleiterin [finanziell erfolglos], 7 = 1. Option 2017: psychologische Beraterin [Umsetzung unwahrscheinlich], 8 = 2. Option 2017: „vielleicht beginne ich erst mit 70 zu arbeiten“) [kursiv: nur 2006 erwähnt, fett: in beiden, unterstrichen: nur 2017]

Angesichts ihres Motivs der Schicksalsfügung („Ich weiß nicht, was passieren muss“), die von Eigeninitiative und Handlungsmacht Abstand nimmt, verwundert es nicht, dass der achte mögliche Berufseinstieg schließlich als diffus in die Zukunft projiziert erscheint und erneut mit Formulierungen der Unverfügbarkeit und einem pauschalen Optimismus verbunden wird:

- 962 IL: *Aber es kommt, es kommt* [schmunzelnd]. Ich werde 65 im Sommer. Und vielleicht beginne
- 963 ich erst mit 70 zu arbeiten, ich weiß es nicht.
- 964 I4: [lacht]
- 965 IL: [lacht] *Hab' keine-, *keine* [betont] Ahnung. Aber .. es wird weitergehen.* [schmunzelnd]
- 966 I4: Und es wird gut weitergehen. D-, Dieses Gefühl hab' ich. (IL2017)

Lokal-Beispiel 2: „starb mein Mann“ – Beziehung 1

Den Tod ihres Mannes berichtet Irmgard Lindgen in beiden Haupterzählungen knapp:

Z.	Eingangserzählung 2006 und 2017 – Irmgard Lindgen – Segment 12.1 bzw. 4		Z.
55	IL: 'En Riesensprung mach ich jetzt mal, mit vierzig starb mein Mann	IL: Mit-, .. als ich vierzig war starb mein Mann. I4: Hm.	24 25

Ihre Verwitwung reduziert sie auf das kürzest mögliche bloße Faktum „starb mein Mann“, die sie in beiden Versionen über das Alter „vierzig“ datiert. Die Erstversion ist dabei in ihrer Verkürzung so ambivalent formuliert, dass man fälschlich eher vom Sterbealter des Mannes ausgehen müsste, während die Zweitversion es als eigenes Alter klar kennzeichnet. In der Erstversion schließt sich mit der zunächst überraschenden Einleitung „und das war dann ein Glück“ ein erhebungsexklusiver Einschub an (Z. 56–60), der detailliert, dass die Töchter bereits im Studium gewesen, also „aus 'em Größten raus“ gewesen seien. Todesumstände und die emotionale Bedeutung übergeht sie in beiden Versionen, stattdessen folgt die nächste Etappe:

Z.	<i>Eingangserzählung 2006 und 2017 – Irmgard Lindgen – Segment 13.1 bzw. 5.1</i>		Z.
60	IL: und ich lernte auch äh kurze Zeit später meinen jetzigen Lebensgefährten kennen. Hatte damals aber 'ne-, 'ne Umschulung gemacht, auch ganz verrückt, als äh Krankenschwester in (Stadt B)^ ..	IL: Und, ähm, .. ich hab' dann-, ganz ähm-, ein Freund von ihm hat sich gemeldet, wir hatten schon lange keinen Kontakt mehr und äh, er wurde dann mein Lebensgefährte.	26
61			27

Die Tatsache der nächsten Partnerschaft wird in beiden Versionen unterschiedlich detailliert: Während die Erstversion die zeitliche Nähe betont und – durch das bildungsgeschichtliche Motiv – auch eine neue (Aus-)Bildungsetappe betont, wird erst in der Zweitversion klar, dass es sich beim „Lebensgefährten“ nicht um eine neue Bekanntschaft handelte. Die zeitliche Distanz und die Tatsache, dass auch diese Beziehung inzwischen beendet ist, mag diese Offenlegung erleichtern. Die Zweitversion beginnt mit Formulierungsunsicherheiten, erst der Wechsel der Handlungsmacht von „Ich hab' dann“ zur passiven Darstellung („hat sich“, „wurde“) ermöglicht die flüssige Erzählung. Sie fährt fort:

Z.	<i>Eingangserzählung 2006 und 2017 – Irmgard Lindgen – Segment 13.2 bzw. 5.2</i>		Z.
62	IL: und .. wurde dann wieder schwanger, mit 42, ja, und hab' diese Lehre abgebrochen.	IL: Und v-, mit ihm bekam ich dann noch einen Sohn. ... Ja, u- da und das ist so, damit war ich natürlich auch nicht einverstanden, ne? I4: [lachend] IL: Wieder-, wieder von vorne anzufangen, mit vierzig dann.	28
63			29
			30

Die nächste Etappe, die späte Schwangerschaft, wird mit „wurde dann wieder schwanger“ und „mit ihm bekam ich dann noch einen Sohn“ unterschiedlich formuliert. Während sie in der Erstversion die erwähnte Umschulung gestaltschließend als abgebrochen formuliert, wechselt die Zweitversion direkt in die evaluative Perspektive: Wie schon in der Präambel, sie sei mit ihrer „Biographie *überhaupt nicht einverstanden* [leicht lachend, bedrückt]“, erklärt sie sich hier „natürlich auch nicht einverstanden“ damit, in eine neue Familienphase hineinzugeraten und „wieder von vorne anzufangen“. Die Datierung über das eigene Alter schwankt von der historisch-akkuraten Angabe „mit 42“ zur dekadologisch gerundeten Angabe „mit vierzig dann“.

In der Ersterhebung kommt der Tod des Mannes danach zwar zwei Mal zur Sprache, bei den exmanenten Fragen nach dem Umgang mit Übergängen [„Ich wusste das, also er war lange krank und ich wusste, ich hab' damit gerechnet“ (IL2006: 359f.)] und Krisen [„Also dadurch, dass ich wusste, dass mein Mann äh krank war, war mir auch klar ähm, dass er nicht mehr lange zu leben hatte, also das war ein Prozess, ähm da bin ich eigentlich recht gut damit umgegangen.“ [IL2006: 496f.)], allerdings hakt die Interviewerin nicht nach, so dass die Todesumstände unerwähnt bleiben. In der Zweiterhebung formuliert sie auf den Detaillierungsauftrag zunächst vermeidend („I4: Können Sie davon vielleicht kurz erzählen? Von Ihrem Mann? ... War das-. / IL: Nicht so *gern* [lachend, etwas verlegen]“ [IL2017: 1180f.]), kommt über dessen berufsbiographischen Abriss

allerdings schnell zum entscheidenden Stichwort, das sich erst mit wiederholtem Nachhaken einordnen lässt:

- 1187 IL: er hat eigentlich 'ne schöne Karriere gemacht, bei der [Bankinstitut]^, aber ähm, das was er
 1188 wollte, ist ihm nicht gelungen und er ist dann .. zum Alkoholiker geworden.
 1189 I4: Och nein. Okay.
 1190 IL: Und ist mit 43 Jahren gestorben.
 1191 I4: In dem Zusammenhang dann auch? Also-
 1192 IL: Ja.
 1193 I4: mit dem Alkoholismus?
 1194 IL: *Mit Sicherheit* [flüsternd]. (IL2017)

Kurz darauf führt eine Detaillierungsfrage zu einem entscheidenden Eingeständnis:

- 1206 I4: [8 Sekunden] Wie-, wie war die Ehe dann, also? Können Sie davon erzählen, wie das dann war?
 1207 Also er war Alkoholiker dann?
 1208 IL: Es war nicht einfach. ... Aber ich hab' .. so *typisch* [betont] gehandelt, das ist mir erst im
 1209 Nachhinein bewusst geworden. Ich hab' so den Mantel drüber gehängt. Ich hab' mit niemand
 1210 drüber geredet [...] und hab' so alles so für mich .. [...] und das war nicht-, war wirklich nicht
 1211 einfach. (IL2017, AB entfernt)

Dieser „Mantel“ des Schweigens, den sie selbstreflexiv und retrospektiv erkennt, wirkt somit durchaus weiterhin fort, wie auch die nächsten Themen belegen. Obwohl sie die Todesumstände ihres Mannes von selbst nicht thematisiert hätte, erkennt sie allerdings die Beleghaftigkeit dieser Hintergründe für ihre biographische Defizit-These, denn sie evaluiert abschließend: „Jetzt verstehen Sie's, dass ich *mit meiner Biographie bisschen Schwierigkeiten hab'* [schmunzelnd]“ (IL2017: 1231).

Lokal-Beispiel 3: „Es ging als Paar nicht mehr“ – Beziehung 2

In der Ersterhebung war Irmgard Lindgen seit circa 14 Jahren in der Beziehung mit dem „Lebensgefährten“ und durch den gemeinsamen Sohn in zweiter Familienphase. Trotz der zwischenzeitlichen Trennung bekennt sie in der Zweiterhebung, dass es durchaus zur Ehe gekommen wäre, sie habe allerdings den Anspruch auf Witwenrente nicht aufgeben wollen. In der Ersterhebung kommt es lediglich zu zwei kleinen Andeutungen für Belastungen in der Partnerschaft, die durch ihren Fokus auf Lernen auf den Bildungsstatus bezieht, nämlich „Ich hab' kein Abitur und lebe mit einem Mann zusammen, der is' Oberstudienrat hier und ..ähm ja, das macht mir also sehr sehr zu schaffen, muss ich schon sagen.“ (IL2006: 30f.) und, ebenfalls noch in der Haupterzählung:

- IL: ja und, das ist nicht so einfach, mit so so einem Oberstudienrat zusammenzuleben [lacht]. Da hat man doch ständig ein schlechtes Gewissen, weil die ganzen Bekannten ja auch ähm 'ne höhere Bildung haben als ich und da versuch ich ja so ganz viel nachzuholen einfach (IL2006: 64f.)

Es lässt sich schwer einschätzen, ob sie diese Darstellungsweise vor allem deshalb nutzt, um einen eigenen Bildungsehrgeiz zu plausibilisieren oder ob sie damit – gewissermaßen trivial verschlüsselt – schon tatsächliche Probleme in der Partnerschaft zum Ausdruck brachte, jedenfalls wird das Motiv des Bildungsunterschieds an anderen Stellen relativiert⁴³ und taucht in der Zweiterhebung auch gar nicht mehr auf. Eine zusätzliche Andeutung von Krisenpotential bleibt ebenso unverbindlich, wenn sie die Qualität der Partnerschaft vergleichend einschätzt:

IL: Das war aber-, in der Psychologie heißt es ja, man sucht sich das Selbe dann gleich nochmal. Das ist ähm, irgendwo auch normal, aber ich hab´s auch nicht schlecht getroffen jetzt, das muss ich sagen (IL2006: 579).

Da sie weder den verstorbenen Ehemann noch den Lebensgefährten charakterisiert und ja auch der Alkoholismus unerwähnt bleibt, bleibt dieses Urteil vage genug, um nicht als selbstwertbedrohliches Eingeständnis verstanden zu werden.

Zum Zeitpunkt der Zweiterhebung ist diese Beziehung zwischenzeitlich aufgelöst. Für die Trennungsgründe finden sich vier Erzählversionen:

Erzählversionen Trennungsgründe 2017 – Irmgard Lindgen		
Erstversion	Zweit- und Drittversion	Viertversion
IL: [14 Sekunden] Ja. Und, ja, vielleicht das auch noch: Ich hab´ dann auch mit dem Lebensgefährten vor drei Jahren diese Beziehung beendet. I4: Okay. IL: Um endlich mal frei zu sein. (IL2017: 46f.)	IL: Ja, äh, es ist aber so, dass wir-, äh, dass ich mich mit-, mit meinem früheren Lebensgefährten, dass wir gut miteinander auskommen, auch jetzt. Es ging als Paar nicht mehr. (IL2017: 549f.) IL: Er ging dann in Rente, mit 60 Jahren. Und dann lag er bis mittags im Bett I4: Aha IL: täglich I4: aha IL: und ich bin ein Morgenmensch. [...] Und ähm .. *das* [betont] war dann natürlich für mich der absolute ... Punkt, wo ich merkte: „Ich- ich kann so nicht leben, das geht nicht“, ne?, „Kann nicht mit einem Mensch leben, der bis Mittags im Bett liegt“. (IL2017: 1545f.)	IL: und das-, und *das* [betont] war das, d-, das Härteste, das Schlimmste, was mir überhaupt I4: Mhm IL: .. passiert ist. I4: Mhm IL: Und da trau-, ich-, g-, *da* [betont] bin ich nicht mehr klargekommen. I4: Mhm [hüsteln] IL: Und hab´ wirklich-, äh, musste zu ´ner Psychologin gehen. I4: Mhm, mhm, ja. IL: Da war ich außer mir, da- I4: Ja IL: Ich wusste überhaupt nicht mehr, I4: [hüsteln] IL: was links und was rechts ist. (2250f.)

Die Erstversion entstammt der Haupterzählung. Sie wird mit einer gewissen Beiläufigkeit („vielleicht das auch noch“) eingeleitet, obwohl dem Partnerwechsel für die Erhebungssituation durch ihren Umzug und die dadurch notwendige Kontaktver-

43 Unabhängig vom Status habe sie ihrem Lebensgefährten nicht nur Anwendungswissen („was mir so ´ne gewisse Genugtuung bereitet ist, dass ich meinem jetzigen Lebensgefährten, dem Oberstudienrat, dem muss ich den Dreisatz beibringen. Den kann er nicht. [lacht]“ [IL2006: 180f.]), sondern auch Bildungsehrgeiz voraus („Also mein Lebensgefährte hier, der hat seinen äh Schulabschluss, der hat sein Studium und ist auch gerne Lehrer. [...] Äh, aber damit ist es für ihn abgeschlossen, da jetzt nochmal etwas Neues zu beginnen, das käme überhaupt nicht in Frage. Und so wird es für mich niemals sein, niemals, ich werd´ nie abschließen und sagen: ‚So, jetzt bin ich zufrieden, jetzt ist es gut.‘“ [IL2006: 634f., AB entfernt]).

mittlung ein intersubjektiv erhöhter Erklärungsbedarf zukommt. Die Begründung, „um endlich mal frei zu sein“, speist sich dabei aus dem Defizitnarrativ der Zweiterhebung, dass ihr biographisches Hadern auf die zweite Familienphase zurückzuführen sei und plausibilisiert die Trennung damit knapp als Bedürfnis nach Eigenständigkeit. Zweit- und Drittversion ergibt sich durch eine Detaillierungsfrage zum zwischenzeitlichen Umzug und eine Rekapitulationsfrage zum Renteneintritt des Lebensgefährten, den sie in der Ersterhebung mit „noch zwei Jahre im Beruf“ vorweggenommen hatte. Hier präsentiert sie nun andere Trennungsgründe und plausibilisiert, dass die Lebensstile nicht (mehr) zusammenpassten (im Anschluss fungiert die neue Beziehung als Kontrastfolie:

IL: ich sehe das jetzt, ähm, wie schön es ist, wenn man einfach 'n Partner hat, mit dem man ganz viele Gemeinsamkeiten hat, ne? Ist ganz wichtig.“ (IL2017: 1569)

Die Viertversion schließlich präsentiert dagegen drastische Trennungsgründe. Zu diesem überraschenden Outing kommt es durch ein Versehen: Auf die exmanente Frage hin, was man von ihr lernen könne, antwortet Irmgard Lindgen – nach Kochen – mit „ruhig zu bleiben“ (ebd.: 2163). Auch Meinungsverschiedenheiten sollten „in Ruhe verlaufen“ und sie sei „schon immer 'ne ruhige Person gewesen“, auch als Kind. Da Beleggeschichten ausbleiben, hake ich nach, ob diese Ruhe auch leidgeprüft gegenüber Alkoholiker (Ehemann) und Choleriker (als den sie den Lebensgefährten beschrieb) entstanden sei. Sie setzt zunächst ausweichend ein („Ich musste, nachdem das mit meinem Vater war-, braucht-, ähm“), lenkt dann aber um ins Unerwartete:

2197 IL: Ja das, äh, ja, fällt mir jetzt noch etwas ein:

2198 I4: Ja?

2199 IL: Ein Nachbar kam irgendwann und sagte mir ... er hätte 'n-, 'n Gespräch mit einer Bekannten
2200 gehabt und äh, diese Bekannte hat eine Tochter, die bei Jürgen^o in die Klasse geht [atmet
2201 hörbar ein]. Und er wär' da als Lehrer übergrifflig geworden.

2202 I4: *Oh* [langgezogen], okay.

2203 IL: Bei einem-, also bei 'ner zehn/elf Jährigen. (IL2017)

Die Frage eliziert also tatsächlich das Erzählen einer Beleggeschichte, die zeigen soll, wie es ihr einmal gelungen sei, in einem Moment großer Aufregung ruhig zu bleiben. Über die episodische Inszenierung („Ein Nachbar kam irgendwann“) wird die Erzählbarkeit in (mindestens) dreifacher Hinsicht erleichtert: Gegenüber einem „faktischen“ Sprechen in Form einer Feststellung ermöglicht die Geschichtenhaftigkeit einer Erzählung eine indirektere, in gewisser Hinsicht unverbindlichere Thematisierung des Unbegreiflichen. Zusätzlich bleibt die Thematisierung über die Darstellung als etwas, das ein Nachbar berichtet, zum einen situativ auf Distanz (nämlich noch auf Ebene des Hörensagens und nicht schon auf Ebene des Tatsächlichen), zum anderen rückt das Geschehen durch das Berichten in indirekter Rede in den Konjunktiv („hätte“, „wär“) auch sprachlich noch weiter auf Distanz. Zusätzlich wird der eigentliche Tatbestand durch dessen Einführung über die Aussagen des Nachbarn in seiner Tragweite reduziert: Die Formulierung „als Lehrer“ weist die

Vorwürfe einer teilpersönlichen Rolle des Lebensgefährten zu, „übergriffig“ bleibt vage und als Opfer muss nur ein einzelnes Mädchen benannt werden.

Diese eher verharmlosenden Erzähltechniken erfüllen jedoch offenbar eher die Funktion, Erzählbarkeit herzustellen, Irmgard Lindgen geht es weniger darum, den Vorwurf in der Sache mindern zu wollen, jedenfalls evaluiert sie drastisch, wie die Viertversion der Trennungsgründe zeigte: „das Schlimmste, was mir überhaupt .. passiert ist.“. Einige kleinteilige verständnissichernde Fragen sind nötig, um aus den Andeutungen des Tatbestandes ein klareres Bild zu gewinnen: Gewaltsam oder sexuell übergriffig? („Nein, sexuell“), Konsequenzen? („Nein. ... Er wurde ja n-, nicht angezeigt“), einmalige Sache? („*Glaub ich nicht. *Das glaub' ich nicht.* [entschieden] Das glaube ich nicht. ... *Tja* [resigniert, Schlusscoda] ..“). Insbesondere die Klärung der zeitlichen Verortung ist natürlich – gerade in Bezug auf die Ersterhebung 2006 – sehr relevant, doch Irmgard Lindgen weicht einer konkreten Datierung aus:

2269 I4: Wann war das ungefähr, dann? Der Vorfall und die Therapie?

2270 IL: [seufzt] .. *Das muss auch so um-, wie lang sind die?, drei Jahre, 2014-, Moment, er wurde 60,

2271 2008* [murmelnd, überlegend] Also davor. Aber genau kann ich's nicht mehr sagen. (IL2017)

Ihre (vorgebliehen?) Rechenversuche schlagen fehl, nicht zu leugnender Fixpunkt bleibt lediglich, dass die sexuellen Übergriffe vor dessen Pensionierung 2008 stattgefunden haben müssen, also deutlich in zeitlicher Nähe zur Ersterhebung 2006. Allerdings kommt es durch die weitere Detaillierungsfrage, ob sie ihn auf die Vorwürfe angesprochen habe, zu einem weiteren Eingeständnis, so dass sich die Frage danach, ob das Belastungsfeld schon zum Zeitpunkt der Ersterhebung bekannt – und somit *unerzählt* – war, relativiert:

2288 IL: Und dann hab' ich ihn irgendwann angesprochen, aber es stimmte natürlich nicht, ne? Aber er
2289 hatte vor mir zwei Schülerinnen als Freundinnen. Also. ...

2290 I4: Also eigene Schülerinnen sogar?

2291 IL: *Mhm* [zustimmend].

2292 I4: Oh. [seufzt] *okay* [langgezogen, schnaufend]. (IL2017)

Lokal-Beispiel 4: „schön, dass ich eben nicht mehr alleine bin“ – Beziehung 3

Auch in Bezug auf den neuen Partner, mit dem sie nun, etwa ein Jahr nach Kennenlernen seit knapp 8 Monaten in dessen Elternhaus lebt, bemüht sich Irmgard Lindgen stark darum, ein positives Narrativ anzubieten: Endlich nicht mehr allein, habe sie den Richtigen gefunden, um alt zu werden („fühle mich hier *unglaublich* wohl.“ (IL2017: Z. 50), „Es ist-, es ist *wahnsinnig schön* [betont] [...] Und es ist *sehr* [betont] schön, dass ich eben nicht mehr alleine bin [...] Und das hat ganz viel damit zu tun. Und wir .. eben zusammen das Alter-, ... dem Alter begegnen können.“ (Ebd.: 2591f., AB entfernt) Das Kennenlernen wird stilisiert zum zufälligen Glückstreffer im letzten Augenblick: Sie hatten nach vielen schlechten Erfahrungen mit einem kostenpflichtigen Partnervermittlungsdienst im Internet, beschlossen, die Partnersuche aufzugeben („*hab ich gesagt* [schnell, zusammengezogen]:

„Ich will mir *nie wieder* [betont] einen Mann ansehen!“ *Es war-, es war schrecklich, war schrecklich.* [halb leidend, halb heiter]“ [IL2017: 771] und „Ja, und von daher hab ich gesagt: ‚Ich will niemand mehr sehen, wirklich. Lieber *bleibe ich alleine.*“ [schmunzelnd]“ [IL2017: 820f.]. Vor dem Überangebot an und von Männern habe sie schließlich kapituliert:

IL: [kurzes Lachen, kleines schniefen] Ja, war also-, zum Schluss waren also, äh, [schnieft] über 400 glaub ich, wo ich mir nicht mal angeguckt habe:

I4: [verwunderter Laut]

IL: ‚Ich will eu-, ich *will, will niemanden mehr sehen!‘, ne?* [schmunzelnd]“ (IL2017: 789f)

Für Uwe habe sie eine letzte Ausnahme gemacht, denn er habe ihr „so freundlich geschrieben und so nett. Und da hab’ ich gedacht ‚Okay, das ist jetzt s-, der letzte M-, Mann, den ich mir anschau‘. Und das ... passt wunderbar, muss ich sagen.“ (IL2017: 781f.).⁴⁴

Die bitteren Erfahrungen mit der Partnervermittlung begründet sie mit dem (Über-)Angebot eigentlich verheirateter Männer, sie konkretisiert und evaluiert drastisch: „Also, es ist nicht zu empfehlen. Also man-, man muss stark sein. Man darf, ähm, nicht zart besaitet sein.“ (IL2017: 803f.). Wieder erst auf verständnissicherndes Nachhaken („I4: Also viele, die das auch ausnutzen, irgendwie, oder?“), bejaht sie zunächst („Na, *total* [betont]. Ja, total.“) und konkretisiert die schlechte Erfahrung in zwei Schritten, die sich in Synopse darstellen lassen:

Z.	<i>Irmgard Lindgen – 2017 – Erzählversionen Verheiratete Männer auf Partnerbörse</i>	Z.
807	IL: Also ich bin ja, ich bin ja so *naiv* [betont], wissen Sie? Ähm ... Da war Uwe° derjenige, der gleich zu Anfang gesagt hat, dass er eben verheiratet ist, ja?	812 813
808		814 815
809	I4: Mhm	816
810	IL: Gleich ganz offen war.	

Sie gibt sich in ihrer Darstellung Mühe, Uwe von „den anderen“ Verheirateten zu unterscheiden, indem sie ihm zu Gute hält, „gleich zu Anfang“ „gleich ganz offen“ gewesen zu sein. Allerdings wird sie bei dem Thema von Emotionen überwältigt und holt sich ein Taschentuch. In den folgenden Detaillierungen stellt sich heraus, dass auch Uwe durchaus nicht schon schriftlich, sondern auch erst „dann beim ersten Treffen [...] sofort von seiner Frau erzählt“ (IL2017: 828) habe, die bei seiner kürzlichen Rück siedlung nach Deutschland in ihrem Heimatland geblieben sei. Durch weitere Nachfragen wird eine gewisse Bindungsunsicherheit offenbar, gefragt nach einer möglichen Scheidung der beiden antwortet sie: „Ich verlang es nicht.

44 Im Gegenzug sei sie, wie sie gegen Ende des Interviews erwähnt, sein erster Versuch der Partnervermittlung gewesen: „Für Uwe° war ich die Erste, die er gesehen hat. [lacht] *Es ist unglaublich* [schmunzelnd], aber ich glaub’ es ihm.“ (IL2017: 2631f.)

Ich will nicht mehr heiraten. Das muss das Paar entscheiden. [...] Da halt ich mich raus. Das ist für mich keine Bedingung.“ und **schließt eine Beleggeschichte an**: „Und ich hab’ von Anfang an auch gesagt: ‚Uwe, wenn ihr euch als Paar wieder findet, dann werde ich ganz schnell gehen‘“ (IL2017: 850). In einem Versuch, moralische Überlegenheit herzustellen kommt es zu Detaillierungen, die Ehefrau des jetzigen Partners sei zwar „schon ‘ne *höhere* [betont] Tochter, aber sie drückt sich sehr primitiv aus, sehr *billig* [betont, abfällig]“ (IL2017: 895f.). So habe diese sie am Telefon als „eine fette Kuh mit braunen Zähnen“ (ebd.: 902) bezeichnet. Spätestens an dieser Stelle fällt das Narrativ der unbelasteten Partnerschaft, entsprechend evaluiert sie drastisch:

IL: Und *da* muss ich ehrlich sagen, da weiß ich nicht, ob ich nochmal diesen Schritt *tun* [betont] würde. Ich hab’ gedacht: ‚Gut, das Paar ist getrennt, was-, was kann da sein?‘, ne? Aber es ist nicht so einfach. (Ebd.: 911)

Auf die Verständnisfrage hin, was sie mit „Schritt“ meine, konkretisiert sie: „mit einem verheirateten Mann zusammenzuziehen, ne? .. Ich hab’ es mir leichter vorgestellt.“ (Ebd.: 915)

Erstaunlich ist jedoch, dass das derart widerlegte Narrativ zurückkehrt, denn sehr viel später im Interview antwortet sie auf die Reflexionsfrage, dass ein Leben ohne Partner nicht die richtige Lebensweise gewesen wäre:

IL: ich musste eben paar Erfahrungen machen. Aber ich hab’ mir *fest* vorgenommen, also: ‚Ich werde nur ‘ne Partnerschaft eingehen, wenn ich weiß, es stimmt hundertprozentig, ansonsten bleib ich alleine.‘ Also da war ich nicht kompromissbereit. (IL2017: 2638)

Da ihr zwischenzeitliches Eingeständnis, dass sie nicht wisse, ob sie „nochmal diesen Schritt *tun* [betont] würde“, schwer zu vereinen scheint mit dieser Behauptung, „nicht kompromissbereit“ gewesen zu sein, hake ich rücksichernd nach, um sehr indirekt auf diese Dissonanz hinzuweisen (I4: „Und das Gefühl haben Sie dann auch?“), was von ihr – mental wieder im Narrativ des *Happy End* – deutlich bestätigt wird: „Das Gefühl mit Uwe, absolut. Absolut.“ (2650)

Beispiel 5: „auf dem Sterbebett/Totenbett“

Beide Versionen dieses *rereasonings* werden mit selbstreflexiven Metakommentare angekündigt:

Z.	Irmgard Lindgen - „auf dem Sterbebett/Totenbett“ 2006 und 2017 - Sequenz 2		Z.
345	IL: Ach, da kann ich ganz doll drüber nachdenken, das ist-, ..	IL: Ich hab’ mir immer vorgestellt, so als-, als junge Frau, wenn-, ähm:	478

Es zeigt sich eine zeitliche Verschiebung von anhaltender Gegenwärtigkeit („da kann ich“) zur Retrospektion („als junge Frau“). Mit der Reformulierung von

„drüber nachdenken“ zu „mir immer vorgestellt“ wird die folgende Sequenz zusätzlich unterschiedlich gerahmt:

345	IL: und damit ich nicht irgendwann auf dem	IL: „Was wäre, wenn du jetzt wirklich auf deinem Totenbett liegen würdest?“	478
346	Sterbebett liege und mit meinem Leben hadere,	I4: Mhm. IL: Da wäre ich unzufrieden wie verrückt gewesen, ne? I4: Mhm.	479 480 481

Entsprechend der Ankündigungen als Denken bzw. Vorstellung erfolgen die Darstellungen tatsächlich eher rational (in Form eines damit-Konsequentialismus) bzw. deutlicher als imaginative was-wäre-wenn-Szene. Die zeitliche Verschiebung setzt sich fort: In der Erstversion im Hinblick auf eine ungewisse Zukunft („irgendwann“), in der Zweitversion wiederum retrospektiv („wäre [...] gewesen“) formuliert. Etwas skurril wird dies dadurch, dass die beiden Versionen zugrundeliegende Wenn-Dann-Konstruktion der Sterbebett/Totenbett-Vision in der Zweitversion sprachlich in die Vergangenheit versetzt wird („wäre ich unzufrieden wie verrückt gewesen, ne?“), so dass sie nun in künstlicher Retrospektion auf ihre Prospektion zurückblickt, obwohl sie sich zwangsläufig auf Zukunft bezieht. Beide Versionen enden mit Evaluationen:

346	IL: deswegen kommen diese Ausbildungen jetzt immer wieder, diese Studiengänge und das, was ich einfach jetzt noch mitnehmen kann, das will ich mitnehmen. ... (12 Sek.)	IL: Und jetzt, ähm, ... jetzt bin ich *einigermaßen* [schmunzelnd] zufrieden.	483
347		I4: [lachend]	484
348		IL: [lacht]. Fehlt noch 'n bisschen was, aber es ist okay. Jetzt is' okay.	485 486 487

Die präsentische Fortsetzbarkeit („kommen“, „immer wieder“, „jetzt noch“, „mitnehmen“) der Erstversion im Sinne einer „jetzt“-Zwischenbilanz mit noch offener Zukunft trifft im Versionenvergleich erneut auf die Selbstverhandlung einer „jetzt“-Schlussbilanz. Dabei gesteht sie durchaus ein, dass sie lediglich „*einigermaßen* [schmunzelnd] zufrieden“ sei und „noch'n bisschen was“ fehle.

Wahlweise ließe sich der Formulierungswechsel von der Prozesshaftigkeit zur Vergangenheitsform als Frieden-Finden oder als resignatives Aufgeben deuten. In der Gesamtanalyse fällt jedoch auf, dass sie die Formel „es ist okay“ als Schlusscoda verwendet, um besonders belastende Erfahrungen (scheinbar) positiv schlusszuevaluieren.⁴⁵ In beiden Versionen dieser Sequenz prägt sie mit „was

45 Diese Formulierungstypik geht soweit, dass sich mit einer Stichwortsuche in den Transkripten nach „okay“ die biographischen Tief- und Konfliktpunkte Lindgens zuverlässig finden lassen: Auszugsumultimatum durch den Lebensgefährten („Okay, kein Problem.“), ihre dadurch kurzfristige Unterkunftssuche („und das war dann okay“), finanzielle Verluste durch die Trennung („Ich musste weg. Aber ich war-, es 's okay.“), Psychotherapie („Okay, wenn Sie mir helfen können ist das in Ordnung.“), finanzielles Scheitern der Selbstständigkeit („Aber es ist eben so gewesen, okay.“), fehlende technische Kompetenzen („auch das ist okay.“), Entrümpelung des vermüllten Elternhauses („Das hatte ich schon total verdrängt* [schelmisch scherzend]. [...] Es ist okay, es ist okay.“), Erbschaftsstreit („Okay, gut, alles in Ordnung, ich will es nicht haben.“),

ich einfach jetzt mitnehmen kann, das will ich mitnehmen“ und „*einigermaßen* [schmunzelnd] zufrieden [...] Fehlt noch'n bisschen was“ Formulierungen vor, die sich durch die Selbstpositionierung als zufrieden und/oder unzufrieden leitmotivisch auch in anderen *rereasonings* zeigen.

6.6.2 Fallstrukturtypik des Wiedererzählens von Irmgard Lindgen

Irmgard Lindgen ergab sich als weiterer, sechster Schlüsselfall erst, als es mir in der fortgeschrittenen Subsumierung der Nebenfälle in das entstandene Typenmodell nicht gelang, sie zuzuordnen. Ihr Fall sperrte sich, vereint sie doch Techniken aller bisherigen Typen, sowohl der *Reproduktion* (v.a. Musterbildung und Restabilisierung) und der *Revision* (v.a. Auslassung und Umdeutung), aber auch der *Routinisierung* (v.a. Ausweichversuch) und der *Reorientierung* (v.a. Aktualisierung und Haltungsänderung), nicht zuletzt auch der *Reaktivität* (v.a. Ausschnitthaftigkeit). Dieses Querliegen des Falles im Typenmodell wies auf einen *Eigensinn* hin, den ich als eigene Schlüsseltypik anzuerkennen hatte. Deshalb beschreibe ich diesen sechsten Fall als **Schlüsseltypus der Resistanz**, da sich auf verschiedenen Ebenen deutliche Phänomene narrativer Widerständigkeit zeigen: Irmgard Lindgen achtet sehr darauf, mit einer erhöhten Selbstkontrolle den Zugzwängen des Erzählens entgegenzuwirken und so eine Selbstläufigkeit des Stegreiferzählens möglichst zu verhüten. Auf Ebene der Textsorten zeigt sich deshalb eine Dominanz von chronikalischen und insbesondere argumentativen Darstellungen und ein außergewöhnlich reduzierter Grad an Narrativität mit einem überdurchschnittlichen Mangel an episodischem Erzählen. An die Stelle authentischer emergenter Selbsterzählung tritt deshalb ein hochkontrolliertes Fassadenspiel. Unterlaufen wird dieses, insbesondere in der Zweiterhebung, durch eine deutlich interaktivere Interviewführung, so dass verständnissicherndes Nachfragen die narrativen Zugzwänge der Relevanzfestlegung, der Detaillierung und der Gestaltschließung gewissermaßen als *narrative Prothese* ersetzen können. Zusätzlich sind es ausgerechnet selbstwertdienliche Strategien der Selbststilisierung die Irmgard Lindgen auf der Suche nach Beleggeschichten dann doch zu versehentlichen Eingeständnissen zuvor unerwähnt geliebener Belastungsfelder bringt. Diese Motive der Widerständigkeit untersuche ich im Folgenden unter den Begriffen *Fassadierung* und *Gegenerzählen*.

Kontaktabbruch mit den Schwestern („das ist alles okay, ich hab's gut überstanden.“), wenig Kontakt zum Sohn („Das ist okay so und ja.“), Kontakt zum ehemaligen Lebensgefährten („Also das ist okay, das geht gut.“), das Verhältnis zur Ehefrau des jetzigen Partners („„Wenn *deine* [betont] Frau das haben will, ist es okay für mich.““) und die Enttäuschung spiritueller Erwartungen gegenüber der Thailand-Reise („ist auch-, ist okay“). In der Ersterhebung kommt „okay“ lediglich an zwei Stellen vor, die ebenfalls eine Belastung markieren: Sie evaluiert damit sowohl die unerwartete späte Schwangerschaft („War okay, das war in Ordnung, und aber ich wusste es nicht, wie ich es äh meinem Lebensgefährten sagen sollte“) als auch den Sohn selbst („ein ganz liebes Kind, also das war, ist auch nicht etwas, mit dem ich hadere oder so, sondern das ist okay .. dieses Kind.“). Es muss also durchaus nicht eine geänderte Formulierungsgewohnheit vorliegen, denn die unterschiedliche Häufigkeit lässt sich besser damit erklären, dass sich die *okay*-Kommentierungen von 2017 durchweg auf belastende Situationen beziehen, die sich erst in der Erhebungszwischenzeit ereigneten.

Ergänzt um *Verunklarung* auf biographischer Ereignisebene und *Mystifizierung* auf biographischer Deutungsebene erkenne ich diese als *Techniken der Resistanz*.

Resistenz-Technik 1: Fassadierung

Mit dem Begriff der *Fassadierung* bezeichne ich das Phänomen, dass sich in Irmgard Lindgens Darstellungen wiederholt vorgeblich minderbelastete oder gar harmonische Erstversionen zeigten, die im weiteren Gesprächsverlauf und überwiegend erst durch direktes Nachfragen mit neuen Versionen zuvor versteckte Belastungen offenbaren. Die Metapher der *Fassade*, insbesondere der *Blendfassade*, illustriert dieses Verbergen, so dass sich diese Wikipedia-Definition erhellend übertragen lässt:

Der Begriff Blendfassade bezeichnet eine dem Gebäude lediglich vorgeblendete Fassade, die entweder nicht Teil der Tragstruktur ist, so dass sie leicht entfernt und erneuert werden kann, oder die einen Eindruck vermittelt, der aus verschiedenen Gründen nicht zum dahinter befindlichen Gebäude passt. So kann die Fassade die Funktion oder die Struktur des Gebäudeinneren verschleiern. („Fassade“, Stand: 03.06.2022. In Wikipedia, <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Fassade&oldid=223397433>)

Solche „Blendfassaden“, die nicht zum dahinter befindlichen „Gebäude“ passen, finden sich bei Lindgen in den jeweiligen Implikationen eines baldigen Berufseinstieges oder auch in den initialen Normalisierungsversuchen ihrer Partnerschaften. Erst im weiteren Verlauf relativieren sich diese zunächst selbstwertdienlichen Darstellungen jeweils deutlich. Eine *Blendfassade* soll somit das Offenlegen der eigentlichen, sowohl problematischeren als auch selbstwertbedrohlichen Hintergründe verhüten. An Stelle der eigentlichen Abgründe, beispielsweise der Missbrauch von Schülerinnen durch den Lebensgefährten („das Härteste, das Schlimmste, was mir überhaupt .. passiert ist.“ [IL2017: 2250]) wird so eine ungefährlichere Plausibilisierung angeboten, denn die Trennung vom Lebensgefährten sei erfolgt, weil dieser sich nach seiner Pensionierung als Langschläfer entpuppt habe („der absolute Punkt, wo ich merkte: ‚Ich kann so nicht leben, das geht nicht‘“ [IL2017: 1550]). Es handelt sich also um eine bestimmte Form der Thematisierungsvermeidung. Mein Kollege Christopher Koppermann bezeichnet eine Erzählung, die „dazu dient, eine andere Erzählung zu vermeiden“ als *dummy story* (Dissertationsprojekt „Agency Untold. Die Konstruktion von Handlungsfähigkeit und Erzählbarkeit im psychotherapeutischen Gespräch“, Manuskript), ich habe schon von *Stellvertretungsthematisierungen* gesprochen (Selbert 2018: 151). Da bei Irmgard Lindgen das jeweilige Thema selbst (bspw. Berufstätigkeit, Verwitwung, Trennung) jedoch nicht einfach durch Auslassung beseitigt werden kann, kommt es bei ihr zur *Fassadierung*, das Thema wird also zumindest sendungsbewusst durch Normalisierung entschärft (bspw. Familienphasen oder ungünstige externe Faktoren hätten Berufseinstiege vereitelt, Ehemann sei an „Krankheit“ verstorben, Lebensgefährte habe anderen Lebensstil gezeigt). Sie liefert also eine verharmlosende Darstellung, die dazu dient, die tatsächlichen schambesetzten Hintergründe verborgen zu halten.

Diesen lokalen Befunden der Mikroanalyse scheint der Befund der Mesoanalyse zunächst zu widersprechen, denn in beiden Erhebungen vermittelt Irmgard Lindgen ja metakommunikativ durchaus explizit eine biographische Defizithese, behauptet also gar nicht erst, dass alles in Ordnung sei: „ich empfinde mein Leben als

irgendwo [lachend] irgendwo als Katastrophe“ (IL2006: 700) und „weil ich mit meiner Biographie überhaupt nicht einverstanden bin“ (IL2017: 8). Doch tatsächlich beinhalten auch diese global-biographischen Eingeständnisse zwei Aspekte von Fassadierung. Erstens erfolgen diese Defizitthesen beide Male thematisch fokussiert, denn eine „Katastrophe“ sei ihr Leben durch verpasste Bildungschancen und „nicht einverstanden“ mit ihrer Biographie sei sie wegen des zu frühen Zeitpunkts (und der späteren Wiederholung) der Familienphase. Zweitens beinhalten diese Defizitthesen beide Male den Twist zu einem vorgeblichen gegenwärtigen *Happy End*. Mit Bezug auf McAdams und Kollegen lässt sich von einem *Erlösungsnarrativ* sprechen. Von *redemption narrative* (McAdams 2006) oder *redemption sequence* sprechen sie – im Gegensatz zu *contamination sequence* – dann, wenn „the storyteller depicts a transformation from a bad, affectively negative life scene to a subsequent good, affectively positive life scene. The bad is redeemed, salvaged, mitigated, or made better in light of the ensuing good“ (McAdams et al. 2001: 474). Diesen Wandel zum Guten behauptet Lindgen in beiden Erhebungen über den retrospektiven Vergleich („Und äh, es ging mir noch nie so gut wie heute. Also so, das muss ich ja auch sagen.“ [IL2006: 711] bzw. „wie gesagt, also, s-. Je älter ich werde, muss ich sagen, äh umso ..., umso zufriedener bin ich“ [IL2017: 63]), verankert ihn beide Male am gegenwärtigen Lebensalter („ich hab’ erst so mit fünfzig Jahren gelernt, dass es keine Katastrophe ist“ [IL2006: 700f.] bzw. „Und seit ich 60 bin, so gut gings mir noch *nie* [betont] in meinem Leben. Also wie gesagt: ich werde jetzt im Sommer 65 und ich fühle mich ... *sehr* [betont] gut.“ [IL2017: 2583f., AB entfernt]) und formuliert beide Male explizit das *redemption*-Motiv („aus dem, was ich so negativ sehe, viel Positives gezogen“ [IL2006: 702] bzw. „wirklich gute Sachen rausholen, positive Dinge und nicht hier sitzen und-, und uns grämen, oder ... ‚Alles ist schlecht‘. Alles ist gut. Alles ist gut, so wie es ist.“ [IL2017: 2598]).

Irmgard Lindgen gelingt so eine sendungsbewusste und selbstwertdienliche Beschönigung ihrer Selbsterzählung, indem sie einerseits lokal die tragischen Tiefpunkte ihres Lebensweges durch weniger tragische Stellvertretungsversionen ersetzt und andererseits global das *Narrativ einer Wende zum Besseren* anliegt. Von ihren biographischen Belastungsfeldern distanziert sie sich so sowohl thematisch (beispielsweise durch *Alibi*probleme wie das fehlende Abitur) als auch lebenszeitlich (denn gegenwärtig sei ja alles Problematische überwunden). Allerdings konfrontiert die eher dialogische, vermehrt nachhakende Interviewführung der Zweiterhebung unvermeidlich mit den unliebsamen Themen. Die Detaillierungszwänge der Nachfragen ersetzen die narrativen Detaillierungszwänge des Stegreiferzählens, so dass Irmgard Lindgen viele Fassaden fallen lässt und einige Eingeständnisse macht. Dabei zeigt sie sich durchaus erleichtert, beispielsweise wenn mit dem Outing des Alkoholismus der ersten Ehe eine verständnissichernde Beleggeschichte verfügbar geworden ist („Jetzt verstehen Sie’s, dass ich *mit meiner Biographie bisschen Schwierigkeiten hab’*[schmunzelnd]“ [IL2017: 1231f.]). Schließlich scheinen alle Masken gefallen zu sein und authentische Selbstenthüllung erreicht:

IL: Immer, ich bin äh-, ich bin 'n absoluter Optimist. [6 Sekunden] Dann würde ich-, dann könnte ich gar nicht mehr existieren“ (ebd.: 2963f.).

Tatsächlich kehrt sie lokal dann doch auch wieder zu beschönigenden Zwischenversionen zurück, wie in der Mikroanalyse beim aktuellen Partner sichtbar wurde: Nachdem Detaillierungszwänge die Fassade des optimalen neuen Partners insofern hinterlaufen hatten, als sie eingestehen musste, dann doch an einen verheirateten Mann geraten zu sein und sich sogar ein Reue-Motiv abzeichnet („muss ich ehrlich sagen, da weiß ich nicht, ob ich nochmal diesen Schritt *tun* [betont] würde“ [IL2017: 911]), kehrt sie gegen Interview-Ende zur Fassade zurück („es stimmt hundertprozentig“ [ebd.: 2642]).

Resistenz-Technik 2: Gegenerzählen

Obleich die meisten *biographischen Fassaden* Irmgard Lindgens durch Antworten auf konkrete Nachfragen relativiert und zum Einsturz gebracht werden, findet sich vereinzelt noch eine weitere, interessante Quelle für unfreiwillige Selbstenthüllung. Und diese ist, aller Erzählvermeidung zum Trotz, sogar insofern *narrativ*, als Lindgen vereinzelt dann doch Beleggeschichten, durch die es zu dynamischen Verstrickungen kommt, so dass sie mehr erzählt als ihrem Plausibilisierungsprojekt jeweils eigentlich dienlich. Ironischerweise sind es gerade Lindgens Versuche der narrativen Selbstbehauptung, die sie zu Darstellungen verleitet, für deren Rahmung Detaillierungen notwendig werden, die zu den weitreichendsten Selbstenthüllungen führen. Es handelt sich also um eine spezifische Form von *verbal leakage*, „which is information unintentionally shared with others“ (Floyd 2009: 107). Ein drastisches Beispiel ist in der Mikroanalyse in Bezug auf den Kindesmissbrauch durch den Lebensgefährten in den Blick gekommen. Eine schockierende Wahrheit, die sie erfolgreich mit mehreren Fassaden hatte überdecken können, kommt schließlich dadurch versehentlich zur Sprache, dass sie eine Beleggeschichte dafür präsentieren möchte, auch bei Streitigkeiten die Ruhe bewahren zu können. Zu ähnlichen versehentlichen *Outings* kommt es insgesamt in den Darstellungen zur Trennung von diesem Lebensgefährten: Initial erzählt sie selbstwirksam sie habe die Trennung über Jahre hinweg geplant und aus Rücksicht auf Beziehung zwischen ihm und dem minderjährigen Sohn verzögert („Er hat gesagt: ‚Mami, du hättest schon zehn Jahre früher gehen müssen.‘ Und ich hab’ ihm geantwortet: ‚Ich wollte dir den Vater nicht nehmen und wollte Jürgen° nicht sein einziges Kind wegnehmen.“ [IL2017: 584f., AB entfernt]), außerdem habe die Trennung den Lebensgefährten so schwer getroffen, dass er „sofort in-, ins Krankenhaus musste“ (ebd.: 564) und eine Darm-OP notwendig gewesen sei, womit er sie habe halten wollten („ich glaube er hat, äh, gehofft, wenn er ins Krankenhaus geht ... äh, dass er-, dass ich so .. eben bleibe .. noch, ja.“ [ebd.: 579]). An späterer Stelle erscheint die Trennung in anderem Licht und die Positionierung von hilflos ausgeliefert und tonangebend dominant invertieren sich: Eigentlich möchte Lindgen eine Beleggeschichte dafür liefern, dass sich immer alles zum Guten wendet und will erzählen, dass sie im Moment größter Bedrängnis kostenfrei ein Haus zur Verfügung gestellt bekommen hat. Ursache ist allerdings ein Ultimatum des Lebensgefährten, das sie ausnahmsweise episodisch reinszenierend erzählt:

IL: Jürgen° hat gesagt „Wenn du gehen willst, dann geh aber gleich.“ Da hab' ich gesagt: „Okay, kein Problem.“ Hatte aber keine Wohnung. Ich wusste nicht wohin. Ich wusste auch nicht: [Region D]^ oder [Stadt D]^? Also, das war ein ganz großer Zwiespalt. [...] Also, äh, gut, hab' gesagt: „Dann zieh ich aus“, habe gepackt und gepackt, aber ich wusste nicht wohin, ne? [...] Ich hatte aber keine Wohnung. Und es wurde mir, äh, schriftlich, es wurde schriftlich festgelegt, bis dann und dann muss ich draußen sein. Und der Tag rückte näher und näher und die Pakete wurden mehr und mehr im Haus. Aber ich wusste nicht wohin. (IL2017: 617f., AB und Einschübe entfernt).

Die eigentliche Darstellungsabsicht, die positiv besetzte Beleggeschichte, über Bekannte dann ein Haus vermittelt bekommen zu haben, geht unter dem Detaillierungszwang der Umstände und nötigen Eingeständnissen verloren. Die geplante Botschaft, dass letztlich immer alles gut werde, hat somit einen erheblichen Preis: Der moralische Anspruch und die Souveränität der Trennungsentscheidung verlieren an Überzeugungskraft („Aber ich hatte mir vorgenommen, ich warte bis mein-, bis unser Sohn Abitur hat. Und er hatte im-, .. Anfang Mai hatte er seine-, 2014, seine Abifeier. Und Ende Mai bin ich gegangen.“ [IL2017: 543f.]). Auch beim Trennungsverhalten des Sohnes zeigt sich diese Schleife der unfreiwilligen Enthüllung, wenn sie moralisch vermitteln möchte, dem gemeinsamen Sohn keine Vorwürfe gemacht zu haben, dafür jedoch eingestehen muss, dass dieser zum Vater orientiert blieb („Ich hab auch nie verlangt ‚Chris°, du musst jetzt auch mal .. ein Wochenende bei mir verbringen' oder nie g-, g-, ‚bist nur da bei deinem Vater, bei mir bist du nicht'. Das-, das kommt nicht von mir.“ [IL2017: 1088f., AB entfernt]).

Ich fasse dieses Phänomen des Wiedererzählens als *Gegenerzählen* und beziehe mich damit auf den Begriff der *Gegengeschichte*. Kati Hannken-Illjes 2020 definiert diese als „eine Geschichte, in der ein Sachverhalt neu erzählt wird, aber vor dem Hintergrund einer bereits bestehenden Geschichte und vor allem durch die Aneignung dieser Geschichte, um deren Wirkmächtigkeit quasi parasitär zu nutzen“ (Hanken-Illjes 2020: 331). Bei Irmgard Lindgen schlägt dieser Versuch der parasitären Nutzung fehl. Ihre moralischen Gegengeschichten (ruhig geblieben, alles wird gut, keine Vorwürfe) verlangen eine „bereits bestehende Geschichte“ als Kontrastfolie, die jedoch jeweils nicht nur drastische Abgründe offenbaren (Missbrauchsvorwürfe, drohende Obdachlosigkeit, Sohn blieb beim Vater), sondern noch dazu zuvor errichtete *Blendfassaden* (Langschläfer, langjährige Planung der Trennung, Vater und Sohn nicht trennen wollen) widerlegen.

Resistenz-Technik 3: Verunklarung

Für Lindgens Darstellungen ist typisch, dass häufig unklar oder zumindest uneindeutig bleibt, was auf der biographischen Ereignisebene eigentlich konkret passiert ist. Meist stehen stattdessen Urteile und Argumentation so stark im Vordergrund, dass sie die Sachverhaltsdarstellung der Vergangenheit überlagern. Insofern geht die textsortentechnische Erzählvermeidung zwangsläufig mit *Verunklarung* einher. An Stelle von Zugzwängen des Erzählens wird so immer wieder verständnissicherndes Nachhaken notwendig, um sowohl notwendige Detaillierungen, aber auch eine

Begründung der Erzählwürdigkeit einzufordern, um die Fragen des „Was war denn jetzt eigentlich?“ zu klären und das Labov'sche *so what?* aufzulösen.

Bleibt solches Nachhaken aus, bleibt auch die Verunklarung bestehen. Insbesondere die erhebungsexklusive Thematisierung von Kindheit und Jugend in der Ersterhebung weist solche Lücken in der Ereignisdarstellung auf: Die Gründe, wieso sie nicht das Gymnasium besuchte („ich vermute mal, dass mir als kleines Kind irgendetwas passiert ist und ich-, ich wollte aus diesem Dorf nicht heraus.“ [IL2006: 22f.]), die Umstände ihres Schulabschlusses („Ich war auch die Erste, die das neunte Schuljahr mitgemacht hat“ (IL2006: 28f.)) und die Umstände des Ausbildungsabschlusses („und da ging auch etwas schief: ich wollte Buchhändlerin lernen und hab' dann als äh *Einzelhandelskauffrau abgeschlossen* [leicht lachend]“ [IL2006: 34f.]) bleiben unklar und hätten nur mit verständnissichernden Nachfragen in ihrer Bedeutung aufgeklärt werden können.

Sehr häufig ist es schwierig aus widerstreitenden Darstellungen eine kohärente Vorstellung der historischen Ereignisse zu entwickeln. Die Trennung vom Lebensgefährten liegt in zwei Versionen vor, die sich schwer historisch vereinbaren lassen: *Sowohl* will sie die Trennung über Jahre hinweg geplant und das Beziehungsende selbst herbeigeführt haben (woraufhin er aufgrund psychosomatischer Reaktionen ins Krankenhaus gekommen und operiert worden sein soll), *als auch* soll er ihr ein schriftliches Auszugsultimatum gestellt haben, ohne dass sie wusste, wohin sie gehen kann. Ebenso schildert sie den Erbstreit nach dem Tod des Vaters unvereinbar ambivalent: *Sowohl* will sie nach dem Tod des Vaters das Elternhaus entrümpelt und von Mäusen und Unrat befreit haben, *als auch* sollen sich die Schwestern das gesamte Erbe angeeignet haben („dass meine älteste Schwester einfach *alles* [betont] haben wollte, mir gar nichts gegönnt hat. Ich hab' noch nichtmal 'ne Vase oder irgendetwas mitgenommen“ [IL2017: 1631f.]), *sowohl* sei sie „die Lieblingstochter von ihm“ (ebd.: 100) gewesen, *als auch* habe er sie gebeten, „auch auf das Pflichtteil zu verzichten“ (ebd.: 1620), *sowohl* habe sie dem Erbverzicht zugestimmt („da hab ich gesagt* [schnell, zusammengezogen]: ‚Okay, gut, alles in Ordnung, ich will es nicht haben.‘“ [ebd.: 1622f.]), *als auch* verkaufte sie das Elternhaus dann schnell, um den Erlös für sich zu sichern („er starb im Dezember und 14 Tage später war es verkauft. Und ich glaube, wenn ich länger gewartet hätte-, der Rechtsanwalt von ihr stand im Anschlag.“ [ebd.: 1639f.]), usw.

Resistenz-Technik 4: Mystifizierung

Die *Verunklarung* auf Ereignisebene dient auf Deutungsebene häufig einer spirituellen Überhöhung, nämlich immer dann wenn Unverfügbarkeitsmarker wie „ich weiß nicht“ mit Erklärungsmodellen höherer Bestimmung aufgelöst werden. Beispielsweise handelt eine ihrer wenigen Reinszenierungen („Und da passierte etwas ganz Seltsames“ [IL2006: 401]) davon, dass ihr beim Verlassen des Gottesdienstes die gesamte Gemeinde die Hand geschüttelt habe („es war-, war so-, war irre“ [ebd.: 402]), was ihr zu denken gegeben habe: „da hab ich gedacht: ‚Was was was geht hier vor?, was was ist das?, ne?‘“ (ebd.: 406), „ich weiß auch nicht, wieso und weshalb“ (ebd.: 409), „Aber warum, das ist mir ein Rätsel.“ (Ebd.: 411) Dem ratifizierenden Lösungsvorschlag

der Interviewerin (I1: „Sie haben so ‘ne Ausstrahlung“) begegnet sie mit Wiederholungen: „Ich *weiß es nicht* [lachend]. Ich weiß es nicht, woran es lag oder liegt, ne? ...(15Sek)“ (Ebd.: 414).

Die sich hier implizit abzeichnende Selbststilisierung möchte ich als *Mystifizierung* bezeichnen.⁴⁶ Diese richtet sich in der Ersterhebung noch thematisch affirmativ am Forschungsthema Bildung aus, so dass Lindgen darin selbstmystifizierend Motive herausstellt, die in Zweiterhebung gar nicht wiederkehren: So hebt sie schon im ersten Satz hervor, sie habe bereits „mit vier, fünf Jahren äh lesen und schreiben [können], ohne dass mir das jemand beigebracht hat“ (IL2006: 4f.), aber sogar noch früher sei ihr klar gewesen, gewissermaßen für Bücher bestimmt zu sein („ich weiß, ich hatte damals meinen dritten Geburtstag, da kann ich mich noch gut dran erinnern, gefeiert. Und nebendran war ‘ne Bücherei, und ich kann mich erinnern, ich saß im, in so ‘nem großen dunklen Flur und um mich herum nur Bücher. Ich konnte überhaupt nicht lesen damals, mit drei Jahren, aber nur Bücher um mich herum, das war ‘ne Welt, die mich schon immer fasziniert hatte.“ [IL2006: 139f.]). Aus Gründen, die uneindeutig bleiben, scheitert der Berufseinstieg als Buchhändlerin (ihr Ausbilder habe sie hängen lassen, sie habe den falschen Abschluss gehabt, sie sei Mutter geworden), was sie emotional bedauert („Und deswegen Buchhändlerin das ist das, *was es gewesen wäre* [leicht weinend, schnieft] ... (7 Sek).“ [ebd.: 143f.]). Auf die Frage der Interviewerin, ob sie nicht immer noch Buchhändlerin werden könne zeigt sie sich dann zwar überrascht, setzt die Selbststilisierung aber gleichzeitig fort:

I2: Also ich überlege die ganze Zeit: ‚Was könnte ich jetzt noch tun?‘ An diese Möglichkeit habe ich jetzt nicht gedacht, obwohl ich immer noch ganz viele Bücher kaufe. Mein Zimmer ist unterm Dach, *das ist voll mit Büchern* [lachend]. [...] Ähm, das weiß ich jetzt nicht, da hab’ ich jetzt wirklich nicht drüber nachgedacht.“ (Ebd.: 317f)

Die Bildungsmotive steigern sich zu einem Narrativ des rätselhaften Auserwähltseins („Ähm, ich weiß es nicht, woher es kommt, das ist wirklich etwas, was ich, auch nicht durch die Familie, ich kann’s nicht greifen, ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Also und das ist etwas, wo ich also selbst, ähm grübele und mich zermartere: ‚Also woher kommt das?‘“ [IL2006: 632f.]), so dass sie sogar vermutet habe, in der falschen Familie aufzuwachsen („und äh denke, ich weiß es nicht, woher es kommt. Keine Ahnung. Ich hab’ als Kind die Schränke meiner Eltern durchsucht und, weil ich nicht geglaubt hab, dass ich äh das richtige Kind bin. Ich hab immer gedacht: ‚Ich bin angenommen worden, bin adoptiert worden‘ oder so, ich äh, das war unerklärlich, wie ich da in diese Familie hineingeraten bin ... (14 Sek)“ [ebd.: 603f.]

46 Stauder beobachtete offenbar ein ähnliches Phänomen, Polkinghorne zitiert ihn folgendermaßen: „the elderly tend to *mythicise* their pasts and the goal of their recollection is *justification* rather than insight and responsibility“ (Stauder zit. n. Polkinghorne 1991: 149).

Nichts von all dem kehrt 2017 in die Darstellung zurück. Einzige Ausnahme ist eine sehr bildhafte Sequenz, die sie explizit als Wiedererzählung markiert („ich erinnere mich dran, ich hatte das damals mit ähm, der Frau von Felden° *so* [betont] ausgedrückt,“ [IL2017: 67]):

Z.	<i>Irmgard Lindgen – explizites retelling 2006 und 2017 – Sequenz 1</i>		Z.
601	IL: Weiß ich nicht, ist mir unerklärlich. Ich weiß es wirklich nicht. Das hab' ich mich so oft gefragt, ähm	IL: dass ich mich immer geschubst gefühlt habe. So wirklich, so hinten	68
602	irgendwas treibt mich, irgend-, ich hab' das Gefühl, es schubst mich manchmal jemand, so wo ich wirklich diesen Schubser spüre	I4: *Ahhh* IL: *an der rechten* [gleichzeitig] Schulter.	69 70
603		Und so: „Geh weiter“, so praktisch, ne?	71

Auffällig sind die Formulierungswechsel, die hier und im Fortgang („ich weiß es nicht, woher es kommt“ bzw. „*Was* [betont] es war, was nicht, [...] kann ich nicht genau sagen“) den gleichen Tempuswechsel aufweisen, der auch im Mikroanalyse-Beispiel „auf dem Sterbebett/Totenbett“ auffiel. Diese kleinen Veränderungen korrespondieren mit einem tendentiellen Wandel in der Selbstmystifizierung: Das prozesshafte, zukunfts offene *Narrativ der Zuversicht* weicht zunehmend einem resultativen *Narrativ der Fügung*. Verhältnismäßig offensiv wirbt sie um Anerkennung ihrer Schicksalsbewältigung:

- 1379 IL: *Aber ich sitz' doch gut vor Ihnen, oder?* [schmunzelnd]
 1380 I4: *Sie sitzen gut vor mir, ja* [schmunzelnd]
 1381 IL: [lacht] Ja. Aber dazu hab' ich einfach ähm, um *dies* [betont] .. zu verarbeiten, diese
 1382 Ausbildung gebraucht, ne?
 1383 I4: Das glaub ich, ja. (IL2017)
 1384 IL: Und das war-, war nie Zufall, dass mir das gerade so [...] alles in die Hände gefallen ist. (IL2017)

Zusätzlich bemüht sich Lindgen in argumentative Passagen um Beweisführung für ihren Gegenwarts-Optimismus, so führt sie gegen Ende des Interviews aus:

- IL: [9 Sekunden] Wissen Sie, wenn Sie ... äh, trotz allem .. ‚Bösen‘ sag' ich jetzt mal in Anführungszeichen [...] noch so viel Glück haben, dass Sie über Nacht 'n-, 'n ganzes Haus bekommen und Sie müssen nichts dafür zu bezahlen [...] und können da 'n halbes Jahr drin wohnen, [...] dann ist das äh, das-, also das war für mich ‚Wow!‘, das war-, [...] äh, und hab mich mit-, mit dieser Freundin, die ich einmal-, die Freundin meiner Freundin, [...] die ich eben einmal gesehen habe, die hat mir das Haus überlassen, einfach so, ne? [...] Und dann, dann fühl ich mich schon irgendwo ... beschützt [...] oder gehalten. [...] [9 Sekunden] Uwe° kam in mein Leben, als ich wirklich nicht mehr weiter wusste, ne? [...] Und, äh, das sind alles so Dinge da-, also wenn ich d-, jetzt noch äh, pessimistisch wär', wär' das absolut falsch. (IL2017: 2970f., AB entfernt)

Zu beiden Belegen, der Wohnungssuche nach der Trennung und die erfolgreiche Partnersuche, finden sich an anderen Stellen ebenfalls Mystifizierungen: Aus dem Zwiespalt, ob sie weiter weg ziehen sollte oder nicht, habe ihr das Autoradio geholfen („Und dann kam im Radio ein Lied und eine Zeile hieß ‚dort wo deine Freunde sind, ist dein Zuhause‘, [...] da hab ich's Radio

ausgemacht und hab' gedacht: „Es ist entschieden, ich bleib in [Stadt D]^.“ [IL2017: 624f., AB entfernt]) und der Kontakt zu Uwe habe sich nur durch den unglaublichen Zufall ergeben, dass sie – kurz davor, die Partnervermittlung aufzugeben – unter hunderten Anfragen einer letzten geantwortet habe, wodurch sie zugleich sein erstes Treffen geworden sei („der letzte m-, Mann, den ich mir anschau“ und „war ich die Erste, die er gesehen hat“).

Wie bereits anhand der Fassadierung klargeworden ist, korrespondieren all diese vielen kleinen lokalen *redemption sequences* mit einem *redemption narrative* auf globaler Ebene: Das Leben als Ganzes evaluiert sie mit einer Steigerungslogik zum *Happy End* als eine Art Gesamtmystifizierung. In beiden Erhebungen wird das *Happy End* als erst kürzlich erreicht dargestellt, im Alter von 54 erzählt sie ihren Höhepunkt „erst so mit fünfzig Jahren“ (IL2006: 701) erreicht zu haben, im Alter von 64 dann parallel verschoben „seit ich 60 bin“ (IL2017: 2583). Ebenfalls in beiden Erhebungen entfalten Zuversicht und Fügung gleichermaßen eine diffus-optimistische Zukunftserwartung, wenn auch hier ebenfalls in der Ersterhebung etwas aktiver und prozessorientierter als in der passiveren Haltung der Zweiterhebung:

IL: Es kommt noch etwas, ich merk' das, da ist irgendwas äh wieder am Gären in mir, also irgendetwas kommt noch. (IL2006: 337f.)	IL: *Aber es kommt, es kommt* [schmunzelnd]. [...] *Hab keine-, *keine* [betont] Ahnung. Aber .. es wird weitergehen.* [schmunzelnd] Und es wird gut weitergehen. D-, Dieses Gefühl hab' ich. (IL2017: 962f.)
--	---

Zusammenfassung Irmgard Lindgen

Mit der Schlüsselfallanalyse Irmgard Lindgen kamen schließlich vielfältige *Phänomene des Nicht-Erzählens* in den Blick. Grundsätzlich war eine gewisse Widerständigkeit gegenüber Selbstenthüllung zu beobachten. Mit einem Fokus auf eine argumentative Grundhaltung gelang es Irmgard Lindgen überwiegend, der narrativen Selbstläufigkeit durch Zugzwänge des Erzählens zu entgehen und über weite Strecken eine hohe Darstellungskontrolle aufrecht zu erhalten. Insbesondere in der Zweiterhebung offenbarte sich der Charakter dieser kontrollierten Selbstdarstellungen als *Fassadierung*. Denn tatsächlich führte eine aktivere Interviewhaltung mit kleinschrittigem Nachhaken zu biographischen Eingeständnissen, die zuvor ausgeblendet waren. Irmgard Lindgen hatte entproblematisierte, normalisierte Darstellungsversionen gewählt, um biographische Belastungsfelder zu umgehen oder zu entschärfen. An einigen Stellen führten zusätzlich dann doch Zugzwänge des Erzählens zu weiteren versehentlichen Enthüllungen: Auf der Suche nach Beleggeschichten zur Plausibilisierung selbstwertdienlicher Charaktereigenschaften wählte sie mehrfach ausgerechnet solche Belastungsfelder, die sie bis dahin erfolgreich unerwähnt gelassen hatte. Dieses Phänomen habe ich als *Gegenerzählen* bezeichnet. Die falleigene Tendenz zur Erzählvermeidung zeigte sich mit *Verunklarung* entsprechend auch auf Ebene der Ereignisdarstellung, so dass – ohne verständnissicherndes Nachhaken – häufig unklar oder uneindeutig blieb, was eigentlich jeweils passiert oder gewesen ist. Diese setzte sich auf der Ebene biographischer Deutung fort, insofern eine eigentheoretische *Mystifizierung* mit Implikationen von Auserwähltsein oder Fügung zwar einen (vorgeblichen) Optimismus und ein *Happy End* sicherzustellen schienen, eine lösungsorientiert-

konstruktive Auseinandersetzung mit biographischen Belastungsfeldern allerdings verhindert.

Auffallend war der geringe Grad an Vorgeformtheit. Vielmehr liegt Irmgard Lindgens Selbst-„Erzählungen“ ein biographisches Narrativ als Konzept zugrunde, das sie mit verstärkter Erzählflusskontrolle zu erfüllen versucht – oder besser gesagt: nicht zu widerlegen versucht, indem sie sich um Nicht-Erzählen bemüht. Dieses Narrativ entspricht dem *redemption*-Motiv des stetigen Wandels zum Guten und lässt sich frei formulieren mit: „Immer ging etwas schief, aber jetzt ist alles gut und es wird sogar noch besser, ganz bestimmt“.

Es ist nicht immer klar, inwiefern bzw. an welchen Stellen das unzuverlässige Erzählen Irmgard Lindgens auf strategische Darstellungsabsichten im Sinne einer besseren Außenwirkung oder auf psychohygienische Strategien der Selbstentlastung zurückzuführen ist, kurz gesagt: ob sie nicht (wieder)erzählen *will* oder ob sie nicht *kann*. Eine mögliche Antwort liefert von Engelhardt 2011, der die Vermeidung von Erzählen mit dem Versuch erklärt, sich vom Einfluss der Vergangenheit zu befreien:

Das Bestreben, sich in einem allgemeineren Sinne aus den einengenden Fesseln der Vergangenheit zu lösen und dem Sog der Vergangenheit zu entgehen, um sich eine erweiterte biographische Zukunft und eine erweiterte Perspektive für die eigene Identität zu eröffnen, kann die Bereitschaft zum lebensgeschichtlichen Erzählen beschränken. Die Vergangenheit soll ruhen und nicht Gegenwart und Zukunft beherrschen. [...] Handelt es sich um problematische Erfahrungen, so kann die Angst vor deren Wiederbelebung zur Vermeidung des Erzählens führen. Die schlimmen Erfahrungen sollen im Schweigen ausgelöscht werden. (von Engelhardt 2011: 54f.)

Irmgard Lindgen bemüht sich um biographisches Schweigen, indem sie mit ihrer biographischen Defizitthese der Katastrophe bzw. des nicht-einverstandenseins eine Tabuisierung explizit markiert, diese aber zugleich über *dummy stories* und *Blendfassaden* kaschiert. Durch diese Sicherheitsvorkehrungen, versucht sie dem *Sog der Vergangenheit* zu widerstehen. Stattdessen konzentriert sie sich mit der Behauptung des *Happy End* um eine Überwindung der Vergangenheit zugunsten einer davon befreiten Gegenwart und Zukunft. Wie konzeptuell dieses *Happy End* ist, offenbart sich an Aussagen wie dieser, die sie in der Ersterhebung nach der formalen Beendigung des Interviews noch schnell nachreicht:

- IL: Also, ich-, ich bin auch nicht unzufrieden, mit Sicherheit nicht. Das wär' das Schlimmste, was ich mir vorstellen könnte: unzufrieden zu sein. Ich mag Menschen nicht, die unzufrieden sind und das bin ich auch nicht, ganz gewiss nicht. (IL2006: 722f.)

III. Ergebnissicherung

Kapitel 7: Modellbildung

Im Folgenden wird es darum gehen, die Befunde der Einzelfallbetrachtungen fallübergreifend zu systematisieren, zu einem Gesamtmodell zusammenzuführen und durch eine Nebenfallbetrachtung zu ergänzen. Möglich wird dies durch einen mehrstufigen Prozess der Relationierung: In einem ersten Schritt resümiere ich die einzelnen Schlüsselfalltypiken, indem ich diese paarweise miteinander ins Verhältnis setze (7.1). Im zweiten Schritt führe ich diese Typenpaare zu einem Typenmodell zueinander (7.2), das ich abschließend in einem dritten Schritt dafür nutze, die neun übrigen Fälle des Gesamtkorpus zuzuordnen (7.3).

7.1 Paarweise Relationierung der sechs Schlüsseltypen

Mit der Anordnung der Schlüsselfälle in dieser Reihenfolge spürte ich die folgende Systematisierung bereits vor. Im Auswertungsprozess habe ich nämlich die Beobachtung gemacht, dass sich die sechs Schlüsselfälle gewinnbringend und aufschließend paarweise gegenüberstellen lassen. In dieser Zuordnung resümiere ich die Schlüsseltypen also fallvergleichend und stelle damit *Reproduktion* und *Revision* als gegensätzliche Grundtypen vor, *Routinisierung* und *Reorientierung* als dynamische Zwischentypen und abschließend *Reaktivität* und *Resistenz* als Sondertypen.

7.1.1 Reproduktion und Revision als gegensätzliche Grundtypen

In die Grunddefinition von Wiedererzählen ist die Wiederholung von „Gleichem“ oder „Ähnlichem“ in „gleicher“ oder „ähnlicher“ Weise bereits eingeschrieben. In gewissem Sinn ist *Reproduktion* somit fallübergreifend und grundsätzlich als Grundtypus des Wiedererzählens aufzufassen. Ein Mindestmaß an Kanonbildung, Parallelführung, Musterbildung und auch Restabilisierung lässt sich somit allein deshalb an allen Fällen feststellen als jeweils „das gleiche“ Leben erzählt wird. Ich bezeichne Ilse Heberling somit nicht deshalb als Schlüsselfall der *Reproduktion*, weil sich ausschließlich bei ihr oder bei ihr ausschließlich *Reproduktion* finden würde. Ebenso lässt sich nicht behaupten, dass Joachim Marne nicht *reproduzieren* würde (im Gegenteil!), denn dafür müsste er – gewissermaßen generalüberholt – mit einer komplett anderen Geschichte also als *anderer* Mensch auftreten.

Vielmehr ist der Kreislauf der Wiederholung *typisch* für Ilse Heberling und der Prozess der optimierenden Überarbeitung *typisch* für Joachim Marne. Gemeinsam ist ihnen, dass ihren Darstellungen global ein Erzählplan zugrunde liegt, der eine auffällige Unabhängigkeit von Adressierungs- und Erhebungseffekten aufweist. Beide machen „ihr Ding“ und nutzen die Erzählsituation gerne und freimütig für eine biographische Rückschau als – und das meine ich wertfrei – Selbstbespiegelung. Gegentypen sind sie insofern, als Ilse Heberling sich dabei ihrer Vergangenheitsperspektive überlässt, während Joachim Marne sich hochkontrolliert auf Darstellungsabsichten seiner Gegenwartsperspektive konzentriert. Entsprechend erfüllt die Narrativität ihrer Darstellungsverfahren unterschiedliche Funktionen: Bei Ilse Heberling fungieren die Einzelereigniserzählungen der belastenden Beziehung zu ihrer Mutter somit als *narrative Zeitmaschine* in ihr früheres Selbst, dessen enttäuschte Hoffnungen und Gefühle der Nicht-Zugehörigkeit sich so immer wieder vergegenwärtigen. Die *biographische Stimme des Person-Ichs* der Lebenszeitvergangenheit dominiert in beiden Erhebungen, die Geschichten wiederholen sich, das Muster der Geschichten wiederholt sich, so dass sich psychisch-emotional auch die Vergangenheit wiederholt. Bei Joachim Marne dagegen dominiert in beiden Erhebungen die *biographische Stimme des Autor-Ichs* der Lebenszeitgegenwart. Sein Erzählen erfolgt konzeptionell und programmatisch, so dass er seine Geschichten einsetzt, um Selbst- und Weltbehauptungen zu belegen und wo sich diese Behauptungen verändert oder optimiert haben, werden auch ihre Geschichten entsprechend optimierenden Anpassungen unterzogen. Während Ilse Heberling per *Reproduktion* also darauf angewiesen ist, Umdeutungspotential abzuwehren, um ihr Selbstbild, das Bild der „bösen Mutter“ und der „lieben Oma“ zu (re-) stabilisieren, schöpft Joachim Marne eben dieses Umdeutungspotential aus, um selbstwirksam und selbstwertdienlich bessere Versionen seines Lebens und seiner selbst zu entwickeln und sein Publikum möglichst zweifelsfrei zu überzeugen von seinem Bewähren, seiner Souveränität und seinem beruflichen Erfolg.

7.1.2 Routinisierung und Reorientierung als dynamische Zwischentypen

Auch die Auswertungen zu Kurt Groscher und Vera Bergmann offenbaren einander gegenläufige Phänomene des Wiedererzählens, denn lagen beiden in der Ersterhebung klar erkennbare Erzählpläne zugrunde, weisen die Zweiterhebungen bei beiden jeweils eigentümliche Dynamiken auf. Während Kurt Groscher bereits ankündigt, diesmal *anders* erzählen zu wollen und ihm dies zunächst auch gelingt, er dann aber schließlich doch in seinen früheren Erzählweg (also in seine *route*) und also in Reproduktion zurückfällt, verhält es sich bei Vera Bergmann gerade umgekehrt. Schildert sie ihre biographische Vorvergangenheit bis zur Scheidung der ersten Ehe zwar noch deutlich parallel, weist die Folgezeit durch die zwischenzeitliche Verwitwung allerdings nicht mehr die gleiche Erzählbarkeit auf, der Erzählplan reißt ab und Vera Bergmann nutzt den Erzählanlass der Zweiterhebung für ausgedehnte, heilsame und hilfreiche narrative Selbsterkundungen.

Während sich bei Kurt Groscher somit entgegen seiner eigenen Einschätzung doch noch die frühere Erzählwürdigkeit durchsetzt, sein Revisionsvorhaben scheitert und er in die Wiederholung seiner früheren Darstellungen zurückfällt, ist Vera Bergmanns Bruch ihrer Lebenspläne mit einem Bruch des Erzählplans verbunden, so dass

sich nach ihrer lebensverändernden Krise biographische Erzählbarkeit neu erarbeiten muss.

Gemeinsam ist somit beiden, dass sie sich der Eigendynamik des Stegreiferzählens überlassen, die Zugzwänge des Erzählens entfalten sich und diese narrative Selbstläufigkeit ist es, die Kurt Groscher zurück zum bewährten Erzählweg führt und ihm verwehrt an den Krisen der Vergangenheit vorbei zu erzählen. Dagegen ist Vera Bergmann – des Vertrauten beraubt – im Gegenzug darauf angewiesen ist, neue Pfade zu finden, um das Gebiet, das ihr Leben ist und sein wird, neu gangbar und erzählbar zu machen und für die unerwartete Zukunft als Witwe – oder besser noch: als rettende Oma – zu erschließen.

Mit dem Nünning'schen Zwillingskonzept von *turning point* (Nünning 2012) und *broken narrative* (Nünning/Nünning 2016) lässt sich erklären, wie Kurt Groscher und Vera Bergmann zugleich viel gemeinsam haben und dennoch als Gegenpole zu betrachten sind: „Just like turning points, the crucial events around which broken narratives revolve interrupt the regular patterns of routine trajectories that become before and after them.“ (Nünning/Nünning 2016: 68). Der *crucial event* bzw. die lebensverändernde Krise, die beide narrativ zu bewältigen suchen liegt bei Groscher in Form von Krankheit, Selbstmordgedanken und Arbeitsunfähigkeit schon einige Jahrzehnte zurück, dagegen dominiert sie bei Bergmann in Form der Verwitwung noch vollständig die Erzählgegenwart. Kurt Groscher hat die Krise überwunden, so dass seine Wandlungserzählung von einem *benefit of hindsight* (Nünning 2012) profitiert, der Vera Bergmann noch fehlt. Er repräsentiert eine *Routine der Krise*, sie eine *Krise der Routine*. Sein Erzählfluss klinkt in alte Gleise ein, während ihrer entgleist ist und um Vorankommen ringen muss. Bei ihm hat sich die ursprüngliche Deutung überlebt, Kurt Groscher scheint selbst nicht mehr einschätzen zu können, wieso diese Geschichten wichtig und erzählwürdig sind, so dass er sie wie Belege auch noch liefert, nachdem sich die ursprünglichen Behauptungen dazu inzwischen verloren haben. Mit der *biographischen Stimme der Person* berichtet er so vergangenheitsorientiert die Chronik eines Lebens, das zu deuten – oder gar umzudeuten – ihn gar nicht reizt. Es zeigt sich eine Form der Abgeschlossenheit, die er auch auf die Lebensführung selbst hervorhebt, wenn er unterstreicht, sein Leben gelebt zu haben und nicht mehr älter werden zu müssen. Das radikale Gegenteil findet sich mit Vera Bergmann, deren Allgegenwärtigkeit sich zerschlagen hat und die gerade jetzt erst um Zukunft ringt, um weiterhin ihren Enkel rettend begleiten zu können. Ihre Geschichte ist überdeutlich weder zu Ende erzählt noch zu Ende gelebt und sie mobilisiert das Potential des Erzählens, um mit der *biographischen Stimme der Selbsterzählerin* Selbst- und Fremdpositionierungen zu erproben, ihre Lebensgeschichte neu zu ordnen und sich selbst neu kennenzulernen. Die narrative Reorientierung, die bei Groscher Jahrzehnte zurückliegt und sich zu einer unumgänglichen Wandlungschronik routinisierte, ist bei ihr noch in vollem Gange. Mit genug Zwischenzeit und *benefit of hindsight* wird sich – im Idealfall – auch ihr *broken narrative* zu einer Wandlungserzählung organisieren lassen, die sie mit dem *Narrativ der göttlichen Mission als hilfreiche Oma* bereits eindrucksvoll anbahnt.

7.1.3 Reaktivität und Resistanz als nicht-monologische Sondertypen

Während die ersten vier Schlüsselfälle in beiden Erhebungen jeweils langanhaltende Stegreiferzählungen leisten, zeigt sich bei Wolfgang Timme und Irmgard Lindgen eine deutliche Abhängigkeit vom Gegenüber als Impulsgeber. Die daraus resultierende Monologhemmung lässt sich bei Wolfgang Timme mit einer sozialen Orientierung auf intersubjektive *Erzählwürdigkeit* erklären. Seine Ersterhebung ist deutlich von dem *Versuchskaninchen-Effekt* geprägt, dass er nicht einschätzen kann, wie er dem Forschungsprojekt beitragen kann und was von ihm erwartet wird. Deshalb sind wiederholte und konkrete Erzählaufträge notwendig, um schleifenartige Teile seiner Lebensgeschichte zu elizitieren. In der Zweiterhebung fällt es ihm zwar insgesamt leichter, die einseitige Gesprächssituation des Erhebungssettings zu akzeptieren („Und jetzt fand ich das war eigentlich 'n recht angenehmes Gespräch. .. Wenn auch bisschen einseitig aber .. manchmal ist das so.“ [WT2017: 3229f.]), aber auch hier ist ein überdurchschnittlich hoher Interaktivitätsgrad und gemeinsame Beziehungsarbeit nötig, um seine Darstellungen zu motivieren, ihm die Rücksicherung zu spenden, seine eigene Relevanzsetzung intersubjektiv zu bestätigen und damit seinem auch weltanschaulichen Misstrauen gegenüber Hierarchien entgegenzuwirken.

Die Monologhemmung bei Irmgard Lindgen lässt sich dagegen gerade nicht über *Erzählwürdigkeit* erklären, denn ihre „Geheimnisse“ sind ohne Frage brisant relevant. Vielmehr lässt sich ihr Erzählwiderstand auf Fragen der *Erzählbarkeit* zurückführen. Michael von Engelhardt sensibilisiert für Nicht-Erzählen und die sozialen Risiken von Selbstoffenbarung:

Das lebensgeschichtliche Erzählen wird gesteuert durch spezifische Normen, die das Erzählwürdige und das Erzählnotwendige von dem Nicht-Erzählenswerten und Nicht-Erzählbaren abheben und die mit Scham-, Peinlichkeits- und Schicklichkeitsgrenzen des Erzählbaren verbunden sind. [...] Die Erzählnormen dienen als Selbstschutz des Erzählers vor ungewollter Selbstoffenbarung und Selbstentblößung, sichern seine Integrität und sind Teil seines „Identitätsmanagements“ (Goffman 1967) im Umgang mit anderen Personen. (von Engelhardt 2011: 52)

Von Engelhardt konkretisiert die Objekte des Selbstschutzes wie folgt: „Selbstentwurf, Ich-Ideal, Gewissen und Stolz, das Interesse, sein Gesicht und sein positives Selbstbild der Umwelt gegenüber zu bewahren, richten [...] Schranken des Erinnerns und Erzählens auf und modifizieren das Erinnerte und Erzählte“ (von Engelhardt 2011: 53). Solche Schranken des Erzählens sind bei Irmgard Lindgen allgegenwärtig. Mit Fassaden-Darstellungen bemüht sie sich um Abkürzungsstrategien, versucht ihre biographischen Belastungsfelder auszulassen oder zu beschönigen. Es kommt zu Widersprüchen und Erzählversionen stehen unvereinbar nebeneinander. Die eigentlichen Ereignisse werden verunklart und/oder deutend mystifiziert. Durch Nachfragen und Gegenerzählen kommt es jedoch zu mehr und häufig unfreiwilliger Selbstentblößung. Gleichzeitig steht ihre erzählerische Unzuverlässigkeit einer solidarisierenden Beziehungsbildung zum Adressierten im Weg. Denn Irmgard Lindgen wirbt aktiv um Anerkennung und Nachvollzug („*Aber ich sitz doch

gut vor Ihnen, oder?* [schmunzelnd]“ [IL2017: 1379]), die sie durch das Vexierspiel ihrer Darstellungswidersprüche riskiert und erschwert.

Somit sind beide deutlich abhängig von den Reaktionen und Interventionen des Gegenübers, einer dialogisch offenen Dynamik für die Erzählsituation im Hier und Jetzt, so dass Umfang und Art ihrer Selbstberichte deutlich vom Verhalten der interviewenden Person und den Bedingungen der Erhebungssituation abhängt. Beide orientieren sich an konkreten Darstellungsaufträgen und orientieren sich an den gestellten Fragen und benötigen kleinschrittig Lizenzen der Erzählwürdigkeit bzw. Impulse zur Erzählbarkeit. Bei Wolfgang Timme kommt es über seine Beziehungsorientierung dann doch zur Selbstläufigkeit, so dass ihm in der Zweiterhebung die umfassende monologische Stegreiferzählung gelingt. Meine affektvolle und responsive Interviewführung versorgt ihn mit der dialogischen Anteilnahme, auf die seine erfahrungshaften Erzählungen zielen. Anekdotisierung und Weltanschaulichkeit zielen auf Herstellung gemeinsamer Identität, Metaphern, Humor, subkulturelle Codes und Anspielungen und intime Authentizität wirken wie *Insider*, durch die eine Beziehung angebahnt wird, die mit dem Angebot des „Du“, einer Umarmung, der Hausführung und der Einladung, wiederzukommen, schließlich besiegelt wird. Seine Lebensgeschichte vermittelt Wolfgang Timme maßgeblich mit der *biographischen Stimme des Erzählers* und spielt häufig damit, sich selbst als Subjekt und Objekt zugleich zu sehen („und dann dacht ich: „Na, hau ab Junge, hau ab! Geh!“* [leiser]“ [WT2006: 242f.]), so dass der zusätzliche Perspektivwechsel zwischen der Personhaftigkeit der Vergangenheit und der überzeitlichen Autorhaftigkeit von besonderer Bedeutung ist. Bei Irmgard Lindgen ist die Resistanz dagegen so wirkmächtig, dass sich gar keine *biographische Stimme* ausmachen lässt. In gewisser Hinsicht dominiert ein verstummtes Selbst.¹ Eine *Person-Stimme* wehrt sie ab, indem sie in der Gegenwart bleibt und dem Rückversetzen in bzw. ein Vergegenwärtigen von Vergangenheit nach aller Möglichkeit ausweicht. Selbst die chronikalische Dimension ihrer Lebensgeschichte vermittelt sich lückenhaft und uneindeutig. Zusätzlich liegt eine *Autor-Stimme* zwar insofern vor, als sie auf Sinnbildung und Erklärungsanspruch zwar nicht vollständig verzichtet. Allerdings sind ihre biographischen Deutungen abstrakt und mystifizierend, sollen konzeptionell Optimismus und Zuversicht sicherstellen und vermitteln. Sie werden aber zu wenig an tatsächliche Lebensereignisse und Handlungen rückgekoppelt, um überzeugen zu können. Selbst die *Erzähl-Stimme* bleibt weitgehend stumm. Ausnahmen finden sich vielsagend in den versehentlichen Selbstentlarvungen, wann immer ausgerechnet Beleggeschichten für positive Charaktereigenschaften dazu führen, selbstwertriskante oder -schädigende Ereignisse einzugestehen.

1 Kate McLean (2008) erkennt einen blinden Fleck der Erzählforschung und weist darauf hin, dass diese zu wenig „the untellable and the silenced self“ (ebd.: 11) berücksichtigt habe. Kulturelle sogenannte *master narratives* begünstigten „canonical narratives“, also kulturell erwünschte Geschichten. Erschwert würden demgegenüber „non-canonical narratives“, also Geschichten, die bestimmten Normerwartungen nicht zu entsprechen scheinen. Strukturell zum Schweigen gedrängt würden dadurch Geschichten bestimmter Erfahrungen (z.B. sexueller Missbrauch und Vergewaltigung) oder bestimmter Menschen (z.B. Minderheiten, Frauen, Homosexueller): „Silencing refers to the explicit or implicit message that one's stories, and consequently, one's self, are not acceptable, interesting, or relevant, thus rendering one's voice unheard.“ (McLean 2008: 11). Im gleichen Sinn sprechen in Bezug auf retellings Fivush/Habermas/Reese 2019 davon, „how dominant cultural expectations both give voice to some forms of experiences, and silence others“ (ebd.: 164).

7.2 Typenmodell des Autobiographischen Wiedererzählens

Die entwickelte paarweise Relationierung lässt sich nun zu einem Typenmodell arrangieren, um über weitere fallvergleichende Perspektiven weitere Beziehungen der Schlüsseltypen unter- und zueinander aufzudecken. Dafür schlage ich in einem ersten Schritt ein Interdependenzmodell vor, das die sechs Schlüsselfälle zueinander ins Verhältnis setzt. In einem zweiten Schritt erprobe ich zur weiteren Erhellung der Zusammenhänge eine skalare Darstellung.

7.2.1 Paarweise Gegenüberstellung der Schlüsseltypen

Die eigentliche Pointe ist nun, dass die drei Paarrelationen nun mit den drei Paradigmen der Konstitutionsbedingungen von Stegreiferzählungen (vgl. 3.3) korrespondieren:

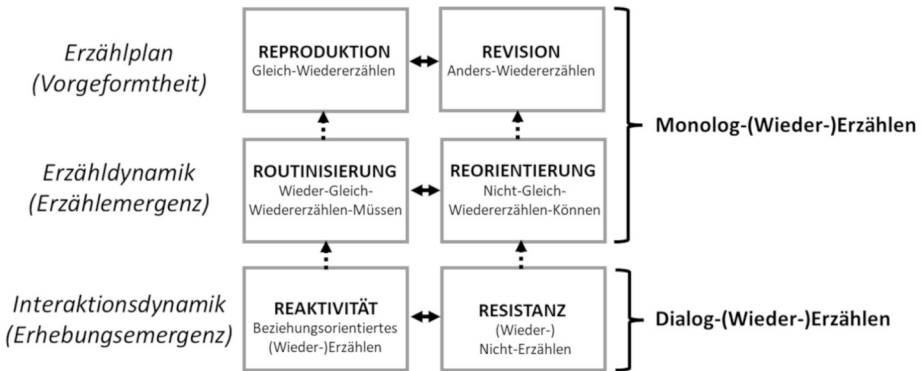


Abbildung 44: Interdependenzmodell der Schlüsseltypen des autobiographischen Wiedererzählens

In den Versionenvergleichen bei Ilse Heberling und Joachim Marne fielen die stabilen Synchronizitäten zwischen den Hauptideerzählungen auf. Diese Stabilität der Globalstruktur hatte ich als *Erzählplan* bezeichnet, der entweder unverändert wiederholt wird, also *reproduziert*, oder optimiert wiederholt wird, also *re-vidiert*. Ein solcher Befund deckt sich mit Erwartungen, die sich als *Paradigma der Vorgeformtheit* identifizieren lassen.

Beim zweiten Paar, Kurt Groscher und Vera Bergmann, greift die Zuschreibung von Vorgeformtheit teils auch, *typisch* ist für diese beiden Fällen allerdings anderes: Beide weisen im Versionenvergleich eine Erzähldynamik auf, die Erwartungen erfüllen, die sich als *Paradigma der Erzählemergenz* fassen lassen: Zugzwänge des Erzählens greifen und entfalten eine Selbstläufigkeit, die sich der Kontrolle der Erzählenden entzieht. Bei Kurt Groscher zeigt sich dieser Kontrollverlust darin, dass er sein angekündigtes Vorhaben der Zweiterhebung, *anders* zu erzählen (nämlich „stichwortartig“ und „im Zeiträffersystem“) nicht halten kann und nach anfänglich tatsächlich gegenüber der Erstversion neuartigen Relevanzsetzungen (Kriegszeit) an eine Grenze der Erzählbarkeit stößt. Der Versuch, an den biographischen Tiefpunkten vorbei zu erzählen schlägt fehl, Versuche der Auslassungsrevision scheitern, Darstellungs-

zwänge setzen ein und Groscher endet doch noch im „routinierten“ Erzählplan der Ersterhebung. Bei Vera Bergmann ist die Erzähldynamik gegenläufig: Sie beginnt erneut mit dem ursprünglichen Erzählplan, stößt ihrerseits an eine Grenze der Erzählbarkeit. Nach dem zwischenzeitlichen Tod ihres zweiten Ehemannes lässt sich deren Kennenlernen nicht mehr unbefangen schildern. Der Erzählplan ist an dieser lebenszeitchronologischen Stelle gebrochen und eine *neue* narrative Selbstergründung wird nötig und schließt sich an. Während der Typ Routinisierung gezwungen scheint, zum bewährten Erzählpfad zurückzukehren, also die projektierte Revisionsbestrebung dann doch zu Reproduktion führt, um den Erzählanschluss zu sichern, ist die Dynamik des Gegentyps der Reorientierung gegenläufig: Hier ist es die projektierte Reproduktionsbestrebung, das ersehnte Wiederbeleben des verlorenen Familienglücks, das umfangreiche Revisionen, Umänderungen und Umdeutungen, nötig machen, um die biographische Handlungsfähigkeit und ein positives Selbstbild zu erhalten.

Auch die dritte Paarrelation, Wolfgang Timme und Irmgard Lindgen, lässt sich als gegenläufig lesen: Während *Reaktivität* auf Beziehungsorientierung setzt und sensibel auf die intersubjektive Herstellung von Erzählwürdigkeit setzt, verweigert sich *Resistenz* einer solchen sozialen Synchronisierung. Beiden gemeinsam ist jedoch ihre starke Interaktionsdynamik, die Erwartungen entspricht, die ich als *Paradigma der interaktiven Hervorbringung* bezeichnet habe. Zeigen die ersten vier Typen noch deutliche Eigendynamiken des Monolog-(Wieder-)Erzählens, bei dem Erhebungseffekte wie Adressierung und Situationsbefangenheit geringen oder keinen Einfluss zeigen und die Orientierung am eigenen Erzählprojekt dominiert, bleiben diese beiden Typen des Dialog-(Wieder-)Erzählens stets auf die Erzählsituation und an ihr soziales Gegenüber gerichtet. Das biographisch-narrative Interview ist für sie so viel weniger eine mentale Reise oder eine kognitive oder emotionale Selbstaueinandersetzung als eine soziale Konfrontation und eine tatsächliche Gesprächssituation mit einer/m „freundlichen Fremden“. Bei genauem Blick fällt auf, dass Wolfgang Timme typischerweise eher zur Reproduktion neigt, da seine beziehungsorientierte Selbstoffenbarung zum „gleichen“ „authentischen“ Selbst neigt. Irmgard Lindgens erzählerische Unzuverlässigkeit, ihr Fassadenspiel und die Widersprüche ihrer Erzählversionen lassen sich dagegen eher einer Tendenz zur Revision zuweisen, da diese zwangsläufig darauf zielen, unterschiedliche, situativ bessere Versionen zu erproben, um jeweils punktuell einen selbstwertdienlichen Effekt oder besseren Eindruck zu erzielen.

7.2.2 Skalares Modell der Schlüsseltypen

Das Interdependenzmodell lässt sich nun „aufklappen“, um ein skalares Typenmodell des Autobiographischen Wiedererzählens zu erhalten:

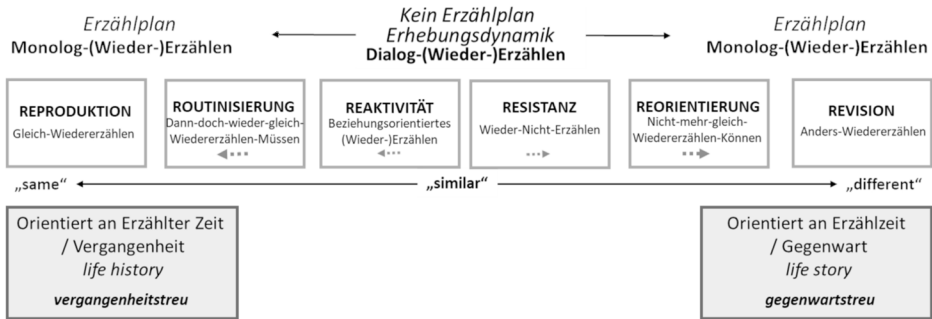


Abbildung 45: Skalarmodell der Schlüsseltypen des autobiographischen Wiedererzählens

In dieser Darstellungslogik stellen die beiden Grundtypen Reproduktion und Revision gegensätzliche Pole, die sich in ihrer Zeitlichkeit unterscheiden. Während sich das Gleich-Wiedererzählen der Vergangenheitsperspektive verpflichtet, stehen dem Anders-Wiedererzählen durch eine starke Gegenwartspektive deutliche Darstellungsfreiheiten zur Verfügung. Ilse Heberling beschwört die Vergangenheit geradezu herauf, die re-emotionalisierenden Reinszenierungen versetzen sie zurück in die damalige Machtlosigkeit und Verlassenheit als verlorene Tochter gegenüber einer als herzlos und kalt empfundenen Mutter. So wird sie immer wieder neu zum Opfer ihrer Lebensgeschichte und zur hilflosen Protagonistin der sich immer wiederholenden, immer gleichen Geschichte der Enttäuschung. Joachim Marne dagegen hat seine Lebensgeschichte „im Griff“. Seine Darstellungen nehmen ihn nicht ein und versetzen ihn nicht zurück, im Gegenteil: Er nimmt diese ein und greift als Autor seines eigenen Lebens in den Handlungsverlauf ein, ändert und deutet um, entwickelt neue Versionen und verbessert seine Lebensgeschichte.

An einer solchen befreienden Selbstaneignung scheint auch Vera Bergmann zu arbeiten. Sie re-orientiert sich an eine neue Gegenwart als Witwe. Dafür lernt sie, ihre Lebensgeschichte zu hinterfragen, Möglichkeitsdenken und Was-wäre-gewesen-Wenn-Gedankenspiele sind nun ganz neue Phänomene. Sie löst sich von früheren Zwangsläufigkeiten und experimentiert mit neuen Deutungen und dem Versuch der Selbstbehauptung gegen die Über-Anspruchnahme durch ihr soziales und familiäres Umfeld. Kurt Groscher ist durch seinen chronikalischen Darstellungsstil dagegen deutlich an die Vergangenheitsperspektive gebunden. Ein kleinmaschiges, starres Korsett an Daten und Fakten verpflichten ihn zu einem Lebenslauf des „tatsächlichen“ Lebensweges, was keinen Spielraum zu lassen scheint für Neudeutungen und neue Perspektiven.

Wolfgang Timme und Irmgard Lindgen stehen „planlos“ dazwischen. Während er noch mit erzählerischer Raffinesse zwischen Vergangenheit und Gegenwart pendeln kann und in seinen Anekdoten frei interpretierte Ereignisse seines Lebens mit späteren Einsichten und witzigen Pointierungen kombiniert, scheint sie sowohl Vergangen-

heit als auch Gegenwart zu scheuen. Überwältigende biographische Belastungsfelder lassen sie die Selbstauseinandersetzung fliehen, ihr Leben ist ihr „Katastrophe“ bzw. sie mit ihrer „Biographie *überhaupt nicht einverstanden* [leicht lachend, bedrückt]“.

7.2.3 Übersichtsmodell der Techniken des Wiedererzählens

Im Verlaufe der Schlüsselfallanalysen habe ich insgesamt sechzehn *Techniken des autobiographischen Wiedererzählens* herausgearbeitet. Die folgende Übersicht dieser „Techniken“ lässt sich waagrecht zeilenweise lesen in ihrer Zuordnung zum jeweiligen Schlüsselfall und senkrecht spaltenweise in ihrer Zuordnung zu den Aspekten Erzählwürdigkeit bzw. Relevanzsetzung, Emplotment bzw. Verkettung, Ereignisprotokoll bzw. Chronik und Eigentheorie bzw. Deutungsebene.

Folgendes Übersichtsmodell lässt sich im Folgenden zur Einordnung der Nebenfälle einsetzen. Zugleich ermöglicht diese empirische Anwendung des Typenmodells, die Ebene des Einzelfalls zu verlassen und durch analytische Abstraktion verallgemeinernd zu erweitern. Beispielsweise ist beim Einzelfall Irgmard Lindgen *Fassadenbildung* die typische Technik zur Bewältigung der Erzählwürdigkeit. Bei anderen Fällen der Resistanz kann Fassadenbildung aber ebenso gut ausbleiben, stattdessen kommt es beispielsweise zu expliziten Verweigerungen bestimmter Thematisierungen („*da möchte ich nicht drüber reden.* [leise]“ [08w-ALBRECHT2006: 392]). Hier wird Erzählwürdigkeit dann also alternativ über *Tabuisierung* organisiert.

Schlüsseltypen autobiographischen Wiedererzählens mit jeweils vier fallspezifischen Techniken

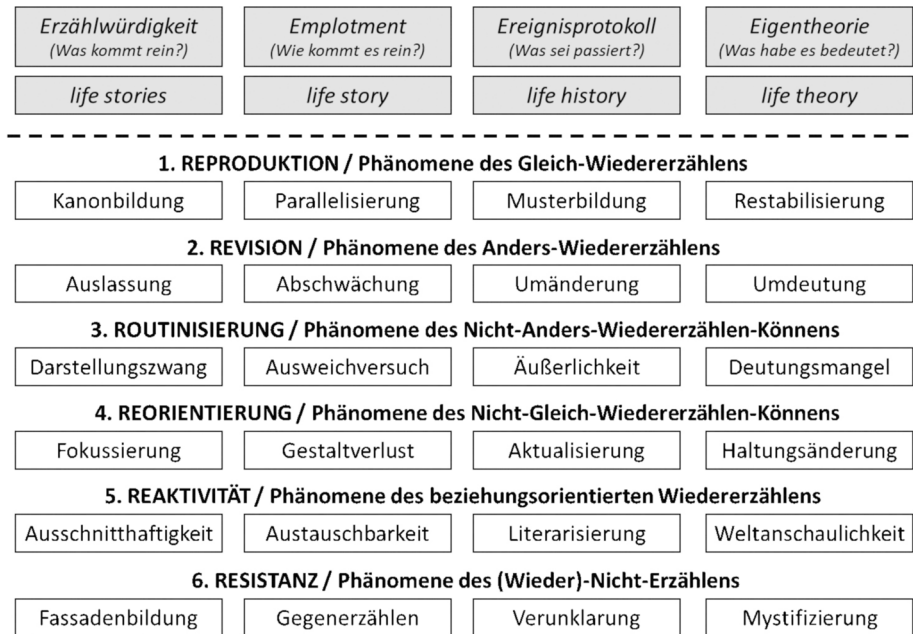


Abbildung 46: Übersicht der Techniken autobiographischen Wiedererzählens

7.2.4 Einbezug der Nebenfälle

Der Einbezug einer Nebenfallanalyse scheint mir unerlässlich. Nur durch einen korpusweiten Rundumblick lässt sich der Geltungsanspruch hinterfragen bzw. absichern, mit der eigenen Schlüsselfallselektion eine in gewisser Hinsicht „repräsentative“ Auswahl erreicht zu haben. Der Blick in die Nebenfälle fungiert so gleich zweifach als Korrektiv: Sowohl lassen sich die entwickelten Auswertungsinstrumente auf Abkürzungsstrategien hin prüfen, als auch muss sich das erarbeitete Typenmodell am übrigen Korpus auch bewähren können. Je umfassender die empirisch möglichen Phänomene also bereits mit den Schlüsselfallanalysen entdeckt und beschrieben wurden, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, weitere Fälle in das Typenmodell subsumieren zu können.² Als „Abkürzungsstrategie“ hat sich bewährt, anhand der Segmentierung beider Erhebungen die Globalstruktur zu visualisieren, wodurch Relevanzverschiebungen sowohl in ihrer Reihenfolge als auch ihrem Umfang sichtbar werden. Relevanzüberschneidungen lassen sich dann schnell und gezielt auf lokale Stabilität oder Überarbeitung hin prüfen. Die eigentliche Entdeckung war dann aber, das Übersichtsmodell der Techniken des Wiedererzählens gewissermaßen als Diagnosetool für die Nebenfälle einsetzen zu können.

Auf Basis dieser Abkürzungsstrategien ergibt sich die folgende heuristische Zuordnung der Nebenfälle in das Typenmodell, die sich auch visualisieren lässt:

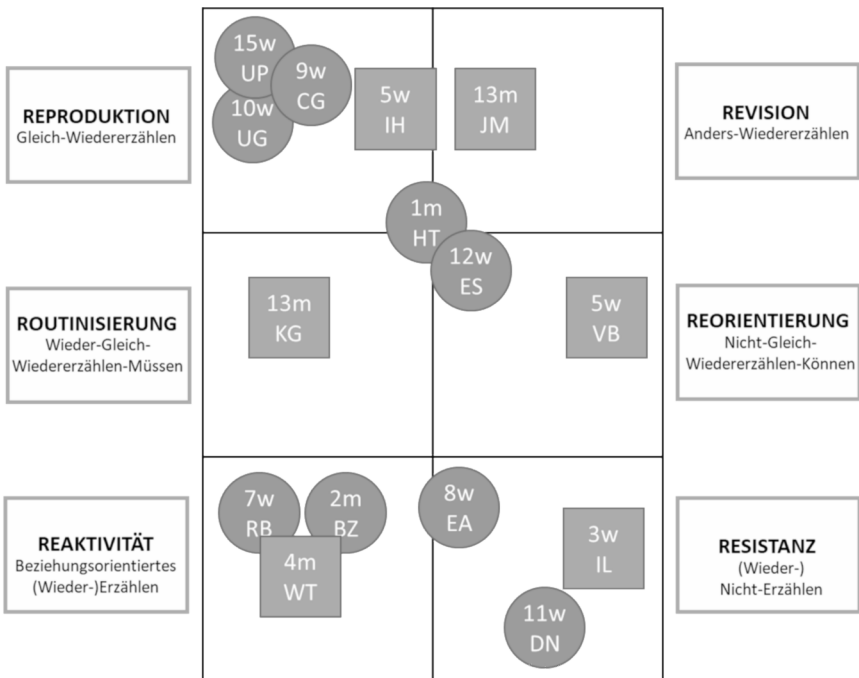


Abbildung 47: Visuelle Darstellung der heuristischen Nebenfallzuordnung im Typenmodell

2 Vom „Lernprozess“ des Typenmodells – als diese Subsumierung beim Fall Irmgard Lindgen nicht gelang – berichtete ich bereits unter 4.4 Fallpriorisierung und Schlüsselfallselektion.

a) Weitere Fälle primärer Reproduktion (Quadrant 1)

Christa Gloger (09w) und Ulrike Groscher (10w) lassen sich globalstrukturell gewinnbringend mit Ilse Heberling vergleichen: Kanonbildung und Parallelführung sind deutlich erkennbar und ein Großteil der Segmente der Haupterzählungen direkt in Synopse zu stellen. Allen dreien ist gemeinsam, dass die wesentliche zwischenzeitliche Änderung auf Ebene der Lebensführung die Geburt von Enkelkindern ist. Obwohl diese familiäre Entwicklung deutlichen lebensweltlichen Einfluss auf ihre aktuelle Alltags- und Lebensorganisation hat und sie sich stark für die Enkel engagieren und auch planmäßig regelmäßige Betreuungsdienste übernehmen, zeigen sich keine Veränderungen in der biographischen Selbstdarstellung. Umdeutungsrevisionen oder Relevanzverschiebungen lassen sich nicht beobachten. Auch nicht obwohl 09w-GLOGER ein Haus in der Nachbarschaft gekauft hat, um dort die Elterngeneration zu pflegen und – so ihr Wunsch – später ihrerseits gepflegt zu werden, Generativität also von besonders herausgehobener Bedeutung ist. Auch nicht obwohl 10w-GROSCHER zum Zeitpunkt der Ersterhebung noch die Verzweigung der Tochter schilderte, nicht schwanger werden zu können. Und auch 5w-HEBERLING erkennt ihre eigene biographische Situation in ihren Enkeln nicht wieder, die ebenfalls nicht bei der Mutter, sondern bei der Großmutter aufwachsen. Die biographische Reproduktion bleibt bei allen dreien stabil.

Ein dritter Nebenfall kann als „Extremfall“ der Reproduktion gelten: Ursula Plambeck (15w) zeigt einen besonders ausgeprägten Darstellungsdrang, so dass sich *Phänomene des Alles-vollständig-(Wieder-)Erzählen-Müssens* dokumentieren, was zwangsläufig mit Reproduktion einhergeht. Passenderweise führt dies zum (versuchten) Unterlaufen des Stegreifprinzips: Ihre in der Ersterhebung eingesetzte Praktik, ihre Lern- und Bildungserfolge anhand dicker Aktenordner voll Weiterbildungs-Zertifikaten belegen zu wollen und als anleitendes „Skript“ für weite Teile ihrer Lebens-„erzählung“ zu nutzen, wollte sie auch bei der Wiederbefragung wieder einsetzen. Ich konnte das zwar unterbinden, dennoch bezog sie sich immer wieder auf Notizzettel mit biographischen Stichpunkten, eine selbstgeschriebene Familienchronik, Fotoalben und ähnliches. Insbesondere ihre Angewohnheit auf bereits geschilderte Lebensphasen noch einmal zurückzukommen, um sie nochmal „vollständig“ zu erzählen oder Ergänzungen zu machen, zeichnen diese besondere Form der Reproduktion aus. Es verwundert also nicht, dass dieser Sondertyp der „Vollständigkeit“ insgesamt doppelt so viel Datenmaterial zur Folge hatte wie der Gesamtdurchschnitt (beide Erhebungen zusammen 712 Minuten gegenüber 375 Minuten im Gesamtdurchschnitt).

b) Weitere Fälle primärer Reaktivität (Quadrant 5)

Mit Renate Bruner (07w) und Bernd Ziegler (02m) finden sich zwei Fälle, deren Erhebungen einen deutlichen Unterschied aufweisen, der jedoch auf Erhebungseffekte zurückzuführen ist: Bei beiden sind die Haupterzählungen der Zweiterhebung deutlich kürzer (80 vs. 289 Minuten bei Bruner, 13 vs. 46 Minuten bei Ziegler). Bei 07w-BRUNER ist die Verkürzung auf die damalige Intention zurückzuführen, die Tonaufnahme ihren Kindern zu übergeben, also auf einen nun fehlenden Detaillierungsgrad durch Ko-Adressierung. Bei 02m-ZIEGLER liegt die Verkürzung daran, dass er sich in der Ersterhebung umfassend als Experte für Weiterbildung angesprochen fühlte. Der Thematisierungsfiter des auf Lebenslanges Lernen bezogenen Forschungsprojektes war für ihn also die implizite Einladung, sich auch und vor allem als Weiterbildner

zu äußern. Zieht man diese reaktiven Effekte des damaligen situativen Erhebungsverständnisses ab, lässt sich bei beiden *Reproduktion* feststellen. Beide sind zwar zwischenzeitlich über Renteneintritts- bzw. Pensionierungsgrenze hinaus, führen jedoch ihre Berufstätigkeit in vermindertem Ausmaß fort, so dass sie auf Ebene der Lebensführung keine wesentlichen Änderungen berichten.

Hier wird deutlich, wie der Einbezug von Nebenfällen die einzelfalllogische Überfixierung des Typenmodells irritieren und korrigieren kann: Setzte die Erzähltypik von o4m-TIMME noch auf Beziehungsarbeit, sind diese beiden Fälle der Reaktivität an anderen situativen Kriterien orientiert, insbesondere dem fachlich-thematischen Beitrag zur Forschungsfrage oder dem Interesse einer privaten Zweitnutzung des Forschungsgesprächs.

c) Weitere Fälle primärer Resistanz (Quadrant 6)

Phänomene des (Wieder-)Nicht-Erzählens finden sich auch bei Erika Albrecht (o8w) und Dagmar Naumann (11w). Bei Dagmar Naumann deutete sich eine gewisse Widerständigkeit bereits beim Telefonkontakt an, bei dem sie zunächst mit Skepsis auffiel (Beispiele aus meiner Protokollierung: „Wenn Sie das behaupten, muss ich das natürlich glauben“, „Zwei Stunden ist aber wirklich zu hoch gegriffen“, „Ist Ihnen klar, dass wir inzwischen vielleicht zu alt sind für Ihre Befragung?“) und auch beim eigentlichen Erhebungstermin war sie die einzige unter den Teilnehmenden, die mich fragte, ob ich mich irgendwie autorisieren könne. Diese distanzierende Haltung zeigt sich auch in der Länge der Haupterzählung. Sie hatte bereits in der Ersterhebung eine Kurzfassung angekündigt („man muss das schon ein bisschen in einer Kurzfassung machen, um nich’ ausufernde Berichte äh einzufluchten“ [11w-NAUMANN-2006: 13]), die sie in der Zweiterhebung noch einmal deutlich unterbietet (45 bzw. 11 Minuten). Überhaupt hinterfragt sie schon den Sinn der Wiederholung, denn „was soll sich daran *geändert* [betont] ham?“ (11w-NAUMANN-2017: 80), so dass ihre Schlusscoda entsprechend metakommentiert („Gut. Kurzfassung. .. [...] Es hätt-, es hätt’ schon noch *mehr* [betont] gegeben aber-!“ [ebd.: 80, AB entfernt]).

Häufig setzen solche Metakomentierungen Grenzen der Erzählwürdigkeit, z.B.: „isses jetzt nich’ wert da .. lange drüber zu reden“ (ebd.: 519), „da is’ nichts .. was jetzt besonders erwähnenswert wäre“ (ebd.: 643), „muss ich jetzt nich’ alles aufzählen“ (ebd.: 2913). An die Stelle von Lindgens Resistanz-Technik der *Fassadierung* tritt hier implizite und explizite *Tabuisierung*, erkennbar vor allem an den Themen Krankheit und das Fehlen von Enkeln („*leider* [betont], aber es is’ so. [...] Is’ Fakt. / I: Okay. .. Wollen Sie jetzt auch nich’ weiter *ausführen*? / DN: *Nein* [gleichzeitig], möchte’ ich nich’ weiter ausführen.“ (Ebd.: 2986f.)

Ähnliche Phänomene finden sich bei Erika Albrecht. Ihre Haupterzählungen sind in beiden Erhebungen ausgesprochen kurz und in der Wiederholung noch kürzer (13 bzw. 9 Minuten), was sie ebenfalls in der Schlusscoda markiert („.... [schnalzt] Jo, das warn so die .. wesentlichen Teile, [...] also s-, hier sind wir. [...] ... Jo. .. ’s ja nur ’n kurzer Abriss.“ [o8w-ALBRECHT-2017: 157f., AB entfernt]). Richtet Naumann ihre Skepsis noch auf die Sinnhaftigkeit der Erhebung, begründet Albrecht die eigene Widerständigkeit noch mit der Sinnhaftigkeit autobiographischen Erzählens insgesamt:

EA: Also Erinnerung is' was Schwieriges. Und wie gesagt, das war-, in dem Zusammenhang hab' ich gehört ähm wir seien ,auf Zukunft gepolt, das *Nächste* [betont] müssen wir bewältigen', [...] [schluckt] [schnalzt] das soll aber jetzt nich' in dem Sinne 'ne-, 'ne Aus w-, 'n Ausweichen sein, sondern halt-. (Ebd.: 4370)

Sie habe auch deshalb wenig biographische Erinnerungen und müsse „ganz ehrlich sagen, ich hab' da äh einige *Löcher* [betont] in der Erinnerung.“ (Ebd.: 2770). Sie sei auf das Berufsleben konzentriert gewesen sei, Freizeit und Urlauben spricht sie die Erinnerungswürdigkeit ab („nichts besonders Spektakuläres.“ [ebd.: 2786]) und noch dazu habe es in ihrer Lebenszeit auch an denkwürdigen Groß-Ereignissen gefehlt („so keine d-, ähm also z-, ähm 's gibt ja so keine politischen Einschläge, ne?“ [ebd.: 2775f.]). Gleichzeitig weist auch sie explizit biographische Tabuthemen aus, beispielsweise zum Werdegang des Vaters („aber das lassen wir mal bitte aus dem-, / I4: Jaa, okay! / EA: das lassen wir raus. / I4: Unbedingt. / EA: *Ja.* [etwas bitter] [schnalzt]“ [ebd.: 1088f.]), insbesondere aber zum Tod ihres jugendlichen Sohnes 15 bzw. 26 Jahre vor den Erhebungen: Die Markierung des Nicht-Erzählens von 2006 („I1: Wollen Sie darüber noch'n bisschen mehr erzählen? / EA: *Nee* [entschieden], *über den Tod meines Sohnes möchte ich nicht erzählen,* [leise]“ (08w-ALBRECHT-2006: 386), „*aber es ist immer-, und da möchte ich nicht drüber reden.* [leise]“ [ebd.: 392]), wiederholt sich entsprechend 2017 („war 'n bisschen kompliziert aber darüber möchte' ich jetzt wirklich nich' reden.“ [08w-ALBRECHT-2017: 2789]). Wie Naumann setzt auch Albrecht Grenzen der Erzählwürdigkeit (z.B.: „Es 's okay. Weiter? [lacht] Sonst sitzen mir ja morgen früh noch hier.“ (Ebd.: 4017), „F-, könnte n-, ich könnte Ihnen noch *viel* [betont, langgezogen] Fa-, Familiengeschichte erzählen, aber das lassen wir mal, ne?“ [Ebd.: 4841f.]

Im Gegensatz zu Dagmar Naumann kommt es bei Erika Albrecht jedoch zu einem Haltungswechsel während der Zweiterhebung, ein Wandel, den sie sogar selbst reflektiert:

DN: *Und dann* [stark betont] kommt jetzt natürlich ganz was Interessantes aber das is *meine* [betont] Veränderung, die ich jetzt-, also dass mir natürlich ganz viel jetzt einfällt. [lacht mit I4] Also, was ich noch da, .. wenn ich am Anfang vielleicht eher so 'n bisschen: ,Naja, ich sach mal 'ja' oder so, äh [...] *vielleicht* [betont] hatten Sie den Eindruck: ,Eher 'n bisschen blockiert oder nich' so *nachdenklich* [langgezogen] gewesen', würd' ich jetzt natürlich das ganze *noch mal richtig aufdrehen können, ne?* [lachend]“ (08w-ALBRECHT-2017: 5658f., Aufmerksamkeits-Bekundungen entfernt).

Erst zum Ende hin löst sich ihre Resistanz („ich hätte noch zwei Stunden weitermachen können“ evaluiert sie beim Verabschieden gegenüber ihrem Mann) und würdigt das Interview als Gelegenheit und Anlass der Rückschau und Selbstbeschäftigung, denn „wenn man das für sich selber macht, kann man ja-, kann ich ja leicht-, wenn ich das für mich selber mache, kann ich ja leicht .. die unangenehmen Aspekte einfach wegschieben, [...] mit denen

muss ich mich ja jetzt gar nicht *aus'nersetzen" (ebd.: 4540f.).
Ko-konstruktiv ist so eine späte Einsicht in die Nachteile des Nicht-Erzählens möglich:

- 4549 I4: Ja, genau. ... D-, Selbstbetrug und-, und.
4550 EA: Genau, genau. Das is' n guter-, jaja, so Selbstbetruch.
4551 I4: ... Ja, total, ja genau. *Wir waren ja grad-,*
4552 EA: *Klar man lässt es einfach-,* [gleichzeitig] man lässt es einfach weg.
4553 I4: Ja genau
4554 EA: Macht da 'ne-, 'ne Blindstelle draus. (08w-ALBRECHT-2017: 4549f.)

Für die Resistanz-Haltungen bei Naumann und Albrecht kommen verschiedene Erklärungen in Betracht: Beide zeigen ein deutliches Sendungsbewusstsein, das eine Grenze zum Privaten oder Intimen hin nicht nur kennt, sondern explizit markiert. Vorstellbar ist, dass beide (sich) Diskretion beweisen wollen als „höhere Töchter“ (08w-Albrecht 2006 und 2017) der Oberschicht. Auch in ihrem Beruf als Lehrerinnen mögen sie vielleicht gelernt haben, Selbstentblößung durch Distanzhalten vorzubeugen.

Für ausschlaggebend halte ich jedoch die Tatsache, dass sie beste Freunde sind und sich auch über ihre gemeinsame Teilnahme an den Erhebungen austauschten. Meine Einschätzung ist, dass dieses soziale Bewusstsein für die Studienteilnahme die Anonymität und Unverbindlichkeit der Teilnahme stört und der *passing-stranger-Effekt* (vgl. 3.3.4) nicht zur vollen Wirkung kommen kann, *Resistenz* deshalb begünstigt ist.

d) Mischtypen (Zwischen Quadrant 1 und 4)

Die letzten beiden Nebenfälle lassen sich als Mischfälle zwischen Reproduktion und Reorientierung sehen: Hans-Peter Thomann (01m) gelingt in seinen außerordentlich kurzen Haupterzählungen (6 bzw. 9 Minuten) zwar noch die biographische Parallelität der Reproduktion, allerdings brechen auch hier bereits die gegenwärtigen Veränderungen auf Ebene der Lebensführung durch. Zwischenzeitliche Anfeindungen lassen ihn zum Zeitpunkt der Zweiterhebung den kurzfristigen vorzeitigen Ausstieg aus der Berufstätigkeit durchführen, dazu belasten der dadurch nötige Umzug und eine nur angedeutete Erkrankung („ich kann Ihnen sagen dass ich nich' sehr alt werden werde, weil ich sehr krank bin" [01m-THOMANN-2017b: 441]). Der Vergleich der Erhebungen vermittelt den Eindruck, einen Menschen kurz vor dem biographischen Narrativbruch zu erleben. Die lebensverändernden Ereignisse scheinen zu kürzlich, gleichzeitig der berufliche Belastungsdruck noch zu stark, um sich bereits narrativ oder selbstreflexiv abbilden zu können. Ein Eindruck, den er tatsächlich selbst hat:

- HT: Also diese Umbruchssituation ist grade .. virulent, öhm die ist aber auch so intensiv, dass zu Reflexionen über Ruhestand/Alter/Krankheit/Tod überhaupt kein Platz ist [...] derzeit. [...] Auch nicht so .. für 'n Rückblick über die letzten 10, 15, 20 Jahre, also Sie erwarten von mir bestimmt nichts Reflektiertes heute, sondern kann Ihnen nur schildern. [I4 lacht auf] Schildern, Aktuelles oder auch äh Eindrücke, aber .. ich hab' noch keine-, wie soll ich sagen, kein Resüme, öh über mein Berufs- und Privatleben gezogen. (01m-THOMANN-2017, Vorgespräch: 73f.)

Das Material gibt viel Anlass zur Annahme eines *Misch-Typs der Reproduktion-kurz-vor-Reorientierung* mit *Phänomenen des Brüchigwerdens*.

Auch bei Ellen Schneider (12w) liegt nahe, einen Misch-Typ anzunehmen: Ihre Zweiterhebung zeigt deutliche Phänomene der Reorientierung und gleicht in vielerlei Hinsicht der narrativen Selbstsuche Vera Bergmanns. Allerdings ist dies bei Ellen Schneider kein Bruch zur Ersterhebung, denn auch dort war sie bereits auf der Suche nach ihrer biographischen Ordnung und ihrem Platz. Dieses *biographische Narrativ des Entwurzelteins und Nicht-Ankommen-Könnens* beginnt schon mit der Flucht aus der von ihr geliebten DDR als Elfjährige in die von ihr als defizitär erlebte Bundesrepublik. Viele Umzüge, sehr viele Stellenwechsel und zwei Scheidungen dokumentieren ihre biographischen Suchbewegungen. Diese setzte sich erhebungszwischenzeitlich durch einen Sturz mit mehrstündiger Amnesie fort. Auf Drängen ihrer Kinder kam es zum Umzug in eine Großstadt, wo wieder und wieder ihre Sehnsüchte, Kontakte und Heimat zu finden, ankommen zu können und angenommen zu werden, enttäuscht werden. Diesen Misch-Typ möchte ich als *Reproduktion der Reorientierung* bezeichnen.

Kapitel 8: Synthese und Diskussion

Die in der Einleitung ausgewiesenen Forschungsfragen waren doppelköpfig: Einerseits ging es darum, eine längsschnittliche, erzähltheoretisch fundierte Studie der Biographieforschung durchzuführen, erhebungsmethodisch und auswertungsmethodisch zu explorieren, weiterzuentwickeln und zu erproben. Andererseits ging es darum, auch biographietheoretisch zu erkunden, wie sich Annahmen und Lehrmeinungen über Lebenserzählungen, die anhand Einmalhebungen gewonnen wurden, bewähren, wenn sie auf Mehrfacherhebungen angewandt werden. Erhebungsmethodisch erwies sich sowohl der zeitliche Abstand der Befragungen als auch der Interviewendenwechsel als fruchtbar. Auswertungsmethodisch gelang die Verbindung von Verfahren der Biographieforschung (bspw. Segmentieren, Inventarisieren, Kodieren) mit Verfahren der (Wieder-)Erzählforschung (bspw. synoptische Gegenüberstellungen) außerordentlich gut. Mein Eindruck ist, dass sich insbesondere die „bildgebenden“ Verfahren, die ich für diese Synthese der Verfahren entwickelte, sehr bewährt haben und einen großen Verdienst meines Projektes darstellen. Biographietheoretisch kam es immer neu zu der Beobachtung, wie individuell unterschiedlich die Konstitutionsbedingungen der Stegreiferzählung wirken. Es bestätigt noch einmal, wie eng die ganz praktische Hervorbringung einer Lebenserzählung mit den Bedingungen der eigenen Selbst- und Identitätskonstruktion zusammenhängt.

Als *Selbsterzählung* bedient die autobiographische Darstellung vielfältige Funktionen und folgt vielfältigen Ansprüchen, so dass *ein* Erklärungssystem allein nicht ausreicht, die Bandbreite der Phänomene zu erfassen. Die ersten beiden Schlüsselfälle ließen sich leichter mit *Erklärungsmodellen* wie *Vorgeformtheit* und *Orientierung am Modell* beschreiben. Das *Erklärungsmodell der Selbstläufigkeit von Stegreiferzählungen* war dagegen für die beiden nächsten, dynamischeren Schlüsselfälle ergiebiger. Zuletzt wären die beiden dialogisch geöffneten Schlüsselfälle nur mit dem *Erklärungsmodell der interaktiven Hervorbringung* zu fassen. Umso wichtiger ist, in der Fallselektion Material nicht deshalb auszusortieren, weil es den eigenen Vorerwartungen zu widersprechen scheint. Auch der Fall, der aus streng methodischer Sicht als gescheiterte Interviewerhebung interpretiert werden könnte, ist ein berechtigter und wichtiger Einblick in soziale und subjektive Wirklichkeit.

Die Phänomene autobiographischen Wiedererzählens sind notwendigerweise und glücklicherweise so mannigfaltig und breitgefächert wie die Menschen, die sie hervorbringen. Offenbar ist viel methodische und theoretische Sensibilität notwendig, sie wahrnehmen zu können und zu deuten. Ohne Perspektivwechsel beim Forschen

wird man den wechselnden Perspektiven der „Beforschten“ nicht gerecht werden können. Ganz konkret den Menschen dieser beiden Befragungen zuzuhören und wieder zuzuhören hat gezeigt, wie unterschiedlich und uneinheitlich Funktionen des (Wieder-)Erzählens eingesetzt werden und wirken. Beispielsweise ist das *Umerzählen* bei Joachim Marnes Revisionstypus sichtbar geworden, als narrative Optimierung, mit der er seine biographische Selbstwirksamkeit und seinen Selbstwert noch steigert, Lebenszufriedenheit und soziale Anerkennung sicherstellt. Im Gegensatz dazu wehrte Ilse Heberling mit ihrem Reproduktionstypus *Umerzählen* deutlich ab, auch wenn sie damit im emotional und psychisch so belastenden *biographischen Rätsel der möglicherweise-doch-nicht-bösen-Mutter* verbleiben muss. Offenbar kann der Preis für eine solche Reorientierung einfach zu hoch sein. Dann wirkt die re-stabilisierende Reproduktion insofern konstruktiv als durch sie ein Mindestmaß an Selbstwirksamkeit und Selbstwert gesichert werden kann und nicht riskiert werden muss.

Die einen zeigen sich deutlich vergangenheitsorientiert. Sie versetzen sich im Erzählen zurück und/oder bemühen sich um einen Bericht zurückliegender Ereignisse. Andere sind deutlich gegenwartsorientiert. Die Vergangenheit ist ihnen eher ein unverbindliches Angebot zur Illustrierung oder ein Beleg für ihre Selbstannahmen. Relativ unabhängig von dieser biographiezeitlichen Perspektivierung sind die einen deutlich unabhängiger von der Erzählsituation. Sie verfolgen ihren Erzählplan ohne dass sich ein Adressatenzuschnitt erkennen lässt. Andere sind und bleiben dagegen stark in der Gegenwartssituation der Erhebung. Eine bewusste oder unbewusste Befangenheit verhindert oder hemmt, dass sie die Hauptbühne des Erzählauftrags nutzen. Sie erbitten oder warten auf Anleitung und Hinweise oder verweigern sich oder kokettieren mit scheinbarer Verweigerung.

8.1 Theoriebildung zum Autobiographischen Wiedererzählen

Zusammenfassend unternehme ich eine Theoriebildung zum Autobiographischen Wiedererzählen. Dazu führe ich die theoretischen Vorannahmen (vgl. Kapitel 3), Reflexionen der Gesamtkorpusrekonstruktion (vgl. Kapitel 4) und die empirischen Befunde der Schlüsselfallkapitel (vgl. Kapitel 6) und der Nebenfallbetrachtung (vgl. Unterkapitel 7.2.4) zusammen. Ich systematisiere dazu alle Kräfte und Effekte, die zu wirken scheinen, wann immer jemand vom eigenen Leben erzählt, zu einer Übersicht.¹ Als Hauptfaktoren identifiziere ich dafür einerseits das *biographische Erzählprofil* des Einzelnen, also die Einflüsse der Persönlichkeit, und andererseits zwei kontextuelle Faktoren des Erzählens: *Situationseffekte* und *Zeitpunkteffekte*. Diese Hauptfaktoren, deren Grenzen bisweilen fließend sind, differenziere ich im Folgenden aus.

1 Die Ergebnisse von McLean/Köber/Haraldsson 2019 in der *Special Issue* (vgl. 2.1.4) lassen sich in diese Übersicht einsortieren: „Broadly, our analyses revealed that low repetition can occur for a variety of reasons, including methodological factors, the occurrence of new life events between interviews, and traumatic history. High repetition can also occur for multiple reasons, including performative concerns and conformity to cultural norms regarding life scripts.“ (McLean/Köber/Haraldsson 2019: 146). Zu beachten ist, dass *low* und *high repetition* sich hier auf das (Nicht-)Wiederholen von Episoden in wiederholten *Life Story Interviews* bezieht.

8.1.1 Faktor biographisches Erzählprofil

Es ist das eigentliche Potential des biographisch-narrativen Interviews, dass die „Teilnehmenden“ nicht einfach „nur“ teilnehmen bzw. die „Befragten“ nicht einfach „nur“ befragt werden. Stattdessen stellt es einen Erzählraum ohne zeitliche und möglichst ohne thematisch-inhaltliche Begrenzung und Erwartungen bereit, der entsprechend offen und frei und eigensinnig für die narrative Selbstdar- und -herstellung genutzt werden kann. Dadurch erhält die befragte Person eine weitgehende Deutungshoheit, nicht zuletzt auch über die Erzählsituation selbst. Anstatt durch (zeitliche oder thematische) Vorgaben oder ein Frage-Antwort-Schema die Teilnehmenden in eine operationalisierte Forschungslogik oder ein Erhebungsskript zu zwingen, entscheiden diese frei bzw. selbstläufig, wie lange, in welcher Form und für welche Zweckerwartung sie der Bitte nach dem Erzählen der eigenen Lebensgeschichte nachgehen. Dieser künstlich erhöhten kommunikativen Handlungsmacht ist zu verdanken, dass die Teilnehmenden weitgehend ein eigenes Autobiographieverständnis einsetzen können und müssen, um den Erzählauftrag zu erfüllen. Entsprechend greifen sie dafür auf ihre lebensweltlichen und biographischen Kommunikationserfahrungen zurück. Ich möchte diese dominant geforderten Einflüsse der eigenen Persönlichkeit als *biographisches Erzählprofil* bezeichnen. Dazu gehört, dass die Stegreiferzählungen von Kurt Groscher in Themenwahl und Erzählhaltung Motive offenbaren, die sich mit seiner Vorliebe und Praxis für die Beichte, Gebetshilfe und in säkularer Form auch für offene Briefe an Persönlichkeiten des offenen Lebens in Verbindung bringen lassen. Er bewältigt soziale Herausforderungen und Aufgaben über eine monologische Selbstenthüllung durch die eine höhere Instanz gütlich gestimmt werden soll. Wer wie Vera Bergmann oder Joachim Marne gerne und gut erzählt, kann das Rederecht des biographisch-narrativen Interviews gerne und gut für langanhaltende, detaillierte Darstellungen oder Erkundungen nutzen und wer sich wie Irmgard Lindgen regelmäßig gezwungen sah, überwältigende biographische Belastungsfelder nicht ansprechen zu können, neigt vielleicht dazu diese auch in der Lebensgeschichte möglichst nicht zur Sprache zu bringen.

Mit dem Konzept der *biographischen Stimmen* (vgl. 3.2) hat sich gezeigt, dass grundlegend unterschiedliche Perspektiven auf die eigene Lebensgeschichte zur Verfügung stehen. Eine höhere biographische Selbstwirksamkeit und Handlungsmacht auf Ebene der Lebensführung wird grundsätzlich begünstigen, der eigenen Lebensgeschichte eher als *Autor/in des eigenen Lebens* zu begegnen. Die Lebensgeschichte folgt dann eher nicht dem Motto „Ich bin, was mein Leben war“, sondern eher dem Motto „Mein Leben war, was ich jetzt bin“. Joachim Marne beweist eindringlich, wie erzählerische Gestaltungsfreiheiten das eigene gegenwartsorientierte Narrativ optimieren können. Im Gegenzug wird eine geringere biographische Selbstwirksamkeit und Handlungsmacht auf Ebene der Lebensführung eher dazu führen, sich mit weniger Selbstdistanz als Spielball der Geschichte bzw. als Person auf dem eigenen zurückliegenden Lebensweg zu sehen. Die Lebensgeschichte wird dann eher als Geschehen und Widerfahrnis wahrgenommen, weniger als Produkt eigener Entscheidungen und Handlungen. Befunde der Schlüsselfallanalysen legen nahe, dass eine vergangenheitsorientierte Erzählhaltung sich auf die biographischen Ereignissen und Erfahrungen ausrichtet und eher zu stabilen Wiederholungen neigt. Einer gegenwartsorientierte Erzählhaltung wird es deutlich leichter fallen, die Lebensgeschichte neu zu inter-

pretieren. Für diese Erzählhaltung gilt, was Tilmann Habermas festgehalten hat: „Da der Lebensrückblick dazu dient, dieses aktuelle Selbstverständnis zu vermitteln, verändert sich die persönliche Vergangenheit, wie sie in Lebensgeschichten aufscheint, im Zuge des Weiterlebens und Sich-Veränderns.“ (Habermas 2020: o.S.).

Reproduziert wird umso stärker, je höher eine Orientierung am Modell in Form von Erzählplänen oder einem biographischen Narrativ vorliegt. Es ist anzunehmen, dass kontinuierliche Erzählansätze wie Selbsthilfegruppen, Therapie, berufliche Selbstdarstellung oder ein ausgeprägtes Sozialleben stabile Erzählversionen entstehen lässt, ausdifferenziert und festschreibt. Die Folge sind Repertoiregeschichten, Erzählroutinen und Anekdoten mit erstaunlicher Kontinuität, wie sie sich auch in Redewiedergaben zeigt.

Biographische Reproduktion wird natürlich unwahrscheinlicher durch Veränderungen der Persönlichkeit bzw. des Selbstbildes. Bildungsprozesse, Therapieerfolge und biographische Aufarbeitung begünstigen positiven Wandel, während Reduktion oder Verlust psychischer oder physischer Kompetenzen negative Auswirkungen auf das eigene Selbstverständnis und die eigene Selbstdarstellung haben werden. Bisher bewährte Erzählungen und Erzählhaltungen „funktionieren“ dann nicht mehr, werden brüchig und bedürfen der Anpassung oder Alternativen. Diese Formen des biographischen Perspektivwechsels lassen sich bereits mit Zeitpunkteffekten in Zusammenhang bringen.

Selbstreflexivität wirkt dagegen ambivalent: Sowohl kann eine höhere biographische Selbstauseinandersetzung zu dynamischen Perspektivwechseln als auch zu stabilen, im besten Fall gereiften Konzeptionen führen. Ebenso haben Charaktereigenschaften auch ambivalente Einflüsse auf die beiden folgenden Faktoren, beispielsweise das Selbstbewusstsein oder eine Neigung zu Selbstoffenbarung.

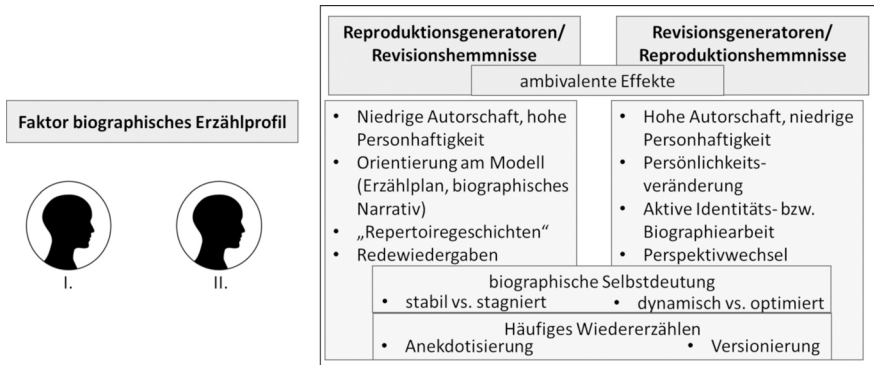


Abbildung 48: Effekte des biographischen Erzählprofils auf das Wiedererzählen

8.1.2 Faktor Situationseffekte

Nach der individuellen Persönlichkeit wird die konkrete Erzählsituation den größten Einfluss darauf haben, was und wie man erzählt. Wiedererzählen kann in Gesprächsanlässen durchaus explizit eingefordert werden, beispielsweise in Form von Witzen, Anekdoten oder biographischen Schlüsselmomenten. Sie wirken dann beziehungs-

fördernd, stärken kollektive Identitäten und das Zusammengehörigkeitsgefühl (vgl. 2.1.2 Norricks *co-narration*). Allgemein wird Wiedererzählen allerdings sozial dispräferiert oder gar sanktioniert. Jemandem etwas wiederholt zu erzählen gilt eher als unhöflich, unachtsam und entsprechend als Signal mangelnder Beziehungsqualität. Entsprechend komplex wirkt der Adressatenzuschnitt. Zum einen soll er Auswahl und Form von Erzählinhalten auf das (angenommene) Vorwissen, Interesse und Verständnis des Gegenübers hin abstimmen. Zum anderen soll er mögliche Konsequenzen auf das zwischenmenschliche Verhältnis zueinander berücksichtigen. Man wird bei der narrativen Selbstdarstellung berücksichtigen, ob man diese einer Freundin, dem eigenen Kind, den Großeltern, einem Arzt, dem Nachbarn, der Vorgesetzten, einer Polizistin oder einem Fernsehpublikum gegenüber entwickelt. Der Grad der Selbstoffenbarung wird ebenso variieren, wie die Einschätzung darüber, was erzählt werden kann und was nicht, wie es erzählt werden kann und wie nicht, weil alles davon abhängt, *wem* man was erzählen kann und wem was nicht.

Eine hohe Orientierung an der gleichen Erwartungsfolien wird eher zur Reproduktion führen. Beispielsweise wenn die eigene Selbstdarstellung sich an (angenommenen) Normen und Konventionen orientiert, also eine „offizielle Version“, beispielsweise per Orientierung am „objektiven“ Lebenslauf, werden Wiederholungen einander ähnlicher sein. Sie werden auch dann ähnlicher sein, wenn die Adressierungseffekte gering sind, die Selbstdarstellung also eher durch stabilisierende Eigendynamiken als durch Berücksichtigung des sozialen Gegenübers oder interaktive Hervorbringung zustande kommt. Ich habe dafür argumentiert, dass Forschungsinterviews dem *passing stranger-effect* unterliegen (vgl. 3.3.4), interaktive Hervorbringung also grundsätzlich reduziert ist. Denn Befragungsteilnehmende adressieren maßgeblich Fremde. Dazu kommt aber die besondere Vereinbarung von Anonymität und dem Absehen von gemeinsamer Zukunft. Dadurch ist die zwischenmenschliche Zusammenkunft in der Erhebungssituation deutlich definiert durch die Erwartung, dass es zu einer sozialen Beziehung zueinander über den Termin hinaus nicht kommen wird. Dass das Signalisieren von Vorwissen durch Interviewende dementsprechend einen Bruch des Fremdheitspaktes herbeiführt und soziale Irritationsphänomene nach sich zieht (vgl. 4.3.1), kann dies bestätigen.

Wird erhebungstechnisch auf Veränderungen des Forschungsdesigns verzichtet, steigt die Wahrscheinlichkeit der Reproduktion. Zu einer künstlichen Reduktion der Reproduktion kommt es dann, wenn die Befragungen mit zu kurzen Zeitabstand aufeinander folgen oder Wiederholungsinterviews von der gleichen Person geführt werden. Es können dann Vertrautheitseffekte greifen, so dass der Zuschnitt auf das (angenommene) Vorwissen des Gegenübers das Wiedererzählen sozial reduziert. Ein Interviewendenwechsel verhindert diese persönlichen Adressierungseffekte, nimmt dafür aber andere Interaktionseffekte in Kauf: Habitus und Status der interviewenden Person, deren Displays von Verstehen und Anteilnahme können den Verlauf der Erzählung beeinflussen und in Einzelfällen lenken.

Der *Versuchskaninchen-Effekt* wird dann Reproduktion begünstigen, wenn das Bewusstsein für die eigene Forschungsteilnahme zu einer hohen Orientierung an Erwartungserwartungen führt, aber eher zu anderem Erzählverhalten führen, wenn sich durch die Erfahrung der Wiederholung eine frühere Befangenheit reduziert und die merkwürdig nicht-alltägliche Erzählsituation an Fremdheit verliert. Forschungsthematische Adressierungseffekte können als Thematisierungsfiler wirken und führen

entsprechend zum Wandel der Erzählhaltung, wenn sie anders oder nicht durchgängig zur Anwendung kommen. Unabhängig vom Erhebungstechnischen Design können sich bei den Teilnehmenden Intentionseffekte zeigen. Die eigenen Absichten, die Befragung zu nutzen, können sich ändern. Beispielsweise ko-adressierte Renate Bruner (07w) in der Ersterhebung noch ihre Nachkommen und Bernd Ziegler (02m) sah sich in der Ersterhebung auch als Experte des Forschungsthemas befragt und schloss ausführliche Reflexionen ein.

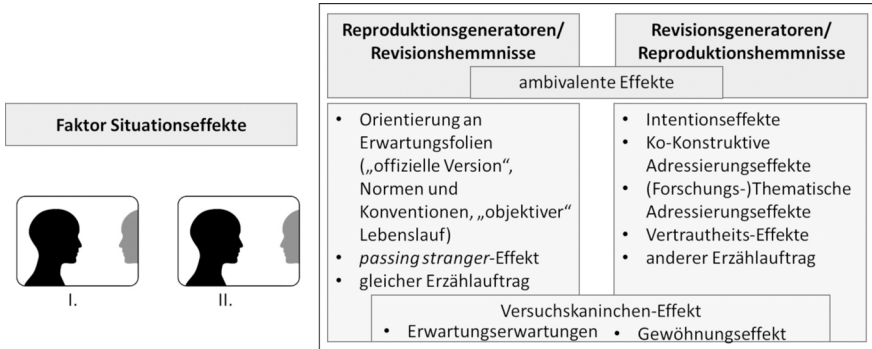


Abbildung 49: Effekte der Erzählsituation auf das Wiedererzählen

8.1.3 Faktor Zeitpunkteffekte

Abgrenzen von sozialen und interaktiven Effekten der Erzählsituation lassen sich zeitliche Effekte der Erzählsituation. Es ist trivial, aber folgenreich, dass die einzelne Lebenserzählung zu einem spezifischen Zeitpunkt des Lebensweges erfolgt, ihr vergangener Lebensweg vorausgeht und zukünftiger Lebensweg nachfolgen wird. Die „Haupthandlung“ dieser Geschichte ist somit keineswegs abgeschlossen. Entsprechend wandelbar kann die Selbst- und Fremdeinschätzung sein, um welche Art von Geschichte es sich handelt und wie diese ausgehen wird. Der erzählzeitliche Standort steht in einem komplexen zeitlichen Verhältnis zu den geschilderten Ereignissen bzw. der subjektiven Erfahrung der Ereignisse. Kurzfristig oder nachhaltig können individuelle oder kollektive Erfahrungen narrativ-wirksam sein, also Einfluss auf die Relevanzsetzung nehmen oder das eigene biographische Narrativ in Frage stellen und herausfordern. Zwischenzeitliche Ereignisse können ebenso wie anstehende oder erwartete Ereignisse als *biographischer Bruch* oder *Wendepunkt* wirken. Vera Bergmann hat den zwischenzeitlichen Tod ihres Mannes noch zu verarbeiten (vgl. 6.4), Wolfgang Timme hat die zwischenzeitliche lebensbedrohliche Krebserkrankung dagegen zwischenzeitlich schon überstanden und hinter sich gelassen (vgl. 6.5), während Hans-Peter Thomann noch mitten drin ist im belastenden Wechsel der vorzeitigen Verrentung (vgl. 7.2.4).

Zeitliche Distanzeffekte beeinflussen die Relevanzsetzung. Frühere Krisen oder jeweils aktuelle Herausforderungen können in der Rückschau ihre einstige Brisanz einbüßen und ihre Erzählwürdigkeit verlieren, so dass von unzähligen einst überwältigenden Tragödien und Triumphen gar nicht mehr die Rede ist. Durch „biographische Termine“, insbesondere Jahrestage, können sie allerdings ebenso wieder

kurzfristig an Relevanz gewinnen. Bei Schlüsselfall Vera Bergmann hat die Tatsache, dass ihr zwischenzeitlich verstorbener Mann wenige Tage nach der Zweiterhebung seinen 65. Geburtstag hätte feiern können, sicherlich einen noch verstärkenden Einfluss auf ihre biographische Krisenerfahrung und ihre narrative Reorientierung. Ebenso können anstehende biographische Wendepunkte schon eine Reorientierung anregen, bei Nebenfall Erika Albrecht (08w) lässt der im Folgejahr der Zweiterhebung anstehenden Umzug vom eigenen Haus in die altersgerechte Eigentumswohnung allerdings noch keinerlei Einfluss erkennen.

Die Reproduktion im Wiedererzählen ist entsprechend wahrscheinlicher, wenn in der Zwischenzeit (größere) biographische Brüche, Krisen und Wendepunkte ausgeblieben sind und nicht schon zu erwarten sind. Es kann aber auch sein, dass erwartete Krisen zu einer Gegenreaktion führen und sich das biographische Narrativ erst recht stabilisiert, um sich einer (vermeintlichen) Sicherheit zu vergewissern. Beispielsweise berichtet der erst 53jährige Bernd Ziegler in der Ersterhebung von Überlegungen mit Freunden, im höheren Alter eine Alten-WG zu gründen. In der Zweiterhebung kommt der inzwischen 64jährige nicht mehr darauf zu sprechen. Auf Nachfrage gesteht er ein, dass sich seither nichts weiterentwickelt habe. Die frühere Antizipation des Alter(n)s ist verschwunden. Im Vordergrund steht nun das Festhalten an Gegenwart durch die Fortsetzung der eigenen Berufstätigkeit über den formalem Renteneintritt hinaus.

Im Gesamtkorpus lassen sich drei Typen zwischenzeitlicher Ereignishaftigkeit unterscheiden:

- Fünf Personen zeigen biographische Kontinuität, d. h. sie berichten für die Erhebungszwischenzeit keine Ereignisse und Erfahrungen mit biographischem Veränderungspotential. Diese sind Schlüsselfall Joachim Marne (15m) und die Nebenfälle Bruner (07w), Albrecht (08w), Naumann (11w) und Plambeck (15w).
- Fünf Personen mit biographischer Kontinuität, die zwar erhebungszwischenzeitliche Veränderungen (insbesondere die Geburt von Enkeln) berichten, die das biographische (Wieder-)Erzählen aber nicht weiter zu beeinflussen scheinen. Hierzu gehören die Schlüsselfälle Ilse Heberling (06w) und Kurt Groscher (13m), aber auch die Nebenfälle Ziegler (02m), Gloger (09w) und Frau Groscher (10w).
- Fünf Personen mit biographischer Diskontinuität, so dass sowohl Lebensvollzug als auch Lebenserzählung durch erhebungszwischenzeitliche Entwicklungen beeinflusst sind. Hierzu zählen natürlich vor allem Schlüsselfall Vera Bergmann (05w) mit ihrer Verwitwung und Nebenfall Hans-Peter Thomann (01m) mit seinem zweiterhebungsaktuellen Berufsausstieg und seiner nicht benannten lebensverkürzenden Erkrankung. Uneindeutiger sind die Schlüsselfälle Wolfgang Timme (04m) mit zwischenzeitlich unerwartet überwundener Krebserkrankung und Irmgard Lindgen (03w) mit zwischenzeitlichem Tiefpunkt mit mehreren Umzügen, Wechsel der Partnerschaft und finanziell gescheiterter Selbstständigkeit. Denn als Typen des Dialog-Wiedererzählens lassen sich Veränderungen in ihren Darstellungen ebenso auf ko-konstruktive Erhebungseffekte zurückführen. Eine Änderung ihrer Erzählhaltung lässt sich jedenfalls nicht eindeutig auf Zeitpunkteffekte zurückführen. Vielmehr zeigen ihre Erzählhaltungen auch Kontinuität, insofern Wolfgang Timme in beiden Erhebungen selbstoffenbarend erfahrungsorientiert und beziehungsorientiert erzählt, während Irmgard Lindgen

in beiden Erhebungen möglichst auf Nicht-Erzählen und Nicht-Problematisieren setzt. Aus den gleichen Gründen erweist sich auch Nebenfall Ellen Schneider (12w) als ambivalent: Mit ihrem gesundheitlich bedingten Wegzug aus dem gewohnten Umfeld kam es erhebungszwischenzeitlich zu einem weiteren biographischen Bruch. Ihre Erzählhaltung war jedoch auch schon in der Ersterhebung auf Brüche und Reorientierung hin fokussiert.

Ein existentieller Zeitpunkteffekt ist dazu das eigene Alter. Zum Zeitpunkt der Ersterhebung waren die Teilnehmenden zwischen 52 und 68 Jahren alt und überwiegend im Rahmen der konventionellen Altersgrenze erwerbstätig. Lediglich Kurt Groscher (13m, 67 Jahre), Joachim Marne (14m, 68 Jahre, mit 60 in Ruhestand) und Ursula Plambeck (15w, 68 Jahre) waren bereits verrentet bzw. im Ruhestand. Zum Zeitpunkt der Zweiterhebung waren die Teilnehmenden zwischen 62 und 79 Jahren alt und auch der Jüngste, Hans-Peter Thomann (1m) nun mit dem (vorzeitigen) Austritt aus der Vollerwerbstätigkeit befasst. Wie aber bereits die Reflexion zum „Messzeitpunkteffekt“ zeigte (vgl. 4.3.2) ist die Antizipation altersspezifischer Zugeständnisse wenig präsent, eigentlich thematisieren nur sechs Teilnehmende Vorbereitungen auf das Altern (Thomann, Bergmann, Albrecht, Gloger, Timme) oder die eigene Sterblichkeit (Hr. Groscher, auch Timme). Entgegen dieses linearen Verständnisses der eigenen Zeitlichkeit, vermittelt die Mehrheit jedoch eher ein statisches Zeitverständnis. Die biographische Gegenwart erscheint so als in die Zukunft fortgesetzte Vergangenheit, was entweder eher handlungsaktiv (Ziegler, Bruner, Marne, Plambeck) oder eher passiv vollzogen wird (Lindgen, Heberling, Fr. Groscher, Naumann, Schneider).

Ob und inwiefern zwischenzeitliche Ereignisse und das eigene Altern tatsächlich Einflüsse auf das Wiedererzählen zeigen, hängt wiederum vom individuellen biographischen Erzählprofil ab. Denn zwischen Reproduktionsgrad und Zeiteffekten lassen sich keine Korrelationen ableiten, offenbar werden Effekte der Zeitlichkeit leicht von anderen Effekten überlagert. Beispielsweise lässt sich Wolfgang Timmes gesteigerte Monologbereitschaft sehr viel nachvollziehbarer mit Effekten der interaktiven Hervorbringung erklären als aus seiner zwischenzeitlichen Krebsüberwindung schließen. Ebenso gehörte die Krise und der Verlust von Sicherheit ohnehin zum biographischen Narrativ von Ellen Schneider, so dass die zwischenzeitlichen Erschütterungen sich reproduktiv einreihen lassen. Das Gegenteil liegt bei Irmgard Lindgen vor, die Krisen und Bedrohungen in beiden Erhebungen durch Schweigen und ein *Happy End* zu neutralisieren versucht.

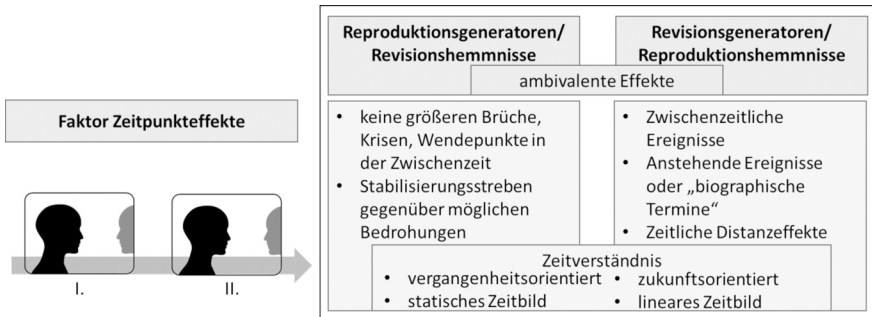


Abbildung 50: Effekte der Zeitlichkeit auf das Wiedererzählen

8.2 Limitationen, leftovers und Perspektiven

Limitationen

Es kamen einige glückliche Umstände zusammen, die zum Wiedererhebungserfolg beitrugen: Dass die Ersterhebung unter einem verhältnismäßig abstrakten und zugleich allgemein gehaltenen Forschungsthema erfolgte hat sicherlich geholfen, dass die Lebenserzählungen weit überwiegend ohne forschungsthematische Verzerrung haben erfolgen können. Dass den Teilnehmenden bekannt war, dass die angestrebte Erforschung von „Lern- und Bildungsprozessen über die Lebenszeit“ insbesondere auf die informellen, alltäglichen und subjektiv-lebensweltlichen Erfahrungen begünstigte auch, externe Relevanzbeeinflussungen durch den Forschungskontext zu minimieren. Für die Zweitbefragung reduzierte sich die Suggestion eines Forschungsthemas noch weiter, der ursprünglich erziehungswissenschaftliche Fokus war verblasst.

Zu einem gewissen Grad sind meine Ergebnisse der Typenbildung natürlich auch insofern „zufällig“ als der Zeitpunkt der Erhebungen eine willkürliche Momentaufnahme der Teilnehmenden erfasst. Keine der Typiken ist allein auf charakterliche Eigenschaften zurückzuführen. Beispielsweise ist Vera Bergmanns Typik der Reorientierung natürlich durch den tragischen Verlust ihres Mannes in der Erhebungszwischenzeit bedingt. Es ist das komplexe Zusammenspiel von biographischem Erzählprofil, Situationseffekten und Zeitpunkteffekten, die das Gesicht der jeweiligen Wiedererzählung prägen.

Zu Beginn des Projektes ging ich noch davon aus, dass die relative Begrenztheit der Alterszusammensetzung der Teilnehmenden sich als Limitation erweisen würde. Ich rechnete damit, dass meine Erkenntnisse auf Personen einer bestimmten Altersgruppe begrenzt sein würden und eine Folgeforschung mit längsschnittlichen Erhebungen jüngerer Teilnehmenden deutlich andere Ergebnisse erzielen könnte. Vom Projektabschluss aus gesehen hat sich diese Limitation relativiert. Jetzt würde ich erwarten, dass sich das Typenmodell des Autobiographischen Wiedererzählens gut auf verschiedene Teilnehmendengruppen anwenden lässt. Die Begrenztheit und relative Gleichförmigkeit des Samples (deutschstämmig, Selbstverständnis als Christ und heterosexuell, fast durchgängig verheiratet, mit Kindern und Enkeln) hatte durchaus auch den Vorteil, die darin liegende Bandbreite der individuellen Verschiedenheit abzubilden. Die Typenunterschiede sind somit weniger auf demographische Unterschiede zurückzuführen.

Limitationen im Forschungsprozess haben sich teils noch korrigieren lassen oder relativiert. Ein Beispiel dafür ist die frühe Entscheidung, in der Folgebefragung auf eine Wiederholung exmanenter Fragen der Ursprungserhebung zu verzichten, um zu vermeiden, dass die Teilnehmenden das Gefühl haben könnten, „überprüft“ zu werden. Die beiden versuchsweise wiederholten Fragen („Was würden Sie als Aha-Erlebnisse Ihres Lebens bezeichnen?“ und „Was sind Grundgedanken/Lebensmotto/Werte Ihres Lebens?“) zeigten dann allerdings zweierlei: Einerseits, dass die Annahme absurd war, Befragte könnten eine Dekade später den Einwand der Wiederholung gegen eine Frage erheben. Andererseits, dass es sehr fruchtbar ist, durch die Fragenwiederholung Material zur Untersuchung von Wiederantworten zu generieren. Dieses Potential des nicht nur fallübergreifend-querschnittlichen sondern auch des fallintern-längsschnittlichen Vergleichs habe ich durch die Strategie des Fragenwechsels entsprechend gering ausgeschöpft. Allerdings führt die Analyse von Wiederantworten auch deutlich

vom Kernthema weg, für das insbesondere der Blick auf die eigene Relevanzsetzung ausschlaggebend ist.

Auch in der Materialaufbereitung zeigten sich rückblickend Begrenzungen – oder konstruktiv formuliert: Lerneffekte. Insbesondere rächte sich meine Entscheidung, aus Gründen der Lesbarkeit auf die Einbindung von Time-Codes in die pseudonymisierten Transkripte zu verzichten. Die spätere „Messung“ von Erzählzeit, das Nachhören und Extrahieren von Hörbeispielen, hätte somit nicht den lästigen Umweg über die Grobtranskriptionen nehmen müssen und wäre deutlich weniger aufwändig gewesen.

leftovers

Die Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial führte natürlich zu einigen „Nebengrabungsstellen“, die ich bisher nicht habe zu Ende führen können. Zum Beispiel gerieten in meinen Fallanalysen noch weitere Verständnisse von Wiedererzählen jenseits meiner lokalen und globalen Grunddefinition in den Blick, mit denen die vorliegende Arbeit stark überfrachtet gewesen wäre. Dazu gehört das, was ich als *formales Wiedererzählen durch strukturelle Vorgeformtheit* bezeichnen möchte (Ferrara spricht von *twin tales* [vgl. 2.1.1]). Dabei können selbst- und/oder fremderlebte unterschiedliche Episoden derart strukturanalog erzählt werden, dass sich diese entgegen ihrer unterschiedlichen Erzählgehalte in Synopse nebeneinanderstellen lassen. Unterschiedliche Ereignisse werden also in der gleichen (oder einer sehr ähnlichen) Art und Weise geschildert. Das Korpus beinhaltet eindrucksvolle Funde dazu. Ein weiteres Nebenverständnis von autobiographischem Wiedererzählen möchte ich als *Ebenfalls-Erzählen* bzw. *shared life retellings* bezeichnen. Es lässt sich beobachten, wenn unterschiedliche Personen entweder a) lokal die gleiche gemeinsam selbsterlebte Episode oder b) global die überwiegend gemeinsam verbrachte Lebensgeschichte (wieder)erzählen. Da das Korpus die wiederholten Lebenserzählungen eines Ehepaars beinhaltet, lassen sich also Darstellungen mehrerer gemeinsam gelebter Jahrzehnte und Episoden in teils bis zu vier Erzähl-Versionen (je eine pro Person pro Erhebung) vergleichen. Ich konnte da am Seitenrand viele spannende Befunde erkennen, für die Dissertation wären sie allerdings ein Exkurs gewesen. Ein drittes Randverständnis von Wiedererzählen könnte man als *strukturtransformatives Wieder-„erzählen“* bezeichnen. Auch hier wären weitere Analysen lohnenswert, um zu verstehen, wie und wieso Darstellungsverfahren bei einzelnen Wiedererzählungen wechseln können, also im Versionenvergleich unterschiedliche Grade von Narrativität und Erfahrungshaftigkeit oder gar Textsortenwechsel zwischen episodischer Re-Inszenierung, chronikalischer Raffung und argumentativer Deutung sichtbar werden.

Durch die analytische Breite über sechs Schlüsselfälle und den Einbezug einer Nebenfallbetrachtung, war ich im Umfang der Arbeit, was die Tiefe der Falldarstellung anbelangt entsprechend reduziert. Das jeweils falltypische lokale Wiedererzählen war dadurch für die Ausarbeitung nur exemplarisch, so dass ich die reiche Materialfülle der Auswertungsphase nur in kleinem Umfang auch habe wiedergeben können. Von durchschnittlich vierzehn retelling-Feinanalysen pro Fall lediglich ein oder zwei zeigen zu können war entsprechend herausfordernd und immer mal frustrierend. Insbesondere das hochspannende Phänomen der „Multi-Versionen“, also das Vorliegen von noch mehr Erzählversionen durch zusätzlich querschnittliches Wiedererzählen innerhalb der gleichen Erhebung, kamen so auch nur am Rand in den Blick.

Für ein drängendes Überbleibsel meiner Untersuchung halte ich die umfangreiche Auswertung von Redewiedergaben im autobiographischen Wiedererzählen. In der Wiedererzählforschung wurde viel zu Redewiedergaben gearbeitet und übereinstimmend festgestellt, dass diese – gerade auch prosodisch – besonders stabil sind (vgl. ganz aktuell die Dissertation von Rita Luppi 2022). Ich kann diesen Befund nur bestätigen, hätte aber sehr gerne mit meinem Korpus fundiert zur biographischen Dimension und Funktion von Redewiedergaben beigetragen. Die überwältigende Menge an Material (knapp 4.000 Kodierungen an Selbst- und Fremd-„Zitaten“) habe ich allerdings (noch?) nicht bewältigen können.

Als letzte Leerstelle schließlich habe ich die Beantwortung der über allem schwebenden Frage nach der „Faktizität“ des faktualen Erzählens von Lebensgeschichten zu nennen. Für eine explizite, umfassende Auseinandersetzung habe ich im Rahmen der Dissertation nicht den Raum gefunden und mich vor allem in Vorträgen dazu geäußert. Ich strebe eine Aufsatzpublikation an, um das ambivalente Phänomen von Selbsterzählungen im Spannungsverhältnis zwischen faktuellem Anspruch und fiktionalisierenden Darstellungsverfahren, vergangenheitsorientierter Faktentreue und gegenwartsorientierter Pointierung, überhaupt von historischer „Realität“ und erfahrungshafter „Wirklichkeit“ am vorliegenden Erzählkorpus zu diskutieren.

Perspektiven der Anschlussforschung

Auch zwei Momentaufnahmen sind wiederum „nur“ Momentaufnahmen. Insofern sind die vielfältigen Plädoyers in der Forschungslandschaft für qualitative Längsschnittstudien relevante Appelle unserer Zeit. Herausforderungen wie Panelpflege, das Längsschnittbewusstsein der Teilnehmenden und die wachsende Vertrautheit im Feld, stellten sich in meinem Fall nicht oder kaum, müssen aber insbesondere für Befragungen zu mehr Zeitpunkten reflektiert und gelöst werden. Hochinteressant wäre natürlich die Erweiterung dieser Datenbasis um eine dritte Erhebungswelle und eine weitere Elizitierung der Lebensgeschichte der fünfzehn Teilnehmenden. Der Zeitpunkteffekt könnte mit den derzeitigen Globalkrisen wie Klimakrise, Covid-19-Pandemie (insbesondere seit März 2020) oder Krieg in Europa (russischer Überfall auf die Ukraine seit Februar 2022) mit ihren nicht für möglich gehaltenen weitreichenden, tiefgreifenden und unabsehbaren Folgen natürlich nicht ausgeprägter sein. Schon 2017 hatten die Teilnehmenden ihren Sorgen um die Zukunft Europas und der Welt im Hinblick auf die Folgegenerationen Ausdruck verliehen. Der Druck auf das eigene Selbst-, Fremd- und Weltverständnis ist durch die neuerlichen Entwicklungen noch deutlich gesteigert. Dieser biographische Druck geht sicherlich mit einer Verstärkung von Revisionskräften einher, die im Einzelfall zu Narrativbrüchen und narrativen Reorientierungsprozessen führen könnten. Biographische Längsschnittforschung, die zeitlich solche Globalkrisen umfasst und begleitet, kann den Einblick gewähren, wie diese auf Biographisierungs- und damit auch Identitätsbildungsprozesse einwirken. Wie die Einzelperson sich und anderen die jeweilige Krise erzählt und erklärt, welche gesellschaftlichen Narrative wie wirken und wie die Balance zwischen Zuversicht und Krisenbewusstsein, Eskapismus und Verantwortungsgefühl im Einzelnen gelingt oder nicht gelingt, leicht oder schwer fällt.

Qualitative Längsschnittforschung und Wiedererzählforschung sind vergleichsweise junge Forschungsentwicklungen. Ich wünsche mir sehr, mit meinem Versuch der Verschränkung beider Forschungsfelder einen Beitrag nicht nur für die Biographie-

forschung zum einen und die Wiedererzählforschung zum anderen geleistet zu haben, sondern darüber hinaus einen Beitrag zur Interdisziplinarität insgesamt. Ich halte meine Arbeit für ein gelungenes Beispiel, wie einem nicht-disziplinären Forschungsinteresse, das in die bestehenden akademischen Grenzziehungen schwerlich einzupassen ist, durch multidisziplinäre Vorarbeiten und Unterstützung nachgegangen werden kann. Disziplinargrenzen sind auch Erkenntnisgrenzen, so dass Anschlussforschung meines Erachtens nur unter Kooperationen über Fächergrenzen hinweg sinnvoll zu leisten ist. Im Hinblick auf das Feld der Biographieforschung möchte ich deshalb dafür plädieren, sich deutlich wieder an die erzähltheoretischen Grundlagen zu erinnern, um der spezifischen Materialität von Selbsterzählungen in deren sinnhafter Gemachtheit gerecht werden zu können. Es bleiben Erkenntnispotentiale ungenutzt, vielleicht sogar verfehlt, wenn Auswertungen auf der inhaltlichen Ebene manifester Aussagen verbleiben und latente Sinnstrukturen unbeachtet bleiben. Im Hinblick auf das Feld der (Wieder-)Erzählforschung möchte ich angeregt haben, zusätzlich zu *small story*-Ansätzen auch subjektglobale Perspektiven weiter zu verfolgen. Die Grundlage dafür habe ich hier leisten wollen.

Disziplinär liegt meiner Dissertation schließlich noch ein besonderer offener Horizont an: Die verantwortungsvolle Frage der Anwendung. Die Erhebungssituation des biographisch-narrativen Interviews ist eben kein Therapiespräch. Die Biographieforschenden hören zu, äußern sich durchaus auf zwischenmenschlicher Ebene auch mal ermutigend oder bestätigend. Aber sie *behandeln* nicht und geben auch ihrem Gegenüber keine Einschätzungen oder gar Ratschläge. Eine Einmischung in die Lebenswelt ist ebenso brisant wie die letztlich unausweichliche Anmaßung in der Auswertung, einen *wirklichen* Menschen einschätzen, erklären und kategorisieren zu wollen. Der drängende und relevante Anwendungsbereich besteht also darin, die konkrete Erkenntnisschöpfung zum autobiographischen Wiedererzählen umzusetzen und auf die Geschichten der Menschen zurückwirken zu lassen, um sie bei Bedarf beim „restorying of experience“ (Sewell/Williams 2002: 210, zit. n. Nünning/Nünning 2016: 64) zu unterstützen und „ihr fragmentiertes oder negativ bewertetes (Lebens-) Narrativ zu ‚heilen‘“ (Köhle/Koerfer 2017: 370). Letztlich geht es also darum, nötigenfalls Chancen des autobiographischen *Umerzählens* zu ergreifen und mehr Handlungsmacht, mehr Selbstwert und mehr Freiheit von der eigenen Vergangenheit zu erlangen.

Literaturverzeichnis

- Adler, Jonathan M. (2019). Stability and change in narrative identity: Introduction to the special issue on repeated narration. In: *Qualitative Psychology. Special Issue: Stability and Change in Narrative Identity: Exploring Repeated Narration* (Volume 6, Issue 2 [Jun]), 134–145. Hg. v. Ruthellen Josselson. American Psychological Association.
- Alheit, Peter (1984). Das narrative Interview. Eine Instruktion für »Anfänger«. In: *Arbeitspapiere des Forschungsprojekts »Arbeiterbiographien«*, Heft 8.
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2006). Biographieforschung in der Erwachsenenbildung. In: Heinz H. Krüger/Winfried Marotzki (Hg.). *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. 2. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 431–458.
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2016). Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Erika M. Hoerning (Hg.). *Biographische Sozialisation*. Oldenbourg, DE GRUYTER, 257–283.
- Asbrand, Barbara/Pfaff, Nicolle/Bohnsack, Ralf (Hg.) (2013). *Rekonstruktive Längsschnittforschung in ausgewählten Gegenstandsfeldern der Bildungsforschung*. ZQF, 1–2013.
- Assmann, Aleida (1999). *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München, C. H. Beck Verlag.
- Bader, Katarina (2011). *Jureks Erben. Vom Weiterleben nach dem Überleben*. 3. Aufl. Köln, Kiepenheuer & Witsch.
- Bader, Katarina (2015). Das Unerzählbare erzählbar machen? Verarbeitungsprozesse im Bericht eines Auschwitzüberlebenden. In: Schumann et al. (Hg.). *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld, transcript, 203–225.
- Bamberg, Michael/Georgakopoulou, Alexandra (2008). Small stories as a new perspective in narrative and identity analysis. In: *Text & Talk* 28, 377–396.
- Barry, Lynda (2017). *One hundred demons*. Montreal, Drawn and Quarterly.
- Barth-Weingarten, Dagmar/Schumann, Elke/Wohlfarth, Rainer (2012). Da capo al fine? Beobachtungen zu Vorgeformtheit von Prosodie und Phonetik in retold stories. *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* (Ausgabe 13), 322–352. Online verfügbar unter <http://www.gespraechsforschung-online.de/fileadmin/dateien/heft2012/ga-barth-weingarten.pdf> [PDF mit integrierten Soundfiles] (zuletzt geprüft am 14.01.2023).
- Becher, Julia/Schulmeister, Janina (2020). „Ich hab ganz viele Möglichkeiten und die Klinik hat mir wirklich sehr geholfen“ – Die Kinder- und Jugendpsychiatrie als

- potenzielle Quelle adoleszenter Neuschöpfung. In: Sven Thiersch (Hg.). *Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen*. Leverkusen, Verlag Barbara Budrich, 249–271.
- Becker, Sabina/Hummel, Christine/Sander, Gabriele (Hg.) (2008). *Grundkurs Literaturwissenschaft*. Stuttgart, Reclam.
- Benedetti, Sascha (2014). *Engagement, Biographie und Erwerbsarbeit. Eine biographieanalytische Studie zur subjektiven Bedeutung gesellschaftlichen Engagements*. Dissertation. Wiesbaden, Springer VS.
- Bereswill, Mechthild (2008). Biographische Diskontinuität im Kontext mehrjähriger Forschungsbeziehungen. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Teilbd. 1 u. 2, 1594–1601.
- Berntsen, Dorthe/Rubin, David C. (2004). Cultural life scripts structure recall from autobiographical memory. *Memory & cognition* 32 (3), 427–442.
- Bertaux, Daniel (2018). *Die Lebenserzählung. Ein ethnosozilogischer Ansatz zur Analyse sozialer Welten, sozialer Situationen und sozialer Abläufe*. Opladen/Berlin/Toronto, Verlag Barbara Budrich.
- Biesta, Gert (2008). *Learning Lives: Learning, Identity and Agency in the Life-course*. Full Research Report ESRC End of Award Report, RES-139-25-0111. Swindon: ESRC.
- Birkner, Karin (2015). Wiedererzählte Krankheitsnarrative im Vergleich: Zwischen Variabilität und Geronnenheit. In: Schumann et al. (Hg.). *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld, transcript, 269–294.
- Blackie, Laura E. R./Colgan, Jade E. V./McDonald, Stephanie/McLean, Kate C. (2020). A qualitative investigation into the cultural master narrative for overcoming trauma and adversity in the United Kingdom. *Qualitative Psychology*.
- Bliesener, Thomas (1980). Erzählen unerwünscht. Erzählversuche von Patienten in der Visite. In: Konrad Ehlich (Hg.). *Erzählen im Alltag*. Frankfurt/Main, Suhrkamp, 143–178.
- Bourdieu, Pierre (2000 [1986]). Die biographische Illusion. In: Erika M. Hoerning/Peter Alheit (Hg.). *Biographische Sozialisation. Der Mensch als soziales und personales Wesen*. Stuttgart, Lucius & Lucius, 51–61.
- Boothe, Brigitte (2011). *Das Narrativ. Biografisches Erzählen im psychotherapeutischen Prozess*. Stuttgart, Schattauer.
- Breithaupt, Fritz (2022). *Das narrative Gehirn: Was unsere Neuronen erzählen*. Berlin, Suhrkamp.
- Brockmeier, Jens/Harré, Rom (2005). Die narrative Wende: Reichweite und Grenzen eines alternativen Paradigmas. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 29(3/4), 31–57.
- Bude, Heinz (1985). Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37, 327–336.
- Burbaum, Christina/Schumann, Elke (2015). „... wenn man also vo me Doktor gesagt kriegt...“. Die wiederholte Verwendung einer Redewiedergabesequenz in Interviews vor und nach einer aortokoronaren Bypass-OP. In: Schumann et al. (Hg.). *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld, transcript, 177–202.
- Busch, Brigitta (2015). „... auf Basis welcher Ungereimtheiten und Widersprüche dem Vorbringen die Glaubwürdigkeit zu versagen war“. *Erzählen und Wiedererzählen*

- im Asylverfahren. In: Schumann et al. (Hg.). *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld, transcript, 317–340.
- Byrne, R. M. (2016). Counterfactual thought. *Annual Review of Psychology*, 67, 135–157.
- Charon, Rita (2008). *Narrative medicine. Honoring the stories of illness*. Oxford, Oxford Univ. Press.
- Charon, Rita/DasGupta, Sayantani/Hermann, Nellie/Irvine, Craig/Marcus, Eric R./Rivera Colón, Edgar/Spencer, Danielle/Spiegel, Maura (Hg.) (2017). *The Principles and Practice of Narrative Medicine*. Oxford, Oxford University Press.
- Chen, Y., McAnally, H. M., Wang, Q., & Reese, E. (2012). The coherence of critical event narratives and adolescents' psychological functioning. *Memory*, 20(7), 667–681.
- Dausendschön-Gay, Ulrich/Gülich, Elisabeth/Krafft, Ulrich (2007). Vorgeformtheit als Ressource im konversationellen Formulierungs- und Verständigungsprozess. In: Hausendorf, Heiko (Hg.), *Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*. Tübingen, 81–219.
- Dausien Bettina (1996). *Biographie und Geschlecht: zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*, Bremen.
- Deppermann, Arnulf (2013). Interview als Text vs. Interview als Interaktion. *FQS* (Volume 14, No. 3, Art. 13).
- Deppermann, Arnulf/Blühdorn, Hardarik (2013). Negation als Verfahren des Adressatenzuschnitts: Verstehenssteuerung durch Interpretationsrestriktionen. *Deutsche Sprache* (1, Themenheft: Interaktionale Linguistik des Verstehens. Herausgegeben von Arnulf Deppermann), 6–30.
- Deppermann, Arnulf (2015). Wissen im Gespräch: Voraussetzung und Produkt, Gegenstand und Ressource. In *LiSt: Interaction and linguistic structures*, 57, 31 Seiten, online verfügbar unter: <http://www.inlist.uni-bayreuth.de/issues/57/inlist57.pdf> (zuletzt geprüft: 14.01.2023).
- Denzin, Norman (1989). *Interpretive Biography*, Newbury Park/London/New Delhi.
- Detka, Carsten (2003). Die Rolle von Lernprozessen in der Behandlung chronischer Krankheiten. In: Hanns Martin Schleyer-Stiftung, Heinz Nixdorf Stiftung, Technische Universität München: *Gesundheit fördern – Krankheit heilen. Neue Wege im Zusammenwirken von Naturwissenschaft-Medizin-Technik. Forschungsergebnisse im Überblick. Ein Almanach junger Wissenschaftler*. München, 2 S.
- Detka, Carsten (2007). Zur Wirkung biographischer Bedingungen in Krankheitsprozessen. In: *Biographische Risiken und neue professionelle Herausforderungen – Identitätskonstitutionen – Wandlungsprozesse – Handlungsstrategien*. Opladen [u.a.]: Budrich, 57–66
- Detka, Carsten (2010). Biographische Arbeit in Krankheitsprozessen. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*. Weinheim, Beltz Juventa, Bd. 30.2010, 3, 248–264.
- Detka, Carsten (2011). Dimensionen des Erleidens – Handeln und Erleiden in Krankheitsprozessen. In: *Zugl.: Magdeburg, Univ., Fak. für Geistes-, Sozial- und Erziehungswiss., Dissertation* (Gutachter: Fritz Schütze und Winfried Marotzki), 2010 u.d.T.: *Dimensionen des Erleidens und der Bearbeitung in Krankheitsverlaufskurven von Menschen mit einer chronischen Herzkrankheit bzw. nach einer Amputation im Bereich der unteren Gliedmaßen: eine biographieanalytische Untersuchung auf der empirischen Basis von autobiographisch-narrativen Interviews mit Patienten*. Opladen [u.a.], Budrich.

- Detka, Carsten (2013a). Die gemeinsame Arbeit von Ärzten und Patienten an den biographischen Körperkonzepten der Patienten. In: *Der soziale Körper*. Opladen [u.a.], Budrich, 213–226.
- Detka, Carsten (2013b). Aneignungsprozesse bei Patienten aus Ärztesicht. In: *Krankheit: Lernen im Ausnahmezustand? – Brustkrebs und Herzinfarkt aus interdisziplinärer Perspektive*. Berlin, Springer, 491–499.
- Detka, Carsten (Hg.) (2016). *Qualitative Gesundheitsforschung – Beispiele aus der interdisziplinären Forschungspraxis*. Opladen, Verlag Barbara Budrich.
- Detka, Carsten (Hg.) (2018). „Diabetes ist keine Krankheit, sondern ein Lebensgefühl“ – Eine Anmerkung zur biographischen Verankerung von Eigentheorien in Krankheitsgeschichten aus der Perspektive der Biographieforschung. In: Heike Ohlbrecht/Astrid Seltrecht (Hg.). *Medizinische Soziologie trifft Medizinische Pädagogik*. Wiesbaden, Springer Fachmedien Wiesbaden, 155–171.
- Detka, Carsten/Reim, Thomas (2016). Fritz Schütze – Einleitung und bibliographischer Streifzug durch die ausgewählte Literatur. In: Fritz Schütze: *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung*. Hg. v. Werner Fiedler/Heinz-Hermann Krüger. Opladen/Berlin/Toronto, Verlag Barbara Budrich, 11–19.
- Detka, Carsten (mit Heike Ohlbrecht, Susanne Bartel, Wolfram J. Herrmann, Heidrun Herzberg, Thorsten Meyer, Claudia Peter, Astrid Seltrecht, Maren Stamer, Dorothea Tegethoff und Karin Tiesmeyer) (Hg.) (2020). *Perspektiven qualitativer Gesundheitsforschung*. Basel, Beltz Juventa.
- Dreier, Lena (2020). Religiosität und Sinnzuschreibungen über die Zeit. Methodische und methodologische Implikationen des biographischen Paneldesigns. In: Sven Thiersch (Hg.). *Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen*. Leverkusen, Verlag Barbara Budrich, 367–388.
- Dunlop, William L. (2019). From the story to the storyteller: Life narration across personality assessment paradigms. In: *Qualitative Psychology. Special Issue: Stability and Change in Narrative Identity: Exploring Repeated Narration* (Volume 6, Issue 2 [Jun]), 167–177. Hg. v. Ruthellen Josselson. American Psychological Association.
- Dunlop, William L./Bühler, Janina Larissa/Maghsoodi, Amir/Harake, Nicole/Wilkinson, Dulce/McAdams, Dan P. (2021). The stories couples live by. *Journal of Social and Personal Relationships* 38 (2), 690–710.
- Eibl, Karl (2003). Vergegenständlichung. Über die kulturstiftende Leistung der Menschensprache. In: Fotis Jannidis (Hg.). *Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte*. Berlin, DE GRUYTER, 566–590.
- von Engelhardt, Michael (2011). Narration, Biographie, Identität. In: Olaf Hartung/Ivo Steininger/Thorsten Fuchs (Hg.). *Lernen und Erzählen interdisziplinär*. Wiesbaden, VS Verl. für Sozialwissenschaften / Springer, 39–60.
- von Felden, Heide (Hg.) (2008). *Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- von Felden, Heide (2021). *Zeitdimensionen des Biographischen. Narrative Identität – Lern- und Bildungsprozesse – Dritte Lebensphase im Längsschnitt-Design*. Wiesbaden, Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Ferrara, Kathleen W. (1994). *Therapeutic Ways with Words*. Cary, Oxford University Press.

- Fischer, Wolfram (2018). Zeit und Biographie. In: Helma Lutz/Martina Schiebel/ Elisabeth Tuidler (Hg.). Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden, Springer Fachmedien Wiesbaden, 461–472.
- Fischer, Wolfram/Kohli, Martin (1987): Biographieforschung. In: Voges, Wolfgang (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske und Budrich, 25–49.
- Fivush, Robyn/Habermas, Tilmann/Reese, Elaine (2019). Retelling lives: Narrative style and stability of highly emotional events over time. In: Qualitative Psychology. Special Issue: Stability and Change in Narrative Identity: Exploring Repeated Narration (Volume 6, Issue 2 [Jun]), 156–166. Hg. v. Ruthellen Josselson. American Psychological Association.
- Floyd, Kory (2009): Interpersonal Communication. The whole story. New York: McGraw-Hill Education.
- Fludernik, Monika (1996). Towards a ‚natural‘ narratology. London, Routledge.
- Fludernik, Monika (2010). An introduction to narratology. Abingdon, Routledge.
- Frank, Arthur W. (1997). The wounded storyteller. Body, illness, and ethics. Chicago, University of Chicago Press.
- Frank, Arthur W. (1998). Just listening: Narrative and deep illness. Families, Systems, & Health 16 (3), 197–212.
- Frisch, Max (1991). Unsere Gier nach Geschichten. 1960. In: Max Frisch: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. 2. Aufl. Frankfurt am Main, Suhrkamp, 262–264.
- Frisch, Max (1996). Tagebuch 1946–1949. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2009). Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 4. Aufl. Wiesbaden, VS Verl. für Sozialwiss.
- Genette, Gérard (1992). Fiktion und Diktion. München, Wilhelm Fink Verlag.
- Giesemann, Katherina (2010). Der Gegenwartsmoment in der psychotherapeutischen Arbeit. The present moment in the psychotherapeutic work. Psychotherapie 15. Jahrg. (Bd. 15, Heft 1), 64–72.
- Goblirsch, Martina (2005). Herstellung narrativer Identitäten durch biographische Strukturierung und Positionierung. Eine retold story aus der Jugendhilfe. Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion (Ausgabe 6), 196–221.
- Goblirsch, Martina (2010). Biographien verhaltensschwieriger Jugendlicher und ihrer Mütter. Mehrgenerationale Fallrekonstruktionen und narrativ-biographische Diagnostik in Forschung und Praxis. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Goffman, Erving (1981). Forms of talk. Philadelphia, Pa., Univ. of Pennsylvania Press.
- Goodson, Ivor F./Biesta, Gert/Tedder, Michael/Adair, Norma (2010). Narrative learning. London, Routledge.
- Gordon, Cynthia (2006): Reshaping prior text, reshaping identities. In: Text & Talk – An Interdisciplinary Journal of Language 26, 545–571.
- Göymen-Steck, Thomas (2009). Erzähl-Strukturen: Rekonstruktion von Alltagswelten oder Beobachtung der Kontingenzreduktion? In: Peter Alheit/Heide von Felden (Hg.). Lebenslanges Lernen und erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Konzepte und Forschung im europäischen Diskurs. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 127–154.

- Grätzel, Stephan (2016). Ergänzende Bemerkungen zu einer „Philosophie der Lebensalter“. In: Reinhold Esterbauer/Andrea Paletta/Philipp Schmidt et al. (Hg.). *Bodytime. Leib und Zeit bei Burnout und in anderen Grenzerfahrungen*. Freiburg/München, Verlag Karl Alber, 143–146.
- Greenhalgh, Trisha/Hurwitz, Brian (Hg.) (1998). *Narrative based medicine. Dialogue and discourse in clinical practice*. London, BMJ Books.
- Griese, Birgit (2008). Erzähltheoretische Grundlagen in der Biographieforschung. Ein Plädoyer für die Beschäftigung mit den Basiskonzepten. In: Heide von Felden (Hg.). *Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 129–155.
- Griese, Birgit (2010). Einleitung. In: Birgit Griese (Hg.). *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung*. Wiesbaden, VS Verl. für Sozialwiss, 7–17.
- Griese, Birgit/Franz, Julia (2010). Dokumentarische Methode und Narrationsstrukturanalyse – ein Vergleich. In: Birgit Griese (Hg.). *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung*. Wiesbaden, VS Verl. für Sozialwiss, 271–316.
- Griesemann, Katherina (2010). Der Gegenwartsmoment in der psychotherapeutischen Arbeit. *Psychotherapie 15* (Heft 1), 64–72.
- Grimm, Natalie/Schütt, Petra (2020). Forschungsethische und -praktische Fragen qualitativer Längsschnittforschung – Perspektiven und Herausforderungen. In: Sven Thiersch (Hg.). *Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen*. Leverkusen, Verlag Barbara Budrich, 407–425.
- Gülich, Elisabeth (2020). Mündliches Erzählen. Verfahren narrativer Rekonstruktion im Gespräch. Berlin/Boston, DE GRUYTER, 47–74.
- Gülich, Elisabeth (2020a [2007a]). Mündliches Erzählen. Verfahren narrativer Rekonstruktion im Gespräch. Herausgegeben von Stefan Pfänder, Carl E. Scheidt und Elke Schumann. Berlin/Boston, DE GRUYTER.
- Gülich, Elisabeth (2020a [2007b]). „Volle Palette in Flammen“: Zur Orientierung an vorgeformten Strukturen beim Reden über Angst. In: Elisabeth Gülich/Stefan Pfänder/Carl Eduard Scheidt/Elke Schumann (Hg.). *Mündliches Erzählen. Verfahren narrativer Rekonstruktion im Gespräch*. Berlin/Boston, DE GRUYTER, 271–298.
- Gülich, Elisabeth (2020a [2017]). Medizin: Zur narrativen Rekonstruktion von Krankheitserfahrungen in Arzt-Patient-Gesprächen. In: Elisabeth Gülich/Stefan Pfänder/Carl Eduard Scheidt et al. (Hg.). *Mündliches Erzählen. Verfahren narrativer Rekonstruktion im Gespräch*. Berlin/Boston, DE GRUYTER, 97–112.
- Gülich, Elisabeth (2020b). Wenn wir zulassen, dass Patienten von sich erzählen... Auf den Spuren des Narrativs in Thure von Uexkülls Psychosomatischer Medizin. In: Bettina Kluge/Wiltrud Mihatsch/Birte Schaller (Hg.). *Kommunikationsdynamiken zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*. Festschrift für Barbara Job zum 60. Geburtstag. Tübingen, Narr Francke Attempto, 285–314.
- Gülich, Elisabeth/Krafft, Ulrich (2015). Ko-Konstruktion von Anfallsschilderungen in Arzt-Patienten-Gesprächen. In: Elisabeth Gülich/Stefan Pfänder/Carl Eduard Scheidt/Elke Schumann (Hrsg.) (2020). *Mündliches Erzählen. Verfahren narrativer Rekonstruktion im Gespräch*. Berlin/Boston, DE GRUYTER, 147–180.
- Gülich, Elisabeth/Lucius-Hoene, Gabriele (2015). Veränderungen von Geschichten beim Erzählen. Versuch einer interdisziplinären Annäherung an narrative Rekonstruktionen von Schlüsselerfahrungen. In: Schumann et al. (Hg.). *Wieder-*

- erzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis. Bielefeld, transcript, 135–176.
- Gülich, Elisabeth/Mondada, Lorenza (2020 [2008]). Erzählen in der Interaktion. In: Elisabeth Gülich/Stefan Pfänder/Carl Eduard Scheidt et al. (Hg.). Mündliches Erzählen. Verfahren narrativer Rekonstruktion im Gespräch. Berlin/Boston, De Gruyter, 27–46.
- Haapanen, Lauri/Perrin, Daniel (2020). Linguistic recycling. The process of quoting in increasingly mediatized settings. In: Lauri Haapanen/Daniel Perrin (Hg.). Linguistic Recycling. The process of quoting in increasingly mediatized settings, 2–20.
- Habermas, Tilmann (2006). „Kann ich auch ganz, ganz am Anfang anfangen? Wie Kinder und Jugendliche lernen, Lebenserzählungen zu eröffnen und beenden. In: Harald Welzer/Hans J. Markowitsch (Hg.). Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart, Klett-Cotta, 256–275.
- Habermas, Tilmann (2019). Emotion and narrative. Perspectives in autobiographical storytelling. Cambridge, Cambridge University Press.
- Habermas, Tilmann (2020). Die Veränderung von Lebensgeschichten im Laufe des Lebens. In: Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (Hg.). Erinnern und Vergessen. Psychosoziale Arbeit mit Überlebenden der Shoah und ihren Nachkommen. Leipzig, Hentrich und Hentrich Verlag, 48–66.
- Habermas, Tilmann/Berger, Nadine (2011). Retelling everyday emotional events: Condensation, distancing, and closure. *Cognition & Emotion* (25), 206–219.
- Habermas, Tilmann/Bluck, Susan (2000a). Getting a life: The emergence of the life story in adolescence. *Psychological Bulletin* 126 (5), 748–769.
- Habermas, Tilmann/Bluck, Susan (2000b). The Life Story Schema. *Motivation and Emotion* (Vol. 24, No. 2), 121–147.
- Habermas, Tilmann/Köber, Christin (2015). Autobiographical reasoning in life narratives buffers the effect of biographical disruptions on the sense of self-continuity. *Memory* (Hove, England) 23 (5), 664–674.
- Habermas, Tilmann/Reese, Elaine (2015). Getting a Life Takes Time: The Development of the Life Story in Adolescence, Its Precursors and Consequences. *Human Development* 58 (3), 172–201.
- Hannken-Illjes, Kati (2015). „Es geht darum, was Sie hier sagen“. Wiedererzählen im Straffall. In: Schumann et al. (Hg.). Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis. Bielefeld, transcript, 295–316.
- Hannken-Illjes, Kati (2020). Narrative Erschöpfung – Stasis im Recht zwischen Erzählen und Argumentieren. *Kriminologisches Journal* 52, 4, 327–344.
- Hardtke, Karen/Levitt, Heidi/Angus, Lynne (2002). Narrative Prozesse im Beratungs- und Psychotherapiediskurs: Das Narrative Processes Coding System (NPCS). *ZBBS* (Heft 2/2002), 301–320.
- Harth, Jonathan (2020). Habituelle Wandlung und habituelle Passung. Eine Längsschnittstudie zur Integration Zen-buddhistischer Lehren in handlungspraktischen Gewohnheiten. In: Sven Thiersch (Hg.). Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen. Leverkusen, Verlag Barbara Budrich, 345–366.

- Hartung, Olaf/Steininger, Ivo/Fuchs, Thorsten (Hg.) (2011). Lernen und Erzählen interdisziplinär. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Haslinger, Adolf (1979). „Biographismus“ in der Gegenwartsliteratur? Antrittsvorlesung gehalten am 6. Juni 1978 an der Universität Salzburg, Salzburg, A. Pustet.
- Heller, Vivien/Morek, Miriam/Quasthoff, Uta M. (2015). Mehrfaches Erzählen: Warum wird eine Geschichte im selben Gespräch zweimal erzählt? In: Schumann et al. (Hg.). Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis. Bielefeld, transcript, 341–369.
- Henze, Anissa/Kellner-Evers, Julia (2009). Auf der Suche nach dem reflexiven, autonomen Lerner. Leitfigur für die Bewältigung einer „komplexen Welt im Umbruch“. In: Peter Alheit/Heide von Felden (Hg.). Lebenslanges Lernen und erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Konzepte und Forschung im europäischen Diskurs. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 191–216.
- Himmelsbach, Ines (2015): Bildung im Alter im Kontext des dritten und vierten Lebensalters – Narrationen und Narrative. In: ZfW 38 (1), 83–97.
- Hof, Christiane/Kade, Jochen/Fischer, Monika (2010). Serielle Bildungsbiographien. Auf dem Weg zu einem qualitativen Bildungspanel zum Lebenslangen Lernen. In: Zeitschrift für Pädagogik 56 (2010) 3, 328–339.
- Hurwitz, Brian/Greenhalgh, Trisha/Skultans, Vieda (Hg.) (2004). Narrative Research in Health and Illness. Hoboken, John Wiley & Sons Ltd.
- Hydén, Margareta (2008). Narrating Sensitive Topics. In: Molly Andrews/Corinne Squire/Maria Tamboukou (Hg.). Doing narrative research. Los Angeles, Calif., SAGE, 121–136.
- Hyvärinen, Matti (2010). Revisiting the Narrative Turns. *Life Writing* 7 (1), 69–82.
- Iakushevich, Marina/Ilg, Yvonne/Schnedermann, Theresa (2021). Linguistik und Medizin. Berlin, De Gruyter.
- Josselson, Ruthellen (Hg.) (2019). Qualitative Psychology. Special Issue: Stability and Change in Narrative Identity: Exploring Repeated Narration (Volume 6, Issue 2 [Jun]). American Psychological Association.
- Kade, Jochen (2014). Prekäre Kontinuitäten: Der Wandel von Bildungsgestalten im großstädtischen Raum in einer Phase der forcierten Institutionalisierung des Lebenslangen Lernens. [Abschlussbericht des DFG-Projektes (2008 bis 2017)]. Online verfügbar unter <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/76141940/ergebnisse> (zuletzt geprüft: 14.01.2023).
- Kade, Jochen (2018). Vergangene Zukünfte im Medium gegenwärtiger Bildungsbiographien. Momentaufnahmen im Prozess des Biographisierens von Lebenslaufereignissen. In: Christiane Hof/Hannah Rosenberg (Hg.). Lernen Im Lebenslauf. Theoretische Perspektiven und Empirische Zugänge. Wiesbaden, Vieweg, 13–44.
- Kade, Jochen (2020). Bildungsbiographien – Bildungsgestalten – Biographisierung. Spirem von 1968 in (bildungs-)biographischen Erzählungen von 1984 und 2009. In: Sven Thiersch (Hg.). Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen. Leverkusen, Verlag Barbara Budrich, 31–62.
- Kade, Jochen/Hof, Christiane (2008). Biographie und Lebenslauf. Über ein biographietheoretisches Projekt zum lebenslangen Lernen auf der Grundlage wiederholter Erhebungen. In: Heide von Felden (Hg.). Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 159–176.

- Kade, Jochen/Hof, Christiane (2010). Die Zeit der (erziehungswissenschaftlichen) Biographieforschung. Theoretische, methodologische und empirische Aspekte ihrer Fortschreibung. In: Jutta Ecarius/Burkhard Schäffer (Hg.). Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung. Opladen, Budrich, 145–168.
- Kade, Jochen/Hof, Christiane (2020). Die Zeit der (erziehungswissenschaftlichen) Biographieforschung. Theoretische, methodologische und empirische Aspekte ihrer Fortschreibung. In: Jutta Ecarius/Burkhard Schäffer (Hg.). Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung. 2. Überarbeitete und erweiterte Auflage. Leverkusen, Budrich, 241–267.
- Kade, Jochen/Nolda, Sigrid (2012). Rekursive Bildung: Neurahmungen vergangener Lernerfahrungen. In: Heide von Felden/Christiane Hof/Schmidt-Lauff (Hg.). Erwachsenenbildung und Lernen. Dokumentation der Jahrestagung der Sektion Erwachsenenbildung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 22.–24. September 2011 an der Universität Hamburg. Baltmannsweiler, Schneider Verl. Hohengehren, 119–130.
- Kade, Jochen; Nolda, Sigrid (2014): Individualitätsperformanz. Bildungsbiographische Anspruchsindividualitäten in sich wandelnden Kontexten. In: Florian von Rosenberg und Alexander Geimer (Hg.): Bildung unter Bedingungen kultureller Pluralität. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 125–153.
- Kade, Jochen/Nolda, Sigrid (2015). Lernen im Kontext von Biografie und Lebenslauf. Zeitschrift für Weiterbildungsforschung 38 (1), 3–5.
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz (1977). Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. Dargestellt am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen. In: Dirk Wegner (Hg.). Gesprächsanalysen. Bonn, 14.–16. Oktober 1976. Hamburg, Buske, 159–274.
- Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian (2002). Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt.
- Klein, Christian (Hg.) (2009). Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart/Weimar, Verlag J.B. Metzler.
- Klein, Christian (Hg.) (2022). Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. 2. Aufl. Berlin/Heidelberg, J.B. Metzler.
- Klein, Christian/Martínez, Matías (2009). ‚Discours‘: Das ‚Wie‘ der Erzählung – Darstellungsfragen. In: Christian Klein (Hg.). Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart/Weimar, Verlag J.B. Metzler, 213–219.
- Klein, Christian/Martínez, Matías (Hg.) (2009). Wirklichkeitserzählungen. Stuttgart, J.B. Metzler.
- Kleinman, Arthur (1988). The illness narratives. Suffering, healing, and the human condition. New York, NY, Basic Books.
- Klesse, Jacqueline/Wutzler, Michael (2020). Welche Passage, welche Bestätigung? Paarbiografische Transformationsprozesse im Spannungsfeld von Eigenständigkeit und familialer Bindung. In: Sven Thiersch (Hg.). Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen. Leverkusen, Verlag Barbara Budrich, 221–248.

- Knerich, Heike (2015). Konzepte der Vorgeformtheit und Wiedererzählen. In: Schumann et al. (Hg.). *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld, transcript, 33–60.
- Koch, Torsten/Welzer, Harald (2004). Weitererzählforschung. In: Thomas Hengartner/Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.). *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung*. Berlin/Hamburg, Reimer, 165–182.
- Köber, Christin/Habermas, Tilmann (2017). How stable is the personal past? Stability of most important autobiographical memories and life narratives across eight years in a life span sample. *Journal of personality and social psychology* 113 (4), 608–626.
- Köhle, Karl/Koerfer, Armin (2017). Das Narrativ. In: Karl Köhle/Wolfgang Herzog/Peter Joraschky et al. (Hg.). *Uexküll Psychosomatische Medizin. Theoretische Modelle und klinische Praxis*. 8. Aufl. München, Elsevier, 359–375.
- König, Alexandra/Türkyilmaz, Aytüre (2020). Sozialisationsprozesse im Längsschnitt – eine interaktionistische Perspektive. In: Sven Thiersch (Hg.). *Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen*. Leverkusen, Verlag Barbara Budrich, 63–86.
- Koerfer, Armin/Köhle, Karl/Obliers, Rainer/Sonntag, Bernd/Thomas, Walter/Albus, Christian (2008). Training und Prüfung kommunikativer Kompetenz. Aus- und Fortbildungskonzepte zur ärztlichen Gesprächsführung. *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* (Ausgabe 9), 34–78.
- Koppermann, Christopher (Druck i.V.): *Agency untold. Die Konstruktion von Handlungsfähigkeit und Erzählbarkeit im psychotherapeutischen Gespräch*. Dissertation. Freiburg, Albert-Ludwigs-Universität. Termin der Disputation: 13.12.2022.
- Kotre, John (1996). *Der Strom der Erinnerung. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt*. München, dtv.
- Kramer, Rolf-Torsten (2013). „Habitus(-wandel)“ im Spiegel von „Krise“ und „Bewährung“: strukturtheoretische Überlegungen zu einer dokumentarischen Längsschnittforschung. *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 14. Jg (Heft 1/2013), 13–32.
- Kramer, Rolf-Torsten/Helsper, Werner/Thiersch, Sven/Ziems, Carolin (2009). *Selektion und Schulkarriere. Kindliche Orientierungsrahmen beim Übergang in die Sekundarstufe I*. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaft.
- Kraus, Wolfgang (1999). *Identität als Narration: Die narrative Konstruktion von Identitätsprojekten*. Online verfügbar unter <http://web.fu-berlin.de/postmoderne-psych/berichte3/kraus.htm>.
- Krüger, Heinz-Hermann/Köhler, Sina-Mareen/Zschach, Maren (2009). Peergroups und schulische Selektion. Forschungsdesign und erste Ergebnisse. In: Werner Helsper/Christian Hillbrandt/Thomas Schwarz (Hg.). *Schule und Bildung im Wandel. Anthologie historischer und aktueller Perspektiven* [Festschrift für Prof. Dr. Wilfried Breyvogel]. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, 281–302.
- Krüger, Heinz-Hermann/Hüfner, Kilian/Kefßler, Catharina/Kreuz, Stephanie/Leinhos, Patrick/Winter, Daniela (2019). *Exklusive Bildungskarrieren von Jugendlichen und ihre Peers am Übergang in Hochschule und Beruf. Ergebnisse einer qualitativen Längsschnittstudie*. Wiesbaden, Springer.
- Kuhn, Markus (2011). *Filmnarratologie. Ein erzähltheoretisches Analysemodell*. Narratologia 26. Berlin/New York, DeGruyter.

- Küsters, Ivonne (2006). *Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen*. Wiesbaden, VS Verl. für Sozialwiss.
- Labov, William (2006). Narrative pre-construction. *Narrative Inquiry* 16 (1), 37–45.
- Laub, Dori/Bodenstab, Johanna (2007). Wiederbefragt. Erneute Begegnung mit Holocaust-Überlebenden nach 25 Jahren. *BIOS* 20 (Heft 2), 303–315.
- Launer, John (2002). *Narrative-Based Primary Care. A Practical Guide*. Abingdon, Radcliffe Medical Press.
- Launer, John (2018). *Narrative-based practice in health and social care*. Abingdon, Oxon/New York, NY, Routledge.
- Lefarth, Laura/Schierenberg, Sara/Willems, Fiona Lu/Wolf, Sarah (2018). Das Selbstschema des Menschen. In: Werner Greve (Hg.). *Das Selbst. Psychologische Perspektiven*. UVH – Universitätsverlag Hildesheim.
- Lejeune, Philippe (1994). *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Lemmermöhle, Doris/Große, Stefanie, Schellack, Antje/Putschbach, Renate (2006). *Passagen und Passantinnen. Biographisches Lernen junger Frauen; eine Längsschnittstudie*. Münster/München/Berlin, Waxmann.
- Linde, Charlotte (1993). *Life stories. The creation of coherence*. New York, NY, Oxford Univ. Press.
- Litau, John/Stauber, Barbara/Stumpp, Gabriele/Walter, Sybille/Wißmann, Christian (2015). *Jugendkultureller Alkoholkonsum – Riskante Praktiken in riskanten biographischen Übergängen*. Wiesbaden, Springer VS.
- Lucius-Hoene, Gabriele (2002). Narrative Bewältigung von Krankheit und Coping-Forschung. *Psychotherapie & Sozialwissenschaft* (Heft 3/2002), 166–203.
- Lucius-Hoene, Gabriele (2010). Narrative Analysen in der Psychologie. In: Günter Mey/Katja Mruck (Hg.). *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, Springer Fachmedien Wiesbaden, 584–600.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2002). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Wiesbaden, VS Verl. für Sozialwiss.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2004). Narrative Identität und Positionierung. *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* (Ausgabe 5), 166–183.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Holmberg, Christine/Meyer, Thorsten (Hg.) (2018). *Illness Narratives in Practice. Potentials and Challenges of Using Narratives in Health-related Contexts*. Oxford, Oxford University Press Incorporated.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Scheidt, Carl Eduard (2017). Bewältigen von Erlebnissen. In: Matías Martínez (Hg.). *Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, J.B. Metzler Verlag, 235–242.
- Lüdemann, Jasmin (2020). Typenbildung im Längsschnitt mit der Dokumentarischen Methode. Zum Problem der Multidimensionalität, Prozessualität und Finalität. In: Sven Thiersch (Hg.). *Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen*. Leverkusen, Verlag Barbara Budrich, 391–405.
- Luppi, Rita (2022). *Erzählen und wiedererzählen. Analyse narrativer Rekonstruktion in Zweitinterviews mit deutschsprachigen Migrant*innen in Israel*. Dissertation. Mailand: Università degli Studi di Milano. Termin der Disputation: 25.03.2022, Online verfügbar unter: <https://air.unimi.it/handle/2434/915158> (Zuletzt geprüft: 22.08.2023).

- Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hg.) (2018). *Handbuch Biographieforschung*. Wiesbaden, Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Maier-Gutheil, Cornelia (2012). Das Lernen Professioneller – Selbstbeobachtung als konstitutives Merkmal von Professionalitätsentwicklung. In: Heide von Felden/Christiane Hof/Schmidt-Lauff (Hg.). *Erwachsenenbildung und Lernen. Dokumentation der Jahrestagung der Sektion Erwachsenenbildung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 22.–24. September 2011 an der Universität Hamburg*. Baltmannsweiler, Schneider Verl. Hohengehren, 131–142.
- Maier-Gutheil, Cornelia (2015): Lern- und Bildungsprozesse im Lebenslauf: Befunde empirischer Forschung und Perspektiven der Theorieentwicklung. In: *Zeitschrift für Weiterbildungsforschung – Report 1/2015: Lernen im Kontext von Biografie und Lebenslauf*, 7–22.
- Mannheim, Karl: Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (Konjunktives und kommunikatives Denken). In: Kettler, David / Meja, Volker / Stehr, Nico (Hrsg.): *Karl Mannheim. Strukturen des Denkens*. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1980 [1924], 155–322.
- Marotzki, Winfried (2006). Forschungsmethoden und -methodologie der Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Heinz H. Krüger/Winfried Marotzki (Hg.). *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. 2. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 111–136.
- Martínez, Matías (Hg.) (2017). *Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, J.B. Metzler Verlag.
- Martínez, Matías/Scheffel, Michael (2007). *Einführung in die Erzähltheorie*. 7. Auflage. München, C.H.Beck.
- Mattingly, Cheryl/Garro, Linda C. (Hg.) (2001). *Narrative and the cultural construction of illness and healing*. Berkeley, Univ. of California Press.
- McAdams, Dan P. (1985). *Power, intimacy, and the life story*. Homewood, IL.: Dorsey Press.
- McAdams, Dan P./Reynolds, Jeffrey/Lewis, Martha/Patten, Allison H./Bowman, Phillip J. (2001). When Bad Things Turn Good and Good Things Turn Bad: Sequences of Redemption and Contamination in Life Narrative and their Relation to Psychosocial Adaptation in Midlife Adults and in Students. *Personality and Social Psychology Bulletin* 27 (4), 474–485.
- McAdams, Dan P. (2006). *The Redemptive Self*. Oxford University Press.
- McAdams, Dan P. (2019). Continuity and growth in the life story—or is it stagnation and flux? In: *Qualitative Psychology. Special Issue: Stability and Change in Narrative Identity: Exploring Repeated Narration (Volume 6, Issue 2 [Jun])*, 206–214. Hg. v. Ruthellen Josselson. American Psychological Association.
- McLean, Kate C. (2008). The Emergence of Narrative Identity. *Social and Personality Psychology Compass* 2 (4), 1685–1702.
- McLean, Kate C./Köber, Christin/Haraldsson, Kristin Gudbjorg (2019). The repeated narration of specific events and identity stability in midlife. In: *Qualitative Psychology. Special Issue: Stability and Change in Narrative Identity: Exploring Repeated Narration (Volume 6, Issue 2 [Jun])*, 146–155. Hg. v. Ruthellen Josselson. American Psychological Association.
- Mishler, Elliot George (1984). *The discourse of medicine. Dialectics of medical interviews*. Norwood, NJ, Ablex.

- Nittel, Dieter (2008). Über den Realitätsgehalt autobiographischer Stegreiferzählungen. Methodologische Standortbestimmung eines pädagogischen Zeitzeugenprojektes. In: Heide von Felden (Hg.). Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 69–108.
- Nohl, Arnd-Michael (2005). Dokumentarische Interpretation narrativer Interviews. In: bildungsforschung, Jahrgang 2, Ausgabe 2. Online verfügbar unter <http://www.bildungsforschung.org/Archiv/2005-02/interview/> (abgerufen am 23.06.2012).
- Nolda, Sigrid (2009). Die innere Seite des Lernens einholen. Methodologische Überlegungen zur Erforschung lebenslangen Lernens. DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung, 30–32.
- Norrick, Neal R. (1997). Twice-told tales: Collaborative narration of familiar stories. *Language in Society* 26 (2), 199–220.
- Norrick, Neal R. (1998). Retelling stories in spontaneous conversation. *Discourse Processes* 25 (1), 75–97.
- Nünning, Ansgar (Hg.) (1998). Unreliable narration. Studien zur Theorie und Praxis ungläubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur. Trier, WVT.
- Nünning, Ansgar (2012). „With the Benefit of Hindsight”: Features and Functions of Turning Points as a Narratological Concept and as a Way of Self-Making. In: Ansgar Nünning/Kai Marcel Sicks (Hg.). *Turning Points. Concepts and Narratives of Change in Literature and Other Media*. Berlin, Boston, DE GRUYTER, 31–58.
- Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2016). Conceptualizing ‘Broken Narratives’ from a Narratological Perspective: Domains, Concepts, Features, Functions, and Suggestions for Research. In: Anna Babka/Marlen Bidwell-Steiner/Wolfgang Müller-Funk (Hg.). *Narrative im Bruch*. Göttingen, V&R unipress, 37–86.
- Otte, Rainer (2001). *Thure von Uexküll. Von der Psychosomatik zur Integrierten Medizin*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- El Ouassil, Samira/Karig, Friedemann (2021). *Erzählende Affen. Mythen, Lügen, Utopien. Wie Geschichten unser Leben bestimmen*. Berlin, Ullstein.
- Pasupathi, Monisha/Wainryb, Cecilia (2019). Ghosts in the story: The role of audiences in stability and change in twice-told life stories. In: *Qualitative Psychology. Special Issue: Stability and Change in Narrative Identity: Exploring Repeated Narration (Volume 6, Issue 2 [Jun])*, 178–193. Hg. v. Ruthellen Josselson. American Psychological Association.
- Payne, M. (2000). *Narrative therapy: An introduction for counsellors*. London: Sage.
- Pfänder, Stefan (2015). Elizitierung von retold stories in einem Filmsetting. Eine Fallstudie zu Positionierungsvarianten in autobiographischen Erzählungen. In: Schumann et al. (Hg.). *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld, transcript, 119–132.
- Pillemer, D. B. (1998). *Momentous events, vivid memories*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Polanyi, Livia (1981). Telling the same story twice. *Text – Interdisciplinary Journal for the Study of Discourse* 1 (4), 315–336.
- Polkinghorne, Donald E. (1988). *Narrative knowing and the human sciences*. Albany, NY, State University of New York Press.
- Polkinghorne, Donald E. (1991). Narrative and Self-Concept. *Journal of narrative and life history (Vol. 1)*, 135–153.

- Porombka, Stephan (2009). Populäre Biographik. In: Christian Klein (Hg.). Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart/Weimar, Verlag J.B. Metzler, 122–131.
- Quasthoff, Uta M. (1993): Vielfalt oder Konstanz in den sprachlichen Formen des Kindes. Linguistische, entwicklungstheoretische und didaktische Aspekte. In: *Der Deutschunterricht* 45, 44–56.
- Richter, Myriam/Hamacher, Bernd (2009). Biographische Kleinformen. In: Christian Klein (Hg.). Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart/Weimar, Verlag J.B. Metzler, 137–142.
- Ricoeur, Paul (1974). Stellung und Funktion der Metapher in der biblischen Sprache. *Evangelische Theologie* 34.
- Riemann, Gerhard (1987). Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. Teilw. zugl.: Kassel, Gesamthochschule, Diss., 1983. München, Fink.
- Riemann, Gerhard (2009). Über das Leben mit Hintergrundkonstruktionen, Wandlungsprozessen und Forschungswerkstätten – Zwischenbemerkungen zu Fritz Schütze. *Zeitschrift für Qualitative Forschung* (10 [1]), 151–160.
- Riessman, Catherine Kohler (2008). *Narrative methods for the human sciences*. Los Angeles, Sage Publications.
- Rosenthal, Gabriele (1994). Die erzählte Lebensgeschichte als historisch-soziale Realität. Methodologische Implikationen für die Analyse biographischer Texte. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.). *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*. Münster, Westfälisches Dampfboot, 125–138 (Meine Seitenangaben beziehen sich auf die Online-Version).
- Rosenthal, Gabriele (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Zugl.: Kassel, Gesamthochsch., Habil.-Schr., 1993. Frankfurt/Main, Campus-Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (2002). Erzählte Lebensgeschichten zwischen Fiktion und Wirklichkeit: zum Phänomen „falscher“ Identitäten. In: Irene Diekmann/Julius H. Schoeps (Hg.). *Das Wilkomirski-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen oder von der Sehnsucht Opfer zu sein*. Zürich/München, Pendo, 216–235.
- Rosenthal, Gabriele (2010). Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. In: Birgit Griese (Hg.). *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung*. Wiesbaden, VS Verl. Für Sozialwiss., 197–218.
- Rosenthal, Gabriele (2015). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. 5. Aufl. Weinheim/Basel, Beltz Juventa.
- Rosenthal, Gabriele/Fischer-Rosenthal, Wolfram (1997). Narrationsanalyse biographischer Selbstrepräsentationen. In: Ronald Hitzler/Anne Honer (Hg.). *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*. Wiesbaden/s.l., VS Verlag für Sozialwissenschaften, 133–164.
- Rubin, Zick (1974). *Lovers and Other Strangers: The Development of Intimacy in Encounters and Relationships*. Experimental studies of self-disclosure between strangers at bus stops and in airport departure lounges can provide clues about the development of intimate relationships. *American Scientist* (Vol. 62, No. 2), 182–190.
- Rubin, Zick (1975). Disclosing oneself to a stranger: Reciprocity and its limits. *Journal of Experimental Social Psychology* 11 (3), 233–260.

- Sacher, Julia (2015). Thema mit Variation – Leitmotive als Übergangsphänomene beim Retelling. In: Schumann et al. (Hg.). *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld, transcript, 61–88.
- Sarbin, Theodore R. (Hg.) (1986). *Narrative psychology. The storied nature of human conduct*. New York, NY, Praeger.
- Scarvaglieri, C. (2013). „Nichts anderes als ein Austausch von Worten“. *Sprachliches Handeln in der Psychotherapie*. Herausgegeben von Mechthild Habermann und Heiko Hausendorf. Berlin/Boston: Walter de Gruyter.
- Schapp, Wilhelm (2004 [1953]). In *Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding*. 4. Aufl. Frankfurt am Main, Klostermann.
- Scheidt, Carl Eduard/Lucius-Hoene, Gabriele (2015). Die Wiedererzählung prototypischer Beziehungserfahrungen in der Psychotherapie. In: Schumann et al. (Hg.). *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld, transcript, 227–242.
- Scheidt, Carl Eduard/Lucius-Hoene, Gabriele/Stukenbrock, Anja/Waller, Elisabeth (Hg.) (2014). *Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust*. Stuttgart, Schattauer GmbH Verlag für Medizin und Naturwissenschaften.
- Schierbaum, Anja/Corsten, Michael (2020). Jugend und Biographie – Zur längsschnittlichen Untersuchung von Herausforderungen im Jugendalter. In: Sven Thiersch (Hg.). *Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen*. Leverkusen, Verlag Barbara Budrich, 201–220.
- Schlegel, Leonhard (1988). *Die transaktionale Analyse. Ein kritisches Lehrbuch und Nachschlagewerk*. 3. Aufl. Tübingen, Francke.
- Schlüter, Anne (2008). Die Souveränität der Erzählenden und die Analyse von Eingangssequenzen bei narrativen Interviews. Erfahrungen aus dem Forschungs- und Interpretationskolloquium. In: Heide von Felden (Hg.). *Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 211–225.
- Schmid, Wolf (1982). Die narrativen Ebenen ‚Geschehen‘, ‚Geschichte‘, ‚Erzählung‘ und ‚Präsentation der Erzählung‘. In: *Wiener Slawistischer Almanach*. Vol. 9 (1982), 83–110.
- Schmitt, Rudolf (2017). *Systematische Metaphernanalyse als Methode der qualitativen Sozialforschung*. Wiesbaden, Springer VS.
- Schmitt, Marina/Wahl, Hans-Werner/Kruse, Andreas (2008). *Interdisziplinäre Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE). Abschlussbericht anlässlich der Fertigstellung des dritten Messzeitpunkts: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ)*.
- Schultz, W.T. (2003). The prototypical scene: A method for generating psychobiographical hypotheses. In D. McAdams, R. Josselson, & A. Lieblich (Eds), *Up close and personal: Teaching and learning narrative methods*. Washington D.C., APA Press.
- Schumann, Elke/Gülich, Elisabeth/Lucius-Hoene, Gabriele/Pfänder, Stefan (Hg.) (2015). *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld, transcript.
- Schumann, Elke/Gülich, Elisabeth/Lucius-Hoene, Gabriele/Pfänder, Stefan (2015). *Wiedererzählen: Eine Einleitung*. In: Schumann et al. (Hg.). *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld, transcript, 9–30.
- Schumann, Elke/Lucius-Hoene, Gabriele (2014). *Wiedererzählen als Möglichkeit, anders zu erzählen. Die wiederholte Rekonstruktion einer belastenden Kindheitsepisode:*

- Eine vergleichende Analyse. In: Carl Eduard Scheidt/Gabriele Lucius-Hoene/Anja Stukenbrock et al. (Hg.). *Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust*. Stuttgart, Schattauer GmbH Verlag für Medizin und Naturwissenschaften, 94–108.
- Schütze, Fritz (1981). Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Joachim Matthes (Hg.). *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg, Verl. d. Nürnberger Forschungsvereinigung, 67–156.
- Schütze, Fritz (1982). Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Eberhard Lämmert (Hg.). *Erzählforschung. E. Symposion*. hrsg. von Eberhard Lämmert. Stuttgart, Metzler, 568–590.
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis* (3), 283–293.
- Schütze, Fritz (1984). Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli/Günther Robert (Hg.). *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart, Metzler, 78–117.
- Schütze, Fritz (1987). Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. *Erzähltheoretische Grundlagen*. Studienbrief der Fernuniversität Hagen.
- Schütze, Fritz (mit Carsten Detka und Monika Müller) (2002). Zwischenbericht zum Forschungsprojekt Prozessanalyse der Diabetes-Behandlung in Sachsen-Anhalt. Eine qualitativ-sozialwissenschaftliche Untersuchung. Magdeburg: ISOZ. Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.
- Schütze, Fritz (mit Michaela Frohberg, Jürgen Voigt, Carsten Detka, Birthe Dorendorf, and Christian Malina) (2005). Kurzgefasste Zusammenfassung der Ergebnisse des Magdeburger Akupunkturprojektes. Magdeburg: ISOZ. Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.
- Schütze, Fritz (2006). Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Heinz H. Krüger/Winfried Marotzki (Hg.). *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. 2. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 205–238.
- Schütze, Fritz (mit Katrin Perleberg und Viktoria Heine) (2006). Sozialwissenschaftliche Biographieanalyse von chronisch kranken Patientinnen auf der empirischen Grundlage des autobiographischnarrativen Interviews – exemplifiziert an der Lebensgeschichte einer jungen Patientin mit Morbus Crohn. *Psychotherapie & Sozialwissenschaft* 8(1), 95–145.
- Schütze, Fritz (2007). *Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives. How to Analyse Autobiographical Narrative Interviews*. In: Fritz Schütze (2016): *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung*. Hg. v. Werner Fiedler/Heinz-Hermann Krüger. Opladen/Berlin/Toronto, Verlag Barbara Budrich, 75–115.
- Schütze, Fritz (mit Viktoria Heine, Michael Koehler und Jörg Frommer) (2012). From life-threatening experiences to ideas of rescue: coping with 'trajectories of suffering' in adult acute leukaemia survivors. *Research in Psychotherapy* 15(2), 107–116.
- Schütze, Fritz (2013): Alltägliche Kategorisierungs-, Typisierungs- und Klassifikations-tätigkeit der Ärzte als abgekürzte professionelle Erkenntnis- und Vermittlungszuwendung. In: Herzberg, H.; Seltrecht, Astrid (Hrsg.): *Der soziale Körper. Interdisziplinäre Zugänge zur Leiblichkeit*. Opladen, Verlag Barbara Budrich, 227–290.

- Schütze, Fritz (2016): Biographische Prozesse und biographische Arbeit als Ressourcen der Diagnose und Behandlung? In: Detka, Carsten (Hg.): *Qualitative Gesundheitsforschung. Beispiele aus der interdisziplinären Forschungspraxis*. Opladen, Budrich, 125–164.
- Schütze, Fritz/Ruppel, Paul S./Chakkarath, Pradeep (2022). »Dann stellten wir aber fest: Da sind diese Lebensgeschichten«. Fritz Schütze im Gespräch mit Paul S. Ruppel und Pradeep Chakkarath. *Journal für Psychologie* 30 (1), 88–110.
- Schwitalla, Johannes (1979). *Dialogsteuerung in Interviews. Ansätze zu einer Theorie der Dialogsteuerung mit empirischen Untersuchungen von Politiker-, Experten- und Starinterviews in Rundfunk und Fernsehen. Zugleich Dissertation (Universität Freiburg (Breisgau), Philosophische Fakultät)*. München, Hueber.
- Selbert, Shevek K. (2018): Das Phänomen Selbsterbesserung. Exemplarische Fallstudie zu einem unternehmerischen Selbst der Egoterik. In: Heide von Felden (Hg.): *Selbstoptimierung und Ambivalenz. Gesellschaftliche Appelle und ambivalente Rezeptionen*. Wiesbaden, VS-Verlag, 145–171.
- Selbert, Shevek K. (2020). Die Relevanzsetzung in wiederholten Selbsterzählungen. Zur methodischen Grundlegung einer qualitativen Längsschnittstudie zum autobiographischen Wiedererzählen. In: Sven Thiersch (Hg.). *Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen*. Leverkusen, Verlag Barbara Budrich, 181–198.
- Singer, Jefferson A./Salovey, Peter (1993). *The remembered self: Emotion and memory in personality*. New York: Free Press.
- Singer, Jefferson A./Blagov, Pavel/Berry, Meredith/Oost, Kathryn M. (2012). Self-defining memories, scripts, and the life story: narrative identity in personality and psychotherapy. *Journal of personality* 81 (6), 569–582.
- Singer, Jefferson A. (2019). Repetition is the scent of the hunt: A clinician's application of narrative identity to a longitudinal life study. In: *Qualitative Psychology. Special Issue: Stability and Change in Narrative Identity: Exploring Repeated Narration (Volume 6, Issue 2 [Jun])*, 194–205. Hg. v. Ruthellen Josselson. American Psychological Association.
- Stern, Daniel (2005). *Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozess in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag*. Frankfurt/Main, Brandes & Apsel.
- Stierle, Karlheinz (1973). Geschehen, Geschichte, Text der Geschichte. In: Wolf-Dieter Stempel (Hrsg.). *Geschichte – Ereignis und Erzählung*. München, Fink, 530–534.
- Straub, Jürgen (2010). *Erzähltheorie/Narration: Narrative Psychologie und qualitative Forschung*. In: Günter Mey/Katja Mruck (Hg.). *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, Springer Fachmedien Wiesbaden, 136–150.
- Straub, Jürgen (2022). Vom Leben erzählen: Warum und wozu diese ganzen Geschichten? In: Peter Jakob, Maria Borcsa, Jan Olthof, Arist von Schlippe (Hrsg.). *Narrative Praxis. Ein Handbuch für Beratung, Therapie und Coaching*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 39–70.
- Thiersch, Sven (Hg.). *Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen*. Leverkusen, Verlag Barbara Budrich, 181–198.
- Tomkins, Silvan Solomon (1978). Script theory: Differential magnification of affects, In H. E. Howe, Jr. & R. A. Dienstbier (Eds.), *Nebraska Symposium on Motivation*, Vol. 26. Lincoln: University of Nebraska Press.

- Uexküll, Thure von (2013). Von Psychosomatisch zu Integrierter Medizin. In: Bernd Hontschik/Wulf Bertram/Werner Geigges (Hg.). Auf der Suche nach der verlorenen Kunst des Heilens. Bausteine der Integrierten Medizin. Stuttgart, Schattauer, 61–72.
- Welzer, Harald (2010). Re-narrations: How pasts change in conversational remembering. *Memory Studies* 3 (1), 5–17.
- Wimmer, Michael (2014). Pädagogik als Wissenschaft des Unmöglichen. Bildungsphilosophische Interventionen. Paderborn, Verlag Ferdinand Schöningh.
- Wohlfarth, Rainer (2012). Individuelle Wege des Alterns? Studie zur Konsistenz und Kohärenz der Identität im hohen Lebensalter und ihrer Bedeutung für die Gesundheitsförderung. Zugleich Dissertation, Pädagogische Hochschule Freiburg (Breisgau), 2012. Freiburg im Breisgau, Centaurus-Verlag.
- Zipfel, Frank (2014). Fiktionssignale. In: Tobias Klauk/Tilmann Köppe (Hg.). Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch. DE GRUYTER, 97–124.

Anhang

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Fermentierung und Formatierung von Biographie I zu Biographie II	60
Abb. 2: Trianguläre Schemata zur Ausdifferenzierung der autobiographischen Stimme	68
Abb. 3: Visualisierung des theoretischen Rahmenmodells	71
Abb. 4: Balkendiagramm zur Visualisierung der Interviewlängen	97
Abb. 5: Diagramm zu den Selbsterzählungs- und Interviewlängen im Vergleich	113
Abb. 6: Schematische Darstellung der Analysestufen	144
Abb. 7: Beispiel-Visualisierung der Globalstruktur (05w-VB)	147
Abb. 8: Beispiel-Synopsenbaum (03w-IL)	149
Abb. 9: Diagramm zu den Selbsterzählungs- und Interviewlängen der Schlüsselfälle	153
Abb. 10: Globalstruktur Ilse Heberling (06w-IH)	166
Abb. 11: Visualisierung der Zonalkontextualisierung (06w-IH)	169
Abb. 12: Synopsenbaum zu rereasonings (06w-IH)	175
Abb. 13: Exemplarischer Synopsenbaum Musternarrativ (06w-IH)	187
Abb. 14: Globalstruktur Joachim Marne (14m-JM)	192
Abb. 15: Lokalperlen „Letzte Arbeitsphase“ (14m-JM)	200
Abb. 16: Synopsenbaum Berufsausstieg (14m-JM)	202
Abb. 17: Globalstruktur Kurt Groscher (13m-KG)	213
Abb. 18: Heuristische Defragmentierung der Haupterzählungen (13m-KG)	214
Abb. 19: Zonal-Erzählketten Kurt Groscher, erster Teil – negative Wende (13m-KG)	216
Abb. 20: Zonal-Erzählketten Kurt Groscher, zweiter Teil – positive Wende (13m-KG)	218
Abb. 21: Lokal-Erzählketten Kurt Groscher – Sexualität (13m-KG)	220
Abb. 22: Globalstruktur Vera Bergmann (05w-VB)	233
Abb. 23: Detail Erzähleinstieg (05w-VB)	233
Abb. 24: Interviewgesamtverläufe Vera Bergmann (05w-VB)	235
Abb. 25: Heuristische Defragmentierung der Haupterzählungen (05w-VB)	236
Abb. 26: Gegenüberstellende heuristische Defragmentierung (05w-VB)	237
Abb. 27: Synopsenbaum „Das hat mir meine Mutter schon gegeben“ (05w-VB)	239
Abb. 28: Synopsenbaum „Die Vera geht ma' schlafen“, Sequenz 2 und 3 (05w-VB)	242
Abb. 29: Synopsenbaum „eigene Gedanken zu machen“ (04m-WT)	260
Abb. 30: Globalstruktur Wolfgang Timme (04m-WT)	261
Abb. 31: Zonal-Erzählketten Wolfgang Timme - Globalerzählperle C (04m-WT)	263
Abb. 32: Zonal-Erzählketten 1968–1974 (04m-WT)	264

Abb. 33: Zonalerzählketten 1975–ca. 1991 (04m-WT).....	265
Abb. 34: Synopsenbaum „Ehe versoffen/zersoffen“ - Sequenz 1 (04m-WT)	266
Abb. 35: Synopsenbaum „Ehe versoffen/zersoffen“ - Sequenz 2 (04m-WT)	268
Abb. 36: Synopsenbaum „Ehe versoffen/zersoffen“ - Sequenz 3 (04m-WT).....	269
Abb. 37: Ergänzung zu Sequenz 2 von „Ehe versoffen/zersoffen“ (04m-WT).....	270
Abb. 38: Synopsenbaum „Ende mit Suff“ - Sequenz 4 (04m-WT)	272
Abb. 39: Synopsenbaum „Geld verdient“ (04m-WT)	275
Abb. 40: Globalstruktur Irmgard Lindgen (03w-IL).....	287
Abb. 41: Synopsenbaum Schlusscodas (03w-IL)	288
Abb. 42: Visualisierung der verbalen Interviewendenimpulse im Gesamtverlauf (03w-IL)	289
Abb. 43: Biographischer Zeitstrahl (3w-IL).....	294
Abb. 44: Interdependenzmodell der Schlüsseltypen des autobiographischen Wiedererzählens	320
Abb. 45: Skalarmodell der Schlüsseltypen des autobiographischen Wiedererzählens.....	322
Abb. 46: Übersicht der Techniken autobiographischen Wiedererzählens	323
Abb. 47: Visuelle Darstellung der heuristischen Nebenfallzuordnung im Typenmodell.....	324
Abb. 48: Effekte des biographischen Erzählprofils auf das Wiedererzählen.....	334
Abb. 49: Effekte der Erzählsituation auf das Wiedererzählen	336
Abb. 50: Effekte der Zeitlichkeit auf das Wiedererzählen.....	338

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Exmanenter Fragenkatalog der Ersterhebung.....	103
Tabelle 2: Exmanenter Fragenkatalog der Zweiterhebung	121

